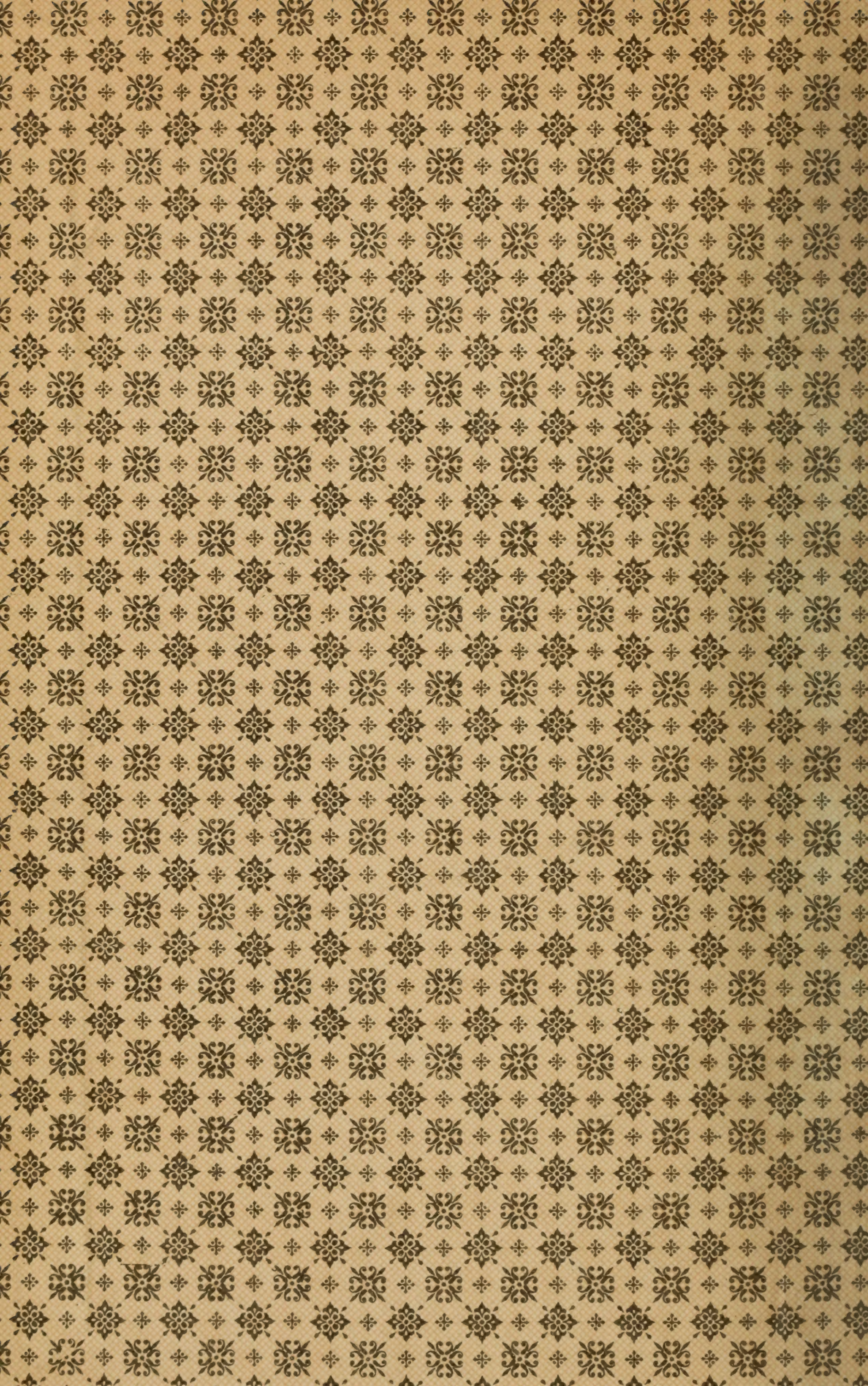
Geschichte

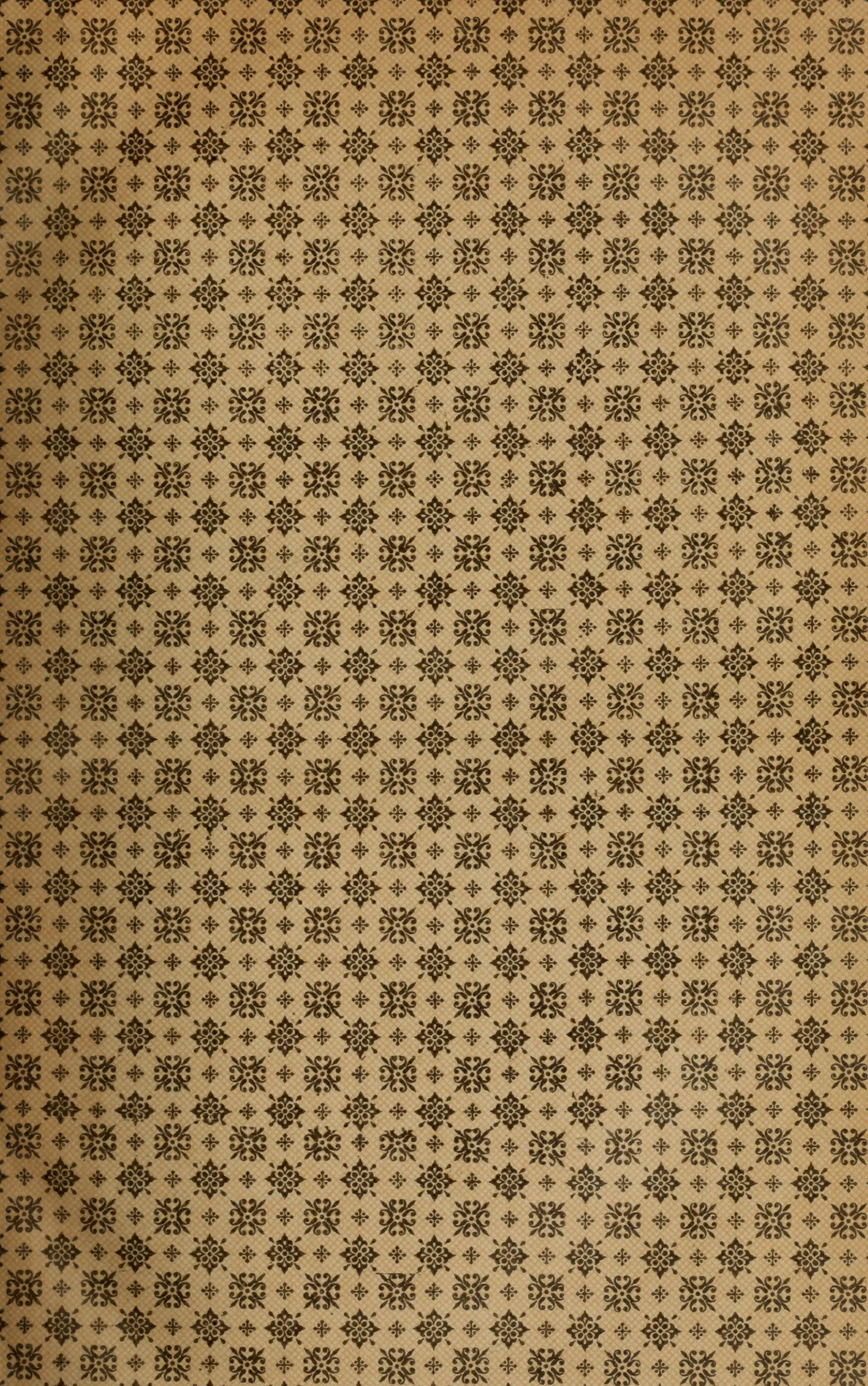
der

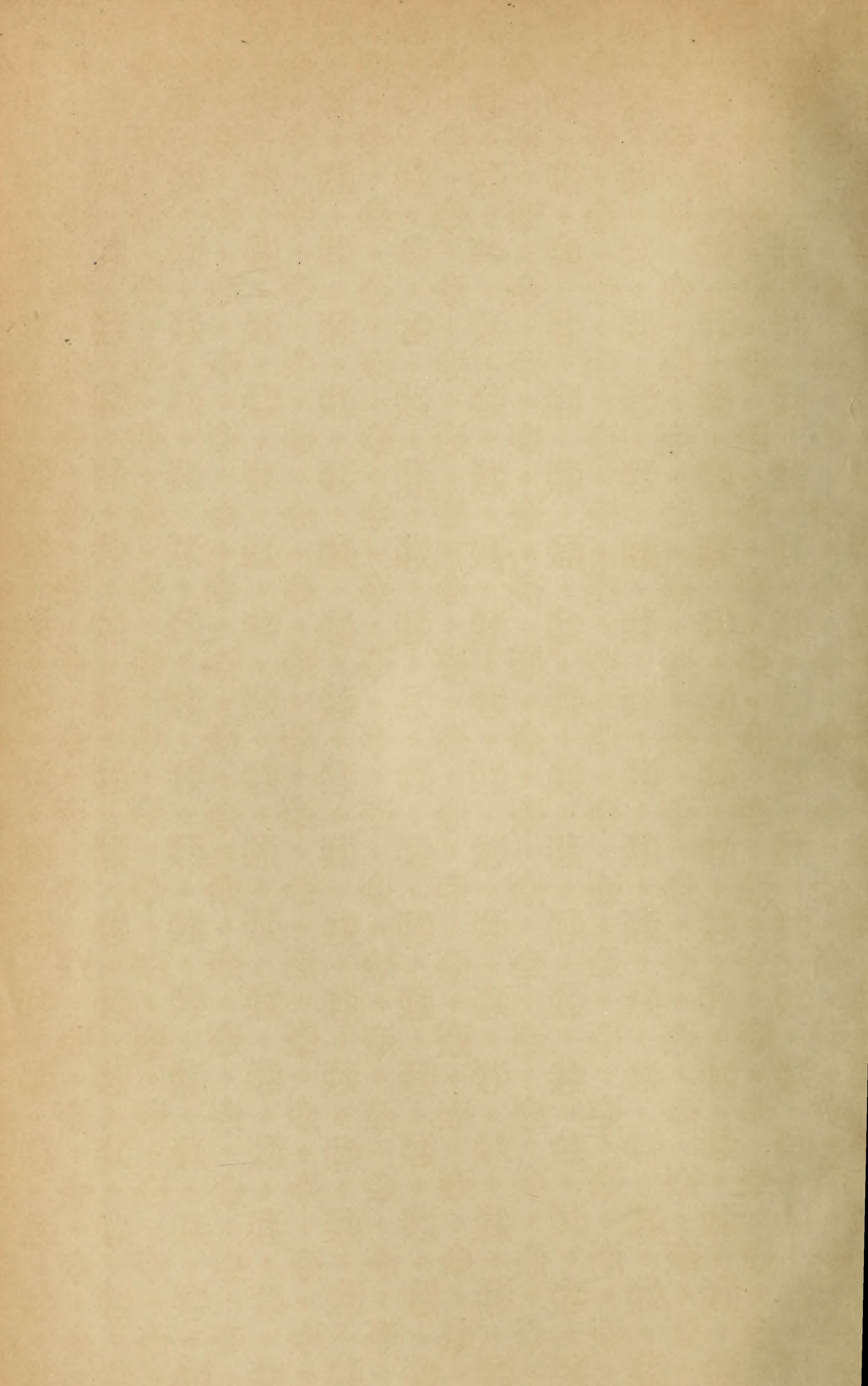
Revolutionszeit

von

Heinrich von Sybel







Geschichte der Revolutionszeit

von 1789 bis 1800.

Dritter Band.

Geschichte

der

Revolutionszeit

von 1789 bis 1800.

Von

Heinrich von Sybel.

Dritter Band.

Vierte Auflage. (Neue Ausgabe.)



Frankfurt a. M.
Literarische Anstalt
Rütten & Loening.
1882.

Inhalt des dritten Bandes.

Seite

Neuntes Buch.

Siege der französischen Republik.

Zehntes Buch.

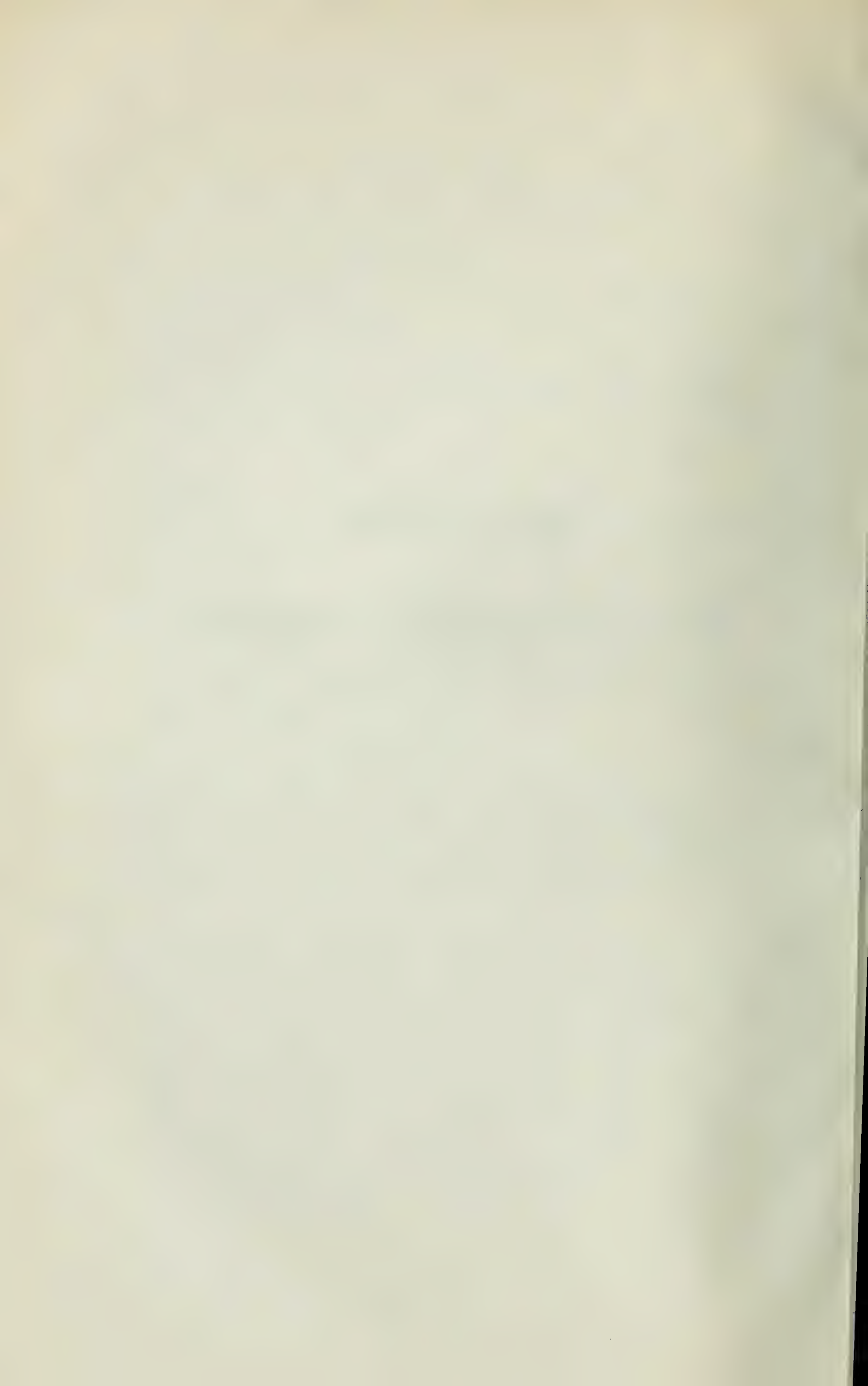
Dritte Theilung Polens.

Seite

Zwölftes Buch.
Ende des französischen Nationalconvents.

Neuntes Buch.

Siege der französischen Republik.



Erstes Capitel.

Französische Rüstungen.

Seit dem September 1793 lag Frankreich unter dem Drucke jener organisirten Pöbelmasse, welche ihre Theile bis in die kleinsten Dörfer des Landes verbreitete, ein allmächtiges Regiment über Leib und Leben der Bürger handhabte, ihre Opfer nach Tausenden, ihre Beute nach Millionen zählte, und bald gegen die eigenen Genossen mit gleicher Grausamkeit wie gegen die übrige Bevölkerung wüthete. An jeder Grenze stand der Krieg gegen die europäischen Mächte, aus hundert Gründen war der Wohlfahrtsausschuß zu schrankenloser Fortsetzung des Kampfes entschlossen. Trotz alles Raubes verarmte der Staatsschatz mit der steigenden Verarmung der beraubten Nation: man mußte, um im Innern fortzuleben, nach fremder Beute ausschauen. Trotz alles Schreckens empfand die Regierung den wachsenden Abscheu der Bürger: es schien wohlgethan, sie in die Heere zu werfen, durch militärische Zucht zu bändigen, an die Grenzen und über die Grenzen hinaus zu entfernen. Trotz der Spaltungen im Lager der Verbündeten hielten die Schöpfer der Septembermorde einen Frieden mit der übrigen Welt für undenkbar: sie meinten die Gegner vernichten zu müssen, um nicht selbst einem sicheren Verderben zu verfallen. So rafften sie alle Kräfte ihres Landes, Menschen und Güter, Gedanken und Schwerter, Geld und Blut mit unermeßlicher und schonungsloser Anstrengung zusammen, um mit einem auf allen Seiten unwiderstehlichen Strome die Lande des alten Europa zu überfluthen.

Wir haben beobachtet, was Alles zu gleichem Zwecke in den früheren Abschnitten der Revolution bereits geschehen war. Zu dem Heere von 150,000 Mann, welches im Frühling 1792 an den Grenzen

stand, hatte der Widerstand gegen den preußischen Angriff etwa 100,000 Freiwillige geliefert: bei dem Ausbruche des englischen Krieges wurde darauf die gezwungene Rekrutirung der 300,000, endlich am 23. August die Bereitstellung aller Männer vom 18. bis zum 25. Lebensjahre verfügt. In den Departements, welche unmittelbar durch den Krieg berührt waren, den Grenzbezirken also des Elsasses und Flanderns, der Vendee, Lyons und Toulons, wurde die Erhebung in Masse, wie wir sahen, eine Wahrheit: was dort überhaupt an waffenfähigen Männern vorhanden war, mußte wohl oder übel bewaffnet, mit oder ohne Verpflegung, Besoldung, Ausbildung, in den Heerlagern sich einfinden, so daß in dieser tumultuarischen Weise wenigstens 150,000 Menschen unter die Fahnen gejagt wurden. Indessen sah man bald, wie viele Opfer durch ein so kopfloses Stürmen unnütz vergeudet wurden, und wandte alle Kraft darauf, die aufgerufene junge Mannschaft in militärisch brauchbarer Weise zu ordnen. Man konnte annehmen, daß bei der damaligen Bevölkerung etwa 120,000 Männer jährlich das waffenpflichtige Alter erreichten; das Gesetz vom 23. August bot acht solcher Jahrgänge auf, und so hatte man, nach Abrechnung dessen, was aus diesem Lebensalter bereits in den Regimentern stand, eine Ausbeute von ungefähr 500,000 Rekruten zu erwarten. Nimmt man hinzu, daß die Royalisten der Vendee und die Städte des Südens während des Herbstes nach geringster Rechnung ebenfalls 150,000 Mann unter den Waffen hatten, so ergiebt sich, daß das französische Volk in dem einen Jahre 1793 mehr als eine Million seiner kräftigsten Männer in das Getümmel eines täglich mörderischeren Krieges hinein warf.

So riesenhaft nun auch diese Anstrengung war, so viel fehlte daran, daß sie den Zwecken des Staates in vollem Umfange zu Gute gekommen wäre. Als die Rekrutirung des 23. August befohlen wurde, besaßen die Hebertisten die Fülle des politischen Einflusses, und waren von Haß und Argwohn gegen die bestehenden militärischen Einrichtungen erfüllt. Es war allerdings seit Februar befohlen, daß alle Soldaten zu Freiwilligen gemacht, die Bataillone beider Gattungen zu Halbbrigaden verbunden, die Officiere derselben von der vermischten Mannschaft gewählt werden sollten: allein im Angesichte des übermächtig andringenden Feindes eine solche Auflösung der alten Truppenverbände zu vollziehen, war den Generalen und dem dantonistischen Wohlfahrtsausschusse doch zu halsbrechend erschienen, und demnach die Ausführung des Decretes unterblieben. Nach der Erneuerung des Ausschusses hatte man dann sofort am 12. August den Befehl der Mischung wiederholt. Indessen eben damals war kein Augenblick zur Rettung Dünkirchens,

zur Deckung des Elsasses, zur Einschränkung der Vendeer zu verlieren; mithin konnte man an durchgreifende Aenderungen in der Heeresorganisation nicht denken, und wieder blieben die verhaßten und gefürchteten Linienregimenter mit ihren ritterlichen Officieren und zünftigen Generalstäben nach wie vor bestehen. Der Kriegsminister Bouchotte wollte nun die neuen Rekruten um keinen Preis diesen Einflüssen Preis geben; er setzte also fest, daß überall die Gemeinden die Aushebung besorgen, die Rekruten jedes Bezirks in dem Hauptorte desselben zu einem Bataillone zusammentreten, sich dort aus ihrer Mitte Officiere und Unterofficiere nach Bedürfniß wählen, und so als fertiger neuer Truppenkörper nach Empfang der Waffen an die Grenze abrücken sollten. Wir kennen bereits die Natur der damaligen Gemeindebehörden, den Grad ihrer Bildung, die Weise ihrer Gesinnung, und ermessen leicht, mit welcher Masse von Eifer, Lärmen und Verwirrung sie diese Rüstung betrieben. Ueberall redeten Volkscommissare, Clubs und Revolutionsausschüsse mit hinein, und nur die Dictatur der gerade anwesenden Conventsmitglieder machte das Zusammentreten der Bataillone möglich. So weit war die politische Entwicklung gediehen, daß der Mannschaft der strengste Gehorsam gegen die Befehle der Regierung und der Conventscommissare bei sofortiger Todesstrafe eingeschärft wurde: im Uebrigen aber predigte man ihnen Argwohn gegen die Officiere, Haß gegen die Aristokraten, Selbstbewußtsein der Freiheit und Gleichheit. Wie es eben gehen wollte, suchten sich die neuen Bataillone mit Waffengebrauch und Exercitium bekannt zu machen: die Fortschritte waren aber bei dem Mangel an kundigen Officieren äußerst langsam, so daß der Convent schon am 27. September bestimmte, die Bürger der neuen Aushebung sollten zunächst die Festungsgarnisonen ablösen, und diese sich dann zu ihren Heeren begeben. Wie die Ausbildung blieb aber auch die Zucht und Aufsicht unter den gewählten Vorgesetzten höchst mangelhaft; die Mannschaft, meist mit großem Widerwillen zusammengetreten, war zu keiner Haltung zu bringen und schmolz durch massenhafte Desertion den Führern unter den Händen weg. Wer aushielt, wünschte wenigstens nicht Gemeiner zu bleiben; die neuen Bataillone vermehrten demnach eigenmächtig die Zahl ihrer Aemter, und so kam es, daß die Regierung Ende October zu ihrem Schrecken erfuhr, sie würde von nun an 260,000 Officiere und Unterofficiere zu besolden haben. Dies entschied denn einen völligen Umschwung des Systems durch ein neues und umfassendes Gesetz vom 22. November. Hiernach sollten sofort bei den Heeren die gemischten Halbbrigaden zu je drei Bataillonen, eines von der Linie, zwei von Freiwilligen gebildet, die Zahl derselben auf 210 gebracht, und die vor-

handene geübte Truppe als deren Stämme verwandt, sodann aber die Bataillone der neuen Aushebung sämmtlich aufgelöst und die Mannschaft derselben, ohne Rücksicht auf den bisherigen Rang, Officiere, Unterofficiere und Soldaten, als Gemeine bei den Halbbrigaden eingereiht werden. Wer sich dagegen sträubte, sollte als Verdächtiger eingesperrt, wer sich dem Dienste zu entziehen suchte, als Empörer behandelt und erschossen werden.

Diese Einrichtung, bei welcher die Halbbrigade zu 3200 Mann angenommen wurde, mußte nach ihrer Vollendung eine Masse von 672,000 Mann Fußvolk ergeben. Die Reiterei, deren Bildung durch den sehr empfindlichen Pferdemangel erschwert wurde, sollte auf 90,000 Mann gebracht werden: man hatte zu diesem Zwecke schon im August alle Luxuspferde des Landes mit Beschlag belegt und im October außerdem von jedem Canton acht Pferde gefordert; jedoch blieb das Ergebniß bei der tiefen Zerrüttung von Ackerbau und Viehzucht weit hinter der Erwartung zurück, und alle Gewaltsamkeit, womit einzelne Conventscommissare zuweilen an einem Orte mehrere hundert Pferde gleichzeitig einzogen, vermochte den Zustand nicht zu bessern. Mit nicht geringerem Eifer wurden Kanonen gegossen, Batterien gebildet, Fuhrwerk und Munitionmassen angehäuft.

Die Pariser Waffenfabriken, mit immer neuen Millionen genährt, lieferten allmählich bis zu 1000 Stück Musketen täglich; man erfand ein Verfahren, aus dem Metall der Glocken das nöthige Material für die Geschützröhren zu gewinnen; die Regierung legte sich die Verfügung über allen salpeterhaltigen Boden bei, und bald wurde es patriotische Mode bei den eifrigen oder gehorsamen Bürgern, die Keller nach dem kostbaren Salze zu durchwühlen. An Nahrung und Kleidung schien es den Truppen nicht fehlen zu können, denn was man bedurfte, wurde den übrigen Einwohnern eben fortgenommen. Wie weit man hier ging, haben wir früher an einzelnen Beispielen gesehen; von allgemeinen Maßregeln mag angeführt werden, daß am 18. December ein Verbot an alle Schuhmacher des Reiches erlassen wurde, in den nächsten Monaten für irgend Jemand sonst als für die Heerverwaltung zu arbeiten. In den Bureaux des Kriegsministeriums, der Marine, des Wohlfahrtsausschusses gingen die Forschungen und Entwürfe fort bei Tag und Nacht, keine Anstrengung, keine Ausgabe, kein Parteihader kam bei diesem großen Zwecke des Krieges in Anschlag. Denn hier, in dem Wunsche, Europa zu besiegen, waren alle Factionen einig, und was sonst ihre Regierung im Innern des Landes brandmarkte, ihre Grausamkeit und Hitze, ihre Habgier und Rechtslosigkeit kam ihnen

bei den Aufgaben der Heeresrüstung überall zu Statten. Während die absoluten Monarchen Europas auf Wohlstand und Stimmung ihrer Unterthanen die ängstlichste Rücksicht nahmen, ging diese demokratische Regierung, mit eisernem Schritte alle Hindernisse zertretend, ihren Weg.

Was sonst in der ersten Linie der Kriegssorgen zu stehen pflegt, die Finanzen, das war in diesem Staate längst nicht mehr vorhanden. Cambon rühmte im Laufe des Winters, daß man monatlich nicht mehr wie früher 300 bis 400, sondern bei doppelter Heeresstärke nur noch 180 Millionen verbrauche, so vortheilhaft habe die Erhebung des Wohlfahrtsausschusses auf Ordnung und Sparsamkeit gewirkt[1]). Setzt man von diesem Betrage auch ein Drittel als Verlust an den Assignaten ab, so ergiebt sich immer für das Jahr ein Kriegsbudget von 1440 Millionen L. oder, das Heer in runder Summe auf eine Million Soldaten angenommen, eine Jahresausgabe von 1440 L. auf jeden Streiter, während Napoleon zwölf Jahre später, alle Ausgaben für Material, Verpflegung, Hospitäler, Festungen mit eingerechnet, die jährlichen Durchschnittskosten des Infanteristen auf 500, die des Reiters auf 1000 Fr. ansetzte[2]). Man sieht, wie wild auch jetzt noch die nach despotischer Ordnung strebende Herrschaft des Wohlfahrtsausschusses mit Mark und Saft des Landes umsprang, und wenn in der Staatskunst die Wahl des Zweckes nicht selten ein geringeres Lob verdient als die Erreichung desselben durch angemessene Mittel, so wird man hier der Fähigkeit dieser Regierung nur eine sehr bedingte Anerkennung zollen dürfen. Zumal sich Thatsachen in Menge finden, welche die von Cambon angegebene Ziffer um ein Beträchtliches zu steigern zwingen. Als es einmal in diesen Monaten darauf ankam, Lebensmittel aus dem Auslande zu beschaffen, gewährte man den Unternehmern für eine Lieferung im Werthe von 1½ Millionen eine jährliche Rente von 10 Millionen im großen Buche der Republik[3]), und wenn ein einziger Fall dieser Art möglich war, so muß die tägliche Verschleuderung eine unermeßliche gewesen sein. Ein solcher Zustand war furchtbar für die Zukunft des Landes, aber nicht weniger furchtbar für die Feinde des-

[1]) Ganz ähnlich St. Just, bei Buchez, 35, 294 ff.

[2]) Gegen seinen Bruder Joseph, dem er sie allerdings etwas niedrig zu schildern wünscht. Andere Schätzungen aus der Revolutionszeit führen auf 1000 L. im Gesammtdurchschnitt.

[3]) C. N. 24. October 1796, vgl. Yvernois' Geschichte der französischen Finanzen von 1796, deutsch von Gentz S. 160

selben im nächsten Feldzuge. Denn was diese Regierung zu der Vernichtung ihrer Gegner irgend wie bedürfen mochte, das erlangte sie auch, gleichviel mit welchen Opfern, wenn es überhaupt durch Gold oder Blut zu erlangen war.

Indessen herrschte seit dem Gesetze vom 22. November in allen Heereslagern das regste Leben. Tagtäglich langten die Züge der Rekruten an, Schaaren von Hunderten, oft von Tausenden[1]). Der Eifer der Einzelnen zum Dienste war selten groß, das Volk trat widerwillig in eine beispiellose Siegeslaufbahn ein. Zur Unterstützung der bürgerlichen Behörden sandten die Generale militärische Agenten in die Provinzen, dennoch ging es langsam; die jungen Leute kamen trotz aller Bemühungen des Wohlfahrtsausschusses meist ohne Waffen an, und wurden auf gutes Glück in die ersten besten Bataillonsstämme eingestellt; konnten sie aber bei dem Waffenmangel nicht gleich exercirt werden, so meinten sie für's Erste wieder nach Hause gehen zu dürfen, und desertirten trotz der strengsten Verfügungen. Von allen Heerestheilen liefen die dringendsten Klagen ein, bis Anfang Februar die Conventscommissare beim Nord- und Ardennenheere den Befehl erließen, die Eltern jedes Ausreißers zu verhaften, ihr Vermögen einzuziehen, die Beamten aber ihrer Gemeinden einzusperren und mit einer Geldstrafe von 4000 Fr. zu belegen. Unter Klagen und Murren fügten sich darauf die Meisten: ihre Lage war wenig erbaulich, da es unmöglich war, in den erschöpften Grenzlanden die immer wachsenden Menschenmassen, beim Nordheere z. B. in den ersten beiden Wochen des Jahres 30,000, in den beiden folgenden Monaten ebenso viel Köpfe, nur halb leidlich unterzubringen, zu ordnen und zu verpflegen. Die Armeeverwaltung rührte sich aus allen Kräften; sie war wie sämmtliche Behörden jener Zeit überall und unbedingt gewaltsam, brachte für den Augenblick mächtige Erfolge zu Stande, und zerstörte sie gleich darauf durch ihre rechtlose Unordnung. Anfang März befahl ein Repräsentant, es solle kein Vieh mehr aus dem Lande in das Lager geschafft werden, weil dort der Ackerbau stocke, während hier ein unnützer Ueberfluß herrsche: und wenige Tage nachher sandte ein Anderer die bittersten Klagen über den Mangel, den gräßlichen, erdrückenden Mangel an Lebensmitteln nach Paris. So ging es in allen Zweigen: die Summe war, daß die Landschaften umher verödeten, das Nordheer einen steten Krankenbestand von 20—25,000 Mann hatte, endlich aber im Frühling die Heeresmassen zur Eröffnung der Feindseligkeiten bereit waren.

---

[1]) Das Folgende aus den Acten des Pariser Kriegsarchivs.

Die Bildung der gemischten Halbbrigaden vollzog sich erst gleichzeitig mit der Einstellung der Rekruten, was natürlich Anlaß zu vielfacher Stockung und Verwirrung gab. Hier fehlte es an Bataillonsstämmen, dort an Mannschaft zur Ausfüllung derselben, sehr allmählich brachte man eine gewisse Ausgleichung zu Stande. Im Convente selbst hatten sich nochmals Zweifel gegen die Auflösung der alten Regimenter erhoben, und der Kriegsausschuß auf die mögliche Zerrüttung hingewiesen. Allein Dubois-Crancé setzte hier wie das Jahr zuvor den Beschluß durch. Es ist ein Glück für die Freiheit, rief er, wenn der militärische Corpsgeist zerrüttet wird: eben jene Linientruppen würden sich an das persönliche Interesse eines ehrgeizigen Feldherrn fesseln lassen. Es war das nothwendige Geschick dieser revolutionären Regierung, auf das von ihr mit höchstem Kostenaufwand geschaffene Heer nur mit ununterbrochenem Argwohn blicken zu können: der Convent wiederholte am 8. Januar den Befehl zur Bildung der Halbbrigaden. Hierauf legte die Linie die weiße Uniform des altköniglichen Heeres ab, so ungern auch manche Officiere sich zu dem blauen Rocke der republikanischen Freiwilligen bequemten. Aber die leiseste Spur eines solchen Widerwillens führte sofortige Absetzung und Verhaftung herbei: von Neuem schieden auf diese Weise viele hunderte der bisherigen Führer aus. Bei der Ersetzung wurde vor Allem auf demokratischen Eifer, und Anfangs auf wenige andere Erfordernisse gesehen, so daß am 15. Februar der Convent die Wiederabsetzung aller Officiere verfügen mußte, welche nicht zu lesen und zu schreiben verstanden, eine Vorschrift, welche trotz des Terrorismus nur sehr allmählich zu strenger Ausführung gelangte. Was die kriegerische Zucht betraf, so wurde viel von dem Gehorsam gegen den Nationalwillen, d. h. den Wohlfahrtsausschuß geredet, eben so laut aber auch die Officiere ermahnt, stets die Sprache der Brüderlichkeit und der Ohnehosen zu reden, und die Truppen nicht durch Tyrannei des alten Styles zu drücken. Noch immer sandte die Regierung große Stöße patriotischer Zeitungen in das Lager, welche unter die Bataillone vertheilt und Abends nach dem Exercitium den Soldaten zur Erhitzung ihres Freiheitssinnes vorgelesen wurden. Was geschehen konnte, um ihnen den bevorstehenden Feldzug glänzend erscheinen zu machen, geschah in vollem Maß, und die Leichtgläubigkeit des französischen Bauern bot dazu die bequemste Handhabe. Die Meisten waren neben einander davon überzeugt, daß die barbarischen Oesterreicher im letzten Sommer Kinder gespießt und gebraten hätten, und daß die freiheitsdurstigen Oesterreicher im nächsten Frühling nicht scharf auf ihre französischen Brüder schießen würden. Zugleich wurde ihnen die Aus-

sicht auf Wohlleben und Beute in dem bald eroberten Belgien mit den lockendsten Farben geschildert. Mit dem girondistischen Gedanken eines großen Völkerbundes, zu dessen Erwirkung man die Könige zu treffen und die Völker zu schonen hätte, war es, wie wir wissen, gründlich vorüber: im Convente war amtlich ausgesprochen, daß alle zu erobernden Gegenden als feindliches Land zu behandeln seien, und der Wohlfahrtsausschuß hatte in diesem Sinne eine Anweisung an die Generale entworfen, welche sich kurz in der Vorschrift zusammenfassen läßt, Alles, was nicht niet- und nagelfest sei, auszuräumen und entweder den Truppen zu überliefern oder nach Frankreich zu schaffen. Bereits hatte das Rhein- und Moselheer das Beispiel in den besetzten Landstrichen der Pfalz gegeben, wo man den Städten und Dörfern schlechterdings Alles wegnahm, Geld, Kleider, Möbel, Vieh, Lebensmittel, und dann endlich die leeren Gebäude anzündete. Wie sich unter diesen Einflüssen die Truppen des Nordheeres gestalteten, zeigt u. A. folgender Bericht an das Kriegsministerium vom 20. März: „Das Heer ist fest in den großen republikanischen Grundsätzen; auch scheint es, als wenn sich die Sitten verbesserten und die Rechtschaffenheit vielen Soldaten theuer wäre. Freilich giebt es viele Ausnahmen. Die Mehrzahl der Händel, die wir zu bestrafen haben, betreffen Diebstähle, doch hat die Zahl seit einiger Zeit nachgelassen. Fast alle unsere Truppen jubeln in dem Gedanken, sich dem Plündern hinzugeben, sobald wir in Belgien einrücken." Man sieht, daß die Regierung durch die eigene Sittenlosigkeit auf der einen und das Bedürfniß des Krieges auf der andern Seite auf die rechten Mittel zur Ausbildung einer trotzigen Soldateska gekommen war: sie forderte Tapferkeit im Kampfe und politische Treue, verstattete dafür sonst alle Genüsse und Zuchtlosigkeit, und suchte so die Truppen gleich sehr durch gemeine und begeisterte Leidenschaft an sich zu ziehen. Es kam damit, was kommen mußte. Die Soldaten, einmal den Abschied von Hause überwunden, erfüllten sich schnell mit kriegslustigem Eifer, fingen an für die Republik zu schwärmen, die ihnen reiche Lorbeeren und ausgelassenes Leben verhieß, und wurden bald der Schrecken aller Gegner. Aber kein Gefühl der Pflicht war in ihnen angeregt, und so wandten sie auch der Republik den Rücken, so bald ein noch lorbeerreicherer Führer erschien, und richteten endlich auch diesen zu Grunde durch die Habgier und Selbstsucht, welche einst neben allem Ruhmesdurst die Revolution in ihren Herzen groß gezogen hatte.

Ihre technische Ausbildung blieb in den wenigen Uebungsmonaten allerdings mangelhaft. Es fehlte noch immer wie im vorigen Herbste an Manövrirfähigkeit und an standhafter Ruhe in der Vertheidigung.

Die Führer sahen es wohl, aber empfanden wenig Sorge darüber. Wenn die deutschen Truppen rascher ihr Feuer wiederholten, so mahnten die französischen Officiere zum stürmenden Anlauf mit dem Bajonnette, der Lieblingswaffe, sagten sie, der Republikaner. Stoben einmal ihre ungeübten Haufen in plötzlichem Schrecken aus einander, so zuckten sie gelassen die Achseln, weil die Flüchtigen sich doch auch eben so plötzlich zu neuem Angriff ermannten. Wenn ihre Soldaten bei jeder künstlichen Evolution in Verwirrung geriethen, so lehrten sie ihnen Verachtung aller Künstlichkeit und blindes Vertrauen allein in den vorwärtsdrängenden Muth. Nur keinen Augenblick Ruhe, unablässige Strapaze in Wind und Wetter, unaufhörliche Belästigung des Feindes im kleinen Kriege, unablässiges Anstürmen im hellen Haufen, mag fallen was will, die Republik hat Menschen genug, nur daß sie siege, daß die Truppen, der Feind, die Nation es lerne, Frankreichs Heer könne niemals geschlagen werden. So mahnten die Generale das Heer, so die Regierung die Generale. Mit höchster Ungeduld kamen die Anfragen aus Paris, wie lange es noch dauern könne, bis man den Feind überraschend im Felde erscheine, nichts als Muth und Bajonnette seien zur Offensive erforderlich, mit Energie und Henkersbeil sei Säumniß und schlechter Wille zu überwinden. Diesen Weisungen entsprechend, wurde von dem Nordheere die langgedehnte Vorpostenkette der Verbündeten den Winter hindurch an allen Punkten in Athem gehalten; in drei Monaten gab es über vierzig kleine Gefechte, und Ende März wurde nicht weit von Landrecy, ungefähr in dem Centrum der feindlichen Aufstellung, ein erster größerer Versuch gemacht. 30,000 Mann zogen gegen Cateau, wohin die Oesterreicher acht Bataillone höchst unbequem für die Verbindungslinien der französischen Festung vorgeschoben hatten. Die junge Mannschaft, ihrer Ueberzahl vertrauend, warf sich mit lautem Jubel auf den Feind: als dieser aber in kalter Sicherheit Stand hielt, brach der linke Flügel der Franzosen das Gefecht auf der Stelle ab, und der rechte, Anfangs vordringend, löste sich bei dem Erscheinen österreichischer Verstärkungen in wilde Flucht auf. Es war ein Bataillon der Pariser Aushebung, welches den Beginn des Ausreißens machte, ein Dragonerregiment folgte in unaufhaltsamer Verwirrung, und mehrere Geschütze blieben in den Händen der Sieger zurück. Es zeigt sich, schrieben darauf die Conventscommissare nach Paris, daß es gefährlich sein würde, die jungen Leute zu früh an den Feind zu bringen. Die Rücksicht auf das ungewöhnlich regnerische Wetter kam hinzu, man schob den großen Angriff auf, und wurde so durch die Offensivoperationen der Gegner überrascht.

Damals war nun folgende die Vertheilung der französischen Streitkräfte. Im Süden bedeckte das Alpenheer, 35,000 Mann unter General Dumas, und das Heer von Italien, 36,000 Mann unter General Dumerbion, die piemontesischen Grenzen von Genf bis zum genuesischen Littorale. In den Pyrenäen standen 82,000 Mann unter den Generalen Dugommier und Müller etwa 60,000 Spaniern und Portugiesen gegenüber. Die Vendee und Bretagne, in welchen Gegenden die Barbarei der Republikaner den Aufstand neu entflammt hatte, nahm 103,000 Mann unter General Turreau in Anspruch. Das Nordheer, an der belgischen Grenze von Dünkirchen bis Maubeuge, war auf die Stärke von 148,000 Mann gebracht, deren Stellung durch 26 Festungen mit 74,000 Mann Besatzung gedeckt wurde. Daran reihte sich, zu gemeinsamer Thätigkeit gegen Belgien bestimmt, von Maubeuge bis zur Maas das Ardennenheer von 30,000 Mann. Es folgte dann das Mosel- und mit diesem in engster Verbindung das Rheinheer, zusammen eine Masse von 110,000 Mann enthaltend [1]). Die Führung dieser gewaltigen Heere, von welchen man die den Krieg entscheidenden Schläge erwartete, war jetzt so geordnet, daß Pichegru, der Günstling St. Just's, im Januar den Befehl des Nordheers zugleich mit der Vollmacht erhalten hatte, nöthigenfalls auch über das Ardennenheer unter General Charbonnier zu verfügen; beim Rheinheere war ihm General Michaud gefolgt, und während Hoche auf St. Just's Betreiben zuerst nach Italien und dann in einen Pariser Kerker versetzt wurde, überließ man dem zwar mißliebigen, aber geachteten und wenig gefürchteten Jourdan die Leitung des Moselheeres.

Seit dem Sturze der Hebertisten lag der Einheitspunkt aller Operationen nicht mehr in dem Kriegsministerium, welches man in drei untergeordnete Verwaltungsämter aufgelöst hatte, sondern ausschließlich in der Hand des Wohlfahrtsausschusses, und dort insbesondere in den Beschlüssen des einzigen sachverständigen Mitgliedes, Lazarus Carnot [2]).

[1]) Die Ziffern sämmtlich beziehen sich auf den ausrückenden Stand. Die Garnisonen außerhalb des Rayons des Nordheers betrugen nahe 100,000 Mann, so belief sich die Gesammtsumme des ausrückenden Standes auf 690,000 Mann. Der Effectivbestand zählte 871,000 Mann. Mémoires de Masséna I, 4, aus den Acten. Hiernach sind die gangbaren Uebertreibungen zu berichtigen.

[2]) Die Mémoires sur Carnot, par son fils, 2 vols. Paris 1863 fügen zu dem bisher bekannten Material eine Menge neuer und schätzbarer Notizen hinzu; jedoch hat man zu beklagen, daß der Verfasser gerade die wichtigsten Seiten seines Gegenstandes, die militärische und politische Thätigkeit Carnot's, über die ihm eine Fülle authentischer Acten vorlag, nicht ausführlich und eingehend darstellt, sondern nur aphoristisch, zur Erläuterung des persönlichen Charakters seines Helden bespricht.

Es war eine Fügung, wie sie nur in dieser außerordentlichen Zeit vorkommen konnte, daß ein Mann von Carnot's Art zweimal während des Revolutionsgetümmels in eine über Europa's Schicksal entscheidende Stellung eintrat, obgleich ihm mehrere der wichtigsten Fähigkeiten des Staatsmannes und zugleich sämmtliche Laster des Demagogen fehlten. Carnot war 1753 zu Nolay, einem kleinen Städtchen der Bourgogne geboren, Sohn eines mit achtzehn Kindern gesegneten Advocaten, in schlichten Verhältnissen und sorgfältiger Erziehung herangewachsen. Seinen militärischen Sinn verrieth er schon als zehnjähriger Knabe, indem er im Theater zu Dijon bei dem Anblicke eines kriegerischen Schauspieles zu großer Erheiterung des Publikums die Aufführung durch heftiges Rufen unterbrach, man solle die Soldaten und Kanonen anders stellen, man gebe dem Feinde sonst Alles in die Hände. Diese Lebhaftigkeit des Ergreifens zeigte er dann auf allen Stufen des Unterrichts und entwickelte sie rasch zu Selbständigkeit der Auffassung und Wärme des Urtheils. Sehr früh zeigte er den eisernen Fleiß, wie er überall aus dem ächten Bedürfniß geistiger Unabhängigkeit entspringt: er zog Verweise und Strafen auf sich, weil er gegen die Schulordnung auch in der Spielstunde unablässig thätig war. Jeder Eindruck rief in ihm ein leidenschaftliches Arbeiten hervor; er vermochte nicht zu ruhen, bis er ein klares, seinem innern Standpunkte gemäßes Ergebniß gewonnen hatte. So brachte er z. B. aus dem elterlichen Hause eine fromme und naive Religiosität nach Paris in die militärische Vorbereitungsschule mit, und sah sich bald wegen seines kirchlichen Sinnes den Spöttereien seiner jungen Genossen ausgesetzt. Eine Weile trug er es, unberührt in seinem Innern; einmal aber in seinem Gefühle gestört, beschloß er eine gründliche Prüfung, und studirte nun einige Jahre lang neben Mathematik und Kriegswissenschaften mit fachmäßigem Eifer Theologie, bis er sich mit jedem Zweifel auseinandergesetzt und dann freilich von seinem kindlichen Glauben nicht viel mehr erhalten hatte. Bei dieser Arbeitskraft und Gründlichkeit entwickelte sich bald bei ihm ein Eigensinn des Geistes, welcher in mannichfaltiger Folge strahlendes Licht und tiefen Schatten auf seinen Charakter warf. Er war nicht abzuschrecken durch die Schwierigkeiten einer großen Aufgabe, aber auch unfähig, einem einmal in das Auge gefaßten Hirngespinnste den Rücken zu kehren. Jahre lang wandte er Zeit und Kraft vergebens auf das Problem, den Luftballon willkürlich zu lenken, und fühlte sich für das Mißlingen kaum entschädigt, wenn er mit drei und zwanzig Jahren zum Ingenieurhauptmann, zum geachteten Schriftsteller, zum Entdecker eines großen mechanischen Gesetzes gestiegen war. Sonst hatte er keine Leiden-

schaft als die des Erkennens; es gab für ihn keine äußerliche Verlockung; Mäßigkeit und Uneigennützigkeit verstanden sich seiner nur nach Wissen durstenden Natur von selbst. Nicht minder sicher war bei ihm, für den es keinen Reiz als die Wahrheit des Gedankens gab, die Festigkeit, jede Ueberzeugung zu wahren und zu bekennen; während alle anderen Güter der Welt ihn gleichgültig ließen, fielen ihm an dieser Stelle Pflicht und Genuß, Ehrgeiz und Selbstachtung ohne Weiteres zusammen. So lebte und webte er, ohne irgend eine Rücksicht auf seine äußeren Verhältnisse, in Studium und Wissenschaft. Er hatte nichts dagegen, wenn seine lebenslustigen Kameraden ihn das Original, den Philosophen nannten; er ließ es über sich ergehen, daß seine Vorgesetzten die Selbständigkeit seiner Kritik einmal durch längere Haft in der Bastille ahndeten. Aber wo seinen Ansichten und Grundsätzen ein Widerspruch in den Weg trat, da rührte sich seine schwere, heiße Natur in ihren Tiefen. Seinem Geiste fehlte jede Art von Biegsamkeit; er vermochte auch nicht auf Augenblicke einen fremden Standpunkt zu verstehen, und jeder Gegner schien ihm also mit bösem Willen an der unläugbaren Wahrheit selbst zu freveln.

Um Politik hatte er sich bis dahin nur einmal und beiläufig bekümmert, als er in einer Lobrede auf Marschall Vauban dessen System eines der Armuth günstigen Steuerwesens feierte und dabei nachdrücklich die Barbarei der bestehenden Mißbräuche verurtheilte. Seine durchaus nach Innen gekehrte Natur hatte wenig Interesse für die verwickelten Aufgaben des praktischen Staatslebens; dies berührte ihn nur, wo es zugleich ein allgemein menschliches Gefühl in ihm anregte. So gewann ihn, dessen ganzes Wesen ein einziger Drang nach Unabhängigkeit war, die Revolution sogleich und vollständig für die große Sache der Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe. 1791 kam er als Abgeordneter von Calais in die gesetzgebende Versammlung, schloß sich nach jener allgemeinen Stimmung der Linken an, und hielt nun mit der ganzen Consequenz des Mathematikers oder wenn man lieber will, mit der vollen Ungelenkigkeit des Gelehrten, an dem einmal ergriffenen Standpunkte fest. Es war in der That wieder die Macht der Theorie, die ihn ausschließlich bestimmte. Er beharrte auf den für wahr erkannten Principien, ohne einen Blick auf die täglich furchtbareren Folgen, ohne einen Gedanken an thatsächliche Bedingungen oder Störungen des Gelingens, ohne eine Ahnung, daß die Politik nicht bloß mit Lehrsätzen, sondern mit Kräften und mit Leidenschaften abzurechnen hat. Gerade die sittliche Festigkeit seines Wesens machte auch seine doctrinäre Zähigkeit ganz unerschütterlich. Er, der selbst

kein Opfer achtete und keinen Kummer kannte, wo es auf eine Ueberzeugung ankam, er hätte mit ehrlichem Herzen Robespierre's Wort unterschreiben können: möge das Land zu Grunde gehen, aber die Principien bleiben. So stimmte er, der geschulte Officier, für die Rüstung des Pöbels mit Piken, für die Entbindung der Soldaten vom blinden Gehorsam, für die Schleifung aller Citadellen in den Festungen, damit sie nicht zu Zwingburgen der Städte würden. So gab er, sonst der gerechteste und gewissenhafteste Mensch, sein Votum für die Hinrichtung des Königs, trat in Robespierre's Wohlfahrtsausschuß, und schloß sich hier in besonderem Verständniß an Collot und Billaud, an die Faction der Hebertisten an. Denn so wenig er sonst deren innere Gemeinheit theilte, so fand er bei ihnen lebhaftern Eifer für Krieg und Kriegswesen, als bei irgend einer andern Partei, und mochte ihre rohe Brutalität als rückhaltlose Hingebung an die Principien entschuldigen. Immer unterschied sich seine persönliche Haltung von der ihrigen trotz des Bündnisses. Ein einziges Mal war er im Club der Jacobiner, und hörte eine Rede, daß es sonst keine ächten Patrioten gäbe als die Mitglieder des Clubs: er war sofort entschieden, den Fuß nicht mehr in die Gesellschaft zu setzen. Während rings um ihn her alle selbstsüchtigen Leidenschaften tobten, hatte er keinen Gedanken an sich selbst; er, der Generale ein- und absetzte, blieb nach wie vor Hauptmann, rückte erst nach zwei Jahren im Dienstalter zum Major auf, und gab nach jeder Reise die unverbrauchten Diäten gewissenhaft der Staatscasse zurück, zum Aerger der Finanzbeamten, welche in ihren Einnahmeregistern dafür keine Rubrik hatten. So auf die Sache ohne alle persönliche Rücksicht gewandt, kam er allmählich dahin, im Interesse der Sache dem Fanatismus seiner Genossen hier und da zu widersprechen. Er wiederholte unaufhörlich, daß man den Krieg gegen die Vendee nie beendigen würde, wenn man ihn nicht menschlicher führe. Er unterfing sich, die Generale der Heere und selbst die Officiere seines Bureaus ohne Rücksicht auf Geburt und Partei, allein nach Verdienst und Fähigkeit zu wählen. Er wagte es, hier und da Edelleute zu beschützen und sogar zurückgekehrte Auswanderer anzustellen. Es hieß das, dem glühendsten Hasse seiner Partei in das Gesicht schlagen; diese Gefahr aber war für seine Umbeugsamkeit nur ein Reiz mehr, das Rechte zu thun.

Bei einer solchen Haltung konnte es ihm an Gegnern nicht fehlen. Da er im Großen stets zu Collot und Bouchotte hielt, so war mit dem Anfang des Winters sein Bruch mit Robespierre und den Dantonisten entschieden. Als Bourdon einmal in den Ausschuß kam, um

Bouchotte's, Vincent's, Pache's Verhaftung zu fordern, fuhren Carnot und Collot so heftig auf ihn ein, daß er selbst seine augenblickliche Verhaftung fürchtete, und mit verbissener Wuth das Feld räumte. Robespierre liebte nun Bourdon keineswegs, haßte aber die Hebertisten noch viel grimmiger, und übertrug diese Abneigung in vollem Maße auf Carnot. Wäre es mir nur möglich, rief er einmal, ein Verständniß dieser verwünschten Kriegsgeschichten zu gewinnen, um den unerträglichen Menschen entbehren zu können. In der That gab es zwischen beiden Männern keine Möglichkeit der Ausgleichung. Robespierre fand die störrige Selbständigkeit des Collegen unverzeihlich, und Carnot empörte sich bei jedem neuen Eingriffe des Andern mit gesteigerter Heftigkeit. Du bist ein Dictator, rief er ihm eines Tages im versammelten Ausschusse unter dem ängstlichen Schweigen der anderen Mitglieder zu, du bist ein Dictator, es ist nichts als Willkür in deinem Thun [1]). Wir bedürfen deiner, erklärte ihm seinerseits Robespierre, deshalb dulden wir dich im Ausschusse: aber bedenke es wohl, bei dem ersten Mißgeschicke der Heere wird dein Kopf fallen [2]). Carnot hatte bei einer solchen Drohung kein anderes Gefühl als das einer bittern Verachtung; er ging, von todesdrohendem Hasse umgeben, unerschütterlich seinen Weg zur Bekämpfung des vereinten Europa. Vom ersten Augenblicke an zeigte er, was ein fester, seiner selbst sicherer Willen in menschlichen Dingen vermag. Obwohl er, wie wir bald im Einzelnen sehen werden, nicht eigentliches Feldherrntalent besaß, und in der Leitung der Operationen dieselbe doctrinäre Schwerfälligkeit wie in seiner politischen Haltung bewies, so war doch der Fortschritt unermeßlich, welchen sein Eintritt in dem Kriege der Revolution bezeichnete. Worauf es ankam, große Gesichtspunkte, kraftvolle Initiative, Bildung überwältigender Massen, war allerdings schon 1793 im Einzelnen und von Einzelnen, von Dumouriez, Custine, Hoche gelehrt worden. Aber damals hatte jede solche Regung nur den Argwohn der Demagogen hervorgerufen, und den Urheber rettungslos in das Verderben geführt. Jetzt endlich hatte der Sinn des ächten Krieges auch in der höchsten Stelle der Regierung seinen durchgreifenden Vertreter, und sofort erfüllte ein neuer Geist der Planmäßigkeit und frischen Sicherheit die bis dahin schlaffen oder tumultuarischen Bewegungen. Um die Gesichtspunkte zu fassen, nach welchen er den zahllosen durcheinander treibenden Massen die überwältigende Einheit gab, müssen wir aber vorher noch eine Reihe anderweitiger, bisher fast unbekannter Momente in Betracht ziehen.

[1]) Levasseur C. N. 6 germ. III.

[2]) Tissot, Carnot p. 65.

Frankreich war in jenem Augenblicke auf allen Seiten von Feinden umgeben. Man hatte im eigenen Lande die Vendee, im Süden an den Pyrenäen die Spanier und Portugiesen, an den Alpen die Sardinier und Oesterreicher zu bekämpfen; man hatte am Rheine und in Belgien sich zwar des feindlichen Einbruches erwehrt, mußte aber erst jetzt dem entscheidenden Zusammenstoße, dort mit Preußen und Reichstruppen, hier mit Oesterreichern und Engländern entgegensehen. Bei dieser Menge der Gegner war der Wohlfahrtsausschuß unaufhörlich bemüht, seinen Heeren durch diplomatische Erfolge vorzuarbeiten, die neutralen Regierungen auf die französische Seite herüber zu ziehen, und in den feindlichen Staaten revolutionäre Ausbrüche zu entzünden. Wie Carnot das Militärische, so leitete diese auswärtigen Angelegenheiten Anfangs Herault de Sechelles, dann Barere mit beinahe unbegrenzter Machtvollkommenheit. Hier wie dort kannte die Regierung kein Bedenken, keine Unschlüssigkeit, keine Scheu vor irgend einem Opfer, wenn es Nutzen für den großen Zweck zu bringen schien. Hier wie dort griff sie mit beiden Händen in das Vermögen der französischen Nation, gelangte zu großen Ergebnissen und sah unermeßliche Summen durch die Nichtswürdigkeit und Haltungslosigkeit ihrer Bevollmächtigten nutzlos verschleudert. Versuchen wir diese Propaganda, der wir schon früher mehrfach begegnet sind, jetzt, wo sie entwickelter und systematischer als jemals auftrat, in ihrem ganzen Umfange zu überblicken.

Während des Winters auf 1794 waren es vornehmlich drei große Schauplätze, nach denen sie ihre Thätigkeit gliederte, Deutschland, Italien und der europäische Osten. Was Deutschland betraf, so gab es französische Agenten fast in allen wichtigeren Staaten, zum Theil einheimische Gesinnungsverwandte, zum Theil falsche Emigranten und Doppelspione. Ihre Aufgabe war es, die Rüstungen und Truppenzüge zu beaufsichtigen, die Stimmung der kleinen Höfe zu sondiren, bei Bürgern und Bauern gegen die bestehende Ordnung zu hetzen. Die größte Hoffnung setzte der Ausschuß jedoch in dieser Zeit auf eine Umwälzung in den beiden Republiken, die sich in Nord und Süd von dem Reiche abgelöst hatten, und deren Lage die durchgreifendste Einwirkung auf Deutschland bei einem revolutionären Wechsel verhieß, auf Holland und die Schweiz. Der unvermuthete Ausgang des letzten Feldzugs hatte in Holland die Gegner Oraniens wieder mit neuem Leben erfüllt; im März erhielt der Wohlfahrtsausschuß die Meldung aus dem Haag, daß trotz aller Wachsamkeit der Polizei das Land dicht an einer Umwälzung stehe, und der Ausbruch bei dem ersten französischen Siege in Belgien sicher sei. In der Schweiz verstattete die Neutralität den Aufenthalt eines beglaubigten

Gesandten, welcher den Mittelpunkt einer unausgesetzten, in alle Cantone hinabsteigenden Agitation bildete. Es war dies noch immer der ehemalige Marquis Barthelemy, den wir bereits 1792 in den Genfer Händeln thätig fanden; neben ihm stand jetzt ein ehemaliger Abbé Soulavie, ein persönlicher Vertrauter Robespierre's, als französischer Minister in Genf, wo die herrschende Demokratie das Pariser Schreckensregiment im Kleinen nachzuahmen beeifert war. Beide lieferten hoffnungsreiche Berichte und immer neue Geldforderungen um die Wette; bis zum März 1794 hatten sie an 40 Millionen L. verbraucht, dafür einiges Getreide nach Frankreich geschafft, den größern Theil des Geldes aber für ein immer noch ausbleibendes Bündniß verausgabt.

Weiter war man in Italien gekommen. In Turin hatte das französische Gold sich Zugang bis in das Cabinet des Königs verschafft. Der Secretär desselben, Dufour, nahm eine Pension des Wohlfahrtsausschusses, überlieferte dafür die Kriegspläne und die diplomatische Correspondenz mit Oesterreich, und bildete mit einem der ersten Kaufleute der Stadt eine Verschwörung aus, deren Zweck die Einnahme Turins durch das französische Alpenheer war. Der Plan ging dahin, daß im Frühling General Dumerbion plötzlich das neutrale genuesische Gebiet besetzen, von hier den Apennin übersteigen und so von einer völlig ungedeckten Seite her in Piemont einbrechen sollte; bei der Annäherung seiner Colonnen würden die Verschworenen das Theater, einige Kirchen und andere öffentliche Gebäude in Brand stecken, Tumult und Aufstand erregen, und in dieser Verwirrung den anrückenden Franzosen die Thore öffnen. Im Sinne dieses Entwurfes arbeitete Tilly, der Geschäftsträger der Republik in Genua, dort eine demokratische Partei zu bilden, den Senat für das französische Bündniß zu gewinnen, oder, wenn er schließlich versagen sollte, durch eine Empörung des Pöbels zu stürzen. Aehnliche Umtriebe vollzogen sich in Florenz; der einflußreiche Günstling des Großherzogs, General Manfredini, galt längst als Gesinnungsgenosse der Jacobiner, so daß es im Sommer 1793 zu einem persönlichen Hader der ärgerlichsten Art zwischen ihm und dem englischen Gesandten kam, und England mit offener Kriegsdrohung die Ausweisung des französischen Geschäftsträgers Laflotte erzwang [1]. Das wichtigste Gegenstück aber zu dem Turiner Handstreiche wurde in Neapel vorbereitet. Während die dortige Regierung sich ausschließlich auf den Clerus und die von diesem fanatisirten niederen Volksclassen stützte, der König mit den Lazzaroni der Hauptstadt plauderte, der Minister jede liberale Regung im Lande

[1] October 1793. Der preußische Resident Cäsar an sein Ministerium 19. October.

mit Tortur und Henkerbeil verfolgte, regte sich in der mittleren und gebildeten Schicht der Bevölkerung immer stärker und heißblütiger die Ungeduld nach politischen Rechten, Reform der Verwaltung, bürgerlicher Gleichheit. Es wurde unter diesen Umständen den französischen Agenten, welche auch hier unermeßliche Geldsummen verschwendeten, nicht schwer, ein großes Complott zu Stande zu bringen, welches mehrere tausend Einwohner der Hauptstadt zu seinen Genossen zählte, sich unter die Mannschaft der Linienregimenter verzweigte, und gleichzeitig mit der Turiner Katastrophe eine umfassende Erhebung Süditaliens bezweckte. Man konnte hoffen, bei dem ersten glücklichen Vordringen der französischen Truppen das Feuer in demselben Augenblicke zu Turin, Genua und Neapel emporlodern, Toscana in nachgiebiger Geneigtheit, die ganze Halbinsel mit einem Schlage in Flammen zu sehen.

Nicht minder nachdrücklich nahm dann der Wohlfahrtsausschuß die meisten Entwürfe seiner dantonistischen Vorgänger hinsichtlich des europäischen Ostens auf. Die Katastrophen des 31. Mai und 10. Juli hatten die eben begonnenen Umtriebe für eine Weile unterbrochen, das Interesse der Republik auf diesem Gebiete war aber zu unverkennbar, und schon im August finden wir die Unterhandlungen in Stockholm, Kopenhagen und Constantinopel wieder in vollem Gange. Reuterholm und Stael, stets in der gleichen Sehnsucht nach französischen Subsidien, hielten Schweden in der einmal angekündigten Neigung zu Frankreich fest. Stael, der nach dem 31. Mai aus Paris in die Schweiz gegangen war, brachte im September mit dem ihm nachgeschickten Diplomaten Verninac einen neuen Bündnißentwurf zu Stande, und eilte von dort nach Kopenhagen, um auch den dänischen Hof in dies System hineinzuziehen. Die Aufgabe zeigte sich jedoch schwieriger als er vermuthet hatte. Wohl hatte die dänische Regierung größere Sorge vor dem englischen Uebergewichte zur See als vor den jacobinischen Grundsätzen auf dem Continent; auch fehlte es nicht an Beschwerden über Beeinträchtigung des neutralen Handels durch die britischen Kriegsfahrzeuge. Allein zu einer entschiedenen Maßregel konnte sich der Minister Bernstorff, eingeklemmt zwischen der Furcht vor der englischen und den Drohungen der russischen Uebermacht, nicht entschließen; das Höchste, was Stael erreichte, war ein Separatvertrag mit Schweden, worin beide Staaten sich die Rüstung einer Flotte zum Schutze ihres Handels gegen alle rechtswidrigen Eingriffe zusagten. Dieser Schritt wurde in London wie in Petersburg sehr übel empfunden, in Paris aber als unzulänglich betrachtet, und den Schweden trotz alles Drängens der definitive Vertrag und die Auszahlung der Hülfsgelder noch nicht bewilligt. Der Ausschuß traute dem

begehrlichen Bundesgenossen nicht recht, und wollte erst zahlen, wenn Schweden unwiderruflich mit den Mächten gebrochen hätte. So zog sich die Verhandlung hin, zu großem Kummer der Schweden; sie ließen sich jedoch nicht abschrecken, und stellten einstweilen, in Erwartung des großen Waffenbundes, ihre diplomatischen Mittel den Franzosen zur Verfügung. Schon im August 1793 hatte ihr Dragoman Muradgea die türkischen Minister auf das Lebhafteste bestürmt, in die europäischen Händel einzugreifen, und das damals schwer bedrohte Frankreich durch einen kräftigen Stoß auf die Oesterreicher zu erretten; er hatte wirklich den Divan aus seiner gewohnten Theilnahmlosigkeit aufgerüttelt, und den Bestrebungen des französischen Bevollmächtigten, Descorches, breite Bahn gemacht. Descorches fand mit einem Male der freundlich gesinnten Staatsmänner und der geöffneten Hände eine solche Menge im Divan, daß er bis zum März in Gold und Diamanten an 4 Millionen L. dahin gab, gegen die stets wiederholte Versicherung, den Krieg gegen den Kaiser, oder doch die ernstliche Rüstung dazu, in nächster Frist zu beginnen. Zu diesem Behufe begehrte Sultan Selim eine Anzahl französischer Officiere, um durch diese die Disciplin und Tactik seiner Truppen auf europäischen Fuß zu setzen; der Wohlfahrtsausschuß sandte sie ihm bereitwillig hinüber, und so wurden dieselben Jahre, in welchen Westeuropa seine revolutionäre Wiedergeburt erlebte, auch für das alte Osmanenreich der Beginn einer fundamentalen Umwälzung. Aber für den Augenblick wurde davon noch wenig sichtbar; die Pforte war durch den Krieg von 1788 tief erschöpft, der Schatz geleert, der Truppenstand heruntergekommen; der Divan, wohl wissend, daß ein Angriff auf Oesterreich sofort auch die Russen in das Feld bringen würde, schwankte zwischen Ehrgeiz und Furchtsamkeit unschlüssig hin und her, ohne zu ahnen, welch ein Gewitter er durch diese kraftlosen Berathungen über dem Reiche zusammen zog. Man war in Paris um so gespannter auf das endliche Ergebniß, als man bei einem kriegerischen Entschlusse der Pforte jede Zögerung auch bei den Schweden beseitigt, und dem Auftreten der beiden Staaten einen wirksamen Rückhalt und Zusammenhang durch eine Volksbewegung in Polen gegeben hätte. Aus diesem unglücklichen Lande hatten sich nämlich die geflüchteten Patrioten nach Paris und Dresden, nach Lemberg, Wien und Constantinopel vertheilt, unterhielten geheime Verbindungen mit allen Provinzen ihres Vaterlandes, und empfingen von Frankreich die erforderlichen Mittel zur bewaffneten Rüstung. Mit ihrer nationalen Unruhe und Lebhaftigkeit drängten sie die Pforte zu einer Kriegserklärung gegen Rußland: dem Sultan und dem Wohlfahrtsausschusse verhießen sie in einem Momente alles Land zwischen Weichsel

und Düna, zwischen Karpathen und Ostsee mit dem Sturme einer großen Revolution zu erfüllen. Wenn dann ein türkisches Heer an der Donau, ein schwedisches in Rußland erschiene, und in demselben Augenblicke die französischen Massen sich über Belgien, den Rhein und Italien daher wälzten, wie müßte dann die alte monarchische Ordnung Europas in allen Fugen auseinander bersten!

Das Bild war glänzend genug, um den Blick der französischen Machthaber mit dämonischem Reiz zu fesseln, und manche sonst wohl begründete Ungeduld immer auf's Neue nieder zu halten. Denn da die Geldforderungen unaufhörlich wuchsen, die Ergebnisse aber stets auf sich warten ließen, so erhob sich doch zuweilen im Ausschusse ein peinlicher Zweifel, ob diese auswärtigen Verbindungen der gewaltigen Opfer werth seien, ob man nicht um eine Million nach der andern durch leere Verheißungen oder leichtsinnige Verschleuderung betrogen werde. Der innere Hader der Parteien wirkte auch auf diese Fragen ein; Anfang März trat St. Just mit bitteren Vorwürfen gegen Herault und Barere auf, erklärte, daß man über 200 Millionen für täuschende Schattenbilder weggeworfen habe, und beantragte das Aufhören aller geheimen Ausgaben, ja die Veröffentlichung aller darüber gepflogenen Correspondenzen mit einziger Ausnahme der türkischen. Dieser Streit trug nicht wenig zu dem bald nachher erfolgenden Sturze Herault's bei; sonst war der Ausschuß doch weit entfernt davon, St. Just's Anträge zu genehmigen. Man beschloß, in Zukunft bei den Ausgaben etwas vorsichtiger zu verfahren, im Ganzen aber auf dem einmal betretenen Wege zu bleiben, und den Plan der Kriegsoperationen wesentlich dem Systeme der großen Propaganda anzupassen.

Wenn man alle diese Verwicklungen erwog, wenn man die Möglichkeit einer italienischen Revolution und einer türkisch-schwedischen Bewegung voraussetzte, wenn man sich weiter an die Kraftlosigkeit Spaniens, die Entfremdung zwischen Preußen und dem Kaiser, und endlich an die wohlbekannte Geldnoth der beiden deutschen Mächte erinnerte: so konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß die Republik unter allen ihren Feinden keinen gefährlicheren, keinen vielfacher lästigen und verderblichen hatte als England. Denn England war es, welches durch seinen Widerspruch gegen den bayerischen Tausch das große österreichische Heer in Belgien festhielt, und ihm die Richtung auf die französischen der Hauptstadt so nahen Grenzprovinzen gab. England konnte allein durch eine freigebige Verwendung seiner Geldkräfte die deutschen Mächte zu weiteren erheblichen Rüstungen in den Stand setzen. England allein vermochte durch eine unwiderstehliche Entfaltung seiner Marine zugleich Stockholm und Con-

stantinopel, Genua, Livorno und Neapel zu fesseln, und ihnen allen das für Frankreich gezückte Schwert aus der Hand zu schlagen. Hiernach kam der Wohlfahrtsausschuß schon im Herbste 1793 zu dem Beschlusse, einen Stoß in das Herz dieses gewaltigen Widersachers zu versuchen, und die Landung einer bedeutenden Heeresmacht an der englischen Küste vorzubereiten. Zu diesem Zwecke stellte man alles Schiffbauholz und die gesammte Handelsmarine des Reiches dem Seeminister zur Verfügung; ein Mitglied des Ausschusses, Jean Bon St. André, betrieb in Brest mit unendlicher Rührigkeit und unbeschränkten Geldmitteln die Ausrüstung einer stattlichen Kriegsflotte zur Deckung der Ueberfahrt, und nachdem im December die große Bewaffnung der Vendee zu Grunde gegangen, und damit, wie es schien, das republikanische Westheer verfügbar geworden war, wurde dieses zur Eröffnung des wichtigen Seeunternehmens bestimmt. Bei einer so weitschichtigen Rüstung hätte es zweifelhaft scheinen können, ob sie schon in dem bevorstehenden Feldzuge zur Vollendung kommen würde: die französische Regierung aber erkannte keinen solchen Zweifel an, sondern setzte die Verwirklichung der Expedition als gewiß voraus; ja sie zwang sogar die übrigen Armeen, ihre Mittel, ihre Aufgaben und Leistungen den Bedürfnissen des englischen Zuges anzupassen. Es war der hohen Bedeutung dieses letzteren entsprechend, für die anderen Kriegstheater aber eine neue Verwicklung, aus welcher, wie wir gleich sehen werden, bei einem kräftigen Gegner die höchste Gefahr hätte entspringen können.

Im Allgemeinen war nämlich Carnot ganz davon durchdrungen, daß Frankreich nicht zu einem nochmaligen Kraftaufwand, wie es ihn damals machte, befähigt sei. Es kam ihm also darauf an, den Kampf mit möglichst raschen, möglichst zermalmenden Streichen zu führen, und die Gegner damit noch vor Ablauf des Jahres zum Frieden zu zwingen. Um zu diesem Behufe an den wichtigen Punkten eine schlechthin überwältigende Kraft zu vereinen, befahl er an den Pyrenäen, wo die Schäche der Spanier keine Gefahr erwarten ließ, und am Rheine, wo man den Preußen große Friedenslust zutraute, eine völlige Zurückhaltung, Vertheidigung des eigenen Bodens, höchstens Einnahme eines nahen und wichtigen Grenzpunktes. Um so ungestümer aber sollte sich der Angriffskrieg im Süden gegen Italien, im Norden gegen Belgien entwickeln. Es wurde ganz im Sinne des Turiner Complottes bestimmt, daß das italienische Heer mit der ersten günstigen Jahreszeit den genuesischen Küstenstrich besetzen und mit lebhafter Verfolgung von Süden her sich gegen Piemont ergießen sollte, um dann nach der Einnahme von Turin die weitere Revolutionirung der Halbinsel zu unterstützen. Man

hoffte hier auf leichte und rasche Erfolge, bei der Stärke der demokratischen Partei und der Spannung zwischen Oesterreichern und Piemontesen. Was Belgien betraf, so mußte man sich auf blutigere und härtere Kämpfe gefaßt machen, jedoch hielt sich Carnot auch hier, nach der Masse der eigenen Streitmittel, eines betäubenden und vernichtenden Erfolges sicher. Um seinen Plan anschaulich zu machen, ist es jedoch nöthig, sich den Schauplatz des Kampfes in einigen allgemeinen Zügen zu vergegenwärtigen.

Ungefähr in der Mitte der belgischen Grenze hatten 1793 die Verbündeten die drei Festungen Condé, Valenciennes und le Quesnoi erobert, und damit in der Richtung gerade auf Paris gleichsam einen scharfen Keil in den Körper der Republik hineingetrieben. Westlich von diesen Plätzen erstreckt sich, zwischen Schelde und Meer, von der Lys durchschnitten, die weite flandrische Ebene; östlich von denselben tritt man in die hügeligen und waldreichen Landschaften zu beiden Seiten der Sambre, und erreicht, dem Laufe dieses Flusses folgend, bei Namur die Maas, welche, hier ebenfalls nach Osten wendend, durch die letzten Ausläufer des Ardennerwaldes sich die Bahn nach Lüttich bricht. Wie man sieht, zerfällt also das gesammte Gebiet in drei Bezirke, in deren östlichem die Sambre zur Maas, in deren westlichem die Lys zur Schelde strömt, in deren mittlerem, zwischen Schelde und Sambre, die Verbündeten ihre befestigte Spitze vorgeschoben hatten, in welchem sie auch — dies ließ sich voraussetzen — bei Eröffnung des Feldzugs ihre Hauptmacht zu weiterem Vordringen vereinigen würden.

Unter diesen Umständen hätte sich als der nächstliegende Weg auch für die Franzosen die Ansammlung einer überwältigenden Heeresmasse zwischen Schelde und Sambre und ein unmittelbarer Angriff auf Valenciennes dargeboten. Allein Carnot erwog, daß ein dort erfochtener Sieg die Gegner nur in ihre Festungen zurückwerfen und ihnen die Möglichkeit schneller Sammlung, Verstärkung und neuer Offensive lassen würde. Wir aber müssen, schrieb er am 11. Februar an Pichegru, in diesem Jahre endigen; für uns ist Alles verloren, wenn wir nicht reißende Fortschritte machen und das feindliche Heer binnen drei Monaten bis auf den letzten Mann vernichten: denn dies hieße im nächsten Jahre auf's Neue beginnen müssen, das hieße durch Hunger und Erschöpfung zu Grunde gehen; also wiederhole ich Dir, wir müssen endigen. In diesem Sinne gab er folgende Vorschriften. Dort im Mittelpunkte, den verlorenen Festungen gegenüber, sollte man sich auf eine thätige und feste Vertheidigung mit etwa 60,000 Mann beschränken. Dagegen würde man Alles aufbieten, um dem Nordheere immer weitern Zuzug zu

verschaffen, und es so mit mehr als 100,000 Mann einen Angriff auf Flandern eröffnen lassen, wo es zwischen der Lys und der See den Hauptplatz der Gegend, Ypern einnehmen, den Verbündeten eine hoffentlich mörderische Schlacht liefern und ganz Seeflandern bis Ostende hin überschwemmen müßte. Während hierdurch Brüssel an der einen Seite geängstigt wäre, sollte auf der andern die Armee der Ardennen, durch einige Divisionen des Nordheeres auf 45,000 Mann gebracht, die Sambre bei Charleroi überschreiten, und Namur maskirend in Belgien eindringen, zugleich aber 20,000 Mann vom Moselheere durch das Luxemburg'sche hindurch eine Diversion gegen Lüttich machen, um die Aufmerksamkeit und die Kräfte des Feindes vollends zu zersplittern. So von allen Seiten her bedrängt, durch ringsherum einschlagende Angriffe umzingelt, werde der Feind der völligen Vernichtung nicht entgehen.

Der Grundgedanke dieses Planes war also Umfassung des Gegners von beiden Flügeln her, und erwürgende Einschließung seiner gesammten Streitmacht. Da man nach der Zahl der beiderseitigen Truppen ungefähr auf doppelte Uebermacht rechnete, so war eine solche Aufgabe an sich nicht unlösbar: was aber die Mittel im Einzelnen betrifft, so muß man gestehen, daß sie dem Zwecke nur theilweise entsprachen. Wenn Carnot die Oesterreicher abschneiden und umringen wollte, so scheint es klar, daß die Hauptmasse der Franzosen nicht nach Flandern, wo sie dem Feinde keinen wesentlichen Schaden thun konnte, sondern an die Maas und Sambre gehörte, da sie die Ernährungs- und Rückzugslinie des Gegners dort unmittelbar bedrohte. Carnot dagegen setzte sein Heer der doppelten Gefahr aus, entweder: daß die Verbündeten, unbekümmert um die kleinern Abtheilungen an der Sambre, sich mit doppelter Kraft auf Pichegru wärfen und diesen rettungslos in die See sprengten — oder: daß sie, gleichgültig gegen Pichegru's Fortschritte in Flandern, mit erdrückender Stärke das Ardennenheer überwältigten, und durch die damit vorhandene Bedrohung von Paris auch Pichegru zum eiligsten Umwenden nöthigten. Dies Alles wurde vermieden, wenn man umgekehrt nur ein Nebencorps gegen Flandern aufstellte, und die stärksten Massen an der Sambre vereinigte — wie es denn auch einige Monate später der Erfolg in umfassender Weise bestätigte. Dies ist so unverkennbar, daß alle sachverständigen Beurtheiler, Jomini z. B. und Soult, nicht Worte haben finden können, energisch genug, um ihren verwerfenden Tadel auszudrücken. Den Beweggrund aber zu dem Fehler, welcher den Erfolg des ganzen Feldzugs von vorn herein in Frage stellte, hat meines Wissens bisher Niemand ausgesprochen. Es war jedoch, nach dem bestimmten Ausweis des Carnot'schen Briefwechsels, kein anderer,

als die Rücksicht auf die englische Landung. Man hoffte im Beginn des Sommers das Westheer vor den Thoren Londons zu haben, man wünschte es nöthigen Falles mit einer starken Truppensendung unterstützen zu können, und deshalb erhielt Pichegru die Weisung, um jeden Preis mit dem größten Theile seiner Divisionen die Stellung in Seeflandern einzunehmen. Carnot versetzte sich hiermit in die mißlichste Lage, in die ein Feldherr vielleicht treten kann, in die Lage, gleichzeitig nach zwei völlig verschiedenen Maßregeln zu blicken, und dadurch nothwendig zu schielenden Entschlüssen zu gelangen. Es war eine weitere Aeußerung seines nicht unentschlossenen aber im Grunde unpraktischen Wesens, während das ächte praktische Talent sich gerade in Einheit und Folgerichtigkeit des Handelns ausdrückt.

Ueberblicken wir nun noch einmal den ganzen Kreis dieser Rüstungen und Kriegsbereitungen. Ein weites Reich von 24 Millionen Einwohnern, in allen Tiefen aufgeregt und umgewühlt, bluttriefend und von Parteienhaß gährend, aber durch eine eiserne Gewaltherrschaft zusammengenommen, und mit allen Kräften seiner Menschen und Güter wie ein einziger Riesenleib zum Kampfe gewappnet. Gewaltige Heeresmassen auf allen Grenzen, denen ohne Aufhören immer neue unabsehbare Verstärkung zuströmt, die einen zu einer überlegenen Vertheidigung gerüstet, die anderen zu drei großen Angriffen ausholend, mit welchen man gleichzeitig London, Amsterdam und Turin zu treffen hofft. Weithin endlich durch ganz Europa sich erstreckend ein Netz von diplomatischen und demagogischen Verbindungen, an dessen glühenden Fäden Empörung und Waffenruf durch die Schweiz und Italien, durch Polen und Preußen, über die Gestade der Ostsee und des Pontus fortgeleitet werden soll. So erhebt sich, furchtbarer und ungestümer als je, die Revolution, nicht mehr die populäre Freiheit, sondern die demokratische Gewalt verkündend, gegen die Mächte des alten Europa. Es scheint, wenn man nur auf die Masse und die Mannichfaltigkeit ihrer Mittel blickt, das Ergebniß bereits entschieden, jeder Widerstand von vorn herein hoffnungslos.

Allein nicht minder gewiß ist auch, daß der Grund, auf dem sich dies gewaltige Gebäude erhebt, in sich ausgehöhlt und zerrüttet ist. Wo man näher in die Beschaffenheit der französischen Pläne und Rüstungen eindringt, da gewahrt man die selbstmörderischen Wirkungen der revolutionären Gewaltthat, des terroristischen Frevels. Die Truppen, widerwillig zusammengepreßt, sollen erst im Feuer selbst die Fähigkeit zum Kampfe und die Anhänglichkeit an die Fahne lernen. Die Führer sind darauf angewiesen, unter allen Umständen Alles zu wagen, weil

die Regierung dicht hinter der colossalen Anstrengung des Landes die tiefe hoffnungslose Erschöpfung vor Augen, und nur die Wahl zwischen raschem Siege und plötzlichem Absterben hat. In diesem tödtlich ängstigenden Drange greift sie nach allen Plänen zugleich, welche den Sturz der Gegner zu verheißen scheinen, und verdirbt den einen durch die Verkettung mit dem andern von Grund aus. In maßloser Weise vergeudet sie die materiellen Kräfte des Reiches, hier für das Heerwesen, welches in einem sittlich gesunden Staat nicht die Hälfte der Kosten verschlingen würde, dort für eine Diplomatie, welche, stets zurückweichenden Phantomen nachjagend, sich jeden Schritt des Weges mit Millionen bezahlen läßt. Wie sehr man auch nach strenger Consequenz und methodischer Einheit ringt, so ist man doch außer Stande, sich von dem Geiste der Anarchie, in der man herangewachsen ist, vollständig loszureißen. Im Ganzen und Großen kann man dem Strome einen starken, gesammelten Antrieb geben, überall aber im Einzelnen wird er durch Sittenlosigkeit, Lockerheit und Selbstüberhebung gebrochen.

Also ein reines Ergebniß hatte die Revolution auch dieses Mal nicht geliefert. Die Gefahr für die Mächte Europas war groß, immer aber gab es noch Möglichkeiten in Menge, die französischen Pläne zu kreuzen, das System Carnot's zu durchreißen, die gestählten Veteranen der alten Heere durch den ganzen Schwall der republikanischen Mannschaft zum Siege zu führen. Allein in größerem Maßstab sollte sich das Unheil von 1793 wiederholen: in demselben Augenblicke, in welchem Frankreich alle Kraft zum Schlagen zusammen nahm, wandten die Mächte diesem Kriegsschauplatze um anderer Lockungen willen den Rücken. Der alte Zustand Europa's sollte dieses Mal den vernichtenden Stoß, aber er sollte ihn durch die Hand nicht der Feinde, sondern der Vertheidiger erhalten. Den französischen Heeren war hier kein anderer Triumph bestimmt, als einem halb freiwillig abziehenden Gegner einige blutige Rückzugsgefechte zu liefern.

Es ist eine der Hauptsache nach bisher unbekannte Entwicklung, welche über diese folgenreichen Beschlüsse entschieden hat. Wir würden keinen Moment des Feldzugs von 1794 richtig auffassen, wenn wir nicht vorher uns die Fragen und Sorgen vergegenwärtigten, welche die Politik der europäischen Cabinete seit dem Herbste 1793 bewegten.

Zweites Capitel.

Deutsche Verhandlungen.

Für die Regierung Catharina II. war seit dem Beginne des Revolutionskriegs ein Triumph dem andern gefolgt. Oesterreich und Preußen wetteiferten um ihre Gunst, England wurde durch den französischen Angriff in ihr Bündniß hineingedrängt, die Könige von Spanien und Sardinien, die deutschen Reichsfürsten und die französischen Emigranten fingen an, den nordischen Kriegsstaat als den höchsten Hort der Legitimität zu betrachten. Besonnen und kühn zugleich hatte die Kaiserin diese Lage benutzt, um den einen ihrer großen Lebensgedanken bis dicht zur Vollendung heranzuführen. Polen lag gebändigt zu ihren Füßen. Fast die Hälfte des unseligen Landes war dem russischen Reiche einverleibt, die andere durch den Bundesvertrag vom 18. October unterworfen, dies gewaltige Resultat nur mit der Aufopferung einer schönen aber nicht sehr ausgedehnten Provinz an Preußen bezahlt. Einem beschränkteren Geiste hätte ein solcher Fortschritt als der glänzende Abschluß, der blutige Schimmer einer solchen Eroberung als das stattliche Abendroth eines thatenreichen Lebens erscheinen können. Aber für den Sinn dieser Frau gab es weder Abschluß noch Ruhe. Sie stand jetzt im sechzigsten Jahre; oft genug erinnerte sie eine wachsende Krankhaftigkeit an das Herannahen des Endes: aber wenn sie jemals von einer solchen Stimmung berührt wurde, so fand sie darin nur den Antrieb zu gesteigerter Hast für jeden sonst gehegten Entwurf, ehe die letzte Nacht über sie hereinbräche.

Uebrigens hätte sie Grund genug gehabt, sich selbst, ihren Völkern und ihren Nachbarn einen Augenblick des Erholens zu gönnen. Rußland trug schwer an den Triumphen ihres Ehrgeizes. Die Rekrutirung des

Heeres vollzog sich nur mit höchster Anstrengung der Behörden und unter unendlichem Sträuben der Bevölkerung. Die Truppen, durch die endlosen Eroberungspläne unaufhörlich in Athem gehalten, und dabei durch immer wechselnde Organisationen hin und her geworfen, fingen an zugleich zu ermatten und zu verwildern. Trotz der wachsenden Steuern war die Staatscasse auf keiner Seite ihren Ausgaben gewachsen, der auswärtige Credit zerrüttet, das einheimische Papiergeld entwerthet. Der Ackerbau litt durch die Truppenaushebungen, der Handel durch die zum Schutze einer matten Industrie erlassenen Ein- und Ausfuhrverbote. So war die Lage in jeder Hinsicht gepreßt. Alle Classen der Bevölkerung empfanden ihren Theil an der gemeinen Noth, und besonders in den Städten war die Stimmung gespannt und aufgeregt. Die Minister wußten es wohl, trugen aber nach Außen eine stolze Sicherheit zu Schau. Wir, sagte einmal Markoff dem preußischen Gesandten, wir allein unter allen Mächten brauchen nicht um unserer Unterthanen willen die französische Revolution zu fürchten und zu bekämpfen. Trotz dieser stolzen Worte, setzte Graf Goltz seinem Berichte hinzu, muß auch die russische Regierung in verschiedenen Provinzen die strengsten Maßregeln nehmen, um Aufstände zu verhüten. Der Kaiserin, welche vorwärts drängte und deshalb nicht gern von Hindernissen hörte, verbarg man Vieles. Das Jahr 1794 begann mit einer anhaltenden Theurung, so daß z. B. in Petersburg das Pfund Fleisch zehn Sous kostete; als Catharina einmal bei Tafel sich nach dem Preis erkundigte, gab ihr Günstling Suboff die Hälfte an, und Niemand wagte ihn zu verbessern. Dieser schwache und eitle Mensch genoß auch in politischen Dingen des höchsten Einflusses, und hatte zuerst den geschmeidigen Vicekanzler Ostermann und dann auch den stolzen Grafen Besborodko völlig in Schatten gestellt. Es war ihm gelungen, die polnische Sache ganz in seine Hand zu bekommen; sein Credit war durch den günstigen Ausgang derselben noch gestiegen; sein ganzes Trachten ging dahin, nicht wie die meisten früheren Favoriten allein den physischen Begierden der Kaiserin zu dienen, sondern zugleich eine wirkliche Regentenstellung nach dem Muster Potemkin's einzunehmen, und wie in dem polnischen so auch in dem türkischen Plane die Erfolge seines großen Vorbildes zu übertreffen. Jetzt wie früher war es Markoff, der, um seinerseits durch die Gunst des Günstlings zu steigen, seine ganze Kenntniß, Gewandtheit und Gewissenlosigkeit Suboff's Wünschen zur Verfügung stellte.

Catharina war nur zu bereit, diesen Wünschen entgegen zu kommen. Sie hatte vor drei Jahren mit zornigem Widerstreben ihren türkischen Krieg unterbrochen; die Erneuerung desselben war für sie nur eine

Frage der Gelegenheit und der Zeit. Mit gutem Grunde verachtete sie die militärischen Vertheidigungsmittel, über welche die Pforte damals verfügte, und hielt den Ausgang nur in dem Falle für unsicher, wenn Frankreich den Türken mit Geld, Truppen und Flotten zu Hülfe käme. Es war ihr demnach eine Sorge von ernster Wichtigkeit, sich Englands zu versichern, welches allein im Stande war, den Franzosen die Straße des Mittelmeeres zu sperren: und nichts war ihr folglich lästiger als das entschiedene Interesse, welches England an der Erhaltung und Unverletztheit der Pforte nahm. Es war ganz zweifellos, daß England der Kaiserin ein definitives Bündniß nur dann bewilligen würde, wenn sie ihre Truppen nicht gegen die Türkei, sondern wider die Franzosen in das Feld rücken ließe. Es wurde zwischen beiden Höfen fortdauernd über eine gemeinsame Ausrüstung gegen die französischen Küsten verhandelt; Catharina hatte unendliche Vorwände, suchte England durch Handelsverbote mürbe zu machen, erzielte aber damit keine andere Wirkung als die hohe Festigkeit seines Tones zu steigern. Was konnte ihr unter diesen Umständen Erwünschteres begegnen, als jene französischen Umtriebe in Constantinopel, als die Nachricht, welche Ende September in Petersburg eintraf, daß Muradgea und Descorches die Pforte zum Angriffe aufstachelten und täglich breiteren Boden gewännen? Wenn die Türken selbst den Frieden im französischen Bündnisse brachen, wenn sie zur Erleichterung Frankreichs den Kaiser im Rücken anfielen, dann offenbar mußte England, weit entfernt, sie fortan zu beschützen, den Kaiserhöfen dankbar und hülfreich sein, sobald sie den neuen Ruhestörer kräftig zurechtwiesen. Catharina ergriff den Anlaß mit voller Energie. Kaum war aus Wien eine Kunde gleichen Inhalts und zugleich eine Anfrage angekommen, was Rußland bei einem Anfall der Türken auf Ungarn zu thun gedenke, so ordnete Catharina die umfassendsten Rüstungen an. General Suworow eilte in die Krimm, um den Befehl über die dortigen und die Truppen bis zum Kaukasus, im Ganzen 60,000 Mann, zu übernehmen; Fürst Dolgoruki zog ein Heer von gleicher Stärke in der Ukraine zusammen; alle Officiere und Beurlaubte dieser Regimenter mußten sich schleunigst zur Fahne begeben, und mit dem höchsten Eifer wurde die Pontusflotte gerüstet, um gleich mit dem Beginne der guten Jahreszeit eine vielleicht entscheidende Operation gegen Constantinopel eröffnen zu können. Mit vielverheißendem Nachdrucke wurde dem Kaiser verkündet, daß Rußland, seiner Bundespflichten eingedenk, bei der ersten feindlichen Regung der Türken in voller Kraft auf dem Schauplatze erscheinen werde [1]).

[1]) Igelström's Mittheilung an Buchholz. Dessen Depesche an den König, 30. Januar.

Alles kam nun darauf an, durch die Wucht dieser Vorbereitungen den schwachen Funken der türkischen Kriegslust nicht vor der Zeit zu ersticken. In Constantinopel war man nach langen Schwankungen endlich zu dem Entschlusse eines ersten, allerdings noch sehr vorläufigen Schrittes gekommen: es sollte ein außerordentlicher Gesandter nach Petersburg gehen, um dort eine Aenderung des russischen, durch den Frieden zu Jassy festgestellten Zolltarifs zu verlangen, und im Falle der Weigerung mit dem Bruche der freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Reichen zu drohen. Die russische Regierung zeigte sich schon durch die Ankündigung dieser Botschaft beleidigt: mit wegwerfendem Hohne redete Ostermann von dem Gesandten, den er in großer Gesellschaft laut und öffentlich nur immer diesen Lumpen, diesen Schlingel nannte. Eine Unterhandlung, die unter solchen Vorzeichen begann, konnte wenig Fortgang haben. Während die Kaiserin die Antwort über den Tarif von einem Monat zum andern hinausschob, waren russische Agenten sowohl in der Moldau als in der Walachei auf das Eifrigste beschäftigt, die Rumänen gegen den Sultan zum Aufstande zu reizen; als der türkische Gesandte Miene machte, darüber Beschwerde zu führen, verdoppelte sich die Unart, womit die Minister ihn persönlich behandelten, und da er im Februar endlich auch über den Tarif eine bestimmt ablehnende Antwort empfing, so hielt man in Constantinopel den Krieg für unabweislich. Allerdings war damit auch jede streitlustige Regung bei den Türken verschwunden; man hatte sich von Descorches in etwas begeistern lassen, so lange die Gefahr noch entfernt stand; man sank aber, als sie plötzlich nahe emporwuchs, in das Bewußtsein tiefer Schwäche zurück. Der Sultan befahl zu rüsten und ein Heer von 120,000 Mann feldbereit zu machen, um nicht wehrlos von dem übermächtigen Gegner überrascht zu werden; bei ihm selbst war aber jede Spur einer Angriffslust vollkommen verschwunden.

In Petersburg dagegen sah man wenig auf diese Stimmung, sondern nur auf die Heeresrüstung, bezeichnete dieselbe sofort als neues Zeichen verstärkter Feindseligkeit, und beeilte sich, sie mit eigenen Schritten gleich feindseligen Sinnes zu erwidern. Der russische Vertreter in Warschau, General Igelström, erhielt Befehl, der polnischen Regierung zu erklären, daß das Heer der Republik ohne Zögerung auf den kleinen Bestand von 15,000 Mann beschränkt werden müsse: sobald die Maßregel ausgeführt und damit die Entwaffnung Polens vollendet wäre, sollte ungefähr die Hälfte der dort noch stehenden russischen Regimenter in das Innere zurückkehren, um als Reserve für den Türkenkrieg verwandt zu werden. In Lithauen wie in Volhynien wurde die Ansamm-

lung großer Getreidevorräthe und die Bildung colossaler Magazine befohlen; zum Oberbefehlshaber der beiden Südarmeen wurde General Soltikow ernannt, und die Admirale der Pontusflotte in Eile auf ihre Station hinweggesandt. Uns wird die Türkei, sagte Markoff, nicht angreifen, wohl aber den Kaiser, und dann soll sie empfinden, was es heißt, unsern Bundesgenossen beleidigen[1]).

Mochte man in Petersburg nun wirklich einen solchen Angriff vermuthen oder ihn nur als Vorwand für die eigene Kriegslust voraussagen, immer lag es in der Natur der Sache, daß durch die Spannung mit der Pforte das Verhältniß zu Oesterreich in den Vordergrund aller russischen Politik trat. Man braucht es in unserer Zeit nicht erst zu erörtern, daß Oesterreich bei einem ernsten Kriege zwischen Russen und Türken nimmermehr neutral bleiben kann. Liegt zu Wien das Steuer in der Hand eines wahrhaft starken und weitblickenden Staatsmannes, so wird er sich jeder Ausdehnung der Russen im Süden der Donau widersetzen: ist dort aber eine schwächere oder begehrliche Kurzsichtigkeit am Ruder, so wird sie wenigstens die Beute mit dem gefährlichen Nachbar theilen wollen. Für Catharina war keine Frage wichtiger als diese, und eben deshalb betonten ihre Minister so nachdrücklich, daß man nicht aus eigener Streitlust, sondern einzig aus Bundespflicht gegen Oesterreich das Schwert ergreifen werde.

Die nächste Rückwirkung dieses neuen Strebens empfand, wie es bei der damaligen Weltlage nicht anders sein konnte, Preußen. Wir haben gesehen, wie sich schon früher im Verlaufe der polnischen Sache sein Bundesverhältniß zu Rußland gelockert hatte. Catharina hatte mit tiefer Abneigung ihm eine polnische Provinz geopfert, hatte Alles gethan, um in Polen dem preußischen Einflusse Schranken zu setzen, und endlich mit höchster Ungnade erlebt, daß Preußen, um seine Kräfte gegen Polen verfügbar zu machen, von dem Bunde gegen Frankreich so gut wie zurückgetreten war. Dies war empfindlich in Beziehung auf die polnische Sache selbst, empfindlich als ein Zeichen innerer Selbständigkeit, welche Catharina bei keinem Bundesgenossen ertrug, dreifach empfindlich für das eigene russische Interesse. Denn bei dem beabsichtigten Türkenkriege hatte Catharina, wie erwähnt, keine andere Sorge, als etwa das Eingreifen französischer Hülfe; sie wünschte also die möglichst heftige Bedrängung Frankreichs in seinen eigenen Grenzen, und beschloß Preußen um so nachdrücklicher dazu anzutreiben, je gelinder sie während einer orientalischen Krisis mit Oesterreich zu verfahren Ursache hatte. Alles,

[1]) Goltz an den König, 21. Februar.

was seither zwischen beiden Höfen vorgegangen war, trug bereits das Gepräge dieses Entschlusses. Schon am 15. October 1793, auf die Nachricht, daß der König vom Rheine nach Polen gehe, um seinen Vertrag mit der Republik zum Abschlusse zu bringen, schrieb ihm die Kaiserin, sie freue sich, daß Polen unterdessen nachgegeben habe, sie freue sich um so mehr darüber, als Preußen sich nun mit voller Kraft und ganzer Seele dem heiligen Kriege gegen die Revolution widmen könne. Als statt dessen Lucchesini's Note an Oesterreich (vom 23. September) bekannt wurde, worin Preußen die runde Erklärung abgab, daß es keine Mittel zur weiteren Fortsetzung des französischen Krieges habe, zeigte die officielle Petersburger Welt eine tugendhafte Entrüstung. Man beklagte, daß eine grundlose Eifersucht gegen Oesterreich den König über das höchste Interesse aller Kronen, die Erdrückung der Revolution, verblende; bei der Nachricht von Wurmser's Sieg in den Weißenburger Linien umwogte der Hof in lebhaftem Jubel den österreichischen Gesandten, während Graf Goltz, von aller Welt gemieden, nur von der Kaiserin einige kurze, halb freundliche Worte erhielt. Fast an demselben Tage aber sandte sie eine Note nach Berlin, worin sie Preußens Mitwirkung zum französischen Kriege auf Grund des letzten Petersburger Vertrages mit verletzender Heftigkeit in Anspruch nahm. Die Kaiserin, hieß es, würde selbst Truppen senden, wenn ihr nicht auf französische Einflüsterungen die Pforte Krieg drohe; um so bestimmter müsse sie nun aber Preußen an seine Vertragspflicht mahnen, und hoffe, daß ihr Wunsch, der nur auf Gerechtigkeit und Gemeinwohl sich gegründet, nicht deshalb in Berlin verworfen werde, weil seine Erfüllung noch einer dritten Macht (Oesterreich) Vortheil bringe, die man einmal in Berlin nicht zu begünstigen pflege. Der König nahm diese nichts weniger als höflichen Aeußerungen ziemlich gleichmüthig hin, da er nach der Unterwerfung der Polen schon von allem Grolle gegen Catharina seinerseits zurückgekommen war, und wieder den lebhaften Wunsch hatte, sofort zu dem Kriege gegen die ihm tief verhaßten Jacobiner zurückzukehren. Er hatte bereits in Wien gebeten, man möge ihm einen besonderen Unterhändler zuschicken, mit dem er darüber möglichst rasch zum Verständniß kommen könne; in derselben Stimmung ließ er die unangenehme Form der russischen Note unbeachtet und begnügte sich mit einer Erklärung, daß von einer Vertragspflicht Preußens zum französischen Kriege nicht die Rede sein könne, da ja eine wesentliche Voraussetzung der Petersburger Convention, der Anschluß Oesterreichs, nicht eingetreten sei; daß aber nichts desto weniger Catharina sich beruhigen möge, denn Preußen werde gegen die Revolution unermüdlich fortkämpfen, sobald man seiner

Geldnoth durch ausreichende Subsidien zu Hülfe komme. Leidenschaftlicher sprach sich dagegen, durch die Haltung der russischen Minister persönlich gekränkt, Graf Goltz aus. In den letzten Tagen des November kam es zwischen ihm und Markoff zu einer äußerst warmen Unterredung. Jene Note, sagte Goltz, sei feindseliger gegen Preußen als gegen Frankreich; Markoff antwortete mit einem Bedauern, daß Goltz, bisher die beste Stütze des Bündnisses, so reizbar geworden sei. Er finde noch immer dies Bündniß sehr wünschenswerth, entgegnete Goltz, leider aber sehe er, daß Rußland ohne alle Rücksicht auf Preußens Interesse zu handeln beginne, und damit Preußen um so mehr nöthige, seine Hülfsquellen auf das Sorgfältigste zu schonen. Etwas leichthin meinte darauf Markoff, was auch geschehen möge, Preußen könne einmal gar nicht anders, als mit den andern Mächten gegen die Jacobiner zusammenstehen. Da aber fuhr Goltz mit Heftigkeit in die Höhe. Man täusche sich nicht, rief er, unsere Truppen fechten gegen die Franzosen tapfer aus Ehrenpflicht; ich sage Ihnen aber, gegen andere Feinde würden sie wie Tiger kämpfen. Der Russe lenkte mit allgemeinen Freundschaftsversicherungen ein: es wird gut sein, schloß Goltz das Gespräch, einen so eminent militärischen Staat wie den unsern mit einiger Behutsamkeit zu behandeln.

Gereizte Stimmungen werden durch Aussprechen kränker, wenn sie nicht auf Mißverständnissen, sondern auf Thatsachen beruhen. Die preußische Regierung tadelte deshalb ihren Gesandten wegen seiner Offenherzigkeit, und mußte in der That sehr bald die Folgen derselben erfahren. Denn Catharina antwortete auf die tapfern Reden des Grafen Goltz am 3. December mit einem Schreiben an den König, dessen Ton noch ungleich herrischer als die letzte Note war. Nachdem sie den König darin wiederholt auf seine Pflichten gegen die gute Sache hingewiesen, und ihn ermahnt hatte, durch sein Begehren nach Subsidien nicht länger die anderen Mächte zu behelligen, beruhigte sie ihn über die Besorgniß, sein Land zu sehr zu erschöpfen und damit eifersüchtigen Nachbarn Preis zu geben, durch die Bemerkung, der König sei hiergegen durch seine Allianzen hinlänglich gesichert, besonders wenn er selbst sie respectire und mit seiner bekannten Ehrlichkeit die Verträge einhalte. Es gehörte eine starke Selbstbeherrschung dazu, über eine solche Sprache gelassenen Muthes hinwegzusehen: die Hauptsache war auch dieses Mal, daß der König in hohem Grade sich in das Feld zu dem Kampfe gegen die Jacobiner zurücksehnte, und mit bitterem Kummer die gänzliche Erschöpfung seiner Geldmittel vor Augen hatte. Ohne Subsidien Krieg zu führen, schien ihm geradezu unmöglich, nach deren Erlangung war er loszuschlagen völlig bereit. So ließ er zum zweiten Male die russischen Vorwürfe an

sich abgleiten und betrieb in Wien und London nur desto eifriger sein Gesuch um Geldbewilligung. Seine Minister waren nicht alle derselben Ansicht, einige hatten keinen andern Gedanken als Frieden, keinen andern Wunsch als Scheitern dieser pecuniären Unterhandlung. Sie hatten dann die Summe, welche Preußen für seine Rüstung begehrte, übermäßig hoch gestellt, im Ganzen für ein Heer von 100,000 Mann auf 22 Millionen Thaler, wozu Oesterreich drei, England neun, das deutsche Reich zehn Millionen beitragen möchte. An eine vollständige Bewilligung dieses Betrages glaubten sie selbst kaum, wollten dann aber, ehe sie selbst einen weiteren Schritt thäten, die Vorschläge und Maßregeln Oesterreichs abwarten.

Aber wie sehr täuschten sie sich, wenn sie in Wien auch nur einen Schatten von entgegenkommender Gesinnung erwarteten! Thugut's Eintritt in das Ministerium hatte wesentlich die Abwendung Oesterreichs von Preußen bedeutet, und seitdem war die Stimmung bitteren Hasses bei dem Leiter der österreichischen Politik von Tage zu Tage gewachsen. In der gedrohten Zurückziehung des preußischen Heeres vom Rheine sah er ohne Weiteres einen schamlosen Erpressungsversuch. Kein Gedanke kam ihm an die einfache Thatsache, daß Niemand als er selbst den Bruch veranlaßt hatte, daß es unmöglich war, hingebende Opferwilligkeit von einem Bundesgenossen zu erwarten, dessen Interessen und Bestrebungen man seit neun Monaten, wo man es vermochte, schädigte und kreuzte. Preußen hatte sich vergrößert, Preußen wollte nicht mehr fechten: dies reichte für ihn aus zu dem Schlusse, daß Preußen jeder Zeit Böses gegen Oesterreich im Schilde führe. Eine teuflische Race, schrieb er am 30. September dem Grafen Colloredo, diese unsere guten Verbündeten. Von einer solchen Regierung höchst unzuverlässige Dienste noch mit schweren Geldopfern zu erkaufen, wäre ihm als der Gipfel des Aberwitzes erschienen. Für's Erste beauftragte er den Grafen Lehrbach, welcher dem Könige aus der Pfalz nach Berlin gefolgt war, die preußischen Vorschläge und Forderungen zum Bericht zu nehmen, lehnte jede eigene Besprechung der Sache mit dem preußischen Gesandten in Wien ab, und zögerte so die Entscheidung Woche um Woche hin.

Allerdings hatte er Anlaß genug zu gründlicher Erwägung. Es war sehr leicht, den verhaßten Preußen das geforderte Geld zu versagen, aber es war sehr schwer, den hiernach sichern Ausfall der preußischen Hülfstruppen in der Schlachtreihe zu ersetzen. Wenn man die inneren Verhältnisse überblickte, so boten sich für eine mächtige Rüstung und energische Führung leider äußerst wenig günstige Momente. Der

Kaiser, von den buntesten und widersprechendsten Rathschlägen bestürmt, mißtrauisch gegen sich selbst und alle Andern, dabei in seiner Arbeitsscheu urtheilslos und fremder Leitung bedürftig, kam zu keinem Entschlusse. Im Allgemeinen war er sich wohl klar, daß er sich ausdehnen, seine Feinde schlagen, seine Nebenbuhler demüthigen oder doch ärgern wollte: er wünschte also den Krieg gegen die Franzosen fortzusetzen, bis man ihnen eine große Provinz abgenommen hätte, und trug sich mit dem Gedanken, persönlich nach Belgien zu reisen, und durch seine allerhöchste Leitung die dortige Kriegführung mit neuem Leben zu erfüllen. Thugut, nicht eben erbaut von dem Plane, wagte nicht zu widersprechen, wußte aber Monate lang Gründe für die Verschiebung des Zeitpunktes zu finden. Die Geschäfte blieben also für jetzt im gewöhnlichen Gang, und wie bisher hielt Franz jeden Vormittag seine Audienzen und Conferenzen, ohne eine feste Meinung, ja ohne nur eine Vorstellung von den Dingen zu gewinnen. So von der Arbeit zurückgeschreckt, versank er immer mehr in trübsinnige Langeweile, gegen die ihm kein Sinn für schöne Kunst oder ernste Wissenschaft zu Hülfe kam, so daß die Kaiserin, eine lebhafte, kluge und rasche Frau, oft in halber Verzweiflung nach passendem Zeitvertreibe, Feuerwerk, Menagerien, Localpossen und dergleichen ausschaute. Sie darin zu unterstützen, war der frühere Erzieher des Kaisers Graf Franz Colloredo eifrig bemüht, da er sonst, den politischen Aufgaben in keiner Weise gewachsen, ein merkliches Sinken seines Einflusses befürchten mußte. Wie auf die Kaiserin und deren Theater suchte er sich deshalb auch auf den kaiserlichen Beichtvater und das Ansehen der Kirche zu stützen; er wurde der Hort aller religiösen Eiferer und der vertraute Freund der in Wien noch lebenden Jesuiten, schilderte dem Kaiser die Kirche als das einzige Bollwerk gegen den Umsturz und Luther als den ächten Vorläufer der Revolution — ein etwas wunderlicher Standpunkt in diesem Reiche, welches erst vor fünf Jahren eine große clerikale Empörung in seinen besten Provinzen erlebt hatte, jetzt aber in dem gründlich katholischen Frankreich die Weltrevolution emporlodern, und dagegen keine Hülfe als bei dem protestantischen England und Preußen sah. Graf Colloredo bewirkte dann mit seinen Erörterungen wohl manche polemische Maßregel gegen die protestantischen Unterthanen, erndtete aber für seine eigene Stellung keinen bleibenden Erfolg. Vielmehr sah er mit stillem Mißbehagen die intime Gunst des Kaisers sich immer wieder dem alten Liebling, dem Adjutanten Rollin zukehren, einem einsylbigen, verschlossenen Menschen, welchen die Einen für ehrlich und beschränkt, die Andern für fein und unergründlich erklärten, welchen der Kaiser eben nicht entbehren konnte,

und immer mit doppelter Willfährigkeit heranzog, wenn Rollin einmal bei einem augenblicklichen Vorwiegen Colloredo's den Hof zu verlassen drohte. So seiner Stellung versichert, hatte der Günstling allmählich die Leitung des Kriegswesens vollständig an sich genommen; vor seinem Ansehen verblaßte der alte Gegensatz Lacy's und der Laudon'schen Schule, des Hofkriegsrathes und des Coburg'schen Generalstabes; Rollin hielt den General Lacy ebenso ungnädig von den Geschäften entfernt, wie er Coburg und Mack mit eigensinnigem Hasse verfolgte. Sein Mann war im Herbste 1793 General Wurmser, dessen Eroberungsplänen gegen den Elsaß er eifrigen Vorschub leistete, und damit der preußischen Regierung offen den Handschuh hinwarf. Im Uebrigen aber bekümmerte er sich nicht um Politik im engeren Sinne, und überließ die Bewegungen der Diplomatie ausschließlich dem nahe mit ihm befreundeten Thugut.

Da dieser gleichzeitig auch seine alten Beziehungen zu dem Grafen Colloredo sorgfältig pflegte, so hatte er in der höchsten Region niemals eine Ablehnung seiner allgemeinen Tendenz zu befürchten. Aber wenn es nun zur Hauptsache, zur Verwirklichung des Gedankens kam, so zeigte es sich jeden Tag, daß für strenge Durchführung eines leitenden Gesichtspunktes, für stetige Festigkeit und Folgerichtigkeit in den laufenden Geschäften Kaiser Franz ein wenig geeigneter Herrscher war. Unerbittlich war er allerdings gegen Demagogen und Empörer: sonst aber war bei seiner Unsicherheit weder bei Ministern noch bei Generalen an straffe Subordination zu denken. Hier hatte der Eine, dort der Andere einen einflußreichen Fürsprecher, ein früheres Verdienst, eine empfehlende Außenseite, und that im Bewußtsein dieser Vorzüge im Sinne der kaiserlichen Befehle oder trotz derselben ungefähr so viel er wollte: und Thugut mochte zürnen, drohen, klagen; niemals war er im Stande, den Kaiser zu durchgreifenden Maßregeln bringen. Unaufhörlich schrieb er dem Grafen Colloredo, und somit zur Beherzigung des Kaisers, daß bei diesem Verfahren die Staatsverwaltung aus den Fugen gehe, daß alle Wirksamkeit der Regierung aufhöre, daß der Staat dadurch an den Rand des Abgrundes gebracht werde. Es war stets ein Schlag in das Wasser. Er hielt sein Schiff in dem von ihm gewünschten Cours, aber er war nicht im Stande, die Ritzen zu stopfen, den zehnfachen Leck zu schließen. Bald waren es die großen Herren des alten Adels, die ihn schon als Emporkömmling haßten und seine Politik an allen Enden hofmeisterten und erschwerten, wie z. B. der stolze, beschränkte, wortreiche Reichsvicekanzler Fürst Colloredo. Bald sah er mit nutzloser Wuth, wie die Anarchie bei den untersten Beamtenkreisen ein=

riß, die Schreiber die Ausfertigungen verschleppten, die Couriere die Erlasse im Lande sonst umher, nur nicht an die rechte Stelle trugen. Wir beobachteten früher eine ähnliche Lockerung der Zustände auch in Preußen: ohne Zweifel aber war in Wien die Zerfahrenheit schlimmer, weil in Preußen alle Staatseinrichtungen ungleich fester gefugt als in Oesterreich waren, und in Preußen der König zwar häufig seinen Willen wechselte, in jedem einzelnen Augenblicke aber sehr nachdrücklich seine Befehle durchsetzte, während in Wien der Kaiser gewisse Grundrichtungen äußerst zähe inne hielt, im Einzelnen aber fortdauernd jede Eigenwilligkeit gewähren ließ.

So war die Regierung beschaffen, welche sich damals zum Entscheidungskampfe gegen eine weltstürmende Revolution anschickte. Nicht besser lagen die Dinge in den Provinzen, an deren Hülfsquellen und guten Willen sie für die gewaltige Aufgabe gewiesen war. Die Franzosen verkündeten wohl der Welt unaufhörlich, daß unter ihrem Banner ein freies Volk gegen die Sclavenschaaren despotischer Monarchien streite: Thugut aber wußte nur zu gut, daß er nicht zum zehnten Theile die unbeschränkte Macht besaß, mit welcher der Wohlfahrtsausschuß seine Unterthanen in das Schlachtgetümmel trieb. Im Grunde konnte nämlich die österreichische Regierung damals nur über die böhmischen Lande nach freiem Willen verfügen. In dem Erzherzogthum und in Steiermark, in Kärnthen und Tyrol hatte sie auf die Provinzialstände Rücksicht zu nehmen, welche sie sonst allerdings als leere Formsache zu behandeln gewohnt war, jetzt aber aus verschiedenen Gründen sehr der Betrachtung werth hielt. In Wien selbst entdeckte man demokratische Complotte, hohe Gerichtsbeamte redeten in amtlichen Eingaben von angeborenen Menschenrechten, die geheime Polizei der Post las in unzähligen Briefen den Zorn über den Kriegsstand, die Steuern, die herrschende Politik. Man scheute sich bei solcher Stimmung, von dem Lande noch mehr zu fordern; auch hätte das Begehren wenig geholfen, da die Kräfte stark zusammengeschmolzen waren, und die letzte strenge Rekrutirung im Erzherzogthum nur noch 2000 Mann geliefert hatte. Von den außerdeutschen Provinzen standen Galizien und die Lombardei zugleich unter einer hätschelnden Verwaltung nnd einer strengen Ueberwachung: beides sehr erklärlich, da Galizien jeder polnischen Bewegung und Mailand den französischen Angriffen ausgesetzt war. Die Regierung vermied hier jede anstößige oder drückende Maßregel, um nicht in Italien die französische Propaganda zu stärken, oder in Polen der eigenen Abbruch zu thun. Auch von diesen Provinzen also erlangte sie wenig Geld und noch weniger Soldaten.

Es blieben noch die beiden reichsten der damaligen Kronlande,

Belgien und Ungarn. Beide hatten bekanntlich die Eingriffe Joseph's in ihre Verfassung mit Nachdruck abgewiesen, beiden hatte Leopold, jenem sehr wesentliche, diesem ganz umfassende Zugeständnisse gemacht; beide konnten jetzt nur mit freier Zustimmung ihrer Stände zu den Kriegslasten herangezogen werden. Geld bewilligten denn nach langen und harten Verhandlungen die belgischen Landschaften in großen Summen, eine Steuer von acht, eine Anleihe von fünfzehn Millionen: im Uebrigen aber war ihr Verhältniß zu der Regierung äußerst gespannt und empfindlich. Ihr neuer Generalstatthalter, der Erzherzog Carl, hatte auf den Rath seines Ministers, Grafen Metternich, den Versuch einer volksthümlichen Regierung gemacht, alle unter Joseph kaiserlich gesinnten Beamten entfernt, den damaligen Männern der Insurrection die Stellen gegeben, auf jeden Eingriff in die Angelegenheiten der Kirche und der Gemeinde verzichtet. Der Clerus und der Adel flossen deshalb anfangs von loyaler Dankbarkeit über, zeigten sich dann aber doppelt reizbar und hochfahrend, wenn irgendwo Graf Metternich auch einmal einen Willen zu haben wagte, und da sich dies nicht immer vermeiden ließ, mußte er bald aus hochadligem Munde die Klage vernehmen, die französischen Jacobiner seien viel ehrlicher und erträglicher als sein Regiment gewesen. Umgekehrt brachte ihm jede Wiener Post gemessene Verweise des Ministeriums über seine unwürdige Schwäche; Graf Trautmannsdorf, der in Wien die belgischen Sachen bearbeitete (ein Schwager des Fürsten Colloredo, mit diesem aber durch einen Familienstreit zerfallen), drang unaufhörlich auf festeres Auftreten, und hatte dabei Thugut's ganze Billigung, so daß beide Staatsmänner sich immer mehr in der Stimmung bestärkten, welch ein Gewinn für Oesterreich es wäre, wenn man des ewig unruhigen, ewig gefährdeten Landes auf gute Art sich entledigen könnte.

Nicht viel erfreulicher erschienen die Aussichten, wenn die Minister auf Ungarn blickten. In diesem starken und erregbaren Volke zitterte noch die stürmische Bewegung der josephinischen Zeiten nach; es war in allen seinen Theilen entschlossen, über der Erhaltung seiner Landrechte zu wachen, und der Krone nicht die geringste Eigenmächtigkeit zu verstatten. Die Regierung hatte bei dieser Stimmung das Land bisher nur in höchst gelinder Weise zu den Kriegsrüstungen herangezogen; in Belgien und beim Rheinheer standen z. B. an Musketieren 115 Bataillone, und darunter nicht mehr als 13 ungarische. Jetzt hätte man nun auf das Dringendste einer großen Rekrutirung bedurft, eine solche konnte aber nur durch den Reichstag bewilligt werden. Im December waren gerade die Deputirten mehrerer Comitate in Pesth versammelt;

der Kaiser sandte den Palatinus dorthin, um vielleicht von ihnen ein günstiges Votum zu erlangen: sie jedoch fanden umgekehrt, daß man die ungarischen Regimenter vom Heere abrufen müsse, wenn der Kaiser nicht einen Reichstag ausschreibe. Daß es Ernst mit der constitutionellen Gesinnung im Lande war, zeigte sich bald, als die Regierung sich an den guten Willen Einzelner wandte, zu freien Geldbeiträgen aufrief und militärische Werbungen eröffnete. Die Comitate erklärten sofort die Sammlung der Beiträge für gesetzwidrig, und das Czempliner schritt mit nachdrücklichen Strafen gegen den Grafen Almasi ein, der einige seiner Bauern dem kaiserlichen Werbeofficier gegen ihren Willen überliefert hatte. Unter diesen Umständen beantragte Rollin, vor allen Dingen das militärische Bedürfniß erwägend, die Ausschreibung des Reichstags. Aber die politischen Einflüsse ohne Ausnahme erhoben sich gegen ihn. Vor allen Anderen erschien, durch den Grafen Colloredo vertreten, der Clerus. Er hatte namentlich in Ungarn sich vielfache Ueberschreitungen erlaubt, fürchtete bei einem Reichstage die Klagen der Protestanten und Griechen, und bot dem Kaiser ein stattliches Geldgeschenk, wenn er das Land mit der Pest eines revolutionären Reichstags verschonen wollte. Thugut, der weder bigott noch furchtsam, also für die clerikalen Erwägungen wenig empfänglich war, besorgte seinerseits, daß die Persönlichkeit des Kaisers zur Leitung des kecken und stolzen Magyarenadels wenig geeignet wäre, und nahm überhaupt kein Interesse an der Frage, weil ihm der Zweck des Reichstages, die Beschaffung weiterer Kriegsmittel, gleichgültig war. Der Antrag wurde also beseitigt, die deutschen und böhmischen Lande mit einer neuen Kriegssteuer belegt, welche das Wiener Publikum sofort sehr friedselig stimmte, und in Ungarn die freiwillige Werbung streng innerhalb der gesetzlichen Schranken fortgesetzt. Sie lieferte, wie sich bald herausstellte, geringe Ausbeute. In Bezug auf auswärtige Politik herrschte in Ungarn noch ganz und gar jene Stimmung von 1790, der Unwille, daß man den alten türkischen Erbfeind auf preußisches Andringen aus den Händen gelassen: Edelleute und Bauern waren auch jetzt darüber einig, daß die Franzosen dem Magyarenvolke nichts zu Leide gethan, daß dieses lieber auf die Preußen als auf die Franzosen schlüge, daß es endlich nur einen freudigen Krieg für Ungarn gäbe, den Krieg gegen die Türken.

Alles zusammen genommen also konnte die österreichische Regierung nicht daran denken, in der Entfaltung der Kräfte ihres Reiches entfernt mit der französischen Republik zu wetteifern. Sie hatte, als die Eröffnung des Feldzugs herannahte, nach den amtlichen Listen ein Heer

von 342,000 Mann aufgestellt, während Frankreich, bei ungefähr gleicher Bevölkerung, wie wir sahen, mit einer Effectivstärke von 870,000 Mann auftrat. Von jener Gesammtmasse aber hielt die Regierung den großen Betrag von 144,000 Mann im Innern zurück; wir werden bald wahrnehmen, aus welchen Gründen: so daß gegen den Feind an den Grenzen eine Effectivstärke von nicht ganz 200,000 Mann verwendbar blieb, welchen Frankreich mehr als den doppelten Betrag entgegensetzte. Noch weiter als bei der Truppenmenge war der Abstand in den Geldleistungen: Frankreich verbrauchte für seine Heere im Jahre 1794 monatlich etwa 110 [1]), Oesterreich nicht ganz 17 Millionen Franken, von welchen es jedoch nur zwei Drittel aufzubringen vermochte und ein Drittel schuldig blieb. Ohne den wirksamen Beistand starker Bundesgenossen waren also die Aussichten für Oesterreich höchst bedenklich. Und wie unsicher war es aller Orten um die Erlangung einer solchen Hülfe bestellt! Wenn man die Reihe der Kampfgefährten musterte, so stand man in Italien mit Piemont auf dem übelsten Fuße; die beiden Staaten überhäuften sich gegenseitig mit Beschwerden über Nichterfüllung der Bundespflichten, und eben sandte Thugut ein fast drohend gefaßtes Ultimatum nach Turin, in welchem er als Preis der weiteren Kriegshülfe, falls der König französisches Land erwerbe, die Rückgabe der einst im österreichischen Erbfolgekrieg an Savoyen gemachten Abtretungen begehrte. Neapel stellte zwar ein neues Hülfscorps für die Lombardei in Aussicht; indessen wog die Tüchtigkeit seiner Truppen nicht schwer, und entscheidend für den Krieg konnte ihr Eintreffen in keinem Sinne werden. Im deutschen Reiche war, wie immer, nur der Wetteifer unter den Ständen, wer sich den Kriegslasten am gründlichsten entziehen könnte; die wenigen Wehrhaften hatten ihre Contingente bereits bei den Heeren, meistens im englischen Solde. Holland war erfüllt von Mißstimmung gegen Oesterreich, und trat jetzt offen mit dem Begehren hervor, wenn es sich weiter an dem Kriege betheiligen solle, müsse der Kaiser ihm die Forts Lillo und Liefkenshoek bei Antwerpen und einen Landstrich zwischen Roeremond und Mastricht abtreten. Man wies in Wien jede bindende Abkunft darüber zurück; hier wie aller Orten kam man auf das stets gleich negative Ergebniß.

So schienen alle Momente des Zustandes dazu angethan, als die Hauptbedingung des Gelingens die Erneuerung des guten Einvernehmens mit Preußen auch dem blödesten Auge anschaulich zu machen. Aber auf

[1]) Nämlich nominell 180 bis 200 Millionen Assignaten bei einem Course von durchschnittlich 60 Procent.

Thugut brachten sie keinen Eindruck hervor, denn nach seiner Vorstellung wurde Preußen, wenn man seine Forderung bewilligte, zwar das Geld nehmen, aber wirkliche Hülfe doch nicht leisten. Ja, so weit ging das gereizte Zucken seiner Phantasie, daß er in Preußen nicht nur einen unzuverlässigen Genossen, sondern bereits einen heimtückischen Feind erblickte.

Immerhin wünschte er, wie er am 18. November an Lehrbach schrieb, daß die preußischen Truppen gegen Frankreich im Felde blieben, aber nicht, weil er einen erheblichen Beistand von ihnen erwartete, sondern weil er unabsehbare Gefahr für Oesterreich befürchtete, wenn jene zu Hause gesammelt wären, während die kaiserlichen Schaaren, weit entfernt in Belgien beschäftigt, die eigene Grenze wehrlos ließen. Mit anderen Worten, die Front gemeinsam mit Preußen gegen Frankreich gerichtet, meinte Thugut, sich den Rücken gegen einen meuchlerischen Dolchstoß des Genossen decken zu müssen.

Wie tödtlich lähmend ein solcher Gedanke auf die weiteren Vorkehrungen zum französischen Kriege einwirken mußte, bedarf keiner Erörterung. Es war der Alp, der von nun an mit unausgesetztem Drucke den österreichischen Kampf gegen die Revolution zur Ohnmacht zwang. Dieser selbstmörderische Argwohn hatte, wie wir jetzt urkundlich wissen, nicht die mindeste thatsächliche Begründung, denn kein Mensch in Berlin dachte an Krieg gegen Oesterreich: er war nichts Anderes als der Widerschein des eigenen feindseligen Handelns; Thugut setzte bei dem Könige solche Gesinnungen voraus, wie sie seinem Hetzen gegen Preußen in Petersburg entsprochen hätten.

Bei solchen Anschauungen würde ein schwächerer Mensch als Thugut ohne Zweifel, und von seinem Standpunkt aus mit gutem Grunde, Alles aufgeboten haben, um der doppelten Gefahr durch einen raschen Frieden um jeden Preis mit Frankreich zu entrinnen. Aber, wenngleich verdüstert und verblendet in seinem allseitigen Mißtrauen, Thugut war auch stolz und furchtlos. Noch meinte er, daß Oesterreich, wenn es seine Kraft gebrauche, eine Welt von offenen und versteckten Gegnern bestehen könne. Er zürnte über die Generale, welche die Feinde zählten, und mit einem trefflichen kriegeübten Heere sich die Kraft nicht zutrauten, die doppelte Masse des revolutionären Gesindels zu zersprengen. Er verachtete diese „Weißröcke mit Ordenskreuzen", welche dumm und schlaff genug waren, um in ihrer Angst vor den Franzosen sogar nach preußischer Hülfe zu rufen. Gewiß, es wäre die beste Erquickung seines Herzens gewesen, wenn er sogleich von Frankreich einen guten, einen in Wahrheit guten Friedensvertrag hätte erlangen können, um dann mit Preußen eine Abrechnung von Grund aus zu halten. Aber an einen guten Frieden

war damals bei dem Uebermuthe des Wohlfahrtsausschusses nicht zu denken, und wie Thugut in den Krieg mit dem Bilde österreichischer Vergrößerung eingetreten war, so wollte er auch keinen Frieden ohne ansehnlichen Machtgewinn. Also galt es, noch eine Weile standhaft auszuhalten, durch einige kräftige Schläge den Stolz der Republikaner in etwa zu dämpfen, und sich damit vor Allem die Gunst des einzigen Bundesgenossen zu sichern, welcher die Mittel zu durchgreifender Hülfe besaß, die Gunst des russischen Hofes. Wenn Catharina nur wollte, so durfte Preußen sich nicht rühren, und Frankreich sah einen neuen furchtbaren Gegner auf dem Kampfplatz erscheinen. Thugut wußte nun, wie dringend Catharina die fortdauernde Beschäftigung Frankreichs durch deutsche Angriffe wünschte: so suchte er ihren Zorn gegen Preußen zu entflammen, indem er dieses als das Hinderniß jeder ernstlichen Bekämpfung der Jacobiner darstellte. Es giebt, schrieb er an Cobenzl den 9. November, nichts so Schwarzes und Niederträchtiges, was sich Preußen nicht erlaubte: möge Catharina uns davor bewahren, durch kräftige Erklärungen, durch militärische Demonstrationen; sonst könnten wir gezwungen sein, zu irgend einem französischen Frieden und damit zur Umwälzung von ganz Europa die Hand zu bieten. Cobenzl meldete darauf wiederholt, daß Catharina und ihre Minister den lebhaftesten Unwillen gegen Preußen zeigten und immer nur beklagten, daß Oesterreich nicht durch den Beitritt zum Januarvertrag dem Könige den letzten Vorwand entzöge. So entschloß sich der Minister, endlich mit der Sprache herauszugehen und den lange erwarteten Courier mit seinen Entschädigungsanträgen nach Petersburg abzusenden.

Die Forderungen, welche er in dieser Depesche vom 18. December 1793 aufstellte, waren denn umfassend genug. Zunächst erklärte er sich bereit, dem Januarvertrag beizutreten, dessen siebenter Artikel, wie wir uns erinnern, die guten Dienste der Mächte und alle wirksamen Mittel für den bayerischen Tausch verhieß. Zum Lohne für dieses Entgegenkommen bedang er sich weiter Rußlands Gewähr für eine stattliche Erwerbung iu Frankreich aus, das Land bis zur Somme, einer Linie von dort bis zur Maas bei Sedan, und dann die Maas hinauf, so daß französisch Flandern, Artois, Picardie, Lothringen und Elsaß an den Kaiser fiele. Sollte diese Eroberung nicht gelingen, so wollte er nach Rußlands Wunsch auf polnische Lande jetzt verzichten und sich nur eine kleine Verbesserung der galizischen Grenze vorbehalten: dafür hatte ihn Graf Rasumowski an die venetianischen Lande, einen alten Gegenstand josephinischer Wünsche erinnert, und Thugut beauftragte den Grafen Cobenzl, in tiefem Geheimniß diesen Ausweg in Petersburg zur Sprache zu bringen. Dies

Alles aber hatte ein doppeltes Begehren zur Voraussetzung: einmal die endliche Absendung des bundesmäßigen Hülfscorps von 12000 Mann zum französischen Kriege, sodann die Sicherung Oesterreichs vor preußischer Feindseligkeit, durch Aufstellung eines russischen Heeres an der polnischen Grenze zur Einschüchterung des Berliner Hofes. Am liebsten würde Thugut auch den Beitritt zum Januarvertrage mit Rußland allein vereinbaren, also nur diesem, und nicht auch Preußen den polnischen Gewinn gewährleisten.

Als Cobenzl diese weitgreifenden Depeschen zur Kenntniß der russischen Staatsmänner brachte, hatte er die Genugthuung, für's Erste warme Zusicherungen allgemeiner Bereitwilligkeit zu empfangen. Daß ein förmlicher Vertrag so mannichfaltigen Inhalts nicht an einem Tage zu Stande kam, lag in der Natur der Sache. Gegen französische Eroberungen hatten die Russen nichts einzuwenden, meinten aber zu Thugut's schwerem Verdrusse, man müsse, um dieselben zu erlangen, auf Preußens Wünsche etwas Rücksicht nehmen, da russische Hülfstruppen leider nicht verfügbar seien. Venedig gaben sie vollständig Preis; denn das Liebäugeln dieser „Pantalons" mit Türken und Franzosen mache sie jeder Schonung unwerth. Dann aber trat gelegentlich die Ansicht hervor, daß Rußland für so große Gefälligkeiten auch wohl eine Gegenleistung verdiene, und über die Richtung ihrer Wünsche blieb kein Zweifel, da sie mit wachsendem Nachdruck die Gefahr eines türkischen Angriffs erwähnten und einen Truppentheil nach dem andern zum Schutze ihrer Grenzen nach dem Süden abrücken ließen. Thugut konnte sich darüber nicht wundern: er hatte ja unaufhörlich die Herstellung der josephinischen Seelenfreundschaft mit Rußland verkündet, mithin eines politischen Systemes, dessen erstes und letztes Wort die Theilung der Türkei gewesen, und dessen auf Venetien bezügliche Clausel er selbst so eben wieder zur Verhandlung gebracht hatte. Nur der jetzige Zeitpunkt schien ihm äußerst ungünstig gewählt. In seiner zürnenden Besorgniß gegen Preußen wünschte er die russische Macht schlagfertig auf dieser Seite, und deshalb um Alles nicht in Bulgarien beschäftigt zu sehen; er beauftragte also den Grafen Cobenzl auf das Dringendste, unter den besten Versprechungen für die Zukunft, bei Catharina für jetzt einen Aufschub ihres türkischen Unternehmens bis zum französischen Frieden zu bewirken.

Während der kaiserliche Botschafter dieses große Programm in Petersburg durchzuführen bemüht war, trat leider am Rheine die schlimme Wendung ein, welche einen Haupttheil desselben, die Eroberung des Elsasses, in eine blutige Niederlage verwandelte. Thugut war empört: es verstand sich ihm wieder von selbst, daß einzig Preußen der sündige Urheber des Mißgeschicks war. Wir haben nun gesehen, daß der Herzog

von Braunschweig allerdings nach Oesterreichs feindseligem Eingreifen in die polnische Sache die Weisung erhalten hatte, sich auf die Beschirmung der Pfalz zu beschränken und Wurmser's Angriff auf den Elsaß nur nothdürftig zu unterstützen: immer aber war dies noch weit entfernt von thätiger Böswilligkeit und Einverständniß mit dem Feinde; im Gegentheil hatte Braunschweig schon durch seine Aufstellung den bedrohtesten Flügel der Oesterreicher gedeckt, und zuletzt dem geschlagenen Wurmser rettenden Beistand gebracht. Aber Thugut und seine Freunde hatten ein Auge nur für seine frühere Unthätigkeit, und sahen in diesem Verlaufe des Feldzugs den unwiderleglichen Beweis für Preußens offenbaren Verrath. Lehrbach meldete ein über das andere Mal aus Berlin, daß er jetzt die sichere Ueberzeugung von Preußens Einvernehmen mit Frankreich habe. Cobenzl trauerte in Petersburg über das durch die schwärzeste Treulosigkeit herbeigeführte Unheil. Thugut selbst fand nur bestätigt, was er stets vorausgesagt, daß Preußen keinen andern Gedanken als die gänzliche Zerstörung Oesterreichs verfolge. Als ihn damals der englische Gesandte zur Versöhnung mit dem unentbehrlichen Genossen mahnte, wies der Minister jede Vorstellung herb zurück: Preußen sagte er, möge seine Contingente uns zur Verfügung stellen, aber wir wollen keine große Armee neben uns, unter der selbständigen Führung des Königs, dessen geheime Verständnisse mit Frankreich uns nur zu wohl bekannt sind [1]). Doppelt schmerzlich war es für Thugut, daß das Mißgeschick am Rheine gerade den alten Wurmser betroffen, den er mit Rollin für den muthigsten und rüstigsten aller österreichischen Generale hielt; jetzt mußte er erleben, daß der Reichsvicekanzler und der Feldmarschall Lacy, welche stets Wurmser's Unfähigkeit behauptet hatten, das Haupt hoch erhoben, auf den Kaiser sichtlichen Eindruck machten und die Abberufung des alten Haudegen durchsetzten. Lacy ging aber in seiner Kritik des bisherigen Systems noch weiter. Coburg und Mack hatten wiederholt die Unzulänglichkeit ihrer Streitkräfte behauptet: jetzt trat auch Lacy ihrer Ansicht bei, und bekannte sich offen zu der Ueberzeugung, daß ohne preußische Unterstützung die Kriegslast für Oesterreich zu schwer, daß also ehrliche Versöhnung mit Preußen die erste Bedingung alles militärischen Gelingens sei. Und nun hatte Thugut den Kummer, daß der Kaiser durch Wurmser's Fehlschlagen gereizt und zugleich durch den Fall Toulons schwer betroffen, ihm am 7. Januar den Vorschlag machte, die oberste Leitung der Kriegssachen in die Hand eben dieses Lacy, des preußenfreundlichen Lacy zu legen. Mit dem

[1]) Berichte des englischen Gesandten vom 18. und 29. Januar.

höchsten Nachdrucke entwickelte der Minister noch an demselben Tage dem schützenden Freunde Franz Colloredo, welch ein schlechter, kraftloser, kleinlicher Kopf der Marschall sei, wie die Preußen, die grausamsten Widersacher Oesterreichs, ihn begünstigten, wohl wissend, was sie thäten, völlig klar darüber, daß seine und Coburg's Unfähigkeit Oesterreich mit raschen Schritten dem Untergang entgegen führen würde. Der Kaiser habe in seiner Weisheit beschlossen, den Kriegsplan vornehmlich mit den Engländern festzusetzen: solle man jetzt deren Eifersucht erwecken, indem man sich auf's Neue den Preußen in die Arme werfe? Gezieme es sich, daß die Preußen, die hitzigsten und die treulosesten Feinde des Kaisers, den Vorsitz bei der Auswahl der kaiserlichen Generale führten?

Es gelang ihm, mit diesen Vorstellungen den gefürchteten Streich zu pariren. Obgleich bald nachher sich die Bestrebungen für Lacy erneuerten, und der Oheim des Kaisers, Churfürst Max von Cöln, in Verbindung mit seiner Schwester, der Erzherzogin Marie Christine, sich eifrig für Lacy's Ernennung bemühte, so hielt dennoch Thugut den Kaiser fest an der gemeinsamen Abneigung gegen Preußen und damit auf dem seit einem Jahre befahrenen Geleise. Der Augenblick, das verhängnißvolle Wort öffentlich auszusprechen, war gekommen. Man hatte bis dahin eine bestimmte Erwiderung auf die preußische Geldforderung vermieden, und selbst einen Antrag des Königs auf Verpflegung seiner Truppen durch das deutsche Reich in Regensburg unterstützt. Jetzt aber machte dasselbe England, dessen Eifersucht bei einer Annäherung an Preußen Thugut zu befürchten vorgab, den ersten seiner großen Versuche, die Mächte des Continents zu einem festen Bunde gegen die immer riesenhafter heranwachsende Revolution zusammen zu schließen, und nöthigte damit auch Oesterreich zu einer unumwundenen Erklärung.

Das Ministerium Pitt war, wie wir gesehen haben, mit Widerstreben an den Krieg herangegangen, und hatte bis dahin nur mit halber Kraft an demselben Antheil genommen. Ein Heer von kaum 30,000 Mann in Belgien, die Blokade einiger französischen Häfen, ein Caperkrieg gegen den feindlichen Handel, die Wegnahme mehrerer westindischen Inseln, das war Alles, wozu es die englischen Rüstungen bisher gebracht hatten. Auch mit Einsicht und Geschicklichkeit hatte man nicht gerade Aufwand getrieben: wie traurig hatte man die Unterstützung der Vendee und die Benutzung Toulons versäumt, wie kurzsichtig durch den Zug gegen Dünkirchen das Gesammtmißlingen des letzten Feldzugs verschuldet, wie beschränkt und habsüchtig zugleich jetzt eben wieder bedeutende Kräfte zu einer nutzlosen Expedition gegen Guadelupe oder Martinique hinweggeschickt. Als Lord Auckland warnte, es gebe doch nur einen wahren

Zweck des Krieges, die Ueberwältigung des Convents, und darauf seien alle vorhandenen Mittel zu verwenden, weil damit jeder sonstige Vortheil sich von selbst ergeben werde, waren die Minister weit entfernt es zu läugnen; aber die Expedition ging dennoch ab, weil ihr Unterbleiben einen Schein von Unsicherheit erregen könnte, und auch nach dem Mißlingen bei Dünkirchen eine andere Kriegsbeute für England gesichert werden müsse. Niemand hätte in diesen kümmerlichen Verkehrtheiten den Sohn des großen Chatham erkannt, Niemand hätte in ihm den künftigen Führer und Lenker Europas vermuthet. Auch hier aber sollte zu Tage kommen, daß von allen menschlichen Gaben ein starker sittlicher Wille die fruchtbarste und höchste ist. Als die Genossen wichen und die Feinde emporwuchsen, da erst kam der Minister und das Land mit ihm zu dem bestimmten Gefühle, daß sie Krieg hätten, und dachten nun, wo die Anderen alle das Ende ersehnten, die wirkliche Arbeit zu beginnen. Die Rüstungen zu Land und zu Wasser wurden vervielfacht, die Mittel der Regierung gegen innere Aufstände verstärkt, die höchste Thätigkeit auf die Erhaltung der europäischen Coalition gerichtet. In Petersburg und in Madrid, an den scandinavischen wie an den italienischen Höfen bot die englische Diplomatie jedes Mittel auf, die Fortschritte der Revolution zu bekämpfen. In demselben Sinne wurde Ende December einer der namhaftesten der britischen Politiker, Lord Malmesbury, nach Berlin gesandt, mit dem Auftrage, Preußen, wenn es wirklich nur durch Geldnoth gehindert werde, jede irgend billige Hülfe anzubieten. Unterwegs, in Holland und Frankfurt, erhielt Malmesbury sehr entmuthigende Notizen über die Stimmung des Berliner Hofes, wurde aber um so freudiger durch die Lebhaftigkeit überrascht, mit welcher der König, auf das Wort eines ehrlichen Mannes, seine Sehnsucht nach frischen Kämpfen gegen die Jacobiner aussprach. Wo der Lord sich dagegen über die Finanzlage des Staates erkundigen mochte, erhielt er immer die gleiche trübe Auskunft: der Schatz war durch Krieg und Wohlleben geleert, und die Steuerkraft des Volkes seit einem halben Jahrhundert so hoch gespannt, daß man bei weiterer Steigerung verzweifelte Ausbrüche besorgen mußte. Hierauf nahm Pitt keinen Anstand, weiter vorzugehen, und Malmesbury erhielt am 5. Februar Vollmacht, gegen die Aufstellung eines Heeres von 100,000 Mann eine Subsidie von zwei Millionen Pfund zu bieten, von welchen England zwei Fünftel, Oesterreich, Holland und Preußen selbst je eins aufbringen würden.[1] Dies stand freilich

[1] Es ist charakteristisch, daß die Wiener Diplomatie erzählte, der Plan sei von Preußen ausgegangen und in England als unannehmbar befunden worden, so wie

weit hinter der ursprünglichen preußischen Forderung von 22 Millionen Thalern zurück, indeß erklärte der König nach einigen Verhandlungen seine Bereitwilligkeit, und der Vertrag wurde am 12. Februar vorläufig, unter Vorbehalt der österreichischen und holländischen Zustimmung, unterzeichnet. Da an der letzteren von vorn herein kein Zweifel war, so hing Alles von dem Entschlusse des Kaisers ab. Es erging an ihn jetzt die Frage, ob er gegen ein Opfer von 400,000 Pfund Sterling ein schlagfertiges Heer von 100,000 Mann dem Revolutionskriege erhalten wollte. Das Gewicht derselben wurde noch verstärkt durch eine gleichzeitige Meldung des Prinzen von Coburg, daß er mit den Engländern seinen Plan für den bevorstehenden Feldzug nach einem Entwurfe Mack's vereinbart habe, jedoch einer Verstärkung von 37,000 Mann bedürfe, nicht blos um zum Angriffe zu schreiten, sondern auch, um nur für die Vertheidigung des Landes einzustehen [1]). Von allen Seiten her gemahnt, mußte man in Wien das entscheidende Wort aussprechen.

Ueber den Inhalt desselben war man um so weniger im Zweifel, als man jetzt auch den militärischen Ersatz für Preußens Ausscheiden endlich gefunden zu haben glaubte. Der Reichsvicekanzler, obgleich in der Verurtheilung Wurmser's mit Lacy völlig einverstanden, stimmte doch mit Thugut wieder eifrigst zusammen, als es sich um die Ablehnung des preußischen Begehrens handelte. Schon im Januar hatte er erklärt, daß man energischen Krieg auch ohne die Preußen führen könne; man müßte, sagte er, vom Gegner lernen, und was in Ungarn der Verfassung wegen leider unmöglich sei, im deutschen Reiche veranlassen: eine allgemeine Volksbewaffnung, ein Aufgebot aller Bürger und Bauern in Masse. Dem Kaiser, der ganz wie der König von Preußen von Herzen Krieg gegen die Jacobiner wünschte, leuchtete der Vorschlag ein, und auf der Stelle ging der betreffende Befehl an die österreichische Gesandtschaft in Regensburg ab. Dort wirkte er aber wie eine das Gebälk eines friedlichen Zimmers durchbrechende Bombe. Eine solche revolutionäre Maßregel schien in dem altausgefahrenen Geleise der Reichsverfassung ganz undenkbar, und aller des heiligen Reiches überlieferten Ordnung vollkommen verderblich. Preußen, welches durch den Vorschlag die Verpflegung seiner Truppen unmöglich werden sah, und deshalb entschiedenen

---

daß auch der von Thugut völlig gewonnene englische Gesandte in Wien von dieser Meinung durchdrungen war. Der treffliche Staatsmann hielt den österreichischen Minister für offenherzig, bieder und überall zuverlässig.

[1]) Da aus dem Plane endlich nichts wurde, gehe ich nicht näher auf denselben ein. Das Nähere findet man bei Witzleben III. 51 ff.

Widerspruch einlegte, hatte eine seltene Mehrheit auf seiner Seite. Jedoch diese Hindernisse machten keinen Eindruck auf den höchst erregten Reichsvicekanzler. Er bot alles Wissen seiner Publicisten auf, um die Verfassungsmäßigkeit seines Planes zu erweisen, und war unerschöpflich in der Erörterung, wie gewaltig der Heerbann deutscher Nation den Sansculotten entgegentreten würde. Freilich blieb es bei der Unausführbarkeit der Sache in dieser populären Form, dennoch aber wirkte der hier gegebene Anstoß weiter. Der Kaiser, wie gesagt, war eifrig zum Kriege wie jemals; nach wie vor hielt er an dem seit September gefaßten Plane, selbst nach Belgien zu gehen, um durch seine herrschende Autorität das Coburg'sche Hauptquartier mit Feuergeist und Thatkraft zu erfüllen, und je lebhafter er einen Vorschlag ergriffen hatte, der ihm eine Zerstreuung, eine Reise in neue Umgebung, und hoffentlich glänzende Lorbeeren verhieß, um so bereitwilliger war er, jedes Mittel zu ergreifen, welches ihm Stärkung seiner Heeresmacht ohne Einräumungen an die widerwärtigen Preußen lieferte. Nun entwickelte ihm der Reichsvicekanzler, daß ein solches im römischen Reiche auch ohne Volksbewaffnung zu finden sei. Er wies darauf hin, daß von den Preußen nur etwa 60,000 Mann am Rheine ständen; davon seien 7000 als Reichscontingent und 20,000 nach dem Februarbündnisse dem Kaiser jedenfalls gewiß; der Rest lasse sich leicht ersetzen, wenn man die verschiedenen Contingente der anderen Reichsstände mit Ernst zusammenraffe und in ein großes Reichsheer vereinige. Man warf ihm ein, daß diese losen Bestandtheile nicht vor dem Herbste unter den Waffen sein würden [1]): er erwiderte, so lange würde man Preußen auch ohne Subsidien hinhalten können. Es wurde weiter bemerkt, daß einzelne jener Schaaren bei Coburg's Heer ständen, und dieser also durch die Bildung der Reichsarmee geschwächt würde: er tröstete, daß man schlimmsten Falles in Belgien einen Augenblick auf Angriffsbewegungen verzichten müsse; zur Vertheidigung bleibe Coburg stark genug, die Engländer würden Alles aufbieten, um die Franzosen dort nicht Meister werden zu lassen, und irgend einen Landerwerb werde Rußland dem Kaiser anderweitig schon verschaffen. Der Kaiser sah in dieser Darlegung die beiden Wünsche seiner damaligen Stimmung zugleich befriedigt, die Möglichkeit seiner belgischen Reise und die Ablehnung der preußischen Hülfe: er genehmigte also Colloredo's Vorschlag mit großer Genugthuung, und eröffnete diesen Be-

---

[1]) Wie begründet diese Sorge war, zeigt Vivenot's ganzes Buch (Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen), was den Autor freilich nicht abhält, Colloredo's System und die Ablehnung des preußisch-englischen Vorschlags für ganz vortrefflich zu halten.

schluß gerade an dem Tage, an welchem in Berlin Graf Malmesbury seinen Vertrag unterzeichnete, am 12. Februar, dem Prinzen von Coburg. Damit war das Schicksal der englischen Unterhandlung im Voraus besiegelt; Thugut sah in höchster Befriedigung, wie der sonst stets hinderliche und lästige Reichsvicekanzler ihm dieses Mal den Angelpunkt seines ganzen Systems befestigt hatte.

Sowohl er als Colloredo gaben hierauf dem Marquis Lucchesini die Erklärung, daß Oesterreich außer Stande sei, den geringsten Beitrag zu der preußischen Subsidie zu leisten. Lucchesini hatte für diesen Fall Befehl, den Abmarsch des preußischen Heeres vom Rheine in die Heimath anzukündigen, falls nicht Oesterreich bis zum 15. März zu einer günstigeren Entschließung käme. Thugut zuckte dazu die Achseln. Am 19. Februar wiederholte er die Ablehnung dem englischen Gesandten, theils wegen des in Oesterreich vorhandenen Geldmangels, theils wegen der Gefahr, die für Oesterreich darin liege, daß das preußische Heer sich zwischen den kaiserlichen Truppen in Belgien und den kaiserlichen Erblanden befinde. Sodann wandte er sich nochmals an den großen Hort und Schirm seiner jetzigen Politik, an die Kaiserin Catharina, um ihr jetzt unumwunden die künftige Hülfe Oesterreichs im Oriente zuzusagen, wenn sie in der gegenwärtigen Krisis sich als gute Verbündete des Kaisers zeige. Am 27. Februar erließ er neue Weisungen an Cobenzl, worin er seine französischen Ansprüche nach der ungünstigen Kriegslage erheblich beschränkte, die venetianischen aber im weitesten Sinne erneuerte, und vor Allem gegen etwaigen preußischen Widerspruch das feste Versprechen russischen Beistandes forderte. Ja, er redete nicht blos von der Wahrscheinlichkeit preußischer Tücke und deren Abwehr, sondern rückhaltlos sprach er den innersten Wunsch seines Herzens aus, seinerseits den Angriff gegen Preußen zu eröffnen — einen Wunsch, dessen Erfüllung freilich mit der Fortsetzung des französischen Krieges in geradem Widerspruche stand. Es ist die höchste Zeit, sagte er, daß die Kaiserhöfe gemeinsam gegen die Böswilligkeit und die Habsucht Preußens einschreiten; es wäre ein Glück, wenn eine preußische Feindseligkeit Anlaß böte, diesen gefährlichen Staat auf angemessene Grenzen zurückzuführen. Eben aus diesem Gesichtspunkte warnte er auf's Neue vor Ueberstürzung des türkischen Planes, durch welche Preußen jetzt die Möglichkeit gewinnen würde, in Deutschland und Polen um sich zu greifen. Um so unbedingter aber verhieß er, sobald die rechte Zeit gekommen sei, sich freudig mit Rußland über die beiderseitigen Interessen in der Türkei verständigen zu wollen. Mit diesen Erklärungen dachte er sich des festen Rückhalts in Petersburg versichert, und eröffnete gleich

am folgenden Tage, dem 28. Februar, dem preußischen Gesandten, Preußen brauche nicht erst den von ihm bezeichneten Termin des 15. März zu erwarten; der Entschluß des Kaisers sei unwiderruflich, Oesterreich sei auf alle Ereignisse gefaßt und begehre von dem Könige nur die 20,000 Mann aus dem Februarvertrage. Lucchesini mußte sich schnell überzeugen, welch ein Grad der bittersten Abneigung diesen Beschluß dictirte und befestigte. Als das Gerücht der schneidenden Maßregel die Stadt Wien durchflog, und die Gesandten der kleinen Reichsstände, welche im Geiste schon die Preußen entfernt und die Franzosen das wehrlose Reichsgebiet überfluthen sahen, ängstlich zu Thugut eilten, tröstete er sie mit einer Erörterung, Preußen würde mit jenem Heere von 100,000 Mann nicht die Franzosen, sondern die geistlichen Lande angegriffen haben; die Weigerung des Kaisers habe also das Reich aus dieser Gefahr einstweilen errettet, es sei jetzt nur die Aufstellung eines starken Reichsheeres nöthig, um auch für die Zukunft Franzosen und Preußen gleich sehr in Respect zu halten.

Die Nachricht von der verhängnißvollen Entschließung verbreitete sich denn schleunigst durch Europa, und bewegte die Gemüther in sehr verschiedener, überall aber äußerst heftiger Weise. In Berlin verstand es sich von selbst, daß die Truppen den Rhein verlassen müßten, und am 11. März ging an den General Möllendorf, der seit dem Anfang des Jahres an Braunschweig's Stelle getreten war, der Befehl zum Rückmarsche nach Cöln und von dort nach Westphalen. Nichts desto weniger überstand der Wunsch des Königs, gegen die Revolution fortzukämpfen, auch diesen Stoß. Er hatte gleich bei der Ankunft der Wiener Depesche von jedem seiner Cabinetsminister ein Gutachten über die jetzt einzuhaltende Politik verlangt, und darauf sehr abweichende Ansichten vernommen. Graf Alvensleben, der von jeher eine stärkere Abneigung gegen Oesterreich als gegen die Franzosen bekundet hatte, stimmte für Abberufung des ganzen Heeres, Gewinnung der russischen Gunst durch Preisgeben der Türkei, und möglichst raschen Frieden mit der französischen Republik. Dagegen erörterte Graf Haugwitz, da der König sich immer noch der gemeinen Sache Europas verbunden betrachte, so möge er nach der Ablehnung Oesterreichs sich jetzt mit England und Holland allein in Vernehmen setzen; während die von Oesterreich reclamirten 20,000 Mann am Oberrheine blieben, würde man gegen eine angemessene Subsidie den Seemächten 50,000 Mann bei Wesel zur Verfügung stellen, um Westphalen und Holland zu vertheidigen und vielleicht auf den Krieg in Belgien entscheidend einzuwirken. Zwischen diesen beiden Ansichten besann sich der König keinen Augenblick. Auf der Stelle beauftragte er

den Grafen Haugwitz, nach seinem Systeme eine neue Unterhandlung mit Malmesbury zu eröffnen: schon am 7. März hatten die beiden Staatsmänner ihre erste Conferenz darüber, und Malmesbury, obgleich ohne Vollmacht für einen solchen Fall, eröffnete doch so günstige Aussichten, daß der König am 14. dem Feldmarschall Möllendorf eine neue Ordre sandte, die Truppen, außer jenen 20,000 Mann, allerdings nach Cöln zu führen, dort aber stehen zu bleiben, da höchst wahrscheinlich von dort der König persönlich einen neuen Feldzug nach Belgien unternehmen würde.

Von diesen Plänen konnte nun der Natur der Sache nach vor dem endgültigen Abschlusse des englischen Vertrags keine Mittheilung an irgend einen Dritten geschehen. So blieb und wuchs die Aufregung und der Schrecken in den Reichslanden am Oberrheine, als die preußischen Regimenter ihre Quartiere aufschlugen und sich zum Abmarsch zu rüsten begannen. Von dem breit angekündigten Reichsheere war für's Erste nichts zu sehen, die österreichischen Schaaren, an deren Spitze jetzt an Wurmser's Stelle General Browne getreten, erholten sich äußerst langsam von den Schlägen des December, alles Volk sah bereits mit Entsetzen die Verheerung der Pfalz über den Rheinstrom sich tief nach Deutschland hinüberwälzen. Das Coburg'sche Hauptquartier in Belgien theilte diese Gefühle. Schon im Jahre 1793 hatte man dort das höchste Gewicht auf eine preußische Operation von der Pfalz aus gegen die Saar und obere Maas als die wirksamste Erleichterung des belgischen Krieges gelegt: statt dessen sah man jetzt voraus, daß ein Theil des französischen Moselheeres gegen die untere Maas und die östliche Flanke des verbündeten Heeres in Belgien wirken würde, während das Rheinheer Custine's Rolle von 1792 in größerem Maßstabe wieder aufnehmen, Mainz bewältigen, von dort das Rheinland bis Cöln überschwemmen, und die Umzingelung des belgischen Heeres vollenden könnte. Coburg hatte gleich auf das kaiserliche Schreiben über Bildung eines Reichsheeres mit Vorstellungen dieses Inhalts geantwortet, der Kaiser aber darauf entgegnet: das Schreiben des Prinzen dient zur Nachricht, und werden mich seine Anstände nie von dem Beschlusse einer abgesondert agirenden Reichsarmee abbringen. Ganz nach dem Sinne des Fürsten Colloredo wurde der Prinz auch über den Mack'schen Feldzugsplan dahin beschieden, daß derselbe in seinen Voraussetzungen an vielfachen Täuschungen leide, welche man im Interesse der Sache dem Prinzen benehmen müsse: der Kaiser könne aus seinen Erblanden keine weiteren Verstärkungen senden, und jeder Antrag darauf, der nur zu seiner Bekümmerung dienen würde, sei demnach zu unterlassen; wenn hiernach ein

Angriff auf Frankreich unmöglich würde, so sei dies freilich sehr betrübt, aber als eine unvermeidliche Schickung mit Ergebenheit zu tragen, und der Kampf auf die Defensive einzuschränken; übrigens habe der Prinz die verbündeten Seemächte mit Nachdruck zu verstärkter Hülfsleistung aufzufordern, da Oesterreich bereits alle menschenmögliche Kraft aufwende und zur höchsten Erweisung seines Eifers der Kaiser selbst Ende März in Belgien anlangen und den Oberbefehl übernehmen würde.

Der Prinz von Coburg war nun bei aller reichsfürstlichen Abstammung ein durch und durch österreichisches Herz, stets bereit, das Wort seines Kaisers für erleuchtete Wahrheit zu nehmen und jeden Bescheid des Cabinets in treu gehorsamster Durchdrungenheit zu verehren. Dieses Mal aber war er doch auf das Tiefste erschüttert, in voller Verzweiflung. Er verfügte im Ganzen etwa über 160,000 Mann [1]), eine höchst ansehnliche Macht also von durchgängig vortrefflichen Truppen, mit welcher ein Feldherr napoleonischen Schlages sich vielleicht unter allen Umständen für unüberwindlich gehalten hätte. Ihm fehlte es nicht an schlichtem Soldatenmuth, vielmehr hatte er oft genug mit gleichmüthiger Ruhe in dichtem Kugelregen gehalten: aber er erlag der drückenden Wucht der Verantwortung, der er sich weder durch Leichtsinn noch durch schöpferische Kraft zu entziehen wußte. Er sah überall nur den eigenen Mangel und die emporwachsende Gefahr, die lange Grenze von Luxemburg bis Ostende, die er gegen eine vielleicht doppelte Uebermacht decken sollte, die Ueberfluthung der Rheinlinie in Flanke und Rücken nach dem Abzuge der Preußen: er war völlig rathlos, und seine Umgebung wie der Stab des rechtschaffenen und schwachbegabten Herzogs von York war ebenso niedergeschlagen wie er selbst. Bei einem neuen Kriegsrathe in Brüssel wurde endlich beschlossen, von Valenciennes aus, also im Centrum der Gesammtstellung, den Feldzug mit einem Angriff auf die benachbarte Festung Landrecy zu eröffnen, während Clerfait rechts davon Flandern, und Kaunitz links die Sambre decken sollte. Geruhen Ew. Majestät zu bedenken, schrieb Coburg darauf an den Kaiser, was es sei, sich jetzt zur Belagerung von Landrecy nur deshalb entschließen zu müssen, weil, wenn man unthätig bliebe, die Lage bald noch weit unglücklicher würde — was es sei, sich sagen zu müssen, daß ein glücklicher Erfolg fast unmöglich ist, weil der Feind äußerst überwiegende Kräfte hat — ich wünsche, daß Diejenigen, die Ew. Majestät in Wien hierüber Rath gegeben und Alles vereitelt haben, solches vor

[1]) 114,000 Oesterreicher, 50,000 Verbündete, wovon jedoch 17,000 Mann für Garnisonen abgingen. Militärische Denkwürdigkeiten I, 285. Witzleben III, 26 ff.

Gott, Ew. Majestät und der Welt verantworten können, aber sehr zweifle ich, daß es jemals verantwortlich sein sollte. Mit gleich starken Klagen wandte er sich an Möllendorf, an die holländische Regierung, an Malmesbury, um wenigstens einen Aufschub für den Abmarsch der Preußen von Mainz zu erwirken; ja auf sein Betreiben entschloß sich der Erzherzog Carl zu dem auffallenden Schritte, eigenmächtig nach Wien zu reisen, um dort persönlich einen letzten Versuch zur Aenderung des herrschenden Systems zu machen. Coburg hatte schon zweimal ein Schreiben an den Kaiser aufgesetzt, in welchem er seine Entlassung einreichte. Immer aber fehlte ihm im letzten Augenblicke die selbständige oder selbstsüchtige Kraft, im Augenblicke der Gefahr seinem Kaiser und seinen Truppen den Rücken zu kehren; er blieb endlich in stummer und treuer Soldatenpflicht auf dem Posten, wo er nur Demüthigung für sich selbst und Niederlagen für sein Heer erwartete.

Unterdessen hatten die Dinge in Wien, einmal auf die abschüssige Bahn gebracht, sich durch ihre natürliche Schwere weiter bewegt. In politischer Beziehung mußte nach der Ablehnung des letzten Berliner Antrags der Gegensatz gegen Preußen mit jedem Augenblicke den Eifer zum französischen Kriege weiter in den Hintergrund drängen: in militärischer ergab sich von selbst daraus die Folge, daß alle Klagen Coburg's nur dazu dienten, ihn als lästig und seiner Lage nicht entsprechend darzustellen. Als nun höchst unvermuthet der Erzherzog Carl in Wien eintraf, war der Kaiser wohl bei der ersten Meldung entsetzt, und vermuthete irgend ein außerordentliches Unheil: nachdem er jedoch erfahren, worum es sich handelte, zeigte er nur eine merkliche Ungnade, verbat sich jede Einmischung in seine Politik, und ersuchte den Bruder, nach drei Tagen ruhig mit ihm nach Belgien zurückzukehren. Am 30. März brachen die Herrschaften auf: am folgenden Tage wurde Wien durch die Kunde überrascht, der Kaiser habe von Linz aus den Fürsten von Waldeck, der zu einem Commando nach Italien bestimmt gewesen, plötzlich in sein belgisches Hauptquartier berufen. Waldeck war ein tapferer Officier, der im französischen Kriege einen Arm verloren hatte, ein Mensch von entschlossenem und verstecktem Wesen, von starker Parteileidenschaft und gewissenlosem Ehrgeize, seinen Freunden wenig zuverlässig, seinen Gegnern überall gefährlich. Er hatte aus seiner Feindschaft gegen Coburg und Mack niemals ein Hehl gemacht: seine Berufung in diesem wichtigen Momente zeigte, daß die amtlichen Lenker der Kriegsführung das Vertrauen der regierenden Machthaber vollständig verloren hatten. In seinen vertrauten Briefen an den Grafen Colloredo trug Thugut kein Bedenken, die belgischen Generale

wegen ihrer preußischen Correspondenz beinahe als Landesverräther zu bezeichnen.

Während also für den Kampf gegen Frankreich nichts als innerer Hader, Zerrüttung und Zerklüftung zu finden war, zogen sich im fernen Osten die Wolken eines neuen Kriegswetters immer dunkler und dichter zusammen. Ein russisches Regiment nach dem andern rückte aus Polen nach Volhynien hinweg, schon galt es für sicher, daß das Reserveheer hinter Dolgoruki's und Suworow's Schaaren auf eine Stärke von 70,000 Mann gebracht werden sollte. Die Unterhandlung mit England über einen definitiven Bundesvertrag ging daneben ihren Gang, stockte aber stets an demselben Punkte, an dem englischen Begehren eines Truppencorps zum französischen Kriege. Catharina blieb hier fest in dem bisherigen Systeme, die Franzosen durch ihre Diplomatie, aber durch keine thätige Anstrengung zu bekämpfen. Und selbst dieses System mußte sich der veränderten Lage anpassen. Wohl drängte und trieb man Preußen unaufhörlich zum Streite gegen die Revolution, war aber bei Oesterreich mit dem entgegengesetzten Entschlusse höchst einverstanden. Ja man zürnte, als England seinen Versuch machte, die beiden deutschen Mächte im Bunde gegen Frankreich festzuhalten, als Malmesbury das preußische Heer dem Kaiser für jene geringe Subsidie zur Verfügung stellte. Als die Nachricht davon in Petersburg eintraf, rief Markoff, daß man Oesterreich keine solche Zumuthung stellen dürfe, und bemerkte, daß Malmesbury stets das Talent gehabt habe, die besten Verhältnisse zu verderben. Er stimmte durchaus mit Thugut's Ansicht überein, daß ein kleines preußisches Hülfscorps unter kaiserlichem Oberbefehle ganz erwünscht, das selbständige Auftreten aber eines großen preußischen Heeres eine bedenkliche Gefahr sein würde. In denselben Tagen, in welchen Kaiser Franz seine Ablehnung der englischen Vorschläge aussprach, fand dann in Petersburg ein großer Ministerrath über die Frage ob Krieg ob Frieden mit den Türken Statt. Der Vicekanzler Ostermann und Graf Besborodko erklärten den Ausbruch der Feindseligkeiten für das größte Unheil, welches Rußland in seinem dermaligen Zustande treffen könnte: Suboff dagegen und Markoff sprachen gerade die entgegengesetzte Ansicht aus, und vertraten sie mit einer der kaiserlichen Zustimmung gewissen Entschiedenheit. In der That nahm Besborodko bald nachher um die Mitte des März einen mehrwöchentlichen Urlaub, und Ostermann zog sich mit vielfachen Klagen aus aller thätigen Geschäftsführung zurück. Der von der Kaiserin genehmigte, von Markoff für unfehlbar erklärte Plan ging dahin, die Landesgrenze zunächst in vertheidigender Haltung mit großen Heeresmassen zu besetzen

und gleichzeitig durch die Flotte den entscheidenden Streich gegen Constantinopel selbst zu führen. Hier das Herz des Osmanenreiches getroffen, hoffte man der zerstückelten Glieder leicht Herr zu werden.

In diesem Augenblicke aber trat, von Tausenden vorausgesehen, jedoch die Machthaber vollkommen überraschend, eine Katastrophe ein, welche mit einem Schlage alle bisherigen Entwürfe durchkreuzte und die Gedanken von Freund und Feind in neue Bahnen warf.

Drittes Capitel.

Aufstand Polens.

Der polnische Reichstag saß zu Grodno, nachdem er das Unterwerfungsbündniß mit Rußland gezeichnet hatte, noch ungefähr vier Wochen lang in großer officieller Thätigkeit. Unter der stets fortdauernden, vormundschaftlich weisen Leitung des russischen Gesandten wurde eine neue Verfassung entworfen, eine neue Umschreibung der Provinzen beliebt, Verwaltung, Gericht und Finanzen in neue Formen gegossen: kurz wenn man Sievers hörte, schien ein ganz neues Zeitalter glücklichen Wohlstandes für die Republik beginnen zu sollen. Freilich stand dies friedfertige Stillleben auf morschem Boden, und Sievers selbst führte aus bester Absicht neue Erschütterungen herbei. Er kannte und verachtete seine bisherigen Schützlinge, die Conföderirten von Targowice; er sah, wie sie aller Orten im Lande zu Haß und Aergerniß gereichten, und kam auf den Gedanken, den russischen Einfluß zu stärken, indem er sich weniger anstößige Werkzeuge suchte. Kaum war diese Sinneswendung des großen Protectors fühlbar geworden, so machte sich inmitten des Reichstages selbst der nationale Ingrimm gegen die Männer von Targowice unaufhaltsam Luft, und noch in ihrer letzten Sitzung hob die Versammlung alle Beschlüsse der Conföderation mit einem Schlage auf. Unglücklicher Weise befand sich unter jenen Decreten auch eins, welches das Tragen der militärischen, in dem letzten Kampfe gegen die Russen erworbenen Verdienstkreuze verbot: mit dem Gesetze des Reichstages fiel dies Decret wie alle anderen Beschlüsse der Conföderation hinweg, und sogleich kamen bei den patriotisch gesinnten Polen die Verdienstkreuze wieder zum Vorschein. Bei den russischen Generalen erweckte es lebhaften Anstoß, und auf ihren Bericht

beschloß Catharina, über diese erste Regung eines unverbesserlichen Nationalgefühls die schärfste Züchtigung zu verhängen. Sie rief ihren Gesandten, welcher einen solchen Skandal nicht zu verhüten gewußt, mit öffentlicher Ungnade ab, und übertrug seine Geschäfte dem hochmüthigen und gefürchteten Befehlshaber ihrer in Polen stehenden Truppen, dem General Igelström. Sie forderte dann von der zitternden polnischen Regierung eine ausgezeichnete Genugthuung, deren Ausdehnung sie übrigens der polnischen Bußfertigkeit selbst überließ. Der König und der permanente Rath beeilten sich darauf, mit Ueberschreitung aller ihrer Befugnisse, den Reichstagsschluß zu cassiren, die anstößigen Ordenszeichen auf's Neue zu verbieten, und durch eine große Deputation die Verzeihung der Kaiserin zu erflehen. Nach dieser Bethätigung einer schrankenlosen Unterwürfigkeit fand sich Catharina wieder zu gnädiger Nachsicht veranlaßt und erklärte ihre Ansprüche befriedigt. Noch einmal hatte sich für die polnische Regierung der Horizont erhellt, sie konnte fortfahren, ihre Fürsorge den inneren Landessachen zuzuwenden.

Allein dieses officielle Staatswesen war nur noch dem Namen nach die Vertretung der Nation. Es stützte sich auf die russischen Garnisonen, welche zur Zeit des Octobervertrags ungefähr 40,000 Mann betragen mochten, im eigenen Volke aber war es umgeben entweder von völlig gleichgültigen und stumpfen Bauernhaufen, oder von Factionen, welche kein anderes Gefühl als Haß und Rachedurst im Herzen trugen. In den wenigen größeren Städten, Wilna und Grodno in Lithauen, Warschau und Krakau im Königreiche, hatten die Bürger ihre kurze politische Befreiung von 1791 nicht vergessen: je rascher und schmählicher sie zertreten worden war, desto wärmer lebte die Sehnsucht danach in den Herzen fort. Auf dem platten Lande stand allerdings die Mehrzahl der Magnaten in russischem Schutze und Solde, allein neben ihnen bewegte sich die Masse des kleinen Adels, knirschend über die Kriegsschäden, die fortgesetzte Brutalität der Russen, die beispiellose Erniedrigung des polnischen Namens. Das Heer, welches ungefähr noch 30,000 Mann zählte, theilte diese Stimmung vom ersten bis zum letzten Manne. Die Officiere verfluchten die nationale Schmach, die Soldaten darbten und verkümmerten; Alle sahen ihre gänzliche Auflösung und damit vollständige Nahrungslosigkeit, oder, was sie noch mehr erbitterte, die Einverleibung in russische und preußische Regimenter in naher Möglichkeit voraus.

Schon im Sommer 1793 kam es zu einer ersten Verständigung zwischen diesen Elementen. Einer der angesehensten Warschauer Kaufleute, Kapostas, hatte mit dem General Dzialinski seit dem Mai die

4*

vorläufigen Abreden begonnen [1]); unter ihrer Leitung veranstaltete eine Anzahl jüngerer Edelleute heimliche Zusammenkünfte mit Officieren verschiedener Regimenter, welche zu diesem Zwecke von ihren Kameraden in die Hauptstadt gesandt wurden. Die lebhaften und heißblütigen Köpfe waren auf der Stelle im Reinen, daß ein Aufstand zu versuchen sei, obwohl man weder Geld noch Kriegsmaterial, und für den Augenblick auch keine Verbindung mit den Provinzen oder einer fremden Macht besaß. Die Frage war bei ihnen nur, wer der Führer des heiligen Krieges sein sollte, und auch hierüber entschieden sie sich schnell genug, daß es nur einen Mann gäbe, welcher zugleich die nöthigen Fähigkeiten und das Vertrauen der Nation besäße, den Helden von Dubienka, Thaddäus Kosciusko. Ohne Zaudern sandten sie ihm die Meldung, daß er nur zu erscheinen brauche, um ganz Polen in Flammen zu setzen, hinüber nach Leipzig, wo der General sich damals mit seinen Freunden, den Häuptern von 1791, Ignaz Potocki und Hugo Kollontai, aufhielt, das Schicksal des Vaterlandes beklagend, und in keiner Weise eines so zeitigen Aufrufs gewärtig. Potocki hielt die Sendung für das Werk einiger unreifen Köpfe, und mahnte ab, vor einer allgemeinen Umwandlung der europäischen Politik das Land in noch tieferes Verderben zu stürzen. Kosciusko aber, so besonnen und fest er sonst auch war, schlug doch das Herz so stark, daß er wenigstens mit eigenen Augen sehen wollte. Er begab sich zuerst an die krakauische Grenze, und bald auch, um mit General Wodzicki zu verhandeln, in das Land hinein, während sein Freund und Vertrauter Zajonczek zu näherer Erkundigung nach Warschau hinüberging. Dessen Berichte klangen dann allerdings nicht ermuthigend. Die vermögendere Classe der Bürgerschaft schreckte bei aller Abneigung gegen die Russen doch vor jedem neuen Kriegslärm zurück; der höhere Adel, auch so weit er patriotischer Gesinnung war, besorgte bei einer Revolution demokratische Regungen seiner Leibeigenen. Im Uebrigen schien es nicht an Unruhe und Erbitterung, wohl aber an Thatkraft und Opferwilligkeit zu fehlen. Selbst unter den Truppen fand Zajonczek unruhiges Mißvergnügen, aber nur zwei Generale, Madalinski und Dzialinski, in jedem Falle zum Aeußersten bereit. Er meldete Kosciusko, daß unter diesen Umständen im Lande nur auf die Armee, in Warschau einzig auf die Proletarier, in einigen Provinzen auf die ärmere Classe des Adels, nirgends aber

---

[1]) Ssolowjoff, der Fall Polens S. 323 giebt aus den späteren Verhören Kosciusko's und Kaposta's manche bisher unbekannte Einzelnheit. Sonst folge ich den Acten des preußischen Staatsarchivs.

auf eine Erhebung der Bauern zu rechnen sei. Er mahnte dringend, keinen vorzeitigen und unheilvollen Versuch zu machen.

Unterdessen hatte aber Kosciusko's Erscheinung bereits ihre Frucht getragen. Die Kunde von seiner Anwesenheit durchlief mit Blitzesschnelle die Regimenter und durch deren Verbände die Provinzen von der Ukräne bis Kurland. Die Aufregung unter den Truppen und den Edelleuten wuchs zu einer unbeschreiblichen Höhe; aller Orten traten die geheimen Gesellschaften von 1792 wieder in das Leben; in kurzer Zeit zählte man über 700 Vereine mit mehr als 20,000 Mitgliedern, die sich zu einem blinden Gehorsam auf Tod und Leben gegen alle Befehle des großen Vaters, wie sie Kosciusko nannten, verpflichtet hatten. Unter so viel Tausenden fand sich kein Verräther, das Land war plötzlich mit einer tiefen, alle Theile durchzitternden Unruhe erfüllt, die Russen aber, die es wohl bemerkten, hatten schlechterdings keine Handhabe, die Pläne und deren Urheber zu fassen. Im Januar erfuhr man in Warschau die französischen Siege von Toulon und Landau; da brach der Jubel einen Augenblick durch die festgehaltene Behutsamkeit hindurch, und ein wilder Schrei der Begeisterung ertönte in der ganzen Hauptstadt. Igelström, bereits seit Wochen in sorgenvollem Allarm, ließ darauf eine Menge Menschen verhaften, einige ohne Urtheil nach Rußland transportiren, andere mit langer Criminaluntersuchung peinigen. Aber ebenso plötzlich wie die Aufregung war auch ein gepreßtes Schweigen wieder da, und nicht ein einziger weiter führender Faden wurde ergriffen.

Kosciusko hatte damals übrigens das Land wieder verlassen, und, um die Aufmerksamkeit der Feinde einzuschläfern, eine Reise nach Italien angetreten. Er benutzte diese Zeit, um seine auswärtigen Verbindungen zu pflegen, von dem Wohlfahrtsausschusse Geld zu beziehen, Türken und Schweden um Beistand anzugehen. Die Nachrichten aus Polen klangen mit jeder Woche günstiger. Die russischen Bataillone zogen im Februar in langen Colonnen gegen Osten und Süden; Igelström hatte kaum noch 20,000 Mann, welche er sämmtlich in und um Warschau vereinigte, so daß Krakau beinahe frei von fremder Besatzung war, und der Adel des Palatinats sich einmüthig für sofortiges Losschlagen erklärte. In der Ukraine rührte es sich bei den einst polnischen, seit der Theilung von Catharina übernommenen Regimentern, welche jetzt am Dniester zum Türkenkriege aufgehäuft standen, und bereits in halberklärter Meuterei die Dörfer plünderten und die Landstraßen unsicher machten. Im Westen gährte es in der neuen preußischen Provinz, wo der Agitator des vorigen Jahres, Wybinski, die Bürgerschaften von Posen, Gnesen, Kalisch bewegte, der Clerus den Haß

gegen den evangelischen Landesherrn in alle Familien trug, die wohlmeinende Pedanterie der königlichen Beamten die Bauern durch unbekannte und schleppende Geschäftsformen reizte. Bis dahin hatten Ignaz Potocki und Kollontai noch nicht an die Möglichkeit des Kampfes glauben wollen, alle diese zusammentreffenden Regungen überwältigten jetzt aber auch ihre Bedenken. Nur Zajonczek blieb bei seinen Warnungen, und Kosciusko, dessen genauen Beobachtungen vertrauend, beschloß vor Allem die Entwicklung der auswärtigen Verhältnisse, des französischen und des türkischen Krieges abzuwarten, und bis dahin seine Vereine immer weiter auch durch das russische und preußische Polen auszudehnen. Erst wenn das Kriegsfeuer an der Donau und an der Schelde aufprasselte, sollte an einem Tage an allen Orten das rachedurstende Volk sich auf die fremden Besatzungen werfen, und in derselben Stunde jede Scholle des Vaterlandes durch das strömende Blut der Unterdrücker gesühnt werden.

Allein kaum war diese Weisung an die Vereine abgegangen, so legte Igelström der Warschauer Regierung jenes Gebot der Kaiserin vor, welches die Beschränkung des polnischen Heeres auf 9000, des lithauischen auf 6000 Mann, und die sofortige Entlassung des weiteren Bestandes forderte. Der permanente Rath erklärte hier wie immer seinen Gehorsam, konnte aber nicht umhin, die Ausführung des Beschlusses mit höchster Vorsicht in die Hand zu nehmen, da man schlechterdings keine Mittel hatte, die entlassenen Soldaten vor dem Hunger zu schützen, und also Tumulte und Räubereien besorgen mußte. Igelström bot zwar Anwerbung für den russischen Dienst, aber kein Mann war zum Uebertritte zu bewegen, und so vergingen einige Wochen, ehe die polnische Regierung mit dem Auflösungsdecrete hervorzutreten wagte. Für Kosciusko war dieser Aufschub von einer Alles beherrschenden Wichtigkeit. Das Heer stand für seinen großen Plan in erster Linie; die bevorstehende Vernichtung desselben machte jede weitere Zögerung unmöglich. Waren auch Türken und Franzosen noch nicht im Felde, waren auch mehrere polnische Provinzen noch ungerüstet, Kosciusko mußte es darauf wagen. Zwar mahnte er die Warschauer Hitzköpfe, nicht durch voreilige Erhebung Alles zu verderben, sandte aber am 6. März einen seiner Vertrauten, Piramowitz, nach Paris, um dem Wohlfahrtsausschuß Nachricht von der geänderten Sachlage zu geben, um Geld und Officiere zu bitten, den 24. als den Tag des Losschlagens in Krakau anzukündigen. Er entschuldigte zugleich, daß er nicht gleich mit der reinen Demokratie in Polen hervortreten könne, er sei hier zu wesentlich an die Hülfe des Adels und Clerus gewiesen, und müßte vor Allem auf Erhaltung der inneren Eintracht bedacht sein. Der Bote

kam glücklich nach Paris hindurch, und empfing die Genehmigung des Ausschusses zu allen Anträgen des Generals. Der Ausschuß hatte selbst gegen die Benutzung aristokratischer Kräfte und die Bewahrung aristokratischer Formen in Polen nicht das Mindeste einzuwenden; ihm kam es einzig darauf an, ein neues Kriegsmittel gegen die deutschen Mächte zu gewinnen, und wie wohl berechnet in dieser Hinsicht die Unterstützung Polens war, zeigte sich, noch ehe an der belgischen Grenze ein Kanonenschuß gefallen war.

Denn wie das Mißtrauen gegen Preußen die österreichischen Staatsmänner gegen den französischen Krieg gleichgültig machte, so entschied die erste Regung Polens die langen Schwankungen der preußischen Politik in gleichem Sinne. Es erschien somit für Frankreich der beispiellose Glücksfall, daß in demselben Augenblicke, in dem seine Heere den Kriegsschauplatz erst betraten, die großen Gegner mit wetteifernder Hast von demselben hinwegdrängten.

Wir bemerkten schon, daß in Berlin der König äußerst kampflustig gegen die Jacobiner war, aber unter seiner ganzen Umgebung mit dieser Gesinnung ziemlich einsam stand. Im Ministerium war Haugwitz der einzige, welcher sie nicht geradezu verurtheilte, während Finkenstein, Alvensleben und der Kriegsminister Geusau mit wahrer Trostlosigkeit den König sich im Ausmalen des nächsten rheinischen oder belgischen Feldzugs ergehen hörten. Wichtiger war, daß unter den persönlichen Vertrauten des Monarchen Lucchesini und Manstein die Meinung der Minister in vollem Maße theilten. Ihnen erschien der Eifer des Monarchen ungefähr als eine romantische Schwärmerei, welche vor dem Ernste der wirklichen Dinge unmöglich Stand halten könne. In der That befand man sich hier den Augenblick in einer durchaus unklaren und unhaltbaren Stellung. Den Krieg gegen Frankreich fortsetzen und zu gleicher Zeit in der bisherigen Spannung gegen Oesterreich verharren, war ein Widerspruch in sich selbst, dessen verderbliche Folgen zu ertragen Preußen bei Weitem nicht stark genug war. Es gab offenbar hier nur eine Wahl. Entweder mußte der König auf seine französischen Lorbeeren verzichten oder der Herstellung der österreichischen Allianz jedes irgend erträgliche Opfer bringen. Leider fehlte dem Könige die geistige Kraft, sich zu einer solchen Resignation zu entschließen, oder auch nur zu der Erkenntniß ihrer Nothwendigkeit zu erheben. Er fühlte sich Oesterreich gegenüber in allen Stücken in seinem guten Rechte, er wollte nach Thugut's feindseligem Auftreten ihm weder Bayern noch Polen überlassen, er wollte aber ebenso wenig begreifen, daß dann auf kein ächtes Verständniß zu hoffen, und die Fortsetzung des französischen Krieges eine

Thorheit war. So lange er in dieser Stimmung blieb, war Manstein's nüchterne und schonungslose Verständigkeit ihm entschieden überlegen. Nach dem Bruche mit Oesterreich redeten alle nächsten und praktischen Interessen der Monarchie zweifellos für Frieden; im Innern hatte man die Erschöpfung der Finanzen und die Abspannung der Provinzen, draußen die Unzuverlässigkeit Catharina's und die unverhehlte Feindseligkeit Thugut's vor Augen: das war offenbar keine Lage, in der man solchen Genossen zu Liebe den letzten Athemzug an einen aussichtslosen Kampf gegen Frankreich setzen durfte. Wohl gab es noch einen Standpunkt, von welchem herab eine andere Ansicht der Dinge sich einem weiterblickenden Auge eröffnen mochte: wohl hätten die Rüstungen des Wohlfahrtsausschusses einem ächten Staatsmanne die unermeßliche Gefahr schon damals verrathen können, welche das entstehende Soldatenkaiserthum dem ganzen Welttheile bereitete. Dies einmal begriffen, wäre Weisheit geworden, was unter gewöhnlichen Verhältnissen wahnwitzig erschienen wäre: um Jena und Tilsit zu vermeiden, hätte man Oesterreich mehr als eine noch so bittere Zumuthung bewilligen mögen. Allein eine solche Erwägung kam wohl bei einigen englischen Staatsmännern, bei einigen französischen Emigranten vor; in Preußen dagegen und Oesterreich finde ich keine Spur derselben bei irgend einem der leitenden Machthaber. „Gewiß wäre unsere Mitwirkung gegen die Franzosen wünschenswerth, schrieb Manstein damals an Tauenzien, nur kann sie nicht auf unsere Kosten geschehen, denn das hieße sich für das allgemeine Beste sacrificiren, und wäre Unsinn." Daß man über die Erlangung von Subsidien unterhandelte, war ihm immerhin genehm, da man ganz sicher in Paris einen desto besseren Frieden für Preußen und Deutschland errang, je stärker man gewappnet blieb. Er meinte, und General Möllendorf war damit höchlich einverstanden, das Geld einmal erlangt, sollte das Heer am Rheine bleiben, in starker Defensive das deutsche Reich decken, der König aber, wo möglich in Gemeinschaft mit England und Deutschland, im Stillen anhören, was Frankreich etwa zur Erlangung des Friedens bieten würde. Um einen Canal zur Aufnahme solcher Eröffnungen zu haben, war schon im Januar ein früher in Paris verwendeter Agent, Namens Cetto, dorthin abgereist [1]).

Bei dieser Stimmung konnte Manstein der Ungeduld seines Fürsten, worin dieser die neue Unterhandlung mit Malmesbury eröffnete, nicht geradezu widersprechen, aber nach seinem Herzen war der volle und

[1]) Manstein an Möllendorf, 24. Februar (Möllendorf's Correspondenz). Posch an Vieregg, 18. Januar (Münchener Staatsarchiv).

rasche Kriegseifer des Königs doch ganz und gar nicht. Er wirkte also bei jedem Schritte der Verhandlung hemmend und aufhaltend, wurde jedoch für den Augenblick durch einen gewandten Zug des englischen Diplomaten plötzlich weit aus dem Felde geworfen. Malmesbury, ein großer Virtuose in der Behandlung persönlicher Stimmungen, ein geistreicher, kecker und stolzer Spieler in der mit oft so kleinen Mitteln wirkenden Kunst der großen Geschäfte, wußte Haugwitz's Eifersucht gegen seine Collegen zu benutzen, und bei dem preußischen Staatsmanne den Gedanken entstehen zu lassen, die ganze Verhandlung nach dem Haag zu verlegen, und zu diesem Zwecke persönlich mit ihm nach Holland hinüber zu reisen. Der König war mit Allem einverstanden, was ihm die Mittel zu einem neuen Feldzuge verschaffen konnte, versicherte dem Lord wiederholt seinen Wunsch, selbst das Commando in Belgien zu übernehmen, und sandte, wie wir gesehen haben, an Möllendorf bereits den Befehl, die Truppen wohl von Mainz hinweg, aber nicht weiter als bis Cöln zu bringen, wo der König wahrscheinlich selbst zu ihm stoßen und das Heer nach Belgien hinüber führen würde.

Vielleicht hätte, wenn diese Weisung sofort zur Ausführung gelangt wäre, kein Hinderniß irgend einer Art den König irre machen können. Aber unglücklicher Weise war seit der österreichischen Ablehnung Lord Malmesbury ohne Instruction von seiner Regierung, und hatte die neue Verhandlung auf eigene Gefahr und Verantwortlichkeit eröffnet. Im Allgemeinen war er der Zustimmung seiner Minister sicher, wenn es ihm gelang, Preußen bei der Coalition festzuhalten: dagegen wußte er durchaus nicht, wie Pitt über das Einzelne der Kriegführung dachte, und wie er das preußische Heer nach geschlossenem Bunde verwenden würde. Auf der Reise nach dem Haag kamen nun die Klagen Coburg's an ihn, die holländische Regierung selbst stimmte ein, Alle beschworen ihn, seinen Einfluß für die Deckung der Rheinlinie in die Waagschale zu werfen. Er selbst mußte sich sagen, daß durch seine Unterhandlung wohl der Rücktritt Preußens aufgehalten, aber der Abzug Möllendorf's von Mainz nur beschleunigt wurde: in seinem lebhaften Geiste malte sich die Möglichkeit, daß Pitt ebenso wie Coburg und die Holländer denken möchte, und so erklärte er plötzlich dem Grafen Haugwitz, daß er gänzlich abbrechen würde, wenn nicht bis zur Ankunft einer Antwort aus London am Rheine Alles im bisherigen Stande verbleibe [1]). Haug-

---

[1]) Diesen wichtigen Punkt erwähnt der Herausgeber von Malmesbury's Papieren nur beiläufig in einer Note. Das Buch, so viel schätzbaren Stoff es enthält, ist über-

witz hatte seinerseits Briefe von Möllendorf, worin der General die höchste Abneigung gegen einen belgischen Ritterzug aussprach; er entschloß sich, nach Malmesbury's Wunsch den verhängnißvollen Befehl auszufertigen, und der Marsch des preußischen Heeres wurde gehemmt. Malmesbury sollte bald genug seine Aufwallung bereuen. Kaum hatte die definitive Unterhandlung im Haag begonnen, so kam der Bescheid aus London, daß England das Abrücken der Preußen nach Belgien nicht bloß billige, sondern zur Bedingung des Subsidienvertrages mache. Dagegen meldete Manstein an Haugwitz, der König wünsche noch immer persönlich zum Heere abzugehen, ziehe jetzt aber, vornehmlich wegen der Anwesenheit des Kaisers in Belgien, den rheinischen Kriegsschauplatz vor, werde dort mit 85,000 Mann auftreten, dagegen für Belgien, wenn England hierauf bestehe, nur 50,000 Mann bewilligen. Was hätte Malmesbury dafür gegeben, wenn er seinen früheren Protest gegen den Marsch nach Cöln hätte ungeschehen machen können! Allein es war zu spät: Haugwitz wollte von einer ausdrücklichen Verpflichtung zu einem belgischen Kriege nicht mehr hören. Da er sonst aber in allen Punkten das bereitwilligste Entgegenkommen zeigte, so entschloß sich Malmesbury, ein vermittelndes Abkommen aufzusuchen. Haugwitz verhieß gegen eine monatlich zu zahlende Subsidie von 149,840 und einem Mobilisirungsgelde von 300,000 Pfund Sterling ein Heer von 62,400 Mann, wovon 50,000 Combattanten [1]), welches vier Wochen nach dem Eintreffen der ersten Rüstungsgelder, hoffentlich bis zum 24. Mai, feldbereit sein sollte; die Eroberungen desselben würden zur Verfügung der Seemächte stehen, die Verwendung der Truppen aber nach einer militärischen Abrede zwischen den drei Staaten dort Statt finden, wo es den Interessen der Seemächte am förderlichsten erscheinen würde. Der letzte Zweck also war nach dem Sinne der Engländer bestimmt, die Art aber der Erreichung und die Wahl des Kriegsschauplatzes einer künftigen Vereinbarung zwischen den Generalen vorbehalten. Malmesbury seinerseits hielt nach dem Zusammenhange des Ganzen Belgien für unzweifelhaft, der König von Preußen dagegen jubelte in dem Gedanken, jetzt

---

haupt einseitig und unvollständig; viele Depeschen sind ohne erkennbaren Grund weggelassen oder abgekürzt, das Urtheil überall von scharf bestimmter Einseitigkeit. Im vorliegenden Falle paßte die Notiz, daß Malmesbury selbst das preußische Heer am Rheine festgehalten, dem Herausgeber nicht zu seinem sonstigen Urtheil, daß das spätere Verbleiben der Preußen bei Mainz eine verrätherische Treulosigkeit gewesen, und so schlüpfte er kurz darüber weg.

[1]) Vgl. historische Zeitschrift, 15, 95.

endlich nach dem Rheine abgehen zu können [1]). Schon diese innere Differenz inmitten des scheinbaren Einverständnisses mußte, sobald es zum Handeln kam, bedenkliche Folgen entwickeln: noch übler aber war, daß Manstein fortfuhr, im Allgemeinen auf die Kampflust des Königs abkühlend einzuwirken, und mit jedem Tage aus dem Osten stärkendes Material für seine Erörterungen empfing. Schon am 6. April schrieb er an Haugwitz, der König wolle jeden Tag zur Armee abreisen und habe sich nur mit Ungeduld zu einem achttägigen Aufschub bestimmen lassen, er jedoch, Manstein, halte den Entschluß doch noch keineswegs für sicher, die Entfernung des Königs von Berlin scheine ihm besonders mit Rücksicht auf Polen äußerst mißlich, und auch die Minister seien ganz derselben Ansicht. Noch ausführlicher entwickelte er seine Auffassung der Lage in einem Schreiben vom 10. April. Er beklagte es, daß Haugwitz 62,000 Mann ohne die ausdrückliche Bedingung des rheinischen Kriegstheaters bewilligt habe; allerdings sei es billig und natürlich, daß, wenn die Seemächte die Geldmittel gäben, sie auch den Ort des Kampfes bestimmten, nur sei nicht abzusehen, wie das Heer vom Rheine fortkommen und wer es dort ablösen sollte. Aber auch an den Rhein dürfe der König selbst nicht abgehen. „Der Grund, sagte er, ist die polnische Sache. Igelström bittet dringend um unsere Hülfe. Wenn es dazu kommt, so kann nur der König, und auch er nur von Berlin aus, das Einzelne anordnen. Er aber hat keinen anderen Gedanken, als den französischen Krieg; ich fürchte, er nimmt darüber die polnische Sache, die an sich keine ernstlichen Folgen haben könnte, zu leicht." Inmitten dieser bedächtigen und beängstigenden Erwägungen tröstete sich der staatskluge Officier mit höherer Hülfe. „Der Herr sei mit Ihnen, bester Haugwitz, schloß er, und leite Sie in Allem, und dies wird Er thun, lassen Sie uns nur treu sein und an Ihm mit ganzer Seele hangen, weiter bedarf es nichts, es sehe aus so bunt es wolle."

Als er diese Worte schrieb, hatten sich die Dinge in Polen bereits weit über seine Besorgnisse hinaus entwickelt. Der Ausbruch war vorhanden und griff mit einer alle Erwartungen übertreffenden Schnelligkeit um sich.

---

[1]) Diese genaue, aus den beiderseitigen Acten geschöpfte Darstellung zeigt, wie ich glaube, zweifellos, daß es ungerecht ist, Haugwitz bei dieser Angelegenheit einer Duplicität zu zeihen, wenn er im Haag die Möglichkeit eines belgischen Krieges dem englischen Unterhändler einräumte und später dem Marschall Möllendorf versicherte, daß die Wahl des Kriegsschauplatzes noch offen sei. Es liegt ein Schreiben von ihm an Malmesbury aus dem Juni vor, worin er diesem den Verlauf der Unterhandlung in der angegebenen Weise schildert, ohne daß der Lord darauf eine verneinende Antwort hätte geben können.

In den ersten Wochen des März sollte die Entlassung der polnischen Soldaten beginnen. Sie erfolgte bei einigen Regimentern ohne Schwierigkeit, die Mannschaft zerstreute sich mit Klagen und Drohungen, die Meisten wandten sich nach Warschau und gelangten in die Stadt, obgleich die Russen einen dreifachen Cordon um dieselbe umher gegen die unerwünschten Gäste gezogen hatten. Als aber der Befehl an den Brigadier Madalinski gelangte, der mit 10 Schwadronen Reiterei zu Pultusk in Garnison lag, verweigerte dieser offen den Gehorsam, nahm seine Truppen zusammen, und warf sich mit ihnen in die sumpfigen Niederungen am Narew bei Ostrolenka. Der kleine Adel der Umgegend strömte ihm zu und verstärkte seine Schaar bis auf ungefähr 2000 Mann. Das Aufsehen, welches dieser Schritt im Lande, und vor Allem in Warschau hervorrief, war gewaltig, die Entlassung stockte plötzlich aller Orten, die Warschauer Regimenter verabschiedeten sechzehn Menschen und erklärten dann dem General Igelström, sie hätten der Vorschrift genügt. Dieser erhielt zu gleicher Zeit aus Lithauen die ersten genauen Enthüllungen über die Zahl und die Pläne der Kosciusko'schen Vereine; er sah sich mit einem Schlage einer das ganze Reich umfassenden Gefahr gegenüber, und verlor den Kopf in dieser Klemme ebenso vollständig, wie er im Glücke hochfahrend und eigenwillig gewesen war. Zu großer Ermuthigung der Polen ließ er vor Allem seine Mobilien packen und sandte seine Maitresse nach Rußland hinweg. Die russische Garnison in Warschau hielt er bei Tag und Nacht unter den Waffen, ermüdete die Truppen, griff täglich nach neuen Plänen zur Erdrückung des Aufstandes. Nach langer Unentschlossenheit wurden endlich zwei kleine Colonnen gegen Madalinski ausgesandt, waren aber nicht mehr im Stande, den kecken Reiterführer einzuholen, welcher sich zuerst ostwärts gegen die neue preußische Provinz gewandt hatte, dort die kleinen Husarenposten der Grenzbesatzung sprengte, einige Bezirkscassen plünderte und dann mit plötzlicher Schwenkung gegen Süden die Weichsel überschritt, an Warschau vorüber zog, und mit raschem Marsche sich den Krakauer Bezirken annäherte. Igelström griff in völliger Rathlosigkeit nach allen Seiten um Beistand, und konnte sich doch zur Befolgung keines Rathschlages entschließen. Sein Generalquartiermeister Pistor, ein fähiger und kräftiger Officier, forderte ihn auf, die polnischen Regimenter in Warschau zu entwaffnen; er seufzte, das würde entsetzlich Blut kosten und die Empörung allgemein machen. Der preußische Gesandte, Buchholz, wies auf die Wichtigkeit des Warschauer Arsenals, des einzigen größeren Waffenvorrathes in ganz Polen, und bat ihn, um jeden Preis das Gebäude mit russischen Truppen zu besetzen; er antwortete nur mit

dem dringenden Gesuche, Preußen möge einschreiten, alles Land bis zur Weichsel, Krakau und Warschau mit einbegriffen, besetzen. Auf die Kunde von Madalinski's Märschen war sein erster Gedanke, Warschau, wo er zwischen der polnischen Garnison und der gährenden Bürgerschaft in höchster Gefahr schwebe, ganz zu verlassen und mit allen Streitkräften dem polnischen Generale nachzueilen: indeß hielt ihn die wachsende Gährung der Hauptstadt fest, wo die Wirthshäuser von vermögenslosen Edelleuten, entlassenen Soldaten und Abenteurern aller Art wimmelten, und ganz öffentlich der 25. März als der Tag der Schilderhebung bezeichnet wurde, während man vom Lande vernahm, daß die großen Gutsbesitzer sich bei Madalinski's Durchmarsch sehr lau benommen, und ihre Mitwirkung von der Hülfe irgend einer auswärtigen Macht abhängig gemacht hatten. Indeß ging in Warschau der 25. ohne Störung vorüber, und Igelström sandte darauf endlich die Generale Denissow und Tormassow mit 7000 Mann gegen Madalinski aus, stellte drei Bataillone und zehn Schwadronen einige Meilen südlich von Warschau auf, und bestimmte die Hauptmasse seiner Streitkräfte, etwa 8000 Mann, zur Zügelung der Stadt selbst.

In eben diesem Augenblicke war es, daß zu Krakau die Militärrevolte ihren wahren Charakter erklärte und sich als nationale Revolution constituirte. Auf die Kunde von Madalinski's That eilte Kosciusko von Dresden hinüber; am 23. März trieb ein polnisches Bataillon die wenigen russischen Compagnien, welche noch in Krakau lagerten, aus der Stadt; einige Stunden nachher langte Kosciusko an, und ergriff sofort die Führung der Bewegung. Den 24. leisteten ihm die Truppen und die Einwohner den Eid auf unbedingten Gehorsam; in einem ernst und feierlich gehaltenen Manifeste schilderte er die schmähliche Unterjochung des Landes durch die Russen und die Preußen, erklärte den Entschluß der Nation, für die Freiheit zu siegen oder zu sterben, und sprach die Suspension aller bisherigen dem Landesfeinde unterwürfigen Behörden aus. Bis zur Befreiung des Landes würde er die Dictatur handhaben, die Regierung im Innern durch einen von ihm zu ernennenden Nationalrath geführt werden. Mit rastloser Thätigkeit ordnete er dann die Verwaltung Krakaus, setzte neue Beamten ein, suchte sich Geld und Lebensmittel zu verschaffen, und sandte den Befehl zu einem Aufgebot aller waffenfähigen Männer in die Umgegend. Sechs Tage nachher verließ er die Stadt, auf die Nachricht, daß Madalinski, durch die Russen gedrängt, in Eilmärschen herankomme. Er führte ihm etwas über 2000 Mann Verstärkung entgegen, zog unterwegs noch einige hundert mit Sensen bewaffnete Bauern an sich, und traf, mit Mada-

linski vereinigt, am 4. April nicht weit von Raclawicze auf die ersten Vortruppen des Feindes.

Es war General Tormassow mit ungefähr 4000 Mann, also einer, der polnischen an Köpfen ziemlich gleichen, an Geschütz aber weit überlegenen Stärke. Zum Glücke der Polen hatte er sich von Denissow, dem er als einem bloßen Kosakengeneral nicht gehorchen wollte, einige Tage früher getrennt, und schritt wieder aus Eifersucht gegen den Collegen zu eiligem Angriff, um den Ruhm der Besiegung der Rebellen für sich allein zu erndten. Er theilte seinen Haufen in drei Colonnen, welche, durch Waldschluchten und Hügel von einander getrennt, ohne Zusammenhang und Reserven gegen die Polen einzeln vorgingen. Gleich im Beginn des Gefechts warf Kosciusko die mittlere derselben durch einen kühnen Bajonnetangriff zusammen, bei welchem die Sensenträger sich auf die russischen Geschütze stürzten und die Kanoniere auf den Stücken niedermetzelten. Die feindlichen Flügel waren dadurch von einander getrennt, indeß wies der rechte einen Angriff des berittenen Adelsaufgebotes zurück, und erst Kosciusko's persönliches Einschreiten entschied auch hier den Sieg, worauf dann die letzte feindliche Colonne ohne weiteren Kampf das Schlachtfeld räumte. Die Russen verloren etwa 400 Todte, 800 Versprengte, 12 Geschütze, jedoch waren die Sieger trotz ihrer geringen Einbuße in solcher Verwirrung und Auflösung, daß Kosciusko sich während der Nacht in der Richtung auf Krakau zurückzog. Die flüchtigen Reiter hatten das Land bis Krakau hin mit dem Gerüchte einer Niederlage erfüllt: Kosciusko war über ihre Feigheit so entrüstet, daß er seine adlige Tracht mit einem Bauernkittel vertauschte, und diesen zu tragen schwor, bis der Adel die schmähliche Scharte ausgewetzt habe.

Die Nachricht von diesem Treffen war für Igelström ein Donnerschlag. Es war nicht möglich, sie in Warschau zu verheimlichen; sie lief von Mund zu Mund und war für alle Theile das Signal zu der entscheidenden Katastrophe. Die Lage des russischen Feldherrn war um so peinlicher, als Tormassow nach seiner Niederlage seitwärts hin ausgewichen war, und dem siegreichen polnischen Feldherrn die Straße nach Warschau hin offen gelassen hatte. Er selbst drängte jammernd und klagend um Verstärkung, und so sandte ihm Igelström die bei Lublin aufgestellte Abtheilung, hatte dann aber schlechterdings keine Mittel weiter, die Hauptstadt zu isoliren und von Außen her im Schach zu halten. Pistor trat darauf mit der polnischen Regierung in eine Verhandlung über die zur Sicherung Warschaus erforderlichen Maßregeln. Die leitenden Männer, die sich noch mehr als die Russen von

den Patrioten gehaßt wußten, waren sehr bereit, den Kampf gegen die Revolution zu unterstützen, und gingen gern auf die Vorschläge des russischen Officiers ein: die Verschwörung aber hatte ihre Verbindungen bis in die höchsten Behörden erstreckt, und wurde gerade auf diesem Wege von allen Plänen und Vorkehrungen der Russen unterrichtet. So erfuhr sie, daß Igelström weder die Besetzung des Arsenals durch russische Truppen, noch die Entwaffnung der polnischen Regimenter zu fordern wagte[1]): man beeilte sich um so mehr, die Arbeiten im Arsenal zu vollenden und die Vorräthe desselben an Truppen und Bürger zu vertheilen. Man wollte um jeden Preis den günstigen Augenblick benutzen und so schnell wie möglich losschlagen. Die Truppen wurden von den Generalen Ozarowski und Mokranowski, die Handwerker von einem Schuster Kilinski bearbeitet: zugleich ging die Losung hinüber nach Grodno, in demselben Augenblicke wie in Warschau am 17. April auch in Lithauen den Aufstand zu beginnen. Aeußerlich war die Hauptstadt ruhiger als je; im Stillen aber entwickelte man die höchste Thätigkeit, und vertheilte z. B. an dem einen Tage des 15. über 50,000 Patronen an die Bevölkerung. Igelström drängte unterdessen den preußischen General Schwerin wiederholt um Hülfe; in Berlin aber sträubte man sich, an die Größe der Gefahr zu glauben, und besonders der König, mit allen Gedanken dem französischen Kriege zugewandt, wollte seine Kräfte nicht zersplittern. Jene Aufforderung Igelström's, alles polnische Land bis zur Weichsel von Krakau bis Warschau zu besetzen, wies er also unbedingt zurück; er wolle, sagte er, Krakau schon wegen der reizbaren Eifersucht Oesterreichs nicht berühren. Die Verletzung Südpreußens durch Madalinski's Marsch regte höchstens den Gedanken bei ihm an, jene Grenzstadt Zakrozyn, in der Nähe von Warschau, deren Erwerbung ihm Sievers bei der letzten Theilung verhindert hatte, jetzt mit dem preußischen Gebiete zu verbinden, und so besetzte General Wolky mit einigen Schwadronen Reiterei und zwei Bataillonen Fußvolk den Ort, und stellte sich von dort aus dem russischen Befehlshaber für den Nothfall zur Verfügung. Allein für eine wirksame Beihülfe war er bei Weitem zu schwach, und das Erscheinen seiner Ordonnanzen in Warschau diente nur dazu, die Erbitterung der Polen auf den höchsten Grad zu steigern. Igelström

---

[1]) Es war nachher nur ein Kunstgriff zur Aufregung der Bürger, wenn der Schuster Kilinski am 15. aussprengte, die Russen wollten, in polnische Uniformen verkleidet, das Arsenal besetzen, so habe es ihm sein Nachbar der Schneider gemeldet, der die Uniformen anzufertigen habe.

sah sich mit stets wachsender Verzweiflung allein auf seine eigenen, wie er meinte, völlig unzulänglichen Mittel angewiesen.

Für den Augenblick war diese gepreßte Stimmung des Russen sein gefährlichster Feind. Denn noch hatte das Land in seiner Masse sich nicht erhoben, der Sieg von Raclawicze hatte Kosciusko nur einige Banden aus Lublin und Chelm zugeführt, die übrigen Provinzen warteten erst auf das Beispiel der Hauptstadt. In Warschau nun konnte die patriotische Partei zunächst auf die polnischen Truppen zählen: vier Bataillone Fußvolk, zehn Compagnien Artillerie und Pioniere, neun Schwadronen Reiterei, im Ganzen kaum 4000 Mann; eine Streitmacht also, welche nur durch einen hinzutretenden Aufstand der Bevölkerung furchtbar werden konnte, da Igelström über den doppelten Betrag russischer Truppen: neun Bataillone Fußvolk und acht Schwadronen Reiter verfügte[1]. Allein er selbst und nach seinem Beispiele die meisten seiner Officiere waren durch maßlose Vorstellungen über ihre Gefahr völlig gelähmt; ich habe niemals, schrieb Buchholz, Leute in so gründlicher Furcht gesehen. Was ihm der stets kaltblütige und feste Pistor auch vorschlagen mochte, dünkte ihm gleich gefährlich und verwerflich; er war nicht dahin zu bringen, sein Hauptquartier aus dem zwischen engen und winkligen Gassen gelegenen Palaste der russischen Gesandtschaft in einen freieren Stadttheil zu verlegen; er blieb, wie durch einen dämonischen Bann gefesselt, in dumpfer Unthätigkeit am Platze, und ließ sich endlich nur mit Mühe die Zustimmung zu einem definitiven Vertheidigungsplane entreißen. Pistor hatte bei dessen Entwerfung vor Allem die Sicherung des Hauptquartiers und die Isolirung der polnischen Regimenter im Auge: da die Kasernen der letzteren an den entgegengesetzten Enden der Stadt lagen, so waren russische Bataillone nach jeder dieser Seiten vorgeschoben, mit der Weisung, den Einbruch jener Truppen in die innere Stadt zu verhüten, im Nothfalle sich aber auf das Hauptquartier zurückzuziehen und dann hier eine imposante Machtvereinigung zu bilden. Die mißliche Seite dieses Planes war offenbar die weite Entfernung der besetzten Stadttheile und dadurch der einzelnen Truppentheile von einander: Alles hing davon ab, ob es gelingen würde, im Fall eines Kampfes Einheit und Zusammenwirken zu erhalten.

Am 16. April war die Stadt so ruhig wie niemals früher; die Insurgenten hatten eben ihre Vorbereitungen beendigt. Am 17. Mor-

---

[1]) Ausrückender Stand 7943 Mann, Polit. Journal 1794, I, 620. Treskow S. 41 schätzt sie auf 8400 Mann.

gens gegen 4 Uhr brach ein Trupp berittener Garden aus seiner Kaserne und griff eine russische Wache in der Nähe des königlichen Palastes an; auf das Musketenfeuer, mit dem sich diese zur Wehr setzte, fielen vom Arsenale her mehrere Kanonenschüsse als Signal für die polnischen Truppen und die aufständischen Volkshaufen; die Krongarden eilten darauf in Masse zum Arsenal, und verschiedene Compagnien setzten in Böten von Praga herüber in die Stadt. Das Regiment Dzialinski, in der Krakauer Vorstadt kasernirt, schickte sich gleichzeitig an, den Eingang in die Altstadt zu erzwingen, und in allen Straßen bildeten sich bewaffnete Volkshaufen, die mit unendlicher Wuth über die einzelnen Russen herfielen; mehrere hundert Soldaten, die zu ihren Truppentheilen eilten, Ordonnanzen und Adjutanten, welche Befehle des Hauptquartiers an die vorgeschobenen Posten brachten, wurden gleich in den ersten Stunden auf diese Art zum Theil unter grausamer Mißhandlung erschlagen, und die Verbindung zwischen Igelström und den meisten seiner Bataillone vollständig unterbrochen. Es dauerte nicht lange, so wogte aus den Gassen der Altstadt ein Schwarm von einigen hundert Arbeitern und Soldaten gegen das Hauptquartier heran, wurde aber von den dort aufgestellten anderthalb Bataillonen blutig abgewiesen. Ein zweiter und dritter Versuch hatte keinen besseren Erfolg, so daß gegen 10 Uhr das Volk seine Angriffe einstellte und sich mit einer engen durch stetes Flintenfeuer begleiteten Blokade des Palastes begnügte. Die Jagd auf einzelne Russen ging indessen unaufhörlich fort; eine Rotte traf auf zwei Compagnien, welche gerade an dem Tage zum Abendmahle gehen sollten und deshalb in der Morgenfrühe waffenlos zum Gottesdienste versammelt worden waren: sie wurden sämmtlich ohne Erbarmen niedergemacht. Ebenso heftig entbrannte der Kampf an der Krakauer Vorstadt mit dem Regimente Dzialinski. Zwei russische Bataillone, durch einige Reiterei verstärkt, hatten, in mehrere Abtheilungen aufgelöst, die verschiedenen Straßeneingänge besetzt; sie hatten Befehl, die Polen nicht durchzulassen, aber keine Feindseligkeit zu beginnen, und die Abtheilungsführer, von den Polen zuerst als Freunde angeredet und im Namen des mit Rußland verbündeten Königs um Durchlaß ersucht, schwankten in grausamer Ungewißheit. Ein Versuch, von Igelström neue Weisungen zu erlangen, schlug fehl; Dzialinski griff darüber einen der russischen Posten mit seiner ganzen Stärke an, und da die übrigen in ihrer Betäubung am Buchstaben ihrer Befehle festhielten und jeder an seinem Flecke unbeweglich blieb, so wurde der Posten rasch überwältigt, beinahe zwei Compagnien zusammengehauen, und die russische Aufstellungslinie blutig durchbrochen. Um diese Zeit,

hatte das Feuer beim Hauptquartiere bereits nachgelassen, die russischen Officiere draußen glaubten es überwältigt und Alles verloren, und so zogen die einzelnen Abtheilungen des südlichen Stadttheils nicht ihrer Ordre gemäß zu Igelström zurück, sondern dem nächsten Thore zu, um für sich selbst dem Verderben zu entrinnen und zugleich den großen Geschützpark, welchen man in einem nahen Dorfe aufgestellt hatte, zu retten. Es waren die Reste von fünf Bataillonen, mehr als die Hälfte der russischen Streitmacht, welche dort sich allmählich sammelten, und eine verwirrte Berathung eröffneten, was nun weiter zu thun sei. Ihr Führer, General Nowitzki, sah überall nur Gefahr und Unheil, und meinte, keine andere Wahl als die zwischen Schande und Verderben zu haben; einige Stunden vergingen in unthätiger Verzweiflung; da langte aus dem Hauptquartier ein Chirurg an, der sich durch die polnischen Volkshaufen durchgeschlichen hatte und einen neuen Befehl Igelström's brachte, sich um jeden Preis mit ihm zu vereinigen. So raffte man bald nach Mittag sich noch einmal zu einem Angriff auf die rebellischen Städter auf. Nowitzki bestimmte etwa zwei Drittel seiner Mannschaft unter Oberst Klugen zu der Expedition, die sich dann in langer Colonne vorwärts bewegte, und Anfangs ohne Widerstand durch die dünner bewohnten Straßen der Vorstadt dahin zog. Allmählich aber, wie man sich dem Inneren näherte, empfing man feindliches Feuer; es war ein Trupp von vielleicht sechzig Polen, die sich mit einem einzigen Geschütze der feindlichen Uebermacht keck in den Weg stellten und die Spitze der russischen Colonne mit Kartätschen begrüßten. Oberst Klugen machte auf der Stelle Halt, seine Soldaten murrten, wollten nicht vorwärts, weigerten selbst Feuer zu geben; so stand der verzweifelnde Officier drei Stunden lang, hörte aus der Ferne den Kanonendonner vom Hauptquartier herüberdröhnen, und war nicht im Stande einen Schritt vorwärts zu thun. Gegen Abend zog er zu Nowitzki zurück und beide marschirten planlos und rathlos in das hereinbrechende Dunkel hinein; mit dem einzigen Gedanken, bei dem nächsten preußischen oder russischen Heerestheil Rettung zu suchen. Warschaus Schicksal war damit entschieden. Um Igelström vereinigten sich gegen Abend noch die Trümmer einiger in dem nördlichen Stadttheile aufgestellten Bataillone; alle aber hatten stark gelitten, die Soldaten waren zum Theile hoffnungslos und stumpf, und zum Theile nicht vom Durchplündern der nächsten Häuser abzuhalten, wo sie zerstreut und berauscht den Polen bald wehrlos in die Hände fielen. Zum Glücke des russischen Feldherrn sah es auf der feindlichen Seite nicht besser aus; Mokranowski, der den Oberbefehl übernommen hatte, war nicht im

Stande, gegen Abend eine stärkere Masse zum entscheidenden Angriff zusammen zu bringen. So verging die Nacht ziemlich ruhig, und am 18. April brach Igelström, aus langer Unentschlossenheit durch Pistor fortgerissen, mit etwa 700 Mann durch die polnischen Straßenkämpfer hindurch, hart gedrängt und mehr als einmal in Gefahr zu unterliegen, bis er endlich das Thor erreichte und dort von den heraneilenden Preußen des General Wolky aufgenommen wurde. Warschau war im Besitze der Revolution, nach zweitägigem Kampfe, an dem, wie sich später herausstellte, polnischer Seits kaum 2500 Streiter Antheil genommen[1]), der aber den Russen durch die Ohnmacht ihrer Führung und den Mangel an Selbstvertrauen und Zucht fast zwei Drittel ihrer Mannschaft[2]), elf Geschütze und auf lange hin den Ruf ihrer soldatischen Ueberlegenheit gekostet hatte.

In der Stadt tobte ein anarchisches und kriegerisches Getümmel auch nach dem Abzuge Igelström's den ganzen Tag hindurch fort. Kleine russische Detachements, vergessene oder abgeschnittene Posten, Nachzügler oder Plünderer wurden von den Volkshaufen aufgerieben, angefallen und meistens niedergemacht. Gefangene Abtheilungen wurden aus einem Gewahrsam in den anderen geschleppt, und nur zu häufig bei solchen Umzügen das Opfer des entfesselten Hasses. Mit Mühe schützten die revolutionären Führer das Beamtenpersonal der russischen Gesandtschaft; vergeblich strebten sie, die Häuser russisch gesinnter Magnaten vor Plünderung und Zerstörung zu bewahren. Mehrere Mitglieder des letzten Reichstags, Ankwitz, der Bischof Kossakowski, der Hetmann Ozarowski und der General Zabiello wurden von den wüthenden Volkshaufen verhaftet und ein Revolutionsgericht zur Untersuchung ihrer Verräthereien niedergesetzt. Ueberhaupt hatten für den Augenblick die bewaffneten Arbeiter und Vagabunden das Heft vollständig in der Hand; durch ihren Zuruf wurde Mokranowski als oberster Feldherr bestätigt und Zakrzewski an die Spitze der bürgerlichen Verwaltung gestellt, im Uebrigen aber ein provisorischer Ausschuß zur Regierung berufen, in welchem Kapustas und Kilinski lärmend genug die Hauptrolle spielten. Die besitzenden Bürger wurden durch diese Ausschweifungen gleich am ersten Tage der neuen Freiheit gründlich abgekühlt, sahen ihr Eigenthum in naher Gefahr durch den bandenlosen Pöbel, und zitterten vor der ferne heran drohenden Rache der großen

---

[1]) Pistor beweist dies in genauer Erörterung. Der Verlust der Polen belief sich auf 209 Todte und 147 Verwundete.

[2]) 122 Mann verwundet, 2265 getödtet, über 2000 gefangen. Politisches Journal l. c.

Mächte. König Stanislaus betrachtete das Verderben Polens als besiegelt durch diese Gewaltthaten, gab aber bereitwillig die Erklärung ab, daß er mit der Nation gemeine Sache mache, freilich ohne dadurch irgend wem Zutrauen einzuflößen.

Ganz ähnliche Katastrophen wie in Warschau erfolgten in denselben Tagen in Samogitien und Lithauen. In Wilna hatte der unermüdliche Verschwörer Jasinski etwa 200 Männer für den Aufstand gewonnen: Studenten und Geistliche, Officiere und Juden; außerdem konnte er noch auf zwei Compagnien polnischen Fußvolks von der dortigen Garnison rechnen. Den russischen General Arseniew wußte er durch biedere Offenherzigkeit in vollständige Sicherheit einzuwiegen, so daß dieser, mehrfach gewarnt, ihn auf einem Balle selbst zur Rede stellte, ob es möglich sei, daß er complottire. Jasinski sagte mit unerschütterlicher Heiterkeit, es sei auf der Welt nichts unmöglich, und als der General, auf den Scherz eingehend, weiter fragte, wie er denn ihn und seine 2000 Russen überwältigen würde, erörterte Jasinski zum Schrecken der athemlos lauschenden Genossen höchst kaltblütig: nun, er werde z. B. ihn in seiner Wohnung spät Abends überfallen und verhaften und dann mit den führerlosen und in der Stadt zerstreuten Soldaten leicht fertig werden. Der General lachte und war gänzlich über Jasinski's Unschuld beruhigt. Am Abend aber des 23. April geschah, was ihm erörtert worden war, mit vollständigem Erfolg. Arseniew zuerst, und dann im Laufe der Nacht 1500 der Seinigen wurden mit plötzlichem Anfall gefangen, und der schwache Rest blutig aus der Stadt hinaus geschlagen. Oberst Sicianow zog darauf, seiner Macht mißtrauend, auch aus Grodno ab, und ganz Lithauen wurde binnen wenigen Tagen insurgirt. Auch in Wilna fielen die Patrioten mit gleichem Grimme wie in Warschau über ihre russisch gesinnten Landsleute her; General Kossakowski wurde verhaftet und nach 24 Stunden als Landesverräther aufgeknüpft. Die Nachricht davon entschied sofort das Schicksal seines Bruders und der übrigen Warschauer Gefangenen; auch sie empfingen am 9. Mai den Tod durch Henkershand nach einem kurzen völlig tumultarischen Verfahren. Die gemäßigt Gesinnten ersehnten Kosciusko's Ankunft, weil sie von dessen Ehrenhaftigkeit die Beendigung solcher Schreckensscenen erwarteten; der Zustand war aber bereits so sehr aus allen Fugen, daß drei Wochen vergingen, ehe der General die geringste Nachricht von dem Aufstande Warschaus erhielt. Er machte damals die höchsten Anstrengungen, um in den Palatinaten Krakau und Sendomir die Bewaffnung der Bauern zu bewirken, scheiterte aber gänzlich an dem Stumpfsinn dieser Leibeigenen und der offenen Abneigung der Guts-

herren, welche in jedem für das Vaterland fallenden Bauern nur einen Verlust an ihren Renten sahen. So war Kosciusko lange nicht im Stande, den Russen Tormassow's auf's Neue entgegen zu ziehen, bis endlich die Linientruppen der Provinz Lublin ihrerseits die Fahne des Aufstandes erhoben, ihre vorsichtig warnenden Generale verjagten und den eifrig patriotischen Obersten Grochowski an ihre Spitze stellten[1]). Dazu kam fernerer Zuzug aus der Ukraine, von wo einige Truppentheile, welche im vorigen Herbste zu russischem Dienste untergesteckt worden, sich durch die umgebenden Garnisonen durchschlugen, und, 6000 Mann stark, mit tollkühnem Muthe sich Bahn zu Kosciusko brachen[2]). Von hier an konnte der General sich thatsächlich als den Herrn und Führer des gesammten polnischen Gebietes betrachten, soweit der Boden desselben nicht unmittelbar von den Resten der russischen und den Spitzen der preußischen Colonnen betreten war.

Diese Ereignisse waren es, welche seit dem 20. April Schlag auf Schlag, mit jeder Stunde eine folgenschwere Entwicklung verkündend, in Berlin bekannt wurden. Es lag auf der Hand, daß hier Möglichkeiten emporwuchsen, für Europa ebenso bedeutend, für das damalige Preußen noch pressender, als die Folgen des französischen Krieges. Schon vor dem Ausbruche in Warschau hatte Lucchesini aus Wien eine Denkschrift, vom 7. April, eingesandt, welche in scharfen Zügen die Aenderung der Weltlage durch den polnischen Aufstand zeichnete. Vorbei auf lange sei es mit den russischen Eroberungsplänen gegen die Türkei, vorbei also auch mit den Hoffnungen Oesterreichs, dort für sich einen Antheil an der Beute zu gewinnen. Um so heftiger werde der Zorn Catharina's sich gegen die Urheber der Störung richten; die gänzliche Vernichtung Polens sei ohne Zweifel in dem erregten Gemüthe der Kaiserin schon beschlossen. Dies werde denn auch den Kaiser über das Zerrinnen der türkischen Pläne trösten; nichts sei mit größerer Sicherheit zu erwarten, als ein österreichischer Antrag auf eine dritte Theilung Polens, welche mit einem Male den alten Gegenstand der kaiserlichen Sehnsucht, eine große Entschädigung für den französischen Krieg in Aussicht stelle. Wie stehe nun Preußen zu diesen Dingen? Der Brand in Polen bedrohe an sich selbst schon den preußischen Staat in gefährlicher Weise, da die Empörung höchst wahrscheinlich auch das preußische Polen in kurzer Frist ergreifen werde. Preußen müsse also rüsten, und müsse um so energischer auftreten, da es seinen Einfluß und vielleicht

[1]) Zajonczek 109.
[2]) Treskow 61. Zajonczek 117.

seine politische Selbständigkeit gegen die Rivalität der beiden Kaiserhöfe zu behaupten haben würde. Wenn es Preußen gelinge, vor dem Erscheinen der beiden Mächte den Aufstand nieder zu werfen, wenn es zunächst Krakau besetze, diese für Kosciusko und für Oesterreich gleich wichtige Stadt mit fester Hand ergreife, dann, und dann allein werde es in der polnischen Frage eine würdige und entscheidende Haltung einnehmen können. Aber allerdings, dazu sei Eins unumgänglich, freie Verfügung über alle Kräfte der Monarchie. Unmöglich könne man zugleich am Rheine und an der Weichsel großen Krieg führen; das längst Wünschenswerthe, der Rückzug Möllendorf's vom französischen Kriegstheater, sei jetzt eine Nothwendigkeit geworden.

Die Minister dankten dem Marquis für diese präcise Darlegung des auch ihnen einzig zusagenden Systems: auf den König aber machte die Denkschrift Anfangs wenig Eindruck, da sie fast gleichzeitig mit dem Haager Vertrag in Berlin anlangte, und der König keinen anderen Sinn als für die dort eröffnete französische Kriegsglorie hatte. Immer wurden schon damals einige Regimenter in Schlesien und Ostpreußen auf den Kriegsfuß gesetzt und gegen Polen vorgeschoben; rechter Ernst kam aber erst in diese Rüstungen nach dem Warschauer und Wilnaer Aufstande, als man Polen völlig in Flammen und damit die Ostgrenze des Staates in ihrer ganzen Ausdehnung bedroht sah. In großer Eile ergingen die Befehle zur Mobilmachung von 64 Bataillonen und 8500 Pferden, im Ganzen einer Streitmacht von nahe 50,000 Mann, mit welcher General Favrat zunächst die Trümmer des russischen Heeres — ungefähr 12,000 Mann — decken und unterstützen sollte. Hierauf wagte dann Manstein auch die ersten, anfangs leisen, bald immer stärkeren Andeutungen, wie wichtig für Preußen das neue Kriegstheater sei, wie man im französischen Streite sich nur für Oesterreich und England opfere, wie man sich in Polen fast ebenso gegen Oesterreich wie gegen Kosciusko zu decken habe, wie demnach die ganze Lage die persönliche Anwesenheit des Königs nicht am Rheine, sondern an der Weichsel fordere. So weit gelangt, wurde er jedoch durch die entschiedene Ungeduld des Königs unterbrochen, der schlechterdings seinen Gang mit den Jacobinern ausfechten wollte: das Einzige, was er erreichte, war ein beschleunigter Befehl an Favrat, sobald wie irgend möglich die polnische Grenze zu überschreiten und den Kampf gegen die Rebellen zu beginnen. Mittlerer Weile suchte Kosciusko mit Preußen eine Unterhandlung durch das Organ des in Warschau festgehaltenen Gesandten Buchholz zu eröffnen. Er ließ ihm erklären, daß er nur höchst ungern und widerwillig feindselige Maßregeln gegen Preußen ergriffen; er sei

bereit zum Frieden und selbst zur Garantie der jetzigen preußischen Grenzen, wenn Preußen keinen russischen Truppen Aufnahme gewähre. ja er wolle sogar auch den Russen den Landgewinn des vorigen Jahres lassen, wenn sie dem Reste der Republik die innere Selbständigkeit nicht zu schmälern suchten. Der König wies nun allerdings eine einseitige Unterhandlung mit Polen entschieden ab, und beauftragte Buchholz, jede Eröffnung dieser Art mit wiederholtem Begehr seiner Pässe zu beantworten: auf ihn selbst aber hatte Kosciusko's Anerbieten doch einen tiefen Eindruck gemacht, insofern es ihm die Möglichkeit zeigte, den polnischen Handel bald beizulegen, und dann zu dem ersehnten Feldzuge am Rheine zu gelangen. Allein jetzt fand Manstein den Augenblick der Krisis gekommen. Er versicherte sich im Stillen der Gesinnung Geusau's und des auswärtigen Ministeriums, und erklärte dann am 5. Mai dem Könige, allerunterthänigst aber mit höchster Bestimmtheit, daß vor völliger Beendigung der polnischen Sache Se. Majestät schlechterdings nicht nach dem Rheine gehen dürfe. Der König erwiderte unbefangen, er begreife das nicht, er glaube gewiß, daß diese Sache durch Unterhandlungen erledigt werde, bei denen er in keiner Weise nöthig sei. Manstein aber hatte seinen Stoff nach allen Seiten erwogen und für jeden Einwand die Entgegnung bereit. Bis jetzt sei, rief er aus, noch keine Rede von dem Beginn einer ernsthaften Unterhandlung, jeder Tag bringe vielmehr neue Feindseligkeiten der Polen; es sei also kein Zaudern möglich, sondern im Gegentheil eine unaufhaltsame Energie allein am Platze; der König müßte am 12. Mai von Berlin abgehen, am 14. bei seinem Heere eintreffen, am 15. die Operation beginnen, Krakau und Warschau nehmen, den Feind über die Weichsel werfen, dann, wenn es sein sollte, unterhandeln. Oder würden wir etwa, schloß er seine eifrige Rede, einem solchen Aufstande gegenüber entwaffnen? und wenn das nicht, aus welchen Cassen sollten wir 50,000 Mann auf dem Kriegsfuße den Sommer hindurch im eigenen Lande unterhalten? Der König wand sich verlegen um eine ausweichende Antwort: können wir, sagte er endlich, bei einem solchen Vorgehen auf den Beistand der Russen rechnen? Ich denke, sagte Manstein, sie werden ihren Affront nicht ungerochen, und uns nicht allein in Polen thun lassen, was wir wollen. Im Gegentheil, fuhr er mit gesteigerter Wärme fort, Alles treibt uns zur Offensive an der Weichsel, und dort allein; sobald der Kampf dort losbricht, müssen wir Oesterreich erklären, daß wir selbst im Falle seien, nach unserer Allianz ein Hülfscorps von 20,000 Mann zu bedürfen, und wenn es diese, wie zweifellos, verweigert, rufen wir so viel von unserem Rheinheere ab, und können dann Alles ruhig mit ansehen, komme was

wolle. Hier aber fuhr der König auf: so werde der französische Krieg niemals ein Ende nehmen, er verbitte sich jeden derartigen Antrag. Manstein blieb unerschüttert. Majestät, sagte er, möge bedenken, daß im Grunde doch jeder unserer Herren Alliirten nur sein eigenes Spiel spielt. Majestät allein haben das allgemeine Interesse vor Augen und wollen ehrlich zu Werke gehen, da aber alle Anderen eigennützig sind, so kommt Preußen dabei zum ärgsten Verluste, wenn es nicht ebenso ausschließlich seine Interessen wahrnimmt. Dies Thema war ebenso unerschöpflich, wie die Reihe der Beschwerden gegen die österreichische Politik; der König wehrte sich noch eine Weile, bequemte sich aber am Schlusse der Unterredung den Gründen seines Adjutanten. Mit einem Seufzer genehmigte er den 12. Mai als den Tag seiner Abreise nach Polen und verstattete eine Weisung an Möllendorf, der Marschall solle bei seinen Einrichtungen auf den Fall Rücksicht nehmen, daß die 20,000 Mann vom Rheine abberufen würden.

Der wesentliche Schritt war hiermit gethan: der König hatte das Princip zugegeben, daß die wesentlichen Interessen des Staates im polnischen und nicht im französischen Kriege zu verfolgen wären. Daran hielt ihn Manstein unerbittlich fest, wie viel Versuche er auch noch machte, in die alten Lieblingswünsche seines Herzens zurückzufallen. Da sollte heute Jemand sichere Kunde haben, daß die Russen ganz aus Polen abzögen; da hatte morgen ein Anderer berichtet, daß Südpreußen revoltiren würde, sobald die Truppen nach Polen abmarschirt wären; wir dürfen uns also, meinte der König, offenbar nicht in diese leichtsinnige Offensive einlassen. Solche Gegengründe zu beseitigen, war für Manstein nicht schwer; denn man hatte amtliche Nachricht über das Anrücken der russischen Verstärkungen, und was die Gährung in Südpreußen betraf, so gab es natürlich kein wirksameres Mittel dagegen als einen stattlichen Sieg über Kosciusko. Größere Bedenken knüpften sich dagegen an die Frage über die Abberufung der rheinischen Truppen: Manstein fand darin zwar die Unterstützung des Kriegsministers, aber den entschiedensten Widerspruch bei Möllendorf und Haugwitz, welche gegen einen so offenen Bruch des eben geschlossenen Haager Vertrags nachdrückliche Verwahrung erhoben. Der König war mit ganzem Herzen auf ihrer Seite, so daß Manstein bitter stöhnte, kein Mensch ziehe mit ihm an einem Strange, und zur weiteren Stütze seines Systems bei dem Könige eine Berufung Lucchesini's aus Wien in das Hauptquartier nach Polen beantragte. Zu seiner höchsten Ueberraschung antwortete der König, daß es ja noch ganz unsicher sei, ob und wann er selbst nach Polen abgehen könne. In seiner Sehnsucht nach dem Rheine hatte

er wirklich noch einen nicht ganz nichtigen Einwand gegen die polnische Expedition entdeckt, und machte ihn auf das Ernstlichste geltend. Graf Goltz in Petersburg hatte gleich nach dem Beginne des Aufstandes Befehl erhalten, die Absichten Catharina's über Polen zu sondiren; nach dem Einrücken Wolky's sollte er dann insbesondere über Zakrozyn anfragen, jetzt bei der größeren Rüstung Preußens sich über dessen angemessene Entschädigung erkundigen. Er meldete nun, daß die Warschauer Katastrophe einen furchtbaren Eindruck in ganz Rußland gemacht habe, daß ein einziger Schrei nach Rache und Vernichtung das weite Reich durchtöne, daß Catharina, mit Mühe ihre Fassung behauptend, die schleunigsten Rüstungen befohlen habe. Aber was sonst ihre Pläne seien, davon hatte er nichts erfahren. Man war sehr dankbar für den preußischen Eifer; man schien aber der Dauer desselben nicht völlig zu trauen. Man ging eifrig auf den Vorschlag des Königs ein, Oesterreich aus seiner Neutralität gegen Polen emporzureißen, und es zu offenem Auftreten gegen Kosciusko zu bestimmen. Sonst aber vermochte Goltz über das künftige den Polen zugedachte Schicksal nichts zu ermitteln. Zakrozyn, sagte Ostermann, ist ein Punkt von allgemeinstem Interesse, davon wollen wir später noch reden. Man muß über das Fell des Bären, hieß es ein anderes Mal, nicht eher verfügen, als bis er erlegt ist. An dieses Schweigen nun der Russen knüpfte der König an, um dem General Manstein am 9. Mai zu eröffnen, daß er seine Abreise doch aufschieben müsse, bis er einen aufklärenden Courier aus Petersburg empfangen habe. Es gab einen neuen langen Kampf, der jedoch endigte wie der frühere, mit einer vollständigen Niederlage der königlichen Wünsche. Gottlob, schrieb nachher Manstein an Möllendorf, Gottlob, es ist jetzt Alles wiederum auf gutem Wege. Am 14. Mai verließ der König Berlin, um die Anführung seines polnischen Heeres zu übernehmen; Manstein war bei ihm, Lucchesini eilte ihm von Wien entgegen. Es war entschieden, daß Preußen für den französischen Streit nur noch das schlechterdings Unvermeidliche und Unabweisbare leisten würde.

Wir versetzen uns nun auf den großen westlichen Kriegsschauplatz, dessen blutgetränkter Boden nur zu schnell die durch Polens Aufstand ausgestreute Saat zur Reife bringen sollte.

Viertes Capitel.

Kämpfe um Belgien.

Während Osteuropa durch die russischen Pläne in seinen Tiefen bewegt und durch die polnische Explosion in seinem ganzen Umfange erschüttert wurde, hatte der französische Krieg bereits am Ocean wie am Mittelmeere begonnen, Anfangs mit mannichfachem, größten Theils selbstverschuldetem Mißgeschicke der Republikaner.

Wir erinnern uns der weitaussehenden Entwürfe des Wohlfahrtsausschusses. Auf der einen Seite sollten die lange vorbereiteten Aufstände in Neapel, Genua und Turin die Heere Dumerbion's und Dumas' über Alpen und Apennin hinüber in den Besitz Italiens einführen. Auf der anderen hoffte man die Westarmee nach rascher Zertretung der letzten Kriegsfunken in der Vendee schon im Beginne des Frühlings gegen die englischen Küsten entsenden, und in den Mauern Londons den zähesten Widersacher der Republik erdrücken zu können. Diese gewaltigen Schläge einmal ausgeführt, schien die Ueberwältigung des auf allen Seiten vereinzelten Oesterreich völlig zweifellos, und den Waffen der Republik in ganz Europa keine andere Schranke, als der eigene Wille ihrer Beherrscher mehr gesetzt zu sein. Mit dem größten Eifer trieb also die Regierung vor Allem die Befehlshaber des Westheeres schon inmitten des Winters zur Eröffnung der Operationen. An die Stelle Rossignol's war jetzt General Turreau, früher im Moselheere dienend, getreten; ein Officier also statt des Pariser Demagogen, leider aber ein Officier, der sich mit Stolz einen Freund Rossignol's nannte, und den Bürgerkrieg durchaus im Sinne der Hebertisten zu beendigen meinte. Es war Mitte Januar, als er die Leitung übernahm, mithin die Zeit, in welcher Robespierre mit den Dantonisten

auf's Neue zerfallen, und der Ausschuß durch Collot und St. Just auf's Neue in die Bahnen des Schreckens gedrängt war. Die Regierung stimmte demnach in der Auffassung der Vendee mit ihrem Feldherrn völlig überein; man beschloß, daß jetzt das Decret des 25. August die längst gewünschte Vollendung erhalten, und die Vendee im buchstäblichen Sinne vernichtet werden sollte. Brand aller Ortschaften, Verwüstung aller Aecker, Aushauen der Wälder, Abführung der wenigen Republikaner des Landes, Tod aller neutralen oder feindlichen Einwohner, gleichviel von welchem Alter und Geschlechte, dies waren die gräßlich einfachen Grundlinien in Turreau's Kriegssystem[1]). Er meinte, nach der Vernichtung des großen „königlich-katholischen" Heeres das Werk der Verwüstung sofort beginnen zu können, da in dem Binnenlande der empörten Provinz nur etwa noch drei namhafte Führer mit kleinen Banden das Feld behaupteten, und im Küstenstriche der etwas stärkere Charette durch General Haxo in Nantes hinreichend beschäftigt schien. Bei dieser Schwäche der Gegner trug er kein Bedenken, die eigenen Streitkräfte über den ganzen Umfang des Landes zu zerstreuen, um die Verheerung gleichzeitig in alle Bezirke desselben zu tragen. Er theilte demnach seine Truppen in zwölf Colonnen, welche von verschiedenen Punkten her in das Innere vordringen, und Schritt auf Schritt das Land zur menschenleeren Einöde machen sollten. Ende Januar setzten sich diese Massen in Bewegung. Wohl suchten einige seiner Officiere den von ihnen selbst verabscheuten Auftrag in der Ausführung zu mildern; wohl warnten Manche vor dem politischen Fehler, die halbermüdeten Rebellen in Verzweiflung und damit zu neuen Anstrengungen zu treiben: allein der Befehl war unerbittlich bestimmt, und die meisten der Werkzeuge längst gegen alles Gräßliche abgestumpft. So stieg bald an allen Seiten der Feuerschein der Dörfer zum Himmel auf; die Menschen wurden wie in großem Treibjagen umgebracht, die Frauen entehrt und dann ermordet, Kinder und Säuglinge oft unter Martern verschiedener Art mit rohem Gelächter hingeschlachtet. Anfangs machte man Fortschritte und hatte einige militärische Erfolge. Der ritterliche La Roche Jaquelin fiel im Laufe des Februar; Chollet, vom vorigen Herbste eine Stätte schreckenvollen Andenkens für die Royalisten, wurde auf's Neue besetzt, ein weiter Gürtel des Landes in eine rauchende Einöde verwandelt. Bald aber meldete sich die Vergeltung für alle diese Unthaten. Die Bauern, seit December beinahe hoffnungslos und gegen Schonung ihres Lebens

---

[1]) Die Acten in Guerre des Vendéens tome III zeigen die Unwahrheit von Turreau's Behauptung in dessen Memoiren, daß er nur dienendes Werkzeug gewesen.

zur Ruhe und Unterwerfung bereit, rotteten sich im Angesichte der erbarmungslosen Metzelei in wilder Empörung auf's Neue zusammen; die alten Führer, Stofflet und Marigny, welche bis dahin nur Verzagtheit und Abspannung bei den Ihrigen erblickt, fanden sich plötzlich wieder von tausend und aber tausend racheburstigen Männern umringt, und schon im Februar trafen sie mehrere der höllischen Colonnen, wie sich ihre Gegner selbst genannt hatten, mit zermalmenden Schlägen. Turreau sah plötzlich den ganzen weiten Bezirk in vollem erfrischten Widerstande, und mußte mit beschämtem Ingrimm seiner Regierung melden, daß er beträchtlicher Verstärkungen bedürfe, um sich nur am Rande der empörten Provinz zu behaupten. Die Verwendung also des Westheeres zu dem Unternehmen gegen England war, als im Frühling die Zeit der großen Operationen herankam, in völlig unsichere Ferne gerückt.

Nicht viel günstiger hatten sich damals die französischen Aussichten auf dem südlichen Theile des weiten Kriegstheaters, in Italien und dem Mittelmeere, gestaltet. Einen bitteren Versuch führte im Februar die innere Parteiung herbei, indem sie den Engländern die Möglichkeit gab, sich der Insel Corsica zu bemächtigen. Die Entwicklung der Revolution hatte dort ganz ähnliche Wirkungen wie in Lyon oder Toulon hervorgerufen. Anfangs hatte die liberale Begeisterung fast ohne Unterschied der Parteien den ganzen Schauplatz erfüllt: dann hatte sich eine radicale Fraction emporgehoben und sich bald auf's Neue in eine girondistische und eine jacobinische Seite gespalten. Bei dem Siege der Jacobiner in Paris hatten auch in Corsica wie in den übrigen Departements die girondistisch Gesinnten sich durch den Zutritt aller Gemäßigten gestärkt, und unter der Führung ihres alten Nationalhelden, des einstigen Feldherrn gegen die Genuesen, des Generals Paoli, offenen Widerstand gegen den Wohlfahrtsausschuß versucht. Diese allgemeinen Momente erhielten jedoch in Corsica eine ganz besondere Farbe und Schärfe durch die eigenthümlichen Localzustände dieser Insel. Hier stritten nicht blos politische Gegensätze ihren Kampf; es standen auf diesem engen Raume zugleich auch zwei streitende Weltalter, es standen daneben zahllose Familienfehden unter den Waffen. Die französische Regierung, damals kaum seit einem Vierteljahrhundert im Besitze der Insel, hatte mit den Einflüssen moderner Bildung und Politik eigentlich nur die Städte der Küste berührt und durchdrungen. Das Gebirge im Innern behauptete nach wie vor seine alterthümlichen, patriarchalischen und rohen Lebensformen. Bauern, Hirten und Jäger lebten, ein jedes Dorf, ja eine jede Familie, auf eigene Hand, unbekümmert um die Staatsgewalt und in

offenem Hasse gegen die Städter, schützten sich gegen den übelwollenden Nachbarn die Waffe in der Faust, und verfolgten jede Beleidigung mit rascher blutiger Rache. So wurde der Streit der politischen Parteien durchsetzt auf der einen Seite durch den Gegensatz der Städter und der Gebirgsleute, auf der andern durch die ererbten Zwistigkeiten feindseliger Geschlechter. Als die Jacobiner in den Städten das Uebergewicht gewannen, verstand es sich beinahe von selbst, daß die ihnen feindselige Partei den größten Theil des Gebirges nach sich zog. Nachdem dann hier General Paoli die Führung übernommen hatte, war es ebenso sicher, daß einzelne Geschlechter, die von ihm durch alten Familienhaß oder neues Zerwürfniß getrennt waren, die Arena z. B., Ceracchi, Bonaparte, sich jacobinisch hielten. Aber im Innern waren sie bei Weitem zu schwach. Nach kurzem Streite wurden sie, und mit ihnen die Commissare des Convents und die schwachen Garnisonen genöthigt, sich in die Küstenplätze zu werfen, wo sie sofort durch die Insurgenten zu Lande und die englische Marine zur See blokirt wurden. In dieser gepreßten Lage hielten sie standhaft aus, bis im Februar 1794 ein englisches Truppencorps landete, und den Insurgenten alle Hülfsmittel des regelmäßigen Krieges in reichem Maße zuführte. Binnen weniger Monate wurden hierauf die Städte zur Capitulation gezwungen, und die ganze Insel von den Engländern besetzt.

Es war für Frankreich ein nicht eben gefährlicher, immer aber ärgerlicher Verlust, ein empfindlicher Schlag für die maritime Stellung und den politischen Einfluß im ganzen Mittelmeer. Zwar sahen die Uferstaaten die Festsetzung der Engländer auf Corsica keineswegs mit Freude; im Gegentheil, überall regte sich die stärkste Eifersucht, so daß z. B. im Madrider Staatsrath der frühere Minister Aranda geradezu auf Frieden und Bündniß mit Frankreich antrug, damit Spanien nicht durch englische Seemacht erdrückt werde — die Königin exilirte ihn freilich darauf in eine Provinzialstadt[1]), seine Gesinnung blieb aber vorwiegend in den amtlichen Kreisen, und in Wien selbst erklärte der spanische Gesandte öffentlich, Spaniens Seemacht bedürfe dringend des Bundes mit Frankreich, gleichviel ob letzteres Monarchie oder Republik sei. Allein für den Augenblick blieb diese Stimmung ohne thatsächliche Folge, da die Einnahme Corsicas mit der Abneigung auch die Furcht vor der englischen Macht gewaltig steigerte. Unter dem Eindrucke des Ereignisses verhieß Neapel 8000 Mann zu Garnisonen auf Corsica und 12,000 zur Verstärkung des verbündeten Heeres in der Lombardei.

---

[1]) Bericht des holländischen Gesandten van der Goes.

Der Großherzog von Toscana wurde bestimmt, seinem allmächtigen Günstling, dem französisch gesinnten Manfredini, einen längeren Urlaub zu geben, den er außerhalb des Landes zubringen sollte. In Genua hatte so eben die demokratische Partei ihre Schilderhebung durch einen Antrag auf Revision der Verfassung begonnen; der Senat aber fühlte sich jetzt stark genug, um alle Bemühungen der Gegner zu vereiteln, die Neutralität festzuhalten und die Umtriebe des französischen Geschäftsträgers zu ersticken. So blieb von allen französischen Hoffnungen in Italien nur die Verschwörung in Turin einstweilen aufrecht, und auch diese bedurfte, um ihr Banner offen zu entfalten, eines ersten Sieges der französischen Armee, welcher dieselbe in die Nähe der piemontesischen Hauptstadt führen würde. So war es für die französische Sache fast ein günstiges Ereigniß, daß gegen Ende des März die neapolitanische Polizei den dortigen Demokraten auf die Spur kam, und durch zahlreiche Verhaftungen den Ausbruch ihres Complottes verhütete. Denn der Schrecken darüber war bei dem haltungslosen Hofe so groß, daß der König nicht einen Mann seiner Truppen mehr aus dem Lande lassen wollte, und somit das verbündete Heer in Oberitalien einer ansehnlichen und heißersehnten Verstärkung beraubte. Die Stimmung war seitdem in Mailand wie in Turin eine äußerst trübe. Oesterreich hatte nach allen Schwankungen und Spaltungen seines Ministeriums bei einer angeblichen Stärke von 32,000 in Wahrheit nicht 20,000 Mann in der Lombardei; das sardinische Heer zählte etwa 25,000 Mann, war aber in Folge der vorigjährigen Unfälle, des tiefen Geldmangels und des steten Haders mit Oesterreich in vollständiger Zerrüttung, und vor dem Beginn des Feldzugs bereits auf den schlimmsten Ausgang gefaßt.

So lagen hier die Verhältnisse, als in den ersten Tagen des April General Dumerbion sich zu dem Angriffe auf die Stellung der Verbündeten in den ligurischen Gebirgen anschickte[1]). Er selbst war hochbejahrt und gichtbrüchig, und ertheilte seine Befehle meistens aus dem Bette heraus, hatte jedoch ein paar befähigte Adjutanten zur Seite, einige tüchtige Generale, vor Allem den robusten und feurigen Massena in seinem Stabe, und drei Conventscommissare über sich — Salicetti, Ricord und den jüngeren Robespierre — welche bei jedem Schritte sich durch den zum Brigadegeneral gestiegenen Bonaparte berathen ließen. Die erste Aufgabe bestand darin, aus dem schmalen Küstenstriche der Grafschaft Nizza nordwärts den Kamm der Apenninen zu ersteigen, dort die nächst gelegene Paßhöhe, den Col di Tenda, einzunehmen, und

[1]) Aus den Acten im ersten Bande von Massena's Memoiren.

von derselben hinunterstürzend durch Südpiemont hindurch auf Turin loszugehen, während gleichzeitig General Dumas mit dem Alpenheer von Westen her aus Savoyen einen entsprechenden Angriff auf die Seealpen und den Mont Cenis unternähme. Zur Deckung des Col di Tenda hatten die Verbündeten einige Stunden südlich von demselben die feste Stellung von Saorgia besetzt, welche in der Fronte anzugreifen dem General Bonaparte gefährlich erschien. Es gab ein einfaches Mittel, sie zu umgehen, indem man an der Seeküste einige Meilen nach Osten, etwa bis Oneglia, vorwärts drang; man konnte dann Saorgio im Rücken fassen und von allen Seiten her gleichzeitig bedrängen. Nur ein Hinderniß stand dem im Wege: die Küste dort war genuesisches, also neutrales und den Franzosen verschlossenes Gebiet. Allein eine solche Rechtsschranke war, wie wir schon bemerkten, nicht dazu gemacht, den Wohlfahrtsausschuß aufzuhalten, wo es einen greifbaren und vielleicht folgenreichen Vortheil galt. Schon im Februar genehmigte er den Antrag der Commissare auf die Besetzung von Oneglia, und am 4. April führte Bonaparte eine starke Colonne dorthin, welche nach geringem Widerstande den Ort einnahm und gründlich ausplünderte, während Massena die Hauptmasse der Piemontesen durch einen sonst erfolglosen Angriff auf Saorgio beschäftigte. Es wurde darauf der Küstenstrich bis Finale von den Franzosen besetzt, der Südabhang des Apennin bis Ormea von dem Feinde gereinigt, und dann am 27. Saorgio zugleich von Osten und Westen her mit solchem Nachdruck angegriffen, daß General Colli unter starkem Verluste und noch stärkerer Entmuthigung seine Bergredouten sämmtlich räumte und seine Truppen auf die Höhen des Col die Tenda zurückzog. Vergebens bat er von dort den kaiserlichen General de Vins, welcher das österreichische Hülfscorps in Piemont befehligte, um Hülfe; vergebens rief dieser den Erzherzog Ferdinand in Mailand um Verstärkung an; es fehlte ein für alle Mal in diesem zerrütteten Lager an Eifer, Einheit und Thätigkeit, und de Vins hatte schließlich keinen andern Trost, als daß an den elenden Bergschluchten doch nichts gelegen sei, in der Ebene aber wolle er den Feind, wenn er sich hinunter wage, treffen. So gelang es am 10. Mai den Franzosen, mit einem wohlüberlegten Flankenmarsche die Paßhöhe zu erstürmen, und damit auf dem Kamme des Gebirges, zu weiterer Offensive bereit, feste Stellung zu nehmen. Sie erwarteten jetzt noch das Erscheinen des General Dumas auf der Höhe des Mont Cenis, um dann den Turiner Verschworenen das ungeduldig erharrte Signal zu geben und mit einer großen Explosion das Königreich Sardinien auseinander zu sprengen.

Gern würde die französische Regierung die bestimmtere Entwicklung dieser Dinge abgewartet haben, ehe sie den Kampf gegen die Oesterreicher in Belgien eröffnet hätte. Aber auf diesem wichtigsten Theile des Kriegsschauplatzes mußte sie, inmitten ihrer unausgesetzten, nach allen Seiten hin angestrengten Rüstungen, doch erleben, daß ihr der Gegner mit dem Beginne der Offensive zuvorkam. So ruhelos Carnot sich abmühte, so regsam in allen Lagern an der Ausbildung der Truppen gearbeitet wurde, immer war noch vielfacher Rückstand vorhanden, als am 9. April Kaiser Franz, begleitet von seinen Brüdern Carl und Joseph und von seinen Adjutanten Rollin und Waldeck in Brüssel anlangte, sofort den Oberbefehl des verbündeten Heeres selbst übernahm, und den Befehl zur Eröffnung der Feinseligkeiten gab. Während in Brüssel die Stadt von den gewöhnlichen Freudenbezeugungen wiedertönte, Ergebenheitsadressen, Deputationen und Festschmäuse sich drängten, rückten die Truppen in engere Cantonnirungen, um sich zum Beginne der Operationen zu ordnen. Den rechten Flügel bildete in Flandern, 28,000 Mann stark, Graf Clerfait, mit zwei kleinen Verbindungscorps gegen das Centrum bei Orchies und Denain, 10,000 Mann. Das Hauptheer, unter Coburg, York und Oranien dehnte sich dann, 67,000 Mann[1]), von Valenciennes bis Bavay aus; hier nahm auch der Kaiser sein Hauptquartier, um persönlich den beabsichtigten Angriff auf Landrecy zu leiten. Endlich bewachte auf dem linken Flügel Kaunitz mit 27,000 Mann den Lauf der Sambre, und hatte noch weiter gegen Osten 8000 Mann unter General Beaulieu zur Deckung Luxemburgs vorgeschoben. Am 14. April langte der Kaiser in Coburg's Hauptquartier an, wo er zwei Tage später mit einer großen Parade des gesammten Centrums erfreut wurde. Es war prachtvolles Sommerwetter, die Truppen in Putz und Glanz, bei den Soldaten ein ununterbrochener Jubel, daß es nach den lästigen und engen Winterquartieren jetzt ernstlich an den Feind gehe. Der Kaiser athmete mit vollen Zügen die frische Kriegsluft ein, und schien erregt, aus sich heraus gehend, allen Zweifeln entrissen, wie nie in seinem Leben. Die mißtrauischen Sorgen seiner gewohnten Existenz waren vergessen; er hatte in diesem Augenblicke keinen Gedanken, als seine trefflichen Schaaren so rasch wie möglich zu Ruhm und Erfolg zu führen. Am 17. April theilte sich dann das Heer in acht Colonnen, welche von Cateau als Mittelpunkt strahlen=

---

[1]) Die Oesterr. militär. Zeitschrift 1818, II. 80 ff. zählt 73,000 Mann, doch ist hier die Garnison von Valenciennes eingerechnet. Die Franzosen reden, unrichtig, überall von 90,000 Mann.

förmig, also mit jedem Schritte sich von einander entfernend, vorwärts gingen, die einen linkshin gegen das benachbarte Landrecy, die anderen westlich, um die Umgegend bis Cambray von dem Feinde zu säubern.

Es war eine verkehrte Zersplitterung der Kräfte, welche bei einem andern Gegner leicht hätte verderblich werden können. Allein nach Carnot's großem Plane, seine Hauptmassen auf die Flanken zu werfen, war hier im Centrum die französische Macht auf vier Divisionen beschränkt, welche allerdings nicht viel schwächer als die Gegner, aber auch, wie diese, in einem lockeren Gürtel von Avesnes bis Cambray verzettelt waren. Der Angriff der Verbündeten kam ihnen völlig überraschend; überall wichen ihre Posten nach kurzem Gefechte, und die einzige Colonne, welche einen ernsteren Widerstand fand, jene des Herzogs von York, warf den Feind in stürmendem Anfall bis nach Guise zurück. Eine kräftige und massive Verfolgung hätte die bedeutendsten Ergebnisse liefern können: man hatte die gänzliche Zersprengung des feindlichen Centrums und die ernstlichste Gefährdung seines dann isolirten rechten Flügels an der Sambre in der Hand. Allein so weit ging der Blick weder des Kaisers noch Coburg's. Man blieb bei der bescheideneren Aufgabe, bei der Berennung von Landrecy. Die siegreichen Colonnen machten am Abend Halt oder kehrten um, und vertheilten sich am 18. April so, daß der Prinz von Oranien die unmittelbare Einschließung des Platzes übernahm, die übrigen Truppen aber ein Deckungsheer bildeten, welches sich in weitem Bogen rechts und links der Sambre über eine Strecke von fünf Meilen weit hin ausdehnte.

Unbelehrt also durch die Erfahrungen des letzten Herbstes ging man in derselben Weise vorwärts, welche damals die bitteren Früchte von Hondschoote und Wattignies getragen hatte. Mangel eines großen Zielpunkts, Zersplitterung der Kräfte, Belagerungen vor gründlicher Besiegung der feindlichen, Entsatz bereitenden Heere — diese Züge hatten das Bild des vorigjährigen Feldzuges charakterisirt, und sollten auch die Signatur des bevorstehenden Kampfes liefern. Die Folgen ließen sich nicht lange erwarten. Die Franzosen, aufgescheucht aber nicht entmuthigt, kamen bald wieder heran. Anfangs freilich waren sie zu schwach für einen ernstlichen Versuch; am 21. April liefen nach kurzem Streite die jungen Soldaten der Division Goguet in tumultuarischer Verwirrung auseinander[1]), am 22. wurden die Divisionen Balland und Fromentin ebenso nachdrücklich abgewiesen, und am 24. gerieth eine von Cambray heranrückende Colonne unter die Säbel der Husaren von

[1]) Moniteur 12. floréal.

Esterhazy, welche den Feind mit einem glänzenden Anrennen über den Haufen warfen und ihm einen Verlust von 1700 Todten und Gefangenen beibrachten. Jetzt aber wurde der französische Oberbefehlshaber, bisher nach Carnot's Verfügung fast ausschließlich mit Flandern beschäftigt, aufmerksam auf die Gefährdung seines Centrums, und sandte mit 10,000 Mann Verstärkung den greisen und bewährten General Ferrand zum Entsatze Landrecys. Er hätte sehr viel gründlicher helfen, hätte vielleicht das verbündete, tief in das Innere vorgedrungene Heer vernichten können, wenn er nicht 10-, sondern 30,000 Mann aus Flandern nach Cambray geschickt, wenn er eine gleiche Masse von der unteren Sambre her auf die Belagerer losgelassen hätte. Diese, durch Ferrand in der Fronte festgehalten, würden dann, von rechts und links her mit zermalmenden Streichen angefallen, schwerlich einer Katastrophe entgangen sein. Allein mochte nun Pichegru so viel Anstrengung nicht für nöthig halten oder durch Carnot's Befehle gebunden sein, auch er blieb bei dem Systeme, nicht mit gesammelten Kräften, sondern durch weit auseinander liegende Angriffe zu wirken. Statt den größeren Theil seiner Truppen auf die bedrohte Stelle des Centrums zu vereinen, begann er gerade in diesem Augenblicke die von Carnot vorgezeichnete Operation auf beiden Flügeln, hier an der Sambre dort in Flandern, und gab damit die Möglichkeit aus der Hand, den Feldzug in seiner ersten Stunde zu beendigen. Allerdings konnte auch so, Dank den verkehrten Maßregeln der Verbündeten, General Ferrand das Deckungsheer der Feinde aller Orten mit Uebermacht angreifen: noch aber war die innere Tüchtigkeit der alliirten Truppen den Franzosen so überlegen, daß sie das Mißverhältniß der Zahlen vollständig aufwog. Der Kampf entbrannte am 26. April auf der ganzen Fronte der Verbündeten. Auf dem östlichen Ufer der Sambre rang Ferrand selbst in langem hartnäckigem Feuergefechte mit Coburg's Oesterreichern, 45,000 Mann gegen nicht ganz 30,000, einen Augenblick siegreich, dann aber durch einen verzweifelten Stoß des General Kinsky gänzlich gebrochen und zu eilfertigem Rückzug genöthigt. Im Westen der Sambre hielt indeß mit 17 Bataillonen und 60 Schwadronen der Herzog von York, auf mehrere rasch aufgeworfene Redouten gestützt, gegen welche von Cambray her General Chapuis zwei Colonnen, die eine von 26,000, die andere von 4000 Mann heranführte. Unter dem Schutze eines dicken Morgennebels kamen die Spitzen derselben bis hart an die englische Stellung heran, und drängten York's Vorposten aus den Dörfern vor den Redouten übermächtig zurück. Als sich hierüber der Nebel zertheilte, und dem Herzoge den Ueberblick über die weit ausgedehnte

Ebene verstattete, machte ihn der kaiserliche General Otto darauf aufmerksam, daß die langgestreckte Hauptcolonne des Feindes jede Deckung ihrer linken Seite unterlassen hatte, und Fürst Carl Schwarzenberg erhielt den Befehl, mit kaiserlichen Kürassieren und neun englischen Schwadronen hier einen Angriff zu versuchen. Dieser eilte sofort in scharfem Trabe auf den äußersten linken Flügel der englischen Linie, und schwenkte von dort aus, sich zum Theile durch Unebenheiten des Bodens deckend, gegen die Franzosen ein, welche eben im Begriffe waren, aus den genommenen Dörfern zum Angriffe auf die englischen Schanzen vorzugehen. Er traf zuerst auf eine kleine Reiterabtheilung, welche in einem Augenblicke zerstreut wurde, und ihren Führer, den General Chapuis selbst, als Gefangenen in den Händen der Gegner ließ, dann auf eine reitende Batterie, die eine Salve abfeuerte, hierauf aber in eiligem Flüchten umkehrte und ohne Besinnen in die nächsten Bataillone ihres Fußvolkes hineinsprengte. Hier war die Verwirrung auf der Stelle unbeschreiblich, Alles feuerte durcheinander, und die erschütterten Glieder ballten sich zu einem wirren Klumpen zusammen. Da rasselten mit jubelndem Hurrah und hellen Fanfaren Schwarzenberg's Reiter heran, und in wenigen Minuten war die französische Colonne zersprengt, gleich darauf auch die zweite, kleinere Abtheilung ereilt, und das Feld mit den Tausenden der Flüchtigen, Gefangenen, Todten bedeckt. Nicht ein Bataillon hielt mehr zusammen, vor 2400 waren 30,000 Mann fast ohne Widerstand auseinander gestoben. Der Verlust der Franzosen an dem Tage betrug über 7000 Mann und 41 Geschütze, und der Ausgang der Schlacht entschied sogleich auch über das Schicksal der belagerten Stadt. Während der Donner des Kampfes noch ringum dröhnte, eröffnete Oranien das Feuer seiner Laufgräben; bald stand ein großer Theil der Häuser in Flammen, und der Commandant, General Rouland, ohne weitere Hoffnung auf Entsatz, capitulirte am 30. April. Die Besatzung von 5000 Mann wurde kriegsgefangen. So hatte man eine nicht unbedeutende Festung unter den Augen des fast doppelt übermächtigen Gegners genommen, diesem binnen zehn Tagen eine Einbuße von beinahe 15,000 Mann und 143 Geschützen bereitet, und die taktische Ueberlegenheit der Truppen so entschieden wie jemals bewährt. Die erste Aufgabe der Verbündeten war glänzend genug gelöst.

Einem ächten Feldherrn, der Einsicht und Thatendrang verbunden hätte, wäre hier zum zweiten Male der Weg zu den größten Erfolgen offen gewesen. Es bedurfte nur eines angestrengten und raschen Vorangehens, um das französische Centrum völlig zu werfen: die Niederlage

desselben hätte die ganze feindliche Aufstellung an der Sambre ruinirt, und damit alles Land bis Paris den Verbündeten offen gelegt. Auch hatten die Truppen nach dem Treffen von Cateau keinen andern Gedanken als Nachsetzen und Voranstürmen: sie waren siegesfroh und unermüdlich, und unbehelligt von den Sorgen eines angeblich gelehrten Generalstabes. Leider theilte im leitenden Hauptquartier kein Mensch ihre Stimmung als etwa der Kaiser allein, der dann wieder schlechthin unfähig war, sie geltend zu machen, da er selbst gar keinen Begriff von einer großen kriegerischen Operation hatte, und Coburg's Generalstab schlechterdings über den hergebrachten kleinen Festungskrieg sich nicht emporschwang. Auf das Andringen des Kaisers, was denn nun gethan werden könne, arbeitete Coburg in langsamer und thatloser Gründlichkeit einen Angriffsplan gegen die nächstgelegenen Festungen Bouchain, Cambrai und Avesnes aus, und begnügte sich sonst, kleine Verstärkungen an die vom Feinde bedrohten Punkte zu werfen, und so die eigene Haltung nach den Schritten der Gegner einzurichten. Die kaum ergriffene Initiative der Bewegung ging vollständig an die Franzosen über. Diese waren denn auch Ende April auf allen Theilen des Kriegsschauplatzes in Bewegung, um, gleichgültig gegen Landrecy, Carnot's große Entwürfe in Vollzug zu setzen, und damit das Schicksal Europas zu entscheiden.

Es sollte hiernach, wie wir uns erinnern, eine große Offensivbewegung auf beiden Flügeln Statt finden, während die Mitte sich auf nothdürftige Vertheidigung beschränkte. Es sollte die Hauptmasse des Nordheeres im Westen auf Flandern fallen, der rechte Flügel aber, vereint mit dem Ardennenheer, einen Angriff auf Kaunitz eröffnen, und endlich, noch weiter gegen Osten, eine Abtheilung des Moselheeres die Aufmerksamkeit des Gegners durch einen Handstreich gegen Namur zersplittern. Diese Bewegungen, um derentwillen wir den Entsatz von Landrecy versäumen sahen, hatten Ende April auf allen Seiten begonnen, von Anfang an bedrohlich genug für die Verbündeten, wenn auch zunächst nur mit theilweisem Erfolge. Was die östliche Seite betraf, so sandte General Jourdan 20,000 Mann des Moselheeres in das Luxemburgische gegen Arlon, welche Stadt der Oesterreicher Beaulieu nach kurzem Widerstande räumte, dann aber, von Kaunitz auf 12,000 Mann verstärkt, zurückkam, und die Franzosen trotz ihrer Ueberzahl aus dem eben besetzten Orte mit scharfen Streichen wieder hinausjagte. Nicht viel mehr brachten die Franzosen gegen Kaunitz selbst vor sich. General Charbonnier führte am 27. das Ardennenheer gegen Beaumont, wo sich die Division Desjardins von Maubeuge her mit ihm vereinigte: Kaunitz war ihnen entfernt nicht gewachsen, wich über die Sambre zurück, und

war zufrieden, die Uebergänge des Flusses bei Charleroi, Thuin und Merbes-le-Chateau möglichst stark zu besetzen. Der Angriff der Franzosen kam denn auch sofort in das Stocken; die Generale stritten mit Carnot über die Stelle, an der sie den Fluß überschreiten sollten — Carnot befahl den Uebergang möglichst nahe beim feindlichen Hauptheer, also weit stromaufwärts, während Charbonnier, eben jene Nähe scheuend, lieber tief im Osten, etwa bei Charleroi, zu operiren wünschte, Es vergingen darüber beinahe vierzehn Tage, bis Carnot den General noch durch zwei weitere Divisionen des Centrums [1]) verstärkte und seine Streitkräfte dadurch auf 60,000 Mann brachte. Indeß hatte auch Coburg seinem Unterfeldherrn ansehnliche Hülfsschaaren zugeschickt, mit welchen Kaunitz dem bevorstehenden Anfalle ungefähr 32,000 Mann entgegenstellen konnte. Dieser erfolgte dann am 10. Mai, indem die Franzosen bei Thuin und Merbes-le-Chateau die Sambre überschritten. Der Regen goß in Strömen; in dem durchweichten Waldboden, der sich hier an den Ufern Meilen weit hinzieht, blieben die Munitionswagen stecken, und die Franzosen konnten Anfangs in dem Bajonnetkampfe ihre Ueberzahl in vollem Maße geltend machen. So dehnten sie sich in heißem Gefechte bis in die Nähe von Binche aus, wo Kaunitz seine Hauptmasse endlich eine starke Stellung um das Dörfchen Rouveroy einnehmen ließ. Am 13. Mittags zog Desjardins in fünf Colonnen gegen diese heran [2]); der Kampf dauerte unentschieden bis zum Abend; da fiel Oberst Kienmayer mit acht Schwadronen auf die linke Flanke des Gegners, sprengte dieselbe bei dem ersten Anprall auseinander, und jagte die Flüchtigen nach allen Richtungen bis an die Sambre. Hierdurch erschüttert, beeilte sich Desjardins, während des Dunkels der Nacht auf das rechte Ufer zurückzugehen; Charbonnier konnte nicht umhin, zu folgen, und am 14. war kein Franzose mehr im Norden des Flusses befindlich. Dieser erste Versuch auf den östlichen Flügel der Verbündeten war mit einem Verluste von 4000 Mann und 12 Kanonen gescheitert.

Bedenklicher für die Coalition schienen sich in denselben Tagen die Angelegenheiten ihres andern Flügels in Flandern zu gestalten [3]).

---

[1]) Despeaux und Fromentin. Charbonnier hatte seitdem fünf Divisionen, zwei vom Ardennen- und drei vom Nordheere.

[2]) 40,000 gegen 22,000 Mann.

[3]) Ueber die Kämpfe in Flandern ist bei Weitem die beste Arbeit das treffliche Buch von Ditfurth, die Hessen in den Niederlanden 1793 bis 1795, ein Werk, welches viel mehr giebt, als der Titel verspricht und das gründlichste Studium mit gesundem Urtheile verbindet. Weder die französische noch die österreichische Literatur hat über

Dort hatte der französische Oberfeldherr, General Pichegru, zwischen Lille und Dünkirchen die drei starken Divisionen Moreau, Souham und Michaud, zusammen 61,000 Mann, vereinigt, während Feldzeugmeister Clerfait nicht halb so stark und seine Abtheilungen durch ganz Flandern zerstreut waren. Die Franzosen überschritten am 24. April die Grenze, Michaud am weitesten westlich gegen Ypern und Nieuport manövrirend, Moreau und Souham auf beiden Ufern der Lys, jener links, dieser rechts des Flusses vordringend, um sich dann zu der Einschließung der Festung Menin zu vereinigen. Clerfait war im Augenblicke entfernt, bei Denain an der Schelde, wo er die erste Nachricht über die drohende Invasion durch den Prinzen von Coburg, aus den Papieren des bei Cateau gefangenen General Chapuis, erhielt und so schnell wie möglich zum Entsatze von Menin zurückeilte. Er traf zunächst auf eine Schaar Hannoveraner unter General Oeynhausen, welche die Stellung von Mouscron durch ein blutiges Gefecht den Franzosen entrissen, und damit den Weg nach Menin wieder eröffnet hatten. Dort sammelte darauf Clerfait von verschiedenen Seiten her eine Masse von etwa 10,000 Mann und erwartete zur Ergreifung der Offensive nur noch einige englische Hülfstruppen von York's Abtheilung, als er am 29. plötzlich von mehr als 30,000 Mann der Divisionen Souham und Moreau in der Fronte und auf beiden Flanken angegriffen und nach hartnäckigem Widerstande gänzlich geschlagen wurde. Erst an der Schelde, nicht weit von Tournay, konnte er seine aufgelöste Mannschaft unter dem Schutze jener eben anlangenden englischen Regimenter wieder sammeln. Die Franzosen, welche blutige Verluste gehabt hatten, drängten ihn für den Augenblick nicht weiter: allerdings aber war mit seinem Mißgeschick jede Aussicht auf die Rettung Menins verschwunden. Denn der Platz selbst war in kläglichem Zustande, und zu längerem Aushalten durchaus unfähig. Mit der Schlaffheit, welche die damalige Verwaltung Oesterreichs charakterisirte, war während des Winters fast nichts für die Ausbesserung der Werke, Beschaffung von Schießbedarf, Einführung von Lebensmitteln geschehen. So hätte die Stadt sich gleich der ersten feindlichen Reiterpatrouille ergeben müssen, wäre nicht ihr Befehlshaber, der Hannoveraner Hammerstein, ein Mann von eisernem Stoffe gewesen, ein alter Soldat von derbem Muthe, der im Kriege keine andere Rücksicht kannte, als den Krieg, bei der Verwirrung im Hauptquartiere nicht erst viel nachfragte, sondern das Zweckmäßige mit eigenmächtigem

diese Kämpfe etwas aufzuweisen, was sich ihm an die Seite stellen könnte. (Dazu kommt jetzt Witzleben's musterhafte Biographie des Prinzen von Coburg. A. d. 2. Auflage.)

Durchgreifen that, und die fünf Bataillone seiner Besatzung vom ersten bis zum letzten Manne mit soldatischer Sicherheit zu erfüllen wußte. In dem halb offenen Orte hielt er sich bis zum 29., an welchem Tage ihm das französische Feuer seinen Pulvervorrath in die Luft sprengte; hierauf rief er am Abend seine Officiere zusammen, und erklärte ihnen seine Absicht, sich mit der Garnison durch die dichten feindlichen Reihen durchzuschlagen. Das kühne Unternehmen gelang vollständig. In zwei Colonnen brach man bald nach Mitternacht aus dem Courtrayer und Brügger Thore, französische Emigranten, Hannoveraner und Hessen: es entstand sogleich ein wildes Handgemenge und entsetzliche Verwirrung; der Gegner drängte immer stärker, eigenes und französisches Geschütz sperrte die engen Straßen; Freund und Feind wälzte sich in dem Dunkel der Nacht, von brennenden Häusern spärlich beleuchtet, in blutigem Ringen vorwärts. Hammerstein aber riß seine Colonnen hindurch, und führte 1200 Gerettete, eine Truppe so brav wie eine der Welt, den Fahnen Clerfait's zu.

Es war denselben Tag, an welchem Landrecy capitulirte. Gleich am Abend rückte York aus Cateau mit weiteren 10,000 Mann zur Unterstützung Clerfait's nach Tournay ab, wo sich nach seiner Ankunft ein Heer von beiläufig 40,000 Mann verfügbar zeigte. Man beschloß, mit diesen Kräften, trotz der Uebermacht des Feindes, wieder zum Angriffe überzugehen. Die Kühnheit dieses Vorsatzes war nicht so groß, wie es nach der Zahl der beiderseitigen Streitkräfte erscheinen könnte: es machte sich gleich hier für die Franzosen der Grundfehler des Carnot'schen Planes fühlbar, welcher ihre besten Kräfte, ohne bestimmt gedachten Zweck, dort in Flandern in das Blaue hinein operiren ließ. Ihre Truppen bildeten nämlich von Lille bis Courtray eine lange, nordwärts in das Land vordringende Colonne, welche nach Carnot's Wünschen sich immer weiter nach Nordwesten auf Brügge und Ostende fortbewegen sollte. Nun aber standen Clerfait und York südöstlich von Lille, mithin in der Seite, ja fast im Rücken der französischen Heersäule, konnten also auf jeden Punkt in deren Längenausdehnung einen zertrümmernden Stoß ausführen, und hielten damit den übermächtigen Gegner vollkommen im Schach. Dies war so klar, daß Pichegru noch den General Bonneau mit 20,000 Mann aus Cambray nach Flandern zog, um ihn zwischen Lille und Tournay als Deckung seiner Operationsbasis gegen York aufzustellen. Er hatte jetzt ungefähr 90,000 Mann in Flandern[1]), hätte aber trotzdem auch jetzt noch in eine üble Lage

[1]) Bonneau 20,000, Souham 28,700, Moreau 22,200, Michaud 12,000, Osten 7000 — présents sous les armes.

kommen können, wenn die Gegner sich mit vereinter Kraft auf Bonneau gestürzt hätten, den sie schlagen mochten, ehe Souham von Courtray oder Michaud von Ypern her zur Hülfe kommen konnten. Indeß verschonten ihn jene mit einem so scharfen Streiche. Nicht Bonneau, gegen den ihre sämmtlichen Kräfte verwendbar waren, sondern Souham und Moreau beschlossen sie anzugreifen. Wollten sie dann aber ihre Verbindung mit Coburg nicht völlig aufgeben, so mußte ein ansehnlicher Theil ihres Heeres bei Tournay stehen bleiben, und höchstens die Hälfte desselben wurde zu dem Kampfe verfügbar. So kam es zu einer neuen, schlechthin lähmenden Zersplitterung. Clerfait machte sich auf mit nur 16,000 Mann, um weit entfernt von seinen Genossen den Stier bei den Hörnern zu fassen und Souham und Moreau in der Fronte anzugreifen; York verharrte mit 20,000 in völliger Unthätigkeit bei Tournay, und mit 3000 blieb Wallmoden halbwegs zwischen beiden, angeblich zur Verbindung ihrer Heertheile, thatsächlich ohne Nutzen für den einen wie für den andern. So fühlte man sich überall bedroht und schwach, und sandte die dringendsten Bitten um Hülfe und Verstärkung in das kaiserliche Hauptquartier. Hier war denn freilich der Eindruck tief, und eine Menge aufgeregter und streitender Rathschläge suchten sich der Entscheidung des Kaisers zu bemeistern. Militärisch angesehen, ließ die Lage kaum noch einem Zweifel Raum: offenbar war der letzte Augenblick zum Handeln gekommen, und auch der Weg und die Weise des Handelns war nicht wohl mehr zu verkennen. Denn die große Operation des Feindes auf beiden Flügeln zur Umzingelung der Verbündeten war jetzt klar bezeichnet. Seine Stellung ergab seit den letzten Bewegungen einen großen Halbkreis, an dessen westlichem Ende 100,000 Mann in Flandern vordrängten, dessen östlichen Abschluß 60,000 Mann an der untern Sambre bildeten, während die Mitte nur noch durch eine dünne Postenkette von 18,000 Mann besetzt blieb: so wurden von Tage zu Tage heftiger die beiden Flanken der Verbündeten in Anspruch genommen, und ein längeres Zuwarten zeigte sich auch für die oberflächlichste Betrachtung unmöglich. Erwog man nun die Pläne und die Vertheilung des Feindes — erwog man weiter, daß das eigene Heer allmählich in ganz ähnliche Aufstellung, nur in einem engeren Kreisbogen gekommen war, 34,000 Mann im Centrum und etwa 39,000 auf jedem Flügel — erinnerte man sich endlich, daß jeder dieser Flügel der gewaltigen Uebermacht des Feindes trotz einiger Verluste bisher Stand gehalten hatte: so mußte es deutlich werden, daß immer noch mehr als eine Möglichkeit zu Rettung und Erfolg vorhanden war. Alles kam darauf an, die Theilung der feindlichen Streitkräfte zu be-

nutzen, sich selbst zu sammeln, und so, wenn auch im Ganzen schwächer, doch auf dem entscheidenden Punkte stärker zu sein. Dazu boten sich mehrere Wege. Entweder konnte Coburg das schwache feindliche Centrum binnen wenigen Tagen außer Kampf setzen, und dann nach links gewandt, mit Kaunitz zusammen wirkend, das französische Sambreheer aufrollen, ehe Pichegru auch nur ein Bataillon aus Flandern zu Hülfe heranbrachte. Oder man richtete umgekehrt den Stoß des Centrums nach rechts, vereint mit York und Clerfait, gegen die Basis Pichegru's in Flandern: gelang es, hier durchzubrechen, so war das feindliche Hauptheer von Lille, von seiner Verpflegung und seiner Rückzugslinie abgeschnitten, und mitten im feindlichen Lande mit dem Rücken an das ebenso feindliche Meer gedrängt. Von diesen beiden Unternehmungen war die erstere, der Zug gegen das Sambreheer, die leichtere, da man dort den Gegner mit entschiedener Ueberzahl faßte, die zweite aber, wenn sie gelang, um so durchgreifender, weil man den besten Theil der französischen Streitkräfte damit zerstörte. Hierzu kam, daß Kaunitz an der Sambre sich eben allein geholfen hatte, Clerfait und York dagegen aus Flandern eifrig nach Unterstützung riefen. Der Prinz von Coburg war also entschieden für den Antrag, das Heer des Centrums hinüber nach Tournay und Flandern zu führen.

Die militärische Fassungskraft des Kaisers ging so weit, daß er das Gewicht dieser Erwägungen begriff, und demnach zur Genehmigung des neuen Planes neigte. Allerdings langte zu Valenciennes, wo sich damals das schreibende Hauptquartier befand, in diesen Tagen ein Franzose an, der sich Graf von Montgaillard nannte und öffentlich als ein von der demokratischen Tyrannei verfolgter Auswanderer auftrat. In Wahrheit war er ein politischer Glücksritter, wie jene bewegte Zeit deren so viele hervorbrachte, ein Bauernsohn Namens Jacob Roques aus dem Dorfe Montgaillard, schon auf der Schule ein windiger Geselle, nachher Soldat, dann Börsenspeculant, und während der Revolution ein allen Parteien dienstbarer Abenteurer. Seit dem 10. August war er in Danton's Gefolge eingetreten, und von diesem mehrfach in den belgischen Umtrieben, so wie als Doppelspion bei Coburg und Mercy gebraucht worden. Nach Danton's Sturze war er, ein stets willfähriges Werkzeug, in Robespierre's Hände übergegangen, und erschien jetzt mit dem Begehren, dem Kaiser persönlich wichtige Eröffnungen Seitens des Wohlfahrtsausschusses zu machen. Da er dem Grafen Mercy als ein, wenn auch untergeordneter, Agent der Pariser Machthaber bekannt war, so wurde er zugelassen, und trat dann mit der Erklärung hervor, daß Frankreich zum allgemeinen Frieden auf den Besitzstand vor dem

Kriege bereit sei. Er gab übrigens diese Zusicherung als einen Beweis, nicht der Schwäche, sondern der Menschenliebe Robespierre's, forderte rasche Beschlußnahme, und drohte für den Fall der Ablehnung, daß allen gekrönten Häuptern die Dolche bereits geschliffen seien. Sein Benehmen erschien im ersten Augenblicke so ungehörig, daß der Kaiser ihn festzunehmen befahl: dann aber fanden die österreichischen Staatsmänner sich doch veranlaßt, seine Reden in nähere Erwägung zu ziehen. Sein Vorschlag ging darauf hinaus, daß Frankreich seine festländischen Eroberungen, Savoyen, Nizza, die besetzten belgischen Bezirke räumen, und dafür Corsica und die westindischen Inseln zurückerhalten würde. Durch einen solchen Frieden hätten also Oesterreich und Sardinien ihre Verluste gut gemacht, England dagegen seine Eroberungen herausgeben müssen: dieses Verhältniß legte offenbar die Vermuthung nahe, daß bei der ganzen Eröffnung der Wohlfahrtsausschuß es nicht ehrlich meine, sondern nur einen Zankapfel zwischen Oesterreich und England hinzuwerfen suchte. Andererseits war man doch auch sattsam über die Erschöpfung Frankreichs und die schwierige Lage des Wohlfahrtsausschusses unterrichtet, um die Möglichkeit eines ernsten Friedensantrages nicht so kurz von der Hand zu weisen; immer war der Vorschlag Montgaillard's seinem Inhalte nach höchst annehmbar für Oesterreich: was England dazu sagen würde, konnte man abwarten, und da eben ein Schreiben Lord Grenville's einlief, daß Montgaillard auch bei ihm angemeldet sei, so schickte man den Franzosen trotz aller königsmörderischer Drohungen für's Erste nicht nach Paris zurück, sondern nach London hinüber.

Indessen konnte für den Augenblick eine so unbestimmte Friedensaussicht nicht bestimmend auf die Kriegsoperationen einwirken: auch kamen eben jetzt neue Hiobsposten aus Flandern, welche alle Ungewißheit beseitigten und noch einmal den kampflustigen Stimmen das Uebergewicht gaben. Clerfait's Versuch gegen Courtray war nämlich bei der dreifachen Uebermacht des Feindes vollständig mißlungen. Nach einem scharfen Gefechte, 11. Mai, mußte er eilenden Fußes seinen Rückzug antreten, und wich in leidlicher Ordnung, aber hart gedrängt, gegen Nordwesten bis in die Nähe von Gent zurück. York sah dem wehklagend, aber ohnmächtig zu; er war außer Stande zu helfen, vielmehr selbst schon am 10. Mai durch General Bonneau auf das Heftigste angegriffen worden; er hatte es endlich, wie bei Cateau, der Trefflichkeit seiner Reiterei zu danken, daß die Franzosen mit starkem Verluste den Kampf abbrachen; aber kein Gedanke war daran, daß er zur Unterstützung Clerfait's oder zur Rettung Gents das Geringste hätte thun können. Hier wollte denn der Kaiser von keinem längeren Zaudern

wissen. Man sah den drohenden Ruin eines tapfern Waffengenossen und die gänzliche Ueberfluthung Flanderns vor Augen; Holland begann schon für seine seeländischen Grenzlande zu sorgen, und Lord Elgin, der englische Bevollmächtigte im Hauptquartier, mahnte, die Franzosen nicht an der Seeküste festen Fuß ergreifen zu lassen. Die Befehle zu dem großen Flankenmarsche nach Flandern eilten aus dem Hauptquartiere durch die Abtheilungen des verbündeten Centrums.

Wir sahen vorher, welch glänzende Möglichkeiten sich an einen solchen Entschluß knüpften, müssen aber hier sogleich auch hinzufügen, welche Schwierigkeiten vor seiner Vollendung lagen. Der Feind, welcher seine Rekrutirung unaufhörlich fortsetzte und dadurch allmählich seine Garnisonen für den Felddienst verfügbar machte, hatte sich auch in Flandern fortdauernd verstärkt, und zählte jetzt auf diesem Schauplatze nicht viel weniger als 100,000 Mann[1]). Es kam also für die Verbündeten Alles darauf an, diese Ueberzahl durch einfache und kühne Bewegungen auszugleichen, alles Untergeordnete keck zu vernachlässigen, die volle Kraft auf den entscheidenden Punkt zu vereinen. In dieser Richtung wäre es möglich gewesen, von dem eben siegreichen Kaunitz einige tausend Mann zur augenblicklichen Deckung Landrecys zu borgen, alle sonstigen Verbindungsposten an das Hauptheer heran zu ziehen, und so, mit York und Clerfait vereinigt, den Angriff auf Pichegru mit 80,000 Mann zu eröffnen. Auch diese erreichbar höchste Ziffer blieb, wie wir sehen, bei Weitem hinter der Stärke des Gegners zurück; auch dann war die höchste Energie und Schnelligkeit zum Gelingen unerläßlich, und die wahrhaft kalte Berechnung selbst mußte das kühnste Wagniß als die einzig ächte Vorsicht erscheinen lassen. Aber die hiermit bezeichnete Stimmung fehlte zum Unheil der Coalition in dem kaiserlichen Hauptquartier durchaus. Man klammerte sich an jede einmal besetzte Scholle Landes, wollte weder die Sambre noch das Centrum entblößen, meinte, jedem feindlichen Corps wenigstens ein Bruchtheilchen eigener Mannschaft entgegen stellen zu müssen. So ließ man Oranien mit 11,000 Mann bei Landrecy, und ein zweites Corps von 4000 Mann an der Schelde bei Denain zurück; der Zuzug für Flandern schmolz hiermit auf 23,000 Mann, so daß die Gesammtstärke des für den großen Plan bestimmten Heeres sich auf 62,000 beschränkte. Damit nicht zufrieden, entwarf man einen Angriffsplan, welcher allerdings das Ziel der Bewegung — Abschneiden des Feindes von seiner Heimath — bestimmt und deutlich aussprach, die eigenen Mittel aber, jene 62,000,

---

[1]) Eingerechnet die Division Michaud.

welche gegen mehr als 100,000 streiten sollten, noch dazu in grenzenloser Zersplitterung zu völliger Ohnmacht verurtheilte. Wir stehen hier an der Stätte, wo für den ganzen Feldzug, und damit für den Gang der neueren Weltgeschichte die Entscheidung fiel: es ist unumgänglich, etwas ausführlicher, als es sonst unseres Theiles ist, in das kriegsgeschichtliche Detail einzugehen und uns deshalb vor Allem die örtlichen Verhältnisse zu vergegenwärtigen.

Es ist ein durch alle Jahrhunderte ereignißreicher und folglich blutgetränkter Boden, auf welchem wir uns befinden. Von hier, von den Ufern der Schelde und Lys, begannen einst die salischen Franken ihren triumphirenden Lauf zur Unterwerfung Galliens. Hier sank dann in späteren Zeiten das Kaiserthum des welfischen Hauses vor Philipp August's siegreichen Waffen in den Staub; hier legten gegen den Freiheitsdrang der flandrischen Städte die burgundischen Herzoge den Grund ihrer zur Weltbeherrschung bestimmten Macht; hier kämpfte Ludwig XIV., nach langem Uebermuthe endlich auf den Tod getroffen, gegen Eugen und Marlbourough die letzten Kämpfe der Verzweiflung. Das Gebiet, wo auch jetzt wieder über das Geschick des ganzen Welttheils gefochten werden sollte, dehnt sich in einer Länge von etwa elf, in einer Breite von zehn deutschen Meilen, ein fast regelmäßiges Viereck, zwischen der Nordseeküste im Westen und der damit parallel strömenden Schelde im Osten aus. Es ist ein fast ganz ebenes, unendlich angebautes und dicht bevölkertes Gelände. Zwischen zahlreichen, stattlichen, reich emporblühenden Städten reiht sich Dorf an Dorf, ein jedes mit massiven Häusern besetzt und mit Gärten und Obstwald umgeben. Die Felder sind überall durch wasserreiche Gräben, hohe Hecken oder dichte Baumreihen eingeschlossen, welche bei kriegerischen Operationen die Entwicklung der Reiterei schlechthin verbieten; jeder Bach bildet in dem fetten und lockern Erdreich weiche Ufer und morastige Umgebung, so daß man selbst das kleinste Gewässer nur auf festen Brücken überschreiten, und auch von dem Fußvolke keine rasche Bewegung neben den Heerstraßen und noch weniger einen Wechsel der Operationslinie verlangen darf. Man erkennt leicht, wie viele Vortheile ein solcher Boden einem einsichtigen Vertheidiger gewährt: wir werden bald wahrnehmen, daß auch die jetzt bevorstehenden Kämpfe in allen Theilen hierdurch ihren Charakter empfingen.

Ungefähr drei Meilen westlich von der Schelde tritt die Lys in dieses Gebiet ein, fließt an Menin und Courtray vorüber parallel mit dem Hauptstrom bis Deynse und wendet sich dann ostwärts, um sich bei Gent mit der Schelde zu vereinen. Beide Flüsse schließen also auf

flandrischem Boden ein langgestrecktes Dreieck ein, in dessen südlicher Grundlinie auf französischer Seite die wichtigste der großen Grenzfestungen, Lille, auf flandrischer dagegen, an der Schelde, Tournay liegt. In diesem Bezirke war nun Folgendes die Aufstellung der kämpfenden Heere. Die Franzosen hatten als Fundament ihres Angriffes die Divisionen Bonneau und Osten ganz nahe bei Lille gelagert; von dort nördlich vorschreitend, hatten Moreau und Souham zuerst Menin genommen, dann Courtray besetzt, und wollten eben, immer nach Norden dringend, einen weiteren Streich gegen Clerfait führen. Ihre langgedehnte Linie im Westen zu decken, machte endlich Michaud, wenige Stunden von ihnen entfernt, Front gegen Ypern. Von den Verbündeten stand, wie wir früher bemerkten, Clerfait mit 16,000 Mann jenseit der Lys bei Thielt, im Norden der französischen Angriffscolonne, durch diese selbst von seinen Genossen abgetrennt, York dagegen mit noch 18,000 bei Tournay, östlich von Lille, Bonneau gegenüber, fast im Rücken Souham's und Moreau's. Es leuchtet ein, daß, wenn man ihn mit allen Truppen des Centrums auf 40- oder 50,000 Mann verstärkte, eine Möglichkeit gegeben war, Bonneau mit solcher Uebermacht rasch zu zersprengen; wenn dies gelang, so standen Moreau und Souham, von allen Hülfsquellen abgeschnitten, in der Luft, und wären schwerlich einem vernichtenden Unheil entgangen. Wie gesagt, man hatte in Coburg's Hauptquartier eine Vorstellung von diesem Plane, konnte sich aber nicht zu einer consequenten Ausführung entschließen. Man bestimmte zwar die Truppen von Landrecy, 32,000 Mann unter Erzherzog Carl und General Kinski, zu einem Angriffe auf Bonneau: statt aber York die gleiche Richtung zu geben, zerlegte man dessen Corps in zwei Colonnen, welche gegen die Ortschaften Roubaix und Tourcoin — ganz in der Nähe von Courtray — vorgehen, und dort Moreau und Souham angreifen sollten. Wieder einige Stunden weiter nördlich würden die Hannoveraner ihr Heil gegen Mouscron versuchen, und endlich Clerfait in weit gebogenem Marsche nach Westen das französische Heer umgehen, und sich dann auf eigene Faust einen Weg durch dasselbe hindurch zu York nach Tourcoin bahnen. Man hoffte damit die Zersprengnng der feindlichen Linie vollständig zu machen, und die Franzosen einem sicheren Untergange entgegen zu führen. Es war von Mack Alles nach der Landkarte trefflich ausgesonnen: es kam nur auf die doppelte Voraussetzung an, daß alle Colonnen auch auf dem Schlachtfelde gleich pünktlich in einander griffen, und daß die zwischen ihnen befindlichen 100,000 Franzosen nicht durch einen unerwarteten Gegenschlag das künstliche Netz zerrissen.

Für das Letztere war allerdings im Augenblick wenig Anschein vorhanden. Denn Pichegru erwartete so wenig einen ernstlichen Angriff, daß er gerade jetzt sein flandrisches Heer verließ und sich nach der Sambre begab, um den geschlagenen Generalen dort Trost und Aufmunterung zuzusprechen. Souham und Moreau waren in gleicher Sicherheit: als am 16. Mai ihre Vorposten von Bewegungen in Clerfait's Lager meldeten, setzten sie mehr als 40,000 Mann von ihren Divisionen in Marsch, und überschritten damit, ohne die Ahnung einer im Rücken drohenden Gefahr, die Lys, um dem österreichischen Feldherrn eine derbe Lection angedeihen zu lassen. So blieben die Dörfer ihrer bisherigen Stellung, Mouscron, Roubaix und Tourcoin, nur schwach besetzt, und die Verbündeten konnten von Tournay her ihren Angriff am 17. Mai mit den besten Aussichten beginnen. Das kleine Corps der Hannoveraner wurde freilich von Mouscron mit blutigen Köpfen abgewiesen; der kaiserliche General Otto aber erstürmte nach hitzigem Kampfe Tourcoin, und die englische Garde setzte sich unter York's persönlicher Führung gegen Abend auch in Roubaix fest, ehe die französischen Generale eine Möglichkeit fanden, ihre Hauptmassen über die Lys zurückzunehmen. Es unterliegt hiernach keinem Zweifel, daß sie noch viel weniger an diesem Tage dem General Bonneau, drei Meilen weiter südlich, hätten helfen können, wenn Coburg seine sämmtlichen Streitkräfte auf diesen geworfen hätte — daß also der vorher bezeichnete Schlachtplan noch am Morgen des 17. vollkommen ausführbar gewesen wäre.

Jetzt aber blieben die von York und Otto errungenen Vortheile durchaus vereinzelt. Clerfait wagte in dem von Feinden schwärmenden Lande nur äußerst langsam vorzugehen, und hielt gegen Abend noch am linken Ufer der Lys bei Werwick inne — mehrere Meilen weit von Tourcoin, seinem Vereinigungspunkte mit York, entfernt. Erzherzog Carl aber erreichte nach langem mühseligem Marsche den General Bonneau erst um die Mittagsstunde des 17.; seine Truppen, obgleich in der Sonnenhitze keuchend und lechzend, griffen bei dem Anblicke des Feindes muthig an, und drängten die Franzosen bis unter die Geschütze von Lille zurück, waren jedoch entfernt nicht im Stande, den Gegner völlig zu erdrücken und kampfunfähig zu machen. Als demnach gegen Abend der Kanonendonner auf dem weiten Schlachtfelde allmählich verstummte, war die Lage der Verbündeten diese, daß weder Carl, noch Wallmoden, noch Clerfait ihre Aufgaben gelöst hatten, daß mithin Otto und York, die ein jeder mit etwa 8000 Mann tief in die feindliche Linie vorgedrungen waren, sich in einer höchst gewagten, überall einem feindlichen Angriffe ausgesetzten Stellung befanden. Im Hauptquartier

hatte man eine halbe Ahnung davon, und meldete dem Herzog von York, daß er im Laufe des nächsten Vormittags vom Erzherzog Carl 15 Bataillone Verstärkung erhalten sollte; mitten in der Nacht kam dann ein weiterer Befehl, er sollte am Morgen nur immer vorwärts dringen, und sich mit Clerfait zu vereinigen suchen, um dadurch die Zersprengung des Feindes zu vollenden.

Allein während man hier die Zeit mit Meldungen und Verheißungen hinbrachte, hatten die Franzosen gehandelt. Am 17. Mai Nachmittags, als sich die verschiedenen Angriffe der Verbündeten entwickelten, traten die Generale Souham, Moreau, Macdonald und Reynier zu einer Berathung in Menin zusammen. Reynier machte aufmerksam, wie leicht man von mehreren Seiten erdrückende Massen auf Tourcoin werfen und die dortigen Gegner zermalmen würde, ehe die feindlichen Flügel dem bedrohten Centrum eine ausreichende Unterstützung zuführen könnten. Souham stimmte lebhaft ein. Er hatte vor 1789 fünf Jahre lang als gemeiner Reiter gedient; ein riesiger Wuchs, eine mächtige Körperstärke, ein in jeder Probe sicherer Muth, verbunden mit frischem Verstande und zutreffendem Urtheil, gaben ihm beim Ausbruche der Revolution sofort ein bedeutendes Ansehen unter seinen Kameraden; seit dem Beginne des Krieges stieg er rasch von Stufe zu Stufe, und wurde mit 33 Jahren Divisionsgeneral. Die Soldaten sagten, unter seiner Führung werde man nicht geschlagen; ein Ministerialagent schrieb an Carnot, jener sei ein Patriot, welcher Pitt und Coburg wie weiche Birnen zerquetschen werde. Einem Manne dieses Schlages behagte der Gedanke, den feindlichen Angriff durch einen plötzlichen Ausfall zu zerschmettern, im innersten Herzen: die Anderen stimmten zu, und auf der Stelle ging die Aufforderung zur Beihülfe an Osten und Bonneau ab. Alles, was jenseit der Lys gegen Clerfait gestanden, mehr als 40,000 Mann, marschirte eiligst nach Courtray zurück, um von Norden her auf Tourcoin und Otto's rechte Flanke zu fallen. Gegen Clerfait stellte sich Moreau persönlich mit 8000 Mann bei Werwick auf, sicherte damit den Rücken der französischen Stellung, und setzte die gestrigen Gegner York's — etwa 12,000 Mann — zu einem Frontangriffe auf die verlorenen Ortschaften in Stand. Bei Lille endlich ließ Bonneau ungefähr 8000 Mann zur Beobachtung des Erzherzogs stehen, und brach gegen vier Uhr Morgens mit 18,000 von Süden her auf Roubaix in den linken Flügel York's. So fanden sich bei dem ersten Grauen des Tages am 18. Mai die beiden Colonnen des verbündeten Centrums von einer mehr als vierfachen Uebermacht angegriffen.

Die Lage der Verbündeten war denn hier vom ersten Augenblicke

an eine verzweifelte. York und Otto hatten ihre Truppen jeder in mehrere der kleinen Ortschaften zertheilt, und auf alle erfolgte der Angriff zu gleicher Zeit mit erdrückenden Massen. Von Otto's Colonne stand General Monfrault in Tourcoin mit sechs, und der hessische General Hanstein eine Stunde weiter rückwärts in Watrelos mit zwei Bataillonen. York hatte den General Abercromby mit sieben Bataillonen zwischen den Dörfern Mouveaux und Roubaix, das hessische Leibregiment zur Deckung seines Rückens in Lannoy, zwei österreichische Bataillone zur Verbindung mit Otto gegen Tourcoin hin aufgestellt. Nach einem kurzen und hitzigen Gefechte wurde zuerst Tourcoin von dem Feinde genommen, worauf Monfrault eine neue Stellung auf freiem Felde dicht hinter dem Orte nahm und drei Stunden lang enggeschlossen und unerschütterlich den ungleichen Kampf fortsetzte. Seine Truppen standen in einem großen Viereck, an dem alle Stürme der französischen Colonnen zerschellten; rechts und links ergossen sich feindliche Tirailleurschwärme und plänkelnde Reiter in die Ebene, im Rücken ertönte immer heftiger der Donner des um Watrelos geführten Kampfes. Dort hatten die hessischen Garden nicht weniger als drei Brigaden sich gegenüber, stemmten sich aber mit eiserner Ausdauer der gewaltigen Ueberzahl entgegen und zogen sich erst gegen 8 Uhr, als die Munition zu mangeln begann, langsam und wohlgeordnet unter stetem Feuer hinter das Espierreflüßchen zurück. Eben wollte die Nachhut den Bach passiren, als in wildem Rennen einige versprengte Reiter heraneilten, von französischen Chasseurs mit athemloser Hast verfolgt und schon von ferne den Grenadieren um Hülfe und Rettung zuwinkend. Es war der Herzog von York, der in Mouveaux zurückgeworfen und bei Lannoy, wie er glaubte, bereits vom Feinde umgangen, dem General Abercromby den Oberbefehl über seine Colonne übertragen hatte, und querfeldein auf Watrelos geritten war, um von dort in das kaiserliche Hauptquartier zu entkommen. Hier war er denn erst recht der Gefahr in die Hände gegangen, da die französischen leichten Truppen hinter Monfrault's Rücken, wie wir sahen, alle Felder durchschwärmten; nur der Schnelligkeit seines Pferdes hatte er es zu danken, daß er nicht sofort ergriffen wurde. Auf sein Rufen machten die Hessen ohne Zaudern Kehrt gegen den Feind, den sie mit ihren letzten Schüssen zu schleunigem Umwenden brachten; der Herzog hatte so sehr die Besinnung verloren, daß er dicht neben der Brücke den sumpfigen Bach durchwatete, und, am andren Ufer angelangt, ohne Halten davonsprengte. Die traurigste Folge des Vorfalles war, daß die Hessen, durch ihre Aufopferung zurückgehalten, gleich darauf von stärkeren feindlichen

Massen ereilt wurden und beim Uebergange über das Wasser noch einen blutigen Verlust erlitten. Nichts desto weniger setzte sich das Regiment am andern Ufer auf der Stelle wieder fest, und wehrte, durch einige österreichische Reserven verstärkt, den größten Theil des Tages hindurch alle Angriffe der Franzosen an dieser Stelle ab. Wie wichtig seine heldenmüthige Ausdauer für das Heer war, erfuhr gleich darauf Monfrault's Colonne. Diese hielt nämlich hinter Tourcoin aus bis gegen 9 Uhr, zog sich dann, da ihr durch den Verlust von Watrelos die Heerstraße gesperrt war, auf einem Nebenwege Anfangs in guter Ordnung zurück, wurde aber von den Franzosen immer ungestümer gedrängt und endlich in der Flanke durchbrochen. Hierauf entstand die ärgste Verwirrung, die Bataillone geriethen unter einander, immer größere Haufen löſten sich in unordentlichem Fliehen auf, endlich fluthete die ganze Masse in wildem Rennen nach Tournay zurück, dicht neben der hessischen Stellung vorüber. Hätte auch diese nachgegeben, und die Flüchtigen dort feindliche Massen vorgefunden, so wäre schwerlich ein Mann entkommen.

Ein ganz ähnliches Schicksal erlitt in denselben Stunden die Colonne des General Abercromby. Auch sie setzte Anfangs der unverhältnißmäßigen Uebermacht heroische Anstrengungen entgegen. Die englischen Garden standen wie im Boden gewurzelt; als Abercromby endlich den Befehl zum Rückzug gab, wichen sie langsam aus Mouveaux, um in Roubaix denselben hoffnungslosen Kampf mit gleicher Kaltblütigkeit wieder aufzunehmen. Auch ihnen drohte, wie Monfrault, eine vernichtende Gefahr im Rücken; während Bonneau mit der einen Hälfte seiner Division Roubaix in der Seite nahm, hatte er, 6 Uhr Morgens, die andere auf das hessische Leibregiment in Lannoy geworfen, dessen Einnahme die Engländer von jeder Möglichkeit der Rettung abgesperrt hätte. Zu ihrem Heile that das Leibregiment seine Pflicht, wie zwei Stunden davon entfernt die hessische Garde in Watrelos. Auf allen Seiten von achtfacher Uebermacht umringt, durch unaufhörlich neue Angreifer getroffen, mit Geschützfeuer und Bajonettsturm abwechselnd bedrängt, hielt es einen siebenstündigen Kampf ohne Weichen und Wanken aufrecht. So vollständig nahm es die feindliche Colonne in Anspruch, daß kein Bataillon derselben übrig blieb, um Abercromby's Rückzug zu belästigen. Als die Engländer, von Roubaix her zurückgehend, die Linienregimenter bereits in unordentlicher Flucht, die Garden noch geschlossen kämpfend, gegen 10 Uhr in die Nähe des Ortes kamen, konnten die Franzosen von dort her nur ein Reiterregiment gegen Abercromby loslassen, dessen Anfall denn immer so viel wirkte, daß endlich auch die

englischen Garden die Fassung verloren, die Glieder verließen und, zum Theil die Waffen wegwerfend, in athemloser Hast nach Tournay rannten. Die Hessen behaupteten darauf Lannoy noch bis 1 Uhr; dann, als sie sich gänzlich verfeuert hatten, öffnete sich Oberst Eschwege nach einer letzten Kartätschensalve einen Weg mit dem Bajonnet durch die dichten Massen der Feinde, allerdings nicht ohne ein Drittel seiner Mannschaft todt oder gefangen zurückzulassen. Der Feind verfolgte an dieser Stelle nicht weiter, sondern begnügte sich, eine Colonne von dort gegen die Flanke der Hessen und Oesterreicher am Espierrebach zu entsenden. Hier entspann sich noch einmal ein lebhaftes Artilleriefeuer; da aber die Franzosen keinen Angriff mit der blanken Waffe versuchten, so konnte General Hanstein bis gegen 7 Uhr Abends seine Stellung behaupten, und seine Truppen ungefährdet auf den allgemeinen Sammelplatz, das Lager bei Marquain, dicht vor den Thoren Tournays zurückführen.

Dort angelangt, brannte auf Aller Lippen die Frage nach den bisherigen Kampfgenossen, die Frage, was aus dem Heerestheile des Erzherzogs Carl geworden, die Frage, warum man sie der Wucht der feindlichen Uebermacht auch ohne einen Schritt zur Unterstützung Preis gegeben hatte. In der That war das Benehmen dieses Flügels am 18. nicht das wenigst Seltsame in dieser seltsamen Schlacht. Wir sahen, daß der Erzherzog und General Kinski am 17. die Franzosen über die Marque bis nach Lille zurückgedrängt hatten: Kinski stand dann die Nacht hindurch bei Cheraing, der Erzherzog bei Lesquin ruhig im Bivouak. Cheraing ist eine, Lesquin zwei Meilen weit von Lannoy, dies kaum eine Stunde von Mouveaux entfernt. Natürlich vernahm man also bei Cheraing jeden Schuß, der seit 4 Uhr zwischen den Engländern und der Division Moreau gewechselt wurde; man hörte aus der Ferne den Kanonendonner von Tourcoin und Watrelos herüberdröhnen, man verfolgte an der Richtung des Schalles deutlich das Vorrücken des Feindes auf allen Seiten. Hessische Jäger bildeten Kinski's Vorhut, sie begriffen nicht, weshalb kein Befehl zum Aufbruche käme; ihr Führer, Hauptmann Ochs, eilte endlich in zürnender Ungeduld Morgens um 6 Uhr zu dem Generale, um ihm vorzustellen, welches Unheil drüben den Waffengenossen drohe, wie man schleunigst zur Hülfe vorgehen müsse, wie nur ganz unbedeutende Abtheilungen des Feindes im Wege ständen. Allein General Kinski wies jede Erörterung kalt und verdrießlich mit den Worten ab, er sei krank und commandire nicht mehr. So lagen die Truppen unthätig auf den Feldern, beobachteten den Zug des Pulverdampfes, der unter immer näherem, immer stärkerem Getöse jetzt auch Lannoy einhüllte, und durf=

zen keinen Schritt zur Unterstützung der bedrängten Kameraden thun. Eine gleiche Stille herrschte im Lager des Erzherzogs. Es heißt, jene Weisung, daß er 15 Bataillone gegen Mittag nach Lannoy führen sollte, sei ihm schon Morgens um 5 Uhr zugegangen, er aber hätte an einem Krampfanfalle den Vormittag besinnungslos darnieder gelegen, und deshalb dem Befehle nicht nachkommen können [1]). Indeß hielten der Kaiser, Coburg, Mack, Waldeck während des Morgens in Templeuve, nachher in Marquain, eine Meile weit von dem kranken Kinski, zwei Meilen von dem besinnungslosen Erzherzog entfernt, mußten also spätestens um 7 Uhr Nachrichten über den hinderlichen Zustand dieser Generale haben. Was darauf bei ihnen verhandelt, welche Gründe der Ehre und des Muthes, der Vorsicht und der Zurückhaltung entwickelt, wie viel schmerzlicher Zorn oder kalte Berechnung aufgewandt worden, darüber hat keiner von ihnen jemals eine Mittheilung gemacht. Darüber vergingen die Stunden, Tourcoin und Watrelos wurden verloren, Abercromby geworfen, zuletzt auch Lannoy eingebüßt. Da, 4 Uhr Nachmittags, kam endlich an Kinski's Vortrab der sehnlichst erharrte Befehl zum Aufbruche gegen Roubaix: die Truppen traten mit Eifer an, um das bisherige Unheil nicht mehr abzuwenden aber doch zu rächen, als eine neue Ordre des Hauptquartiers, dieses Mal von dem Prinzen von Waldeck unterzeichnet, einlief, der Herzog von York sei bereits völlig geschlagen, die Colonne solle zurück in das Lager bei Marquain. Es war das Geständniß, daß der Tag verloren, die große Offensivbewegung der Verbündeten aufgegeben sei.

Wer könnte entscheiden, ob ein kräftiges und rechtzeitiges Eingreifen des Erzherzogs den Tag vollständig gewandt und die Niederlage in Sieg verwandelt hätte? Die Möglichkeit läßt sich nach keiner Seite in Abrede stellen, da die Franzosen mit 80,000 Mann zwölf sauere Stunden zur Ueberwältigung von 16,000 gebrauchten, und bei einem Vorbrechen Carl's höchst wahrscheinlich auch Clerfait Luft bekommen hätte, der am Morgen des 18. Mai von Werwick aus erfolgreich vordrang, nun aber am 19. eilfertig den Rückzug über die Lys antreten mußte. Sei dem wie ihm wolle, jener kaiserliche Entschluß, die Bundesgenossen Preis zu geben und die eigenen Truppen zu schonen, schloß die Entscheidung des Feldzuges und den Sieg Frankreichs unwiderruflich in sich, und es gehörte die Enge des militärischen Gesichtskreises Franz II. dazu, um sich darüber auch nur wenige Tage hindurch noch zu täuschen.

[1]) In seinem eigenen Berichte erwähnt er den Empfang der Ordre, aber nicht den Krampfanfall. Witzleben III, 216, 220.

Die Franzosen hatten den Feldzug mit bedeutender Uebermacht eröffnet, sie hatten bis dahin trotz aller Verluste mit jedem Tage sich verstärkt, ihre Kräfte schwollen auf jedem Theile des Kriegstheaters immer bedrohlicher für die Stellung der Alliirten an. Für diese gab es keine Verstärkung, keinen Ersatz der täglichen Opfer. Ja noch mehr, während die französischen Rekruten sich täglich schulten, und durch die Einbußen die Qualität des Ganzen sich besserte, ging bei den Verbündeten mit jedem Gefallenen ein alter Soldat verloren und sank der Werth des Restes, da natürlich die Besten sich stets am meisten aussetzten. Unter solchen Umständen konnte nur die entschiedene Ueberlegenheit des Geistes die Geschicke zu Gunsten der Verbündeten wenden; wenn nicht das Talent ihres Feldherrn mit großen und schnellen Schlägen die feindlichen Massen zersprengte, so mußte deren Wucht die Wagschale unwiderstehlich hinabziehen. Nun hatte der Kaiser die Gelegenheit zu solchen Erfolgen am ersten Tage des Feldzugs versäumt; er hatte sie versäumt nach dem Falle von Landrecy; jetzt, mit dem Abend des 18. Mai, war sie zum dritten Male dahin und verloren für immer.

Den Truppen wurde übrigens in diesem letzten Augenblicke noch einmal ein Beweis vergönnt, daß das kommende Unheil nicht durch die Schwäche ihres Schwertes verschuldet sei. Am Abend des 18. herrschte freilich in Tournay eine grenzenlose Verwirrung; York's und Monfrault's Soldaten trieben sich wehklagend und beinahe meuternd in der Stadt und dem Lager umher, und das Aergste hätte bei einer kräftigen Verfolgung von Seiten des Feindes sich unaufhaltsam vollendet. Als jedoch Pichegru drei Tage lang zauderte, stellte sich schnell die Ordnung und Zuversicht wieder her; schon bei einem Kriegsrathe am 19. war der Prinz von Oranien allein der Meinung, daß man auf alle Angriffsgedanken verzichten müsse, während die anderen Generale, selbst Waldeck mit eingeschlossen, sich für die Möglichkeit einer ferneren Offensive aussprachen[1]). Insbesondere forderte Coburg die Heranziehung aller entsendeten Heerestheile, und verhieß mit vereinigter Macht den Feind binnen acht bis zehn Tagen entscheidend zu besiegen[2]). Man bemühte sich einstweilen, die Truppen wieder zu sammeln und zu erfrischen, die Stellung etwas auszudehnen und zu befestigen. Endlich, am 22. Mai, kam Pichegru zum Angriffe heran, mit voller Macht, in der ganzen Ausdehnung der verbündeten Linien. Wieder entspann sich ein mehr als zwölfstündiger Kampf, eine zweite, große Feldschlacht, in welcher be-

---

[1]) York an Dundas, 19. Mai.

[2]) Witzleben III, 224.

sonders die Hannoveraner eine glänzende Tapferkeit bewiesen. Am Abend mußten die Franzosen auf allen Punkten weichen, und sich mit Hinterlassung von fünf Geschützen und einem Verluste von mehr als 5000 Mann zum Rückzug bequemen. Bei den Soldaten war durch diesen Erfolg die Erinnerung an das Mißgeschick des 18. vollkommen verwischt, und auch der Kaiser, der sich während des Streites in keiner Art geschont hatte, schaute noch einmal mit kindlicher Hoffnung in die Zukunft dieses Krieges.

Er gab dem Prinzen von Coburg, der trotz des Sieges mit bekümmertem Herzen auf seine zusammengeschmolzenen Bataillone schaute, die tröstlichsten Versicherungen, und verhieß ihm jede ersinnliche Anstrengung für die kräftige Fortführung des Kampfes.

Hier aber trat ein stärkerer Geist zwischen den Kaiser und dessen vergnügliche Wünsche. Die hohe Politik griff entscheidend in die Thätigkeit des Feldherrn ein. Der Hader über Polen, der seit einem Jahre die Grundlagen des europäischen Bündnisses unterwühlt hatte, brach jetzt offen zu Tage, und wie er acht Tage früher den preußischen König an die Weichsel statt an den Rhein geführt hatte, so riß er jetzt auch den deutschen Kaiser von dem französischen Kriege zu der Bekämpfung des bisherigen Bundesgenossen hinweg.

Fünftes Capitel.

Räumung Belgiens.

Als Kaiser Franz seine Hauptstadt verließ, um in Belgien frische Kriegsluft zu athmen, blieb Thugut noch einige Tage zurück, um die dringendsten Geschäfte zu erledigen. Es war der Ausbruch der polnischen Unruhen, zu welchen ohne Zeitverlust Stellung genommen werden mußte. Thugut betrachtete das Ereigniß mit sehr gemischter Stimmung. Er hatte im vorigen Jahre mit Eifer nach dem Erwerbe einer polnischen Provinz getrachtet; er sah jetzt den Weg zu diesem Ziele auf's Neue breit geöffnet vor sich. Aber allerdings, gerade in diesem Augenblicke, wo der französische Krieg alle Sorgen und Kräfte höher als jemals früher anspannte, war der polnische Aufstand, wie Thugut dem englischen Gesandten klagte, eine äußerst lästige neue Verwicklung. Nicht die Sorge um Polen oder Rußland war es, die ihn bewegte; sondern auch hier war es immer derselbe schwarze Punkt, der ihm sonst die Tage und die Nächte vergiftete, die stets wache Erinnerung an das emporstrebende Preußen. Denn es war ja nur zu gewiß, daß auf der Stelle auch dieses Mal Preußen sich wieder einmischen würde, und wer konnte dann den Umfang der unausbleiblichen Weiterungen übersehen? Alles kam darauf an, so schnell wie möglich dem widerwärtigen Rivalen in Petersburg zuvorzukommen; von einer Begünstigung der Polen, wie im vorigen Sommer, durfte keine Rede mehr sein. Schlimmer als die Furcht vor den polnischen Insurgenten, schrieb demnach Thugut am 10. April dem Grafen Cobenzl, ist die Möglichkeit neuer Schritte der preußischen Unbilligkeit und Turbulenz; die preußischen Truppen setzen sich gegen Polen in Marsch, und Rußland widerspricht nicht; im Gegentheil, Igelström tritt mit den Preußen in Einvernehmen. Oesterreich aber,

fuhr er fort, könne schlechterdings nicht zulassen, daß die Preußen längere Zeit in Polen blieben, oder gar in Krakau sich festsetzten. Der Kaiser begehre keine Aenderung und keine Erwerbung in Polen, wohl aber das Besatzungsrecht in einzelnen Grenzplätzen. Allein die ganze Lage würde geändert durch eine neue Vergrößerung Preußens. Rußland werde, wie man hoffe, diese zu hindern wissen; man bitte um Auskunft, was es gegen die preußische Habsucht zu thun gedenke. Verstärkung der russischen Truppen in Polen sei das Dringendste, dann aber ebenso unerläßlich der Aufschub des türkischen Krieges. Der Kaiser billige die russischen Pläne, und sei höchst bereit, seiner Zeit dazu mitzuwirken. Aber in diesem Augenblicke sei ein solcher Krieg verhängnißvoll; Dänemark und Schweden rüsten, Preußen würde sofort neue Uebergriffe versuchen, Oesterreich, um diese zu vereiteln, müßte dann Frieden mit Frankreich machen um jeden Preis. Also kein Türkenkrieg vor dem Abschluß des französischen, nachher volle Unterstützung der russischen Absichten. Vor Allem aber, schloß er, müßten wir sicher sein, daß Rußland seine Gunst nicht zwischen uns und Preußen theilt; ließe Rußland in Polen preußische Truppen zu, so müßten auch wir einrücken, um für die letzte Theilung unser Loos zu sichern; der Kaiser ist in Belgien, ich bin im Begriffe ihm zu folgen, wir hoffen, daß Rußland unterdessen Preußens Umtriebe überwacht und in Schranken hält.

Wie man sieht, enthält dieses Schreiben ein vollständiges Programm, welches an Deutlichkeit nichts zu wünschen läßt. Entweder hält Rußland die Preußen aus Polen entfernt; dann will auch Oesterreich auf große polnische Erwerbungen verzichten, zur Zeit die Eroberung französischer Provinzen erstreben, und künftig mit Catharina die Türkei theilen. Oder, Rußland verstattet dem Berliner Hofe eine Vergrößerung in Polen, sei es durch unmittelbare Begünstigung, sei es durch die Entzündung eines Türkenkriegs: in diesem Falle wird Oesterreich, um Preußen einzuschränken, Polen so weit wie möglich sich selbst aneignen, und zu diesem Behufe Frieden mit Frankreich suchen um jeden Preis. So bestimmt wie möglich wird die weitere Vertheidigung Belgiens und des Rheines von dem Verlaufe der polnischen Händel abhängig gemacht. Für Oesterreich ist der Revolutionskrieg die untergeordnete, die Niederhaltung Preußens die Alles bestimmende Frage.

Von solchen Stimmungen erfüllt, eilte am 11. April der Minister seinem Monarchen nach, langte am 21. in Brüssel an, und nahm dann mit seinen Beamten für's Erste Aufenthalt in Valenciennes. Dort empfing ihn zunächst eine erfreuliche Nachricht: der Turiner Hof, erschreckt durch die wachsenden französischen Rüstungen, hatte sich dem

österreichischen Ultimatum gefügt, und ein sardinischer Gesandter war unterwegs, um den förmlichen Vertrag zu schließen. Aber schon am 27. April erwuchs dem Minister neuer Verdruß durch die Ankunft des Lord Malmesbury, der in höchster Befriedigung über seinen preußischen Vertrag auf der Reise vom Haag nach London die österreichischen Quartiere passirte, und bei diesem Anlasse sich über die beste Verwendung des preußischen Hülfscorps äußerte. Er hielt an seinem Gedanken fest, die ganze Macht nach Belgien zu werfen, wo ihr Eingreifen geradezu die Entscheidung für den ganzen Feldzug geben könnte, und war höchst überrascht, daß über seinen schönen Vertrag überhaupt Thugut fast grimmig die Achseln zuckte, und vollends von der Verwendung der Preußen in Belgien nicht das Mindeste wissen wollte. Dieser Malmesbury, schrieb Thugut an Colloredo, ist ein durch Heuchelei und Schlauheit höchst gefährlicher Mensch und dazu den Preußen vollständig ergeben[1]. Thugut wollte, wie wir wissen, nicht die Mobilisirung, sondern die Zerstückelung des preußischen Heeres; bleibt es selbständig in der Hand seines Königs, hatte er einmal gesagt, so kann dieser als Schiedsherr uns jede ihm beliebige Friedensbedingung auferlegen. Wenn man die Preußen, wo sie waren, am Mittelrhein beließ, so schien es ihm allerdings bedenklich genug, daß diese verrätherischen Bundesgenossen auf den Verbindungslinien des österreichischen Heeres in Belgien mit den kaiserlichen Erblanden standen: aber selbst diese Gefahr dünkte ihm das kleinere Uebel neben ihrer Theilnahme an dem belgischen Kriege selbst. Denn wenn sie dort nach Malmesbury's Vorschlag von Namur aus über die Sambre gegen die französischen Grenzlande operirten, so würden sie Territorien besetzen, welche Thugut sich längst zur Entschädigung Oesterreichs ausersehen hatte und unter keiner Bedingung in preußischem Gewahrsam sehn wollte. Und während in Belgien der Kaiser jetzt mit mehr als 100,000 Oesterreichern neben 50- bis 60,000 Verbündeten die schlechthin herrschende Stellung einnahm, würde dies Verhältniß mit der Ankunft von 60,000 Preußen eine ganz wesentliche Einbuße, vielleicht gar die verderblichste Umkehrung erleiden. Dergleichen durfte schlechterdings nicht zugelassen werden, und Thugut legte also gegen Malmesbury's Absicht den nachdrücklichsten Widerspruch ein, wiederholte denselben im Hauptquartier bei den gleichfalls anwesenden Lord Elgin und Sir Morton Eden, und beauftragte den Grafen Stahremberg in London mit gleichlautenden Vorstellungen bei den englischen Ministern. Sein düsterer Argwohn gegen Preußen, der ihn abgehalten hatte, von den in

[1] Ein ebenso gründlicher Irrthum, wie Thugut's Gesammturtheil über Preußen.

Oesterreich vorhandenen 70,000 marschbereiten Soldaten auch nur einen Mann nach Belgien zu senden, ließ ihn jetzt gegen eine Verstärkung Coburg's durch 60,000 Preußen stimmen, in einem Zeitpunkte, in dem Frankreich Woche um Woche neue Tausende frischer Kämpfer in seine Heerlager ergoß.

Der Eindruck, welchen dieses Verhalten in den militärischen Kreisen machte, war verhängnißvoll. Der Prinz von Waldeck, von Anfang an wissend, daß er nicht zur Unterstützung, sondern zur Beaufsichtigung Coburg's und Mack's nach Belgien berufen war, hatte jetzt keinen Zweifel mehr, daß dem Kaiser und seinem Minister an der Behauptung Belgiens nichts gelegen, und folglich die Kräfte des Heeres für eine so werthlose Aufgabe nicht zu vergeuden seien[1]). Coburg und Mack waren längst außer sich, daß man ihnen fortdauernd das Schwerste zumuthete und jedes für den Zweck unerläßliche Mittel ihnen hartnäckig versagte: ohne ansehnliche Verstärkung, war ihr Wort, ist Belgien nicht zu behaupten, und weder den Engländern, noch dem preußischen Bevollmächtigten, Grafen Döhnhoff, machten sie aus ihren Anschauungen ein Hehl. Thugut war darüber tief entrüstet. Er wollte freilich keine große Invasion auf Paris, welche das Heer völlig von den Grenzen Deutschlands entfernt und damit Deutschland und Oesterreich den Preußen, wie er meinte, Preis gegeben hätte. Aber er begehrte raschen und kräftigen Kampf gegen das französische Heer, um sich durch einen glänzenden Sieg bei dem Wohlfahrtsausschusse in Achtung zu setzen, und sich damit im Falle eines preußischen Conflictes ein günstiges Abkommen zu sichern. Mit brennender Ungeduld wartete er also auf starke und geschwinde Schläge, und wollte über die schlaffe Bedächtigkeit und das hülflose Umhertasten der Generale verzweifeln. Unser Krieg der kleinen Pakete, der Canäle und Gestrüppe, schrieb er damals, ist die Quelle alles Unheils. Alle jene Klagen über die unordentliche Lockerheit und Eigenmächtigkeit in der Civilverwaltung drängten sich ihm in doppelter Schärfe bei dem Anblicke der Heeresleitung auf, wo der Kaiser zwischen Mack's und Waldeck's Rathschlägen schwankte, Coburg seit langer Zeit überhaupt keinen Rath mehr wußte und die Generale um Beistand gegen den Eigensinn des Ministers wetteifernd die fremden Diplomaten bestürmten. In den Briefzetteln, welche er in jenen Tagen an den Gönner Colloredo absandte, sieht man den unruhigen Wechsel zwischen drückender Sorge und kurzen Hoffnungsblitzen, der sein Inneres bewegte, bis endlich Alles, Krieg und Politik, sich zusammendrängte, um seinem Thun die entscheidende Richtung zu

---

[1]) Vergl. seine Briefe an Thugut bei Vivenot. Vertrauliche Briefe I, 387.

geben. Am 5. Mai empfing er eine Notiz, daß die Russen den Kaiser selbst einlüden, Krakau zu besetzen, bald aber, etwa eine Woche später, erschien die bittere Erläuterung der guten Nachricht, ein Schreiben Catharina's, in dem sie die Niederlagen ihrer Truppen bei Krakau und in Warschau meldete, und dann weiter erzählte, daß sie in dieser Bedrängniß die Preußen freilich nicht aus Polen ferne halten könne, sondern im Gegentheil sie zu Hülfe gerufen habe, daß ansehnliche Massen derselben an der polnischen Grenze gesammelt seien und sich zum Marsche auf den Heerd des Aufstandes, auf Krakau anschickten. Damit sah Thugut seine schlimmsten Befürchtungen erfüllt. Durch ein neues Umsichgreifen Preußens fand er sich bedroht; Rußland ließ es ruhig geschehen, daß eben die wichtige Grenzstadt, auf welche er seit einem Jahre den Blick geworfen hatte, in preußische Hand geriethe. Nimmermehr meinte er dies zu gestatten, und wenn dann Preußen, wie es bei der Lage der Dinge nur zu wahrscheinlich war, seinen Widerspruch nicht achtete, so war der bewaffnete Zusammenstoß der beiden deutschen Mächte nur zu wahrscheinlich geworden. Von jenem Programme des 10. April war mithin der zweite Fall jetzt eingetreten: nach Thugut's Ueberzeugung hatte Oesterreich nunmehr seine Front nach Polen zu wenden, und dem französischen Kriege fortan nur so viele Kräfte, so viel Interesse zu widmen, als die polnische Frage dem Kaiser zu freier Verfügung ließ.

Es waren die Tage, in welchen sich der Kaiser und Coburg den großen flandrischen Kämpfen zuwandten; die militärischen Geschäfte erfüllten das Hauptquartier vollständig, und Thugut mußte in heißer Ungeduld zu Valenciennes den Lauf der Dinge erwarten, wenig getröstet in dieser Lage durch den Abschluß des sardinischen Vertrags, welcher bei der Erwartung einer südfranzösischen Grenzprovinz durch Sardinien dem Kaiser einen entsprechenden Theil des Novarese in Aussicht stellte. Am 19. Mai erhielt der Minister die Unglückskunde von Tourcoin, und sah die letzte Möglichkeit zerronnen, auf diesem Gebiete zu großen Erfolgen durchzudringen. Sein Entschluß war gefaßt. Er schrieb an Colloredo und bat ihn dringend, sobald es die militärischen Sorgen irgend verstatteten, ihm eine Audienz bei dem Kaiser zu erwirken. Selbstsüchtige Umtriebe, sagte er, bestricken die Augen unseres jungen und gütigen Herrn, um ihn in den Abgrund zu ziehen; doch soll von dem Vergangenen jetzt keine Rede mehr sein, es gilt heute die Zukunft zu erretten und uns aus unserer abscheulichen Stellung herauszuziehen, wenigstens auf erträgliche Weise, da die bisherigen Verluste bereits, wie ich fürchte, das Schicksal des Feldzugs entschieden haben. Einstweilen, setzte er hinzu, während der Kaiser in so gefährlicher Weise Ehre

und Ruhm auf das Spiel setzt, ist die Gesammtheit der wichtigsten und dringendsten Staatsgeschäfte in völliger Stockung, da ich die Befehle des Kaisers nicht rechtzeitig einholen kann und nicht erfahre, was hier und dort geschieht, so daß wir in unlösliche Verwirrung und Widersprüche gerathen; alle Nachrichten über Polen sind höchst beunruhigend, und vielleicht ist der Augenblick der Heilung bereits versäumt; die Folgen aber werden dauern und den Untergang der Monarchie herbeiführen; es steht ebenso mit andern Fragen von großem Interesse: genug, Alles löst sich auf und wir haben das höchste Maß des Unheils vor Augen.

Sein Brief kreuzte sich mit einer kaiserlichen Einladung in das Hauptquartier, jedoch neue Hindernisse erschienen, und erst am 23. Mai kam der Minister in Tournay an[1]). Gerade damals hatte General Mack, durch das Scheitern seines großen Schlachtplans außer sich gebracht, seine Entlassung als Chef des Generalstabs gegeben: er hatte keine Hoffnung mehr, Belgien gegen die feindliche Uebermacht zu behaupten, und begann sich seinerseits in die Erwägungen der politischen Widersacher zu vertiefen, ob es nicht unter den gegebenen Verhältnissen Oesterreichs Pflicht sei, seine Armee, die wichtigste Stütze des Staats, nicht länger einer unmöglich gewordenen Aufgabe zu opfern, sondern sie aus Belgien nach Deutschland zur Deckung der sonstigen Interessen des Reiches zurückzuziehen[2]). Der Fürst von Waldeck, welcher im Generalstabe an Mack's Stelle trat, übernahm es, an der entscheidenden Stelle sich zum Organe dieser Ansichten zu machen[3]): er sprach dem Kaiser ohne Rückhalt die Ueberzeugung aus, daß es unverantwortlich sei, die Kräfte der Monarchie noch länger auf so entlegenen und hoffnungslosen Schauplätzen aufzuopfern, statt sie in das Centrum des Reiches zu nützlicher Verwendung zurückzunehmen. Er verbot demnach

---

[1]) Thugut schreibt an Colloredo, Valenciennes 23. Mai, er werde morgen Vormittag 9 Uhr in Tournay ankommen. Lord Elgin berichtet dagegen nach London, Thugut sei am 23. in Tournay erschienen, wo er noch an demselben Tage mit ihm gesprochen. Es scheint also, daß Thugut seinen Brief irrig datirt hat.

[2]) Vgl. seine Denkschrift vom 29. Mai, bei Witzleben III, 265.

[3]) Bei dem Herzog von York schob er einige Tage später Alles auf Thugut, was jener sofort nach England meldete. Daß er persönlich aber diese Meinung hegte, daraus machte er schon damals kein Hehl; Bericht York's vom 28. Juni, bei Witzleben III, 275, 317, und daß er in diesem Sinne beim Kaiser gewirkt habe, erklärte er etwas später dem Grafen Döhnhoff selbst; Döhnhoff an den König von Preußen 2. August: Waldeck m'a dit en propres termes que c'était lui qui avait proposé à l'empereur de retirer ses troupes des Pays-Bas. Nicht minder ausdrücklich ist endlich sein Eingeständniß in den oben citirten Briefen an Thugut vom 27. Juli und 2. August.

jeden weiteren Angriff auf den Feind, so daß dieser selbst die bei der Flucht des gestrigen Tages zurückgelassenen Geschütze unter den Augen der Sieger unbelästigt abholen konnte. Der Grimm, welchen Engländer und Hannoveraner noch vom 18. her gegen die österreichische Führung empfanden, wurde dadurch auf's Neue angefacht: Officiere und Soldaten redeten laut von Faulheit und Verrätherei der Bundesgenossen; das Lager erfüllte sich mit unendlichem Hader zwischen den einzelnen Truppentheilen. Der englische Bevollmächtigte, Lord Elgin, trat noch an demselben Tage den kaiserlichen Minister an, ob Franz nach so harten Kämpfen und Einbußen nicht endlich einige Verstärkung, etwa von seinem Rheinheere, nach Belgien ziehen wollte. Thugut verneinte ohne Zögern auf das Bestimmteste, und setzte hinzu, es sei sehr zweifelhaft, ob der Besitz der Niederlande weitere Anstrengungen Oesterreichs überhaupt verdiene. Elgin, nicht wenig betroffen, suchte die Aufrichtigkeit dieses Satzes mit der Bemerkung zu prüfen, daß in diesem Falle auch England sich wohl auf die Beschirmung Hollands beschränken müsse, wurde darauf aber durch Thugut's höchst gleichmüthige Antwort überrascht: das sei ganz richtig, und etwas Besseres als die sofortige Räumung Belgiens lasse sich nicht verfügen. Es ist nicht meine Schuld, setzte er hinzu, wenn der Kaiser nicht mit dieser Maßregel den Feldzug begonnen hat. Ich kann nicht Ausdrücke finden, meldete Elgin nach diesem Gespräche seiner Regierung, Ausdrücke stark genug, um die Festigkeit zu bezeichnen, womit der verhängnißvolle Entschluß gefaßt zu sein scheint. Die Kunde flog durch das Lager, durch das belgische Land, und bald durch ganz Europa. Von den wahren Beweggründen Thugut's, von seinen Plänen in Osteuropa, wußte man nicht viel; wohl aber hatte man den französischen Unterhändler bemerkt und erinnerte sich auch der früheren Arrondirungsgelüste des Kaisers gegen Bayern: so sprang denn plötzlich, weithin die Gemüther bewegend, der Argwohn hervor, Thugut habe sich mit Robespierre dahin geeinigt, daß Frankreich Belgien erhalten und dafür dem Kaiser zu dem Besitze Bayerns verhelfen sollte.

Daß nun bei Thugut an solche Dinge in diesem Augenblicke kein Gedanke war, wissen wir heute auf das Bestimmteste. Ebenso irrte Waldeck in der Meinung, daß der Minister so schnell wie möglich um jeden Preis die Armee aus Belgien an den Rhein zurückzuziehen wünsche. Dazu war die preußische Sorge, von der Alles abhing, im Augenblicke noch nicht drängend genug. Man durfte allerdings die Armee nicht in weite Fernen weggeben, nicht in tollkühnen Wagnissen ihre Existenz auf das Spiel setzen. Aber nichts hinderte, im Gegentheil Alles empfahl

für sie ein stolzes und kräftiges Auftreten, kurze und scharfe Offensivstreiche und feste Stöße in jede feindliche Lücke, um bei Freund und Feind geachtet und gefürchtet zu bleiben. Eins freilich mußte sie ein für alle Male wissen. Bei der drohenden Krisis in Polen gab es keine Möglichkeit, dem Heere Nachschub oder Verstärkung zuzuführen. Ließ sich ohne dies Belgien in der That nicht behaupten, nun wohl, so mochte man Belgien aufgeben; denn ein für alle Male: die preußisch-polnische Frage war wichtiger für Oesterreich als die französisch-belgische. Wenn man diese Anschauungen Thugut's sich vergegenwärtigt, so sieht man sogleich, daß der neuerlich lebhaft geführte Streit, ob Belgien von Oesterreich freiwillig aufgegeben oder ihm durch französische Waffengewalt abgezwungen worden, bei dieser Stellung der Frage nicht zur Entscheidung zu bringen war. Thugut hat nicht den Abmarsch des Heeres aus Belgien befohlen, im Gegentheil, er hätte einige glänzende Siege über die Franzosen sehr gerne gesehn, weil dadurch die diplomatische Stellung Oesterreichs im Allgemeinen gehoben worden wäre. Dadurch aber wird die Thatsache nicht beseitigt, daß seit dem Marsche der Preußen auf Krakau der belgische Krieg für ihn nur noch einen ganz untergeordneten Werth besaß, daß er Oesterreichs volle Kraft nicht mehr an dieser Stelle, sondern in Osteuropa verwenden wollte. Indem er trotz des einstimmigen Urtheils aller Sachverständigen, trotz der unermeßlichen Machtentfaltung Frankreichs dem belgischen Heere jeden Zuzug abschnitt, hat er das Urtheil gerechtfertigt, daß er nach völlig freier Wahl den Verlust Belgiens herbeigeführt hat. Er wollte Krakau haben, auch in dem Falle, daß Belgien darüber eingebüßt würde.

Ueber seine damaligen Besprechungen mit dem Kaiser hat sich keine Aufzeichnung noch Ueberlieferung erhalten. Daß er ihm über die polnische Sache berichtet hat, versteht sich von selbst; es liegt eine Notiz vor, daß er damals von einem heimlichen Anerbieten Kosciusko's Nachricht bekommen habe, Krakau den Oesterreichern zu überliefern, wenn sie sonst der Republik Neutralität zusagten [1]); Thugut habe darauf bei dem Kaiser eine Verfügung an den Erzherzog Palatin in Lemberg erwirkt, die Einräumung Krakaus ohne feste Versprechungen den Polen durch unbestimmte Lockungen und Aussichten abzugewinnen. Wie dem auch sein möge, zunächst erschienen die militärischen Fragen in dem Vordergrunde der Verhandlungen. Am 24. Mai trat auf kaiserlichen Befehl ein Kriegsrath aller Generale zur Erwägung der Frage zusammen, auf

[1]) Preußischer Gesandtschaftsbericht aus Wien, nach Aussagen von Thugut's Bureauchef Jenisch.

welche Weise bei dem geschwächten Bestande der Truppen der völlige Ruin der Angelegenheiten in Flandern verhütet werden könne, vorausgesetzt, daß man nach wie vor an der Sambre siegreich bleibe. Schon die Fassung dieser Frage ließ die Stimmung des Cabinets erkennen, und der Kriegsrath beeilte sich, ihr zu entsprechen. Obwohl Coburg der Meinung war, durch Ansammlung aller Kräfte an der Sambre auch jetzt noch den Feldzug glücklich wenden zu können, erklärten doch dieselben Generale, welche vor dem letzten Kampfe einmüthig für kräftigen Angriff gestimmt hatten, jetzt nach dem Siege ebenso einmüthig alles fernere Ringen für hoffnungslos; York war zu seinem zornigen Erstaunen der einzige, welcher nach wie vor die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer entschlossenen Offensive behauptete. Sein Befremden wuchs, als er am folgenden Tage eine Unterredung mit Thugut selbst hatte. Es kam gerade damals Lord Malmesbury aus England auf den Continent zurück, um in Mastricht mit dem Grafen Haugwitz zusammen zu treffen und über die Verwendung der preußischen Truppen die schließliche Abrede zu nehmen. Die Meinung der Engländer ging nun wieder dahin, den General Möllendorf nach Belgien zu ziehen und dem deutschen Reiche zu überlassen, auf welche Weise es die bisher von jenem geleistete Deckung des Oberrheins herstellen wollte. York glaubte, daß dem Kaiser eine solche Unterstützung für das schwer bedrohte Belgien höchst willkommen sein würde, und war höchlich überrascht, als Thugut sich mit derselben Heftigkeit wie vier Wochen früher bei Malmesbury selbst dagegen aussprach, weil, wie er sagte, um keinen Preis die Rheingrenze entblößt werden dürfe [1]). Indessen hielt der Kaiser noch immer an der Vertheidigung seiner Provinzen fest, und sprach den Wunsch nach weiteren Offensivoperationen um so entschiedener aus, als eben von der Sambre Nachricht kam, daß dort General Kaunitz einen Einbruch der Franzosen siegreich abgewiesen und den Feind über den Fluß zurückgeworfen hatte. Die Generale aber blieben kleinmüthig, die Erwägungen gingen hin und her. Am 28. Mai berief der Kaiser Thugut, Mercy und Mack zu einer engeren Berathung. Der Letztere war, wie gesagt, unter den jetzigen Verhältnissen völlig entmuthigt, und als der Kaiser ihm die Frage stellte, auf welche Weise ein glücklicher Ausgang des Feldzugs herbeizuführen wäre, erklärte der General, daß daran nur zu denken sei, wenn das Heer erhebliche Verstärkung erhalte. Hier aber fiel Thugut, welcher damit sein ganzes System an der Wurzel getroffen sah, mit scharfem Widerspruche ein, und es erfolgte ein lebhafter Wortwechsel zwischen

---

[1]) York an Dundas, 26. Mai.

dem Minister und dem Officier über die Zahl der zur Offensive nöthigen Truppen. Endlich sprach dann auch der Kaiser seine Ansicht aus, nahm entschieden Mack's Partei und gab mit Wärme die Erklärung ab, er sei jetzt überzeugt, daß, wie Mack gesagt, aber alle seine Minister stets geläugnet hätten, in Belgien nicht genug Truppen vorhanden seien; er gedenke also einen Theil der am Rheine befindlichen Streitkräfte nach Belgien kommen zu lassen.

Aber diesem kaiserlichen Entschlusse war ein langes Leben nicht bestimmt. Thugut war, wie uns sein Brief vom 19. Mai gezeigt hat, längst darüber im Klaren, daß die polnischen Geschäfte einer stetigeren Leitung bedurften, als sie der junge Monarch, entfernt von seinem Minister, unter dem Gewirre der militärischen Tagesfragen, zu geben vermochte. Wenn der Kaiser als Feldherr des belgischen Heeres zu amtiren fortfuhr, wer stand dafür, daß nicht wirklich ausgeführt wurde, was er vor zwei Tagen dem Prinzen Coburg und eben so dem General Mack versprochen? Daß also wegen dieses elenden Belgien das Gesammtwohl des Staates gefährdet und der preußischen Habgier Thür und Thor eröffnet wurde? Dies durfte nicht sein. Mit der vollen Wucht seiner überlegenen Geisteskraft faßte er seinen unerfahrenen Gebieter an. In Polen entwickele sich, unter französischer Anschürung, derselbe revolutionäre Geist, den Europa in Frankreich bekämpfe; auch dort gelte es den Krieg um Leben und Tod zwischen greulicher Anarchie und geheiligter Legitimität. Es sei die hohe Pflicht des Kaisers seine von den großen Vorfahren gegründete Monarchie unversehrt seinen erlauchten Kindern zu hinterlassen; die Ereignisse lägen in Gottes Hand, aber bei richtig erwogenem und systematischem Handeln werde Franz die Ruhe seines Gewissens bewahren [1]). Wir dürfen annehmen, daß bei einer so energischen Betonung der polnischen Sache auch die von Preußen herandrohende Gefahr nicht minder grelle Beleuchtung erfahren hat: das Ergebniß war, der Kaiser müsse das gegen Frankreich kämpfende Heer verlassen, und zur ergiebigen Behandlung der polnischen Händel nach Wien zurückgehen. Wie lange Franz sich gesträubt, in welcher Stimmung er endlich seinem willensstarken Rathgeber nachgegeben hat, ist unbekannt geblieben: genug am 29. Mai konnte Thugut dem Freunde Colloredo schreiben, der Beschluß des Kaisers zur Rückkehr nach Wien stehe hoffentlich, gesichert gegen jede Intrigue, fest.

General Mack erfuhr auf der Stelle, daß die Strömung umgesetzt hatte, und von einer Verstärkung des Heeres keine Rede mehr war.

---

[1]) So schreibt Thugut 29. Mai an Colloredo; man wird es, denke ich, für statthaft erachten, die Vorlage gleicher Betrachtungen auch an den Kaiser anzunehmen.

Seine Ueberzeugung von der Aussichtslosigkeit weiterer Kämpfe war damit befestigt, zumal eben jetzt neue Nachricht von der Sambre kam, daß der kaum zurückgeworfene Feind sogleich wieder mit erfrischter Macht den Fluß überschritten hatte. Welche Ansichten zur Zeit im Hauptquartier die Herrschaft gewonnen, zeigt mit schneidender Deutlichkeit eine Denkschrift, welche Mack in diesem Augenblick nach dem Auftrage des einflußreichen Rollin niederschrieb. Er schilderte zunächst die Schwäche der Armee durch die trotz aller Siege erlittenen Verluste. Die österreichischen Bataillone, sagt er, zählen nur noch je 600, die verbündeten je 200 Feuergewehre; dabei verlieren die Feinde nur Menschen, wir aber Soldaten; die Franzosen erhalten unaufhörlich Nachschub, wir aber haben auf Ersatz nicht zu hoffen. Kein Wunder also, bemerkt er, daß Se. Majestät auf die schrecklichen Folgen einer solchen Lage aufmerksam geworden sind, und deshalb über eine Reihe wichtiger Fragen Entschluß zu fassen wünschen. Er zählt dann diese Fragen auf, ohne eine derselben in anderer Weise zu beantworten, als daß stets die folgende Frage die Entscheidung der vorhergehenden in unzweideutiger Weise voraussetzt. Kann man hoffen, heißt es demnach, auch mit Heranziehung aller erreichbaren Verstärkung den Zweck des Krieges, die Herstellung des französischen Königthums, zu erreichen, oder auch nur eine französische Grenzprovinz zu erobern? Ist es wahrscheinlich, daß die Verbündeten, gegenüber den riesenhaften Anstrengungen Frankreichs, jemals eine gleiche Macht aufbringen werden? Und können Eroberungen französischer Grenzlande für Oesterreich wichtig genug sein, um sich deshalb weiteren Kriegslasten und dem bleibenden Hasse Frankreichs auszusetzen? Sind wir sodann der weiteren Beihülfe unserer Verbündeten sicher? Ist es gefährlich oder nicht, bei Friedensverträgen der Letzte zu sein? Ist die jetzige französische Regierung, einmal von ihren Schandthaten abgesehen, so befestigt, daß man mit ihr unterhandeln kann? und unter welchen Bedingungen wäre dann mit ihr abzuschließen? Wäre der Verlust Belgiens wirklich ein Verlust für die Monarchie? oder nöthigt uns, was Viele glauben, sein Besitz zu kostspieligen Kriegen, deren jeder die Einnahmen vieler Jahre verschlingt? [1])

Diese Erörterung hatte, wie man sieht, den Vorzug einfacher Folgerichtigkeit. Ihr Inhalt faßt sich in dem unläugbaren Satze zusammen, daß wer im Kampfe nicht mehr zu siegen vermag, den Frieden auch unter Opfern suchen muß. Indessen, mochte Mack von seinen Sätzen

[1]) Mack sagte später, er selbst habe von Friedensunterhandlungen hier nur geredet, um Zeit zum Heranziehen von Verstärkungen zu gewinnen. Rollin hätte ihn dazu verleitet. Letters of Wickham II, 34.

noch so sehr überzeugt sein, mochten sich dieselben noch so sicher als die letzte Consequenz auch der Thugut'schen Auffassung ergeben: zur Zeit war der Minister noch weit davon entfernt, diese Folgerungen zu ziehen. Zunächst hielt er die militärische Lage durchaus nicht für so verzweifelt wie Coburg und Mack, oder redete wenigstens so, als wenn er es nicht glaubte. Wenn auch er wohl nicht mehr auf Eroberungen in Frankreich hoffte, so schien ihm immer noch für eine geraume Weile ein respectabler Vertheidigungskrieg bei tüchtiger Leitung möglich. Ein solcher aber war ihm zur Zeit auch höchst wünschenswerth. Nicht gerade um Belgiens willen, an dem ihm herzlich wenig gelegen war, um so mehr aber aus Rücksicht auf England und Rußland, deren Freundschaft ihm bei seinen preußischen Sorgen doppelt schwer wog, und deren Wohlwollen er bei offenbarem Nachlassen im französischen Kriege sicher verwirkte. Auch war ja eine militärische Deckung der Erblande gegen Preußen im Augenblicke noch nicht erforderlich, da das preußische Heer theils am Rheine, theils an der Weichsel vollauf beschäftigt war, und wenn man allerdings die Erblande um keinen Preis weiter entblößen wollte, so hatte es einstweilen noch keine Eile damit, das belgische Heer dorthin zurückzurufen. Das Wesentliche war, die Armee verfügbar, also unversehrt, aber so weit es sich damit vertrug, auch geachtet und siegreich zu erhalten.

Ein Befehl zum Rückzug wurde also keinem Theile des Heeres gegeben, wohl aber erließ der Kaiser an die Civilbehörden des Landes alle erforderlichen Weisungen für den Fall, daß ein solcher unvermeidlich würde [1]. Noch einmal erging eine Botschaft an die Stände von Brabant, mit bitteren Klagen über den Mangel patriotischen Eifers, und mit der runden Erklärung, daß die sonstige Kraft des Reiches nicht länger für sie aufgeopfert werde, wenn sie nicht sofort eine neue Rekrutirung von 40,000 Mann bewilligten. Eine Anstrengung von solcher Schwere würde bei dem stets fortglimmenden Hader zwischen Regierung und Ständen auch sonst kaum erreichbar gewesen sein; und hätten die Stände wider Erwarten Neigung zu einem solchen Opfer gehabt, so war nichts sicherer, als daß sie durch die bevorstehende Abreise des Kaisers sofort wieder erstickt werden mußte. In militärischer Hinsicht war für den Augenblick die wichtigste Aufgabe ohne Zweifel die Behauptung der Sambrelinie, da mit deren Ueberwältigung die Franzosen die gesammte Rückzugslinie vernichtend bedroht hätten. Es wurden deshalb aus dem

---

[1] Mittheilung des Grafen Trautmannsdorf an den Präsidenten des Generaldirectoriums, Grafen Kolowrat. Brüsseler Archiv.

Lager von Tournay 10,000 Mann an jenen Fluß hinüber geschickt, der siegreiche und kampflustige Kaunitz jedoch abberufen, und durch den frühesten Gegner des Angriffskrieges, den Erbprinzen von Oranien, ersetzt. Da zugleich die Hannoveraner dem General Clerfait zur Sicherung der holländischen Grenze zugewiesen wurden, so sank das Heer von Tournay zu einem unbedeutenden Verbindungsposten herab; es war wenig schmeichelhaft für Coburg, daß man ihm den Oberbefehl der jetzt ganz untergeordneten Position übertrug. Die vier eroberten Festungen ließ man außer Acht; man war der Meinung, daß sie alle eine Berennung von mehreren Monaten aushalten könnten, und stellte also diese Sorge der Zukunft anheim.

Hiernach erfolgte endlich der letzte, das ganze System verkündende Schritt, indem der Kaiser durch Tagesbefehl dem Heere erklärte, daß er die Truppen an der Sambre rasch zu besichtigen und dann in Brüssel noch einmal mit den Ständen zu berathen gedenke, dies aber vollbracht, durch dringende Regierungssorgen nach Wien zurückgerufen werde. Die Ueberraschung und Bestürzung, welche dieses Manifest hervorrief, war unbeschreiblich. Obgleich der Kaiser den Diplomaten des Hauptquartiers versicherte, daß ihn nur der Wunsch nach Hause treibe, einen ungarischen Reichstag zu halten, und dort Verstärkungen für Belgien zu erlangen, so zweifelte doch Niemand, daß das Heer dem Monarchen ohne Zögern folgen würde. Bei den belgischen Ständen wurde die letzte patriotische Regung durch eine solche Aussicht niedergeschlagen, und da zugleich die Franzosen rechts und links ihre Angriffe erneuerten, so erfüllte ein maßloser Schrecken das aufgegebene Land. Furcht, Zorn und Verwirrung herrschte aller Orten. Die Einen verbargen, was sie an werthvollen Gütern besaßen, die Anderen rüsteten sich zur Flucht, sobald die Truppen abzögen: bereits begannen alle amtlichen Verhältnisse sich aufzulösen, und die Straßen sich mit Auswanderern zu bedecken; überall war, nach dem Ausdrucke eines Augenzeugen, das Bild des Chaos.

Ein Wunder war diese verhängnißvolle Wirkung freilich nicht. Der Kaiser war nach Belgien gekommen, um in Ermangelung sonstiger Vorkehrungen der dortigen Kriegführung durch seine persönliche Gegenwart neuen Nerv zu geben. Jetzt, kaum sechs Wochen nach seiner Ankunft, wandte er den Niederlanden plötzlich den Rücken, unmittelbar nach den beiden Siegen bei Tournay und an der Sambre. Von einer persönlichen Gefährdung des Herrschers konnte also keine Rede sein; von den Rücksichten auf Polen und Preußen hatte außer dem Kaiser, Thugut und Colloredo kein Mensch eine Ahnung: wie sollte man den Beschluß des Kaisers anders verstehen, denn als eine amtliche Ankündigung der That-

sache, daß Belgien für Oesterreich ein gleichgültiges Ding geworden war? Dem Prinzen von Coburg schrieb der Kaiser am 29. Mai: ich brauche Ihnen keine besonderen Verhaltungen zurückzulassen; was ich dennoch diesfalls zu bemerken finde, ist, daß die Conservirung der Truppen und die Erhaltung der Mannszucht mir vorzüglich am Herzen liegen. Der Prinz konnte nach diesen Worten nur annehmen, daß nicht so sehr die Behauptung Belgiens als die Bewahrung des Heeres von nun an seine wesentliche Aufgabe bildete. Die befreundeten Mächte hatten keine andere Ansicht. Ein neuer englischer Bevollmächtigter, Lord Yarmouth, war am 29. Mai lange Zeit mit Thugut zusammen; dieser klagte über Oesterreichs schlimme Lage, da es seine Erwerbung stets noch zu suchen habe, während England und Preußen bereits die ihrigen gemacht; aber mit keiner Sylbe erwähnte er die Rückreise des Kaisers, um jetzt endlich im fernen Osten den ersehnten Gewinn zu sichern. Erst am Abend erfuhr Yarmouth, was, angeblich auf Rollin's Betreiben, im Werke war. Es dauerte bis zum 7. Juni, ehe der Lord eine Audienz beim Kaiser erhalten konnte, und dann nachdrückliche Vorstellung gegen die Reise erhob. Franz hörte ihn freundlich an, zeigte keine Ungnade über seinen Freimuth, aber von einer Aenderung des Beschlusses war keine Rede. Thugut war seiner Sache gewisser als jemals. Noch am 29. Mai schrieb er an Colloredo, daß jetzt alle in Böhmen und Mähren irgend entbehrliche Truppen schleunigst nach Galizien abrücken möchten, und bald nachher meldete er dem Grafen Cobenzl in Petersburg sehr bestimmt, daß die polnischen Ereignisse mächtigen Einfluß auf die Entschließung des Kaisers gehabt hätten; durch seine Rückkehr nach Wien hätte derselbe die räumliche Entfernung zwischen sich und Catharina vermindert, und dadurch das engste Einvernehmen mit seiner hohen Alliirten erleichtert.

Den Franzosen mußte von diesen Dingen jedenfalls die neue Vertheilung der verbündeten Streitkräfte auf der Stelle bekannt werden, und schon diese hätte, wie es scheint, keinen Zweifel an der eigenen Handlungsweise lassen sollen. Je bedeutendere Kämpfe sich an der Sambre entwickelten, desto dringender zeigte sich die Nothwendigkeit, auch das Hauptheer diesem Schauplatze möglichst anzunähern, mithin von Flandern aus sich nach Osten zu wenden, Coburg so scharf und stark wie möglich zu verfolgen, und so die Widersacher zwischen zwei Feuern zu erdrücken. Allein der Wohlfahrtsausschuß hatte keinen Gedanken an einen dem Feinde so gefährlichen Befehl. Pichegru erhielt vielmehr gleich nach der Schlacht von Tourcoin neue Weisung von Carnot, jetzt endlich den großen Plan zu vollenden, d. h. seine Hauptkraft von Co-

burg hinweg nach der Seeküste zu richten, und zu diesem Zwecke vor Allem Ypern und Brügge zu nehmen. Es sollte hiernach also der eben geschlagene Feind nicht weiter verfolgt, es sollte ihm volle Muße gegönnt werden, sich herzustellen und zu sammeln, vielleicht seinen Stoß auf die französische Flanke zu wiederholen, oder doch wenigstens seinen Rückzug in erwünschter Sicherheit und Bequemlichkeit zu vollenden. Militärischer Weise läßt sich offenbar ein solches Verfahren nicht rechtfertigen; es wird jedoch begreiflich unter der Voraussetzung, daß in diesem Augenblicke der Wohlfahrtsausschuß den Kaiser zu schonen und auf England zu drücken wünschte, eine Gesinnung, welche sich damals in allen Maßregeln der französischen Machthaber ausprägte. Der Convent verfügte am 26. Mai, man solle ferner keine englischen und hannoverschen Kriegsgefangenen mehr machen; die Brester Flotte erhielt wiederholte Weisung, entscheidende Siege zu erfechten; alle Organe der Regierung strömten über von tödtlichen Drohungen gegen das moderne Carthago [1]). So mußte denn auch Pichegru gehorchen. Er theilte seine Truppen, stellte zwei Divisionen zur Beobachtung Coburg's, eine zur Abhaltung Clerfait's auf, und eröffnete mit zweien die Berennung Yperns. Der Platz war beträchtlicher und in besserem Stande als Menin; immer aber war bei der Schlaffheit des damaligen Staatswesens die Ausrüstung lückenhaft geblieben; man hatte z. B. die vorliegende Ebene durch Oeffnung der Schleusen nicht überschwemmen wollen, weil, wie der Bericht sagte, viel Eigenthum dadurch verdorben, und die Maßregel also starken Widerspruch erfahren würde. Die Besatzung zählte etwas über 6000 Mann, ein Drittel Oesterreicher, zwei Drittel Hessen; Befehlshaber war der kaiserliche General Salis, einst ein tapferer, jetzt aber durch das Alter matt gewordener Officier, welcher sich gleich am zweiten Tage der Beschießung in eine bombenfeste Casematte zurückzog und in diesem Gewahrsam bis zum Schlusse der Belagerung aushielt. Auch hier ruhte also der Widerstand fast allein auf der Tüchtigkeit der Truppe, und diese bewährte sich denn noch immer trotz alles bisherigen Mißgeschicks, und machte dem Feinde jede Spanne des Bodens mit unverwüstlicher Aufopferung streitig. General Salis dagegen klammerte seine ganze Hoffnung an den von Außen zu erwartenden Entsatz; Clerfait aber, obwohl auf 20,000 Mann verstärkt, wagte lange keinen Angriff, und das

---

[1]) Das Westheer mußte damals freilich starke Abtheilungen zur Verstärkung der eben von Möllendorf geschlagenen Rheinarmee abgeben; wir müssen dann freilich, schrieb Carnot dazu, den Angriff auf England aufschieben, aufgegeben ist er aber keineswegs. Guerre des Vendéens III, 515.

französische Bombardement, welches allmählig einen Stadttheil nach dem andern zu Grunde richtete, warf die Besatzung durch die unaufhörlichen Anstrengungen in tiefe Ermattung. Endlich, am 11. Juni, setzte sich Clerfait in Bewegung, wurde aber von Souham nach kurzem Kampfe bei Hooglede abgewiesen, während die Besatzung von Lille den Prinzen Coburg durch einen kräftigen Anfall vollkommen im Schach hielt. Coburg war völlig geknickt und hoffnungslos, Clerfait versuchte am 14. einen zweiten Angriff auf Hooglede. Das Treffen stand dieses Mal etwas länger und hartnäckiger: der Ausgang war endlich nicht günstiger, und konnte es auch nicht sein, bei der Uebermacht des Feindes und der völligen Unthätigkeit Coburg's. In Ypern lauschte die Besatzung mit ängstlicher Spannung auf den fernen und leider immer mehr sich entfernenden Kanonendonner: nach diesem zweiten Mißlingen war der Muth des General Salis zu Ende, und am 15. legte er seinen Officieren die Frage vor, ob man capituliren wolle. Sie verneinten einstimmig. Am 16. begann der Feind die dritte Parallele und brachte im Laufe der Nacht eine Breschbatterie zu Stande, welche am 17. Morgens ein zerstörendes Feuer gegen die nächsten Bastionen eröffnete. Salis berief darauf den Kriegsrath zum zweiten Male; der Munitionsvorrath war erschöpft, die Officiere erkannten die Unmöglichkeit längeren Aushaltens. Sie begehrten also, nach Hammerstein's glänzendem Beispiel in Menin, den Befehl zum Durchschlagen. Aber Salis wollte davon nichts hören, und verwies ihnen mit zornigen Worten ihre unausführbaren Vorschläge. So kam der Beschluß zu Stande, dem Feinde gegen freien Abzug der Besatzung die Uebergabe des Platzes anzubieten, und noch im Laufe des Vormittags wurde die Verhandlung eröffnet. Gleich nachher aber flog die Kunde durch die Stadt, der General habe auf die Forderung Moreau's ohne Widerstreben die Kriegsgefangenschaft der Truppen unterzeichnet. Da loderte noch einmal, zum letzten Male in dem Feldzug, der Stolz dieser festen Soldatenseelen in wilder Erbitterung auf. Die hessischen Bataillone rotteten sich mit wüthendem Geschrei zusammen, drohten, ihre Officiere niederzuschlagen, forderten, daß man sie, wie Hammerstein es gethan, zum Durchschlagen hinausführe. Aber sie fanden hier keinen Hammerstein, und zerstreuten sich endlich beim Hereinsinken des Abends mit knirschender Niedergeschlagenheit in ihre Quartiere. Am 19. erfolgte mit allen kriegerischen Ehren der Ausmarsch. Die Franzosen salutirten mit klingendem Spiel, und der Befehl ertönte, den Gruß durch ein letztes Präsentiren des Gewehrs zu erwidern und dann die Waffen abzugeben. Hiermit aber erhob sich neuer Tumult; die Soldaten verließen die Glieder, zerschlugen ihre Musketen, zerrissen die

Fahnen, und warfen die Stücke mit Flüchen und Thränen den Franzosen vor die Füße. Jetzt ist die Ehre dahin, sagten sie, jetzt wollen wir ruhig sein. Durch die Reihen der Sieger ging ein Murmeln des Beifalls und der Achtung; das sind wackere Leute, riefen die Soldaten; General Moreau ritt entblößten Hauptes die Colonne entlang, und sagte: es sind tapfere Männer, die ein besseres Loos verdient hätten.

Durch die Nachricht von dieser Katastrophe wurde Coburg in der Vorbereitung eines dritten Entsatzversuchs unterbrochen, und da zu gleicher Zeit dringende Unheilsposten von der Sambre einliefen, so erklärte er, daß er für Flandern nichts mehr thun könne, und die bei Tournay stehenden kaiserlichen Truppen dem Sambreheer zur Verstärkung zuführen wolle. Der Herzog von York mußte hierauf für sich allein, mit seinen Engländern, Hannoveranern und Hessen, nur durch Clerfait's Oesterreicher verstärkt, die Deckung der Schelde und der holländischen Grenze übernehmen. Nachdem Coburg am 21. Juni von dannen gezogen, ging auch er den folgenden Tag auf das rechte Ufer des Stromes zurück, und vertheilte seine Truppen in einem weiten Bogen, der zuerst nordwärts hinter der Schelde über Oudenarde nach Gent, und von dort nach Westen hinter dem Genter Canal nach Brügge und Helvoetsluys lief. Diesem dünnen Gürtel stand nun Pichegru mit seinen gewaltigen Massen doppelt übermächtig gegenüber: wenn er sich mit voller Wucht auf Tournay oder Oudenarde warf, so konnte nichts ihn hindern, York's Aufstellung zu zerreißen, dann in drei Tagemärschen mit 60,000 Mann Brüssel zu erreichen, und dadurch York und Coburg in einer für Beide gleich vernichtenden Weise zu trennen. Wie entscheidend eine solche Bewegung für den Feldzug, ja für den ganzen Krieg hätte werden müssen, dies wird vollständig erst erhellen, indem wir uns die gleichzeitigen Ereignisse auf dem östlichen Theile des Kriegsschauplatzes, an dem Ufer der unteren Sambre vergegenwärtigen.

Dort, sahen wir, hatten die Franzosen einen ersten Versuch gegen den linken Flügel der Verbündeten gemacht, waren aber am 14. Mai von Kaunitz mit starkem Verluste bei Rouveroi abgewiesen worden. Jourdan, welcher Befehl hatte, 20- bis 30,000 Mann vom Moselheer zur weiteren Beunruhigung der Oesterreicher gegen Namur oder Lüttich zu schicken, erlitt damals in der Pfalz einen scharfen Angriff der Preußen, welcher das französische Rheinufer bis hinter Kaiserslautern zurückdrängte: er hatte also alle Hände voll, um sich auf dieser Seite nothdürftig zu decken, und zugleich zwischen Mosel und Maas die Vorbereitungen zu dem belgischen Zuge zu treffen. In dieser Lage blieben denn die Dinge an der Sambre den ganzen Mai hindurch. St. Just, welcher damals bei

dem Ardennenheere war, und nach der Weise des Schreckenssystems dort verhaften und enthaupten ließ, trieb zwar das Heer am 20. Mai noch einmal über den Fluß hinüber, hatte aber seine Anordnungen nicht zweckmäßiger als früher Charbonnier getroffen, so daß Kaunitz bereits am 24. den Franzosen eine neue Niederlage bereiten, ihnen 41 Geschütze abnehmen, und sie in vollem Ungestüm mit einem Verluste von 3000 Mann über die Sambre zurückwerfen konnte. Als damals der Kaiser zu dem Entschlusse kam, Belgien zu verlassen, war er völlig berechtigt, seinem Heerestheile an der Sambre noch für einige Wochen die Fähigkeit zum Widerstande zuzutrauen, zumal man ihm ansehnliche Verstärkung zuwandte, und ihm damit beinahe dieselbe Truppenzahl wie seinen Gegnern gab. Man hatte freilich dort keinen Tag Ruhe, denn St. Just drängte unter steten Todesdrohungen seine Generale zu unaufhörlichen Angriffen; aber man konnte sich behaupten, da der französische Gewalthaber nur zu bestrafen und in keiner Weise zu lenken verstand. Es war z. B. für die Franzosen nichts dringender gewesen, als den Oberbefehl des combinirten Sambreheeres durchgreifend zu ordnen: statt dessen verfügte St. Just, daß Charbonnier an der unteren, Desjardiens an der oberen Sambre befehligen, und der letztere besonders an Schlachttagen auf den Rath der Divisionsgenerale Kleber und Scherer hören sollte. Um die Folgen einer solchen Vielköpfigkeit bekümmerte er sich ebenso wenig, wie um die Stärke des Feindes oder die Vertheilung der eigenen Streitkräfte: er hatte für die Generale kein anderes Wort, als daß sie ohne Zaudern den Feind zermalmen oder selbst den Kopf verlieren würden. Nach der neuen Schlappe des 24. wiederholte er diesen Spruch mit gesteigertem Ernste. Die Generale stellten ihm vor, daß die Truppen im höchsten Grade ermattet und der Ruhe bedürftig seien; und in der That erlebte man am 25., daß Kleber's Bataillone, obwohl gerade sie nicht unglücklich gefochten, bei dem Befehle zum Vorgehen versagten, im feindlichen Kugelregen gefühllos stehen blieben, und zu keinem Bajonnetangriffe zu bringen waren. St. Just erklärte aber in rücksichtsloser Kürze, die Republik bedürfe schon am folgenden Tage eines Sieges. Noch einmal wagte Charbonnier einen Widerspruch, und erinnerte, daß Jourdan mit dem halben Moselheere im Anzuge gegen die Maas, daß es also verkehrt im höchsten Grade sei, vor seiner Ankunft das Sambreheer vereinzelt auf das Spiel zu setzen. Es war Alles umsonst. Die Republik, wiederholte St. Just, bedarf morgen eines Triumphs und folglich eines sofortigen Angriffs: was sie euch freistellt, ist das Mittel zum Siege; wählt hiernach, ob ihr ihn durch eine Schlacht oder durch eine Belagerung verschaffen wollt. In diesem herrischen Eigensinne erschien er sich

groß, und, wie es dem Republikaner zukomme, über alle Hindernisse erhaben. Die Officiere knirschten über die Tyrannei, welche in urtheilslosem Uebermuthe mit dem Blute der Truppen und dem Schicksale des Feldzugs spielte, mußten aber, Zorn und Verachtung im Herzen, gehorchen. Sie wählten denn die Belagerung von Charleroi, da, wie wir eben sahen, Charbonnier schon früher in diese Gegend gestrebt hatte, und die Bewegung jetzt das Heer auch dem Wirkungskreise Jourdan's annäherte. Die Ausführung des Planes war aber kläglich durch die hier einmal herkömmlichen Fehler, da man zwei Divisionen im Süden der Sambre ließ, zwei zur Beschießung Charlerois verwendete, zwei eine halbe Meile oberhalb des Platzes zur Deckung gegen die Oesterreicher aufstellte, mit einem Worte also die stattlichsten Streitkräfte wiederum in heilloser Weise zersplitterte und theilweisen Niederlagen aussetzte. Die Strafe für solche Mißgriffe blieb nicht lange aus. Eben jetzt kam General Beaulieu mit etwa 10,000 Mann aus dem Luxemburgischen zurück nach Namur; von der anderen Seite her zog Kaiser Franz persönlich mit starken Heeresmassen aus Tournay heran: so daß die Verbündeten, alle erlittenen Verluste berücksichtigt, wenigstens 50,000 Mann an dieser Stelle vereinigten, und die einzelnen feindlichen Divisionen ganz erdrückend hätten treffen können. Zum Glücke der Franzosen wiederholten sie hier wie bei Landrecy den Fehler des Gegners, indem sie mehr als ein Drittel ihres Heeres in kleineren oder größeren Besatzungen und Posten verstreuten. Es blieben somit dem Prinzen von Oranien, welcher am 30. statt des General Kaunitz den Oberbefehl übernahm, nicht mehr als 32,000 Mann, mit welchem er am 2. Juni über das französische Deckungscorps bei Gosselies herfiel. So konnte von einem entscheidenden Erfolge nicht die Rede sein, immer aber hatte die weitläufige Aufstellung der Franzosen die Folge, daß sie überall nach schwachem Widerstande flüchteten, die Belagerung von Charleroi aufhoben, und mit einem Verluste von mehr als 2000 Mann über die Sambre zurückstürzten. Zum dritten Male hatte der Fluß dies hartnäckige Ringen mit stets gleichem Ergebniß gesehen: Kaiser Franz schloß jetzt seine kriegerische Thätigkeit, um in Wien den Sorgen der hohen Politik zu leben.

So standen Anfangs Juni die belgischen Verhältnisse. Man war vertraut mit der Vorstellung, das Land sei unhaltbar und für Oesterreich werthlos. Jedem weiteren Kampfe suchte man möglichst auszuweichen, und wenn man sich an der Sambre noch auf ernstliche Schlachten einließ, so hatte man auch dort weniger die Deckung des Landes als die Sicherung der eigenen Rückzugslinie zum Zwecke. Man wird nach

den jetzt offen liegenden Thatsachen nicht mehr sagen können, daß die Trefflichkeit der feindlichen Feldherren und Truppen dies Ergebniß herbeigeführt hätte. Vielmehr war es dahin gekommen, einmal durch die gewaltigen Massen der französischen Heere, welche dem Kaiser statt rascher und glänzender Triumphe ein nutzloses Verbrauchen seiner besten Streitkräfte in Aussicht stellte, sodann und in entscheidender Weise durch den Marsch der Preußen auf Krakau, welcher für Oesterreich die polnische Frage plötzlich in den Brennpunkt alles Treibens und Trachtens rückte. Wie gesagt, die Pläne Carnot's und die Feldherrngröße Pichegru's hatten wenig dazu beigetragen; im Gegentheil, sie hätten die eigene Sache mehr als einmal auf das Höchste gefährdet, wären nicht Franz und Coburg stets beeifert gewesen, die feindlichen Fehler durch die eigenen zu heilen. So war es ein ironisches aber nicht ungerechtes Geschick, daß Carnot eben jetzt den ersten wahrhaft genialen und fruchtbringenden Gedanken dieses Feldzuges faßte, in einem Augenblicke also, in welchem der Gegner jede ernste Frische zum Kampfe verloren hatte, und die Zurückdrängung des kaiserlichen Heeres für eine wesentliche Seite der österreichischen Politik mehr vortheilhaft als schädlich war.

Jourdan hatte, wie früher bemerkt, gegen Ende April den Befehl erhalten, vom Rheinheere ungefähr 18,000 Mann in die bisherige Stellung des Moselheeres zu ziehen, und dann 25- bis 30,000 Mann des letzteren durch das Luxemburgische hinüber an die Maas zu einer Diversion gegen Namur oder Lüttich zu bringen. Der schlichte und eifrige Officier ergriff diese Aufgabe mit einem Nachdrucke, welcher ihn weit über die damaligen Pläne des Ausschusses hinüberführte. Ahnte er, daß von dem preußischen Heere in der Pfalz keine großen Thaten mehr zu erwarten waren, oder setzte er diese Gefahr vor der größeren Entscheidung außer Acht: genug, er beschloß, nicht 25,000, wie Carnot befohlen, sondern 50,000 Mann von der Mosel an die Maas zu versetzen. Es dauerte bis zum 20. Mai, ehe er diese Massen in Thionville versammelt hatte: er bewahrte jedoch das Geheimniß seines Zuges mit größter Strenge, und die Truppen selbst hatten keine Ahnung über ihr Ziel, als er sie an dem genannten Tage von Thionville gegen Arlon in Bewegung setzte. Der Feind, schrieb er damals an Carnot, ist von Arlon nach Bastogne gewichen; ich werde ihm dorthin und weiter folgen, bis ich ihn zu einer Schlacht bringe. Es war General Beaulieu, der so eben noch einen glänzenden Reiterstreich gegen die französische Besatzung von Bouillon ausgeführt hatte, jetzt aber vor der vierfachen Uebermacht eilig nach Namur zurückging, wo er, wie wir sahen, eben recht anlangte, um zu dem Treffen von Charleroi am 3. Juni mitzu-

wirken. Jourdan, vorsichtig nachrückend, erreichte die Maas am 30. Mai bei Dinant und empfing hier einen Befehl des Wohlfahrtsausschusses, nicht, wie ursprünglich verfügt war, den Strom hinab auf Namur zu ziehen[1]), sondern sich mit dem Ardennenheer zur Belagerung Charlerois zu vereinigen[2]). Indem er hiernach auf Thuin rückte, traf er dort gerade am Abend des 3. Juni zur Aufnahme der Flüchtigen und Stützung des besiegten Ardennenheeres ein. St. Just war so eben von dem Ausschusse nach Paris berufen worden, um den Parteienhader des Convents zu berathen, und berichtete dort über das bisherige Mißgeschick der Armee, welches er besonders dem Zwiespalte zwischen Desjardins und Charbonnier zur Last legte. Er setzte dabei die Abberufung des letzteren durch, dachte aber noch so wenig an eine ernstliche Einwirkung Jourdan's, daß er dem General Desjardins die Führung des Ardennenheeres, nicht unter Jourdan's, sondern unter Pichegru's Oberbefehl zu geben vorschlug. Jedoch lag dem Ausschusse ein ganz ungünstiges Gutachten Pichegru's über die Fähigkeit des General Desjardins vor; es kam dann die Nachricht von der neuen Schlappe des 3., und so sandte denn bereits am 4. Carnot einen Beschluß des Ausschusses nach Thuin, welcher die Vereinigung der Heere bestätigte, der ganzen an 100,000 Mann starken Masse den Namen der Armee der Sambre und Maas beilegte und Jourdan mit dem Befehle über dieselbe, unter Pichegru's leitender Aufsicht, beauftragte.

Ohne Zweifel war dies die beste Maßregel, welche der Ausschuß in dem ganzen Feldzug verfügte. Endlich that er einen Schritt aus den bisherigen verkehrten Wegen, aus dem Chaos von Irrthum und Zersplitterung hinaus, und warf auf den entscheidenden Punkt des ganzen Kriegsschauplatzes eine imposante und überwältigende Streitkraft. Nur war dieser einzige und gute Gedanke freilich nicht die Frucht einer genialen Berechnung, eines vorausschauenden Planes, eines neuen Kriegssystems: er war vielmehr das Erzeugniß eines augenblicklichen Nothstandes, und wenn er schon nach seinem Datum zu spät erschien, so änderte er in seiner Ausführung auch weder die bisherige Weise der Kriegführung, wo Jourdan, wie seine Vorgänger, bei dem Systeme der zerbröckelten Colonnen beharrte, noch hatte er Einfluß auf Carnot's allgemeinen Kriegsplan, welcher nach wie vor auf Ostende, Walcheren und London lautete. So kann die genauere Betrachtung nicht umhin, die

[1]) Noch am 21. hatte er diese Absicht, wie Charbonnier dem General Bruce meldet.

[2]) Ordre vom 8. prairial, gedruckt im Moniteur vom 14.

allgemein verbreitete Werthschätzung desselben um ein Ansehnliches herabzustimmen. Er hätte, vier Wochen früher beschlossen und mit vollem Nachdruck ausgeführt, höchst wahrscheinlich in wenigen Tagen den Ausgang des Feldzugs bestimmt: wie er jetzt eintrat, kann man nur so viel sagen, daß die Bildung der Sambre- und Maas-Armee den französischen Lenkern es unmöglich machte, durch neue Fehler die aus Belgien hinwegstrebenden Oesterreicher in dem Lande festzuhalten.

Am 6. Juni kam Jourdan mit den im Lager befindlichen Conventscommissaren über die weiteren Maßregeln überein. Sie beschlossen zunächst ein starkes Drittel ihrer Streitkräfte im Süden der Sambre zurückzulassen, 35,000 Mann zur Deckung des Landes rechts und links von Maubeuge, gegen wen, wäre schwer zu sagen gewesen, da nach den Wochen langen Kämpfen in dieser Gegend den Franzosen die Schwäche ihrer Gegner nicht unbekannt sein konnte. Mit 66,000 Mann überschritt man dann am 12. Juni die Sambre, fast ohne Widerstand, da Oranien nach dem letzten Treffen seine Hauptmasse in die Stellung von Rouveroi zurückgeführt hatte. Die Division Hatry, 8000 Mann, schloß darauf Charleroi ein, eröffnete die Laufgräben, und begann den Ort zu beschießen; die übrigen Heertheile stellten sich wieder in drei getrennten Massen, Bäche, Waldungen und Defileen zwischen sich, auf einem Raume von vier Meilen zur Deckung der Belagerung auf. Bei einem solchen Verfahren konnte Oranien, obgleich nur halb so stark wie sein Widersacher, Muth zu einem nochmaligen Entsatzversuche fassen. Er bestimmte dazu wieder, wie am 3., ungefähr 33,000 Mann; er selbst näherte sich mit drei Colonnen von Rouveroi her, während Beaulieu mit 11,000 Mann von Namur aus gegen die rechte Flanke der Franzosen heranzog; der Plan war, am 16. früh Morgens die feindlichen Posten auf allen Seiten anzugreifen. Jourdan, von den Bewegungen des Feindes benachrichtigt, empfand die Mißlichkeit seiner ausgedehnten Stellung, und faßte Abends am 15. den Entschluß, seinerseits durch eine kecke Offensive den Oesterreichern zuvorzukommen. Die Nacht war äußerst finster, beim Anbruche des Tages lag ein dicker Nebel weit umher auf der Gegend, nirgendwo konnte man weiter als einige Schritte um sich her blicken. Gegen 3 Uhr, bei der ersten Dämmerung, setzten sich die Truppen in Bewegung; um dieselbe Zeit waren aber auch die Oesterreicher schon im vollen Vorrücken begriffen, und ein äußerst heftiger Zusammenstoß erfolgte in einer Reihe mörderischer Einzelngefechte, deren Gang nur durch die Richtung des Schalles den Führern erkennbar blieb. Beaulieu drängte zuerst den General Marceau auf das Dorf Fleurus zurück und nahm dann den Ort mit Sturm; im Centrum warf General Latour die Di-

vision Championnet aus dem Dorfe Heppignies mit dem Bajonnete heraus und schickte sich zum Angriffe auf Gosselies, die letzte Position vor Charleroi, an; auf dem westlichen Flügel stand der Kampf unentschieden bei Trazegnies und Forchies zwischen General Kleber und Wartensleben. Unterdessen warf Jourdan die Division Lefevre auf Fleurus; ihre Annäherung blieb im Nebel den Oesterreichern verborgen; plötzlich brachen ihre Bataillone aus dem hohen Getreide auf das feindliche Fußvolk hervor und trieben es unter einem zermalmenden Geschützfeuer aus dem Orte hinaus, unter stetem Vordrängen, wie oft auch die österreichische Reiterei einzuhauen versuchte. Zugleich stürmte die Division Morlot aus Gosselies gegen Latour vorwärts, welcher, auch von Fleurus her beschossen, zuerst langsam zurückwich, dann aber von der französischen Reiterreserve unter General Dubais angefallen wurde, welche ein Bataillon völlig in Stücke hieb, sieben Geschütze erbeutete, und die Oesterreicher fast eine Meile weit bis Frasne und Mellet zurückwarf. Noch ungünstiger für diese schien sich die Schlacht auf dem westlichen Flügel zu stellen, wo Kleber die Holländer mit starkem Verluste aus dem Dorfe Trazegnies hinausschlug, Wartensleben selbst verwundet wurde und den Kampfplatz verlassen mußte. Es war 8 Uhr Morgens, Jourdan glaubte den Tag für die Republikaner gewonnen. In diesem Augenblicke raffte aber Oranien noch einmal alle Mittel zu einer äußersten Anstrengung zusammen. Er selbst eilte mit den kaiserlichen Generalen Alvinzy und Werneck zu Latour hinüber und brachte inmitten des Getümmels und Kugelregens die weichende Colonne zum Stehen; General Petrasch führte eine letzte Reserve Grenadiere gegen Fleurus, und stemmte sich mit dieser Kerntruppe, einem kleinen aber undurchdringlichen Walle, dem Vordringen Marceau's entgegen: so daß Oranien die Möglichkeit gewann, die Division Latour aus dem Gefechte loszuwickeln und zu Beaulieu hinüber zu führen. Damit wurde hier eine Masse von beinahe 20,000 Mann auf einem Flecke vereinigt, die Bataillone ordneten sich auf's Neue zum Angriffe; die Geschütze, in Batterien gesammelt, an der Spitze, unter Sturmschlag und klingendem Spiele ging es noch noch einmal vorwärts gegen den Feind. Da wurde die Division Lefevre, die in der Hitze des Vordringens sich verfeuert hatte, mit einem Stoße über den Haufen geworfen, Marceau damit zu eiligem Rückzuge genöthigt, das Dorf Lambusart, der Stützpunkt der französischen Rechten an der Sambre, eingenommen. Es war darüber Mittag geworden, die Sonne brach endlich durch den Nebel hindurch und öffnete plötzlich den Ueberblick über das Gefilde: da sah Jourdan, der zwischen Charleroi und Gosselies auf den Höhen von Jumet hielt, seine Rechte

in unordentlicher Flucht zu den nächsten Brücken, die Oesterreicher aber von Lambusart her stromaufwärts dringen und bereits den Rücken seines Centrums bedrohen. Auf der Stelle riß er Morlot und Championnet zurück aus Mellet und Gosselies auf die Hügel von Jumet; kaum aber hatten sie dort Stellung genommen, so langten bereits Werneck und Beaulieu an und zwangen mit einem letzten Ansturm auch diese Divisionen zu schleunigem Rückgang über die Sambre. Hatry folgte ohne einen Versuch zum Widerstande, gegen 5 Uhr Abends war Charleroi entsetzt. Nur General Kleber mit der französischen Linken hatte seine Ueberlegenheit behauptet, die Holländer aus jeder neuen Aufstellung geworfen, und sie zwei Meilen weit, bis Roeulx, in das Land hineingetrieben. Aber nach dem Rückzuge Jourdan's waren diese Erfolge gleichgültig; Kleber konnte für sich allein nicht daran denken, sich auf dem nördlichen Ufer zu behaupten.

Die Sieger hatten wohl Ursache, mit ihrem Tagewerk zufrieden zu sein. Mit dem Blute von beinahe 3000 Genossen hatten sie den Ruhm erkauft, zum vierten Male eine gewaltige Uebermacht über den hart umstrittenen Fluß zurückgeworfen zu haben; sie meinten, jetzt, wo auch das Moselheer die Wucht ihres Armes erfahren, auf lange hin Ruhe zu haben, und Oranien trug kein Bedenken, am 17. Juni sogar vier Bataillone zu Coburg's Verstärkung nach Tournay abgehen zu lassen. Allein er überschätzte seinen Erfolg. Die Franzosen, welche eigentlich nur bei Fleurus einen scharfen Stoß erlitten, und im Ganzen etwa 3000 Mann verloren hatten, stellten jenseit der Sambre sehr schnell die Ordnung unter ihren Truppen her, und Jourdan war mit St. Just, der seit einigen Tagen wieder von Paris zurückgekommen war, ganz einverstanden, ohne Zaudern den Uebergang über den Fluß zu wiederholen. Da eilten denn Oranien's Boten den entsandten Bataillonen nach und selbst zu Coburg mit der Bitte um Verstärkung hin; zunächst vermied er ein neues Zusammentreffen und gab Jourdan Raum, Charleroi auf's Neue einzuschließen und sein Heer ganz in der alten Weise von Trazegnies über Gosselies bis Fleurus und Lambusart aufzustellen. Trotz seiner Uebermacht fühlte sich nach den bisherigen Erfahrungen der französische Feldherr ganz unsicher auf dem blutgetränkten Boden; er ließ seine Truppen sich bis an die Zähne verschanzen, die Wälder verhauen, die Dörfer befestigen. Indessen vernahm man von den Einwohnern der Umgegend, daß nur eine schwache österreichische Truppenzahl in der Nähe sei; eine große Recognoscirung, welche man am 20. den Strom hinauf mit 40,000 Mann unternahm, schien es zu bestätigen, da Oranien, ohne einen Schuß zu thun, vor den französischen

Colonnen zurückwich. Man war dergleichen an dieser Stelle nicht gewohnt, und so nahe der Gedanke lag, daß Oranien nur in Erwartung eines Zuzugs das Gefecht versage, so kam St. Just, der ganz im Sinne des Ausschusses Flandern für den einzig wichtigen Kriegsschauplatz hielt, auf die Besorgniß, die Gegner möchten ihre Kräfte dorthin zu einem Hauptschlag gegen Pichegru gezogen haben. Eben hatte Carnot, am 18. Juni, an Pichegru die Weisung erlassen, 16,000 Mann von der Sambre nach Seeflandern hinüber zu ziehen[1]); es war eine Folge der gleichen Auffassung, daß jetzt an der Sambre selbst St. Just den Befehl ertheilte, General Kleber sollte am 24. mit 36,000 Mann das Lager verlassen, auf Mons marschiren, und von dort die Oesterreicher an der Schelde bedrohen. Da nun an demselben Tage Coburg mit 12,000 Mann in Oranien's Lager bei Nivelles anlangte, so würde Kleber, durch jene Weisung vereinzelt, mitten unter die Gesammtstärke der Verbündeten gerathen und, wenn er dann geschlagen wurde, Jourdan mit dem Reste des Heeres in die höchste Gefahr gekommen sein. Von solchen Möglichkeiten war jedoch bei St. Just keine Ahnung; er ließ sich damals von österreichischen Ueberläufern und belgischen Patrioten das Elend der feindlichen Truppen und den Schrecken im belgischen Lande schildern, wiegte sich in glänzenden Hoffnungen und schrieb an den Ausschuß, daß der junge Mensch, welchen das Glück der Republik zum deutschen Kaiser gemacht, nicht lange mehr widerstehen könne und elend vergehen würde, wenn man ungestüm im Kampfe bleibe. Er hielt also jede weitere Gefahr an der Sambre für undenkbar, und wies alle Vorstellungen, welche Jourdan gegen Kleber's Wegsendung machte, mit stolzer Brutalität zurück. Da erklärte Jourdan offen heraus, daß er dem Befehle nicht gehorchen und die Frage an den Wohlfahrtsausschuß bringen werde. St. Just, der so eben einen Artillerieofficier hatte hinrichten lassen, weil seine Batterie nicht pünktlich zu der geforderten Stunde schußfertig geworden war, wüthete über die Widersetzlichkeit des Generals; ehe er jedoch einen Entschluß gefaßt hatte, kam Nachricht von Chambray, von Cateau, von Maubeuge, daß aller Orten die österreichischen Corps gegen Charleroi abgezogen seien, und wurden Kleber's Vorposten nach achttägiger Stille am 25. Juni zum ersten Male beunruhigt. Es wurde damit klar, daß eine abermalige Entsatzschlacht bevorstand und Jourdan's Widerspruch glänzend in das Rechte getroffen hatte[2]). Um so hitziger wurde die Be-

---

[1]) Aus Jourdan's Memoiren angeführt von L. Blanc XI, 164, der dabei nur den Fehler macht, in dieser Weisung einen Gegenstand des Streites zwischen Carnot und St. Just zu vermuthen.

[2]) Nach den Acten des Kriegsarchivs. St. Just hat im Augenblicke seines

schießung Charlerois fortgesetzt, mit solchem Erfolge, daß der Befehlshaber im Laufe des Vormittags einen Officier zur Unterhandlung der Uebergabe hinaussandte. Von dem sofortigen Abschlusse konnte das Schicksal des französischen Heeres abhängen; St. Just blieb aber auch hier in seiner bombastischen Großmannsthuerei, lehnte jede Besprechung ab, und drohte mit allgemeinem Niedermetzeln, wenn bis zum Abend die Thore nicht auf Gnade und Ungnade eröffnet würden. Er vergaß dabei sogar, Kleber von diesem Stande der Dinge zu benachrichtigen, so daß der General, welcher eben im Begriffe war, auf die anrückenden Oesterreicher einen Ausfall zu machen, nur durch Jourdan's eilige Dazwischenkunft von einem Gefechte abgehalten wurde, dessen Feuer die Festung sofort von der Nähe des Entsatzes unterrichtet und die Uebergabe verhindert haben würde[1]). Am Abend streckte der Commandant denn wirklich die Waffen; die Franzosen gewannen damit einen festen Stützpunkt an dem Ufer des Flusses und konnten die Division Hatry für den bevorstehenden Kampf in die Schlachtlinie einrücken lassen, so daß sie den Angriff der Oesterreicher in einer Stärke von 76,000 Mann erwarteten.

Die Verbündeten zählten auch nach Coburg's Ankunft wenig mehr als zwei Drittel jenes Bestandes. Auch die innere Tüchtigkeit ihrer Truppe war nicht mehr dieselbe wie im Anfange des Feldzugs, jetzt, nachdem die Besten in so vielen mörderischen Gefechten decimirt, die Massen durch das Gerücht des bevorstehenden Rückzugs erschlafft waren. Dennoch gab es keinen unter ihnen, der nicht einer Schlacht mit fester Ruhe entgegengegangen wäre, und die Möglichkeit eines abermaligen Sieges war auch jetzt noch in der Verzettelung der feindlichen Streitkräfte gegeben, vorausgesetzt, daß man die eigenen Mittel zusammenhielt und einen der feindlichen Flügel mit voller Macht überwältigte. Dann war nicht blos der Weg auf Charleroi geöffnet, sondern der Feind in seiner Communication bedroht und zum Rückzuge über den Fluß genöthigt. Allein Coburg, der von dem Falle der Festung keine Kunde hatte, dachte an keine andere Kampfesweise, als zehn Tage früher Oranien. Während er 15 Bataillone (11,000 Mann) in zwei Colonnen das feindliche Centrum beschäftigen ließ, sandte er die Prinzen von Oranien und Waldeck[2]) mit 18,000 Mann gegen die französische Linke unter General

---

Sturzes den von ihm beantragten Fehlgriff dem General Jourdan vorgeworfen; dies hat dann in Buchez's Werk und aus diesem in andere Darstellungen Eingang gefunden.

[1]) Soult's Memoiren.

[2]) General der Infanterie, regierender Fürst von Waldeck.

Kleber, Beaulieu aber und den Erzherzog Carl, zwei Meilen weit davon entfernt, mit 10,000 Mann gegen die Rechte der Gegner unter Marceau und Mayer bei Fleurus und Lambusart. Hiernach hing, wie man leicht erkennt, das Geschick des Tages ausschließlich von dem Gelingen des ersten Stoßes ab. Wurde durch diesen Marceau oder Kleber nicht gleich oder völlig zersprengt, wurden sie vielmehr nur gegen Charleroi zurückgedrückt, so stärkten sie gerade durch ihr Weichen die Lage der Franzosen. Mit jedem Schritte rückwärts verbesserten sie den Hauptfehler ihrer Stellung, ihre übermäßige Ausdehnung; ihre Heerestheile traten sich näher, konnten sich gegenseitig unterstützen und das Gewicht ihrer Ueberzahl zu voller Entwicklung bringen. Ganz diesen Verlauf hatten die Verbündeten am 26. Juni zu erfahren.

Die Schlacht begann noch vor Tagesanbruch der Prinz von Oranien, indem er sich gleich nach 1 Uhr auf Kleber's Vorhut, die Division Montaigu, warf, welche dicht an der Sambre (bei Vespe) aufgestellt war. Der Stoß wurde mit solcher Heftigkeit ausgeführt, daß die Franzosen nach kurzem Kampfe die Flucht ergriffen und hinter der Sambre Sicherheit suchten. Hierauf eröffnete, um 4 Uhr, Waldeck den Angriff auf Kleber selbst; eine hartnäckige Kanonade entspann sich; darauf wurde Trazegnies mit dem Bajonnet genommen, der Feind aus dem Walde von Monceaux hinausgetrieben, um 9 Uhr das Dorf Marchienne an der Sambre, nur eine Viertelstunde noch von Charleroi entfernt, mit stürmender Hand erobert. Jetzt aber eilte Kleber persönlich hinüber zu General Morlot, welcher die nächste Division des Centrums befehligte, entlieh sich von ihm einige Bataillone, und machte mit diesen einen ungestümen Angriff auf Waldeck. Zugleich sandte Jourdan die Reservereiterei unter General Dubais in die Flanke der Oesterreicher, von Gosselies her kam eine Haubitzenbatterie heran, welche den Wald von Monceaux mit ihren Geschossen bewarf: genug, wenn die Verbündeten auch auf dem gewonnenen Boden Stand hielten, so wurde ihnen ein weiteres Vorrücken doch unmöglich.

Ein ganz ähnliches Schicksal hatten unterdessen am entgegengesetzten Ende der Schlachtlinie General Beaulieu und Erzherzog Carl gegen die feindliche Rechte zu bestehen. Beaulieu setzte sich in den Waldungen an der Sambre unter hartnäckigem Tirailleurgefechte fest; die Franzosen vertheidigten sich Schritt auf Schritt hinter ihren Verhauen; nur mit starkem Verluste kamen die Kaiserlichen vorwärts. Es wurde 11 Uhr, bis sie die Gegner aus dem Gebüsche verdrängt hatten; General Marceau sammelte darauf seine Division vor dem Dorfe Lambusart und empfing die nachrückenden Oesterreicher mit einem mörderischen Feuer

von 20 Geschützen; diese aber, obgleich ganze Reihen übereinanderstürzten, gingen mit einem jubelnden Bajonnetangriffe vorwärts und sprengten die Gegner auseinander. Vergebens warf sich Marceau, um seine Leute zu sammeln, in das dickste Getümmel; sein Pferd wurde erschossen, er selbst nur mit Mühe der Gefangenschaft entrissen, die große Masse seiner Division, von den österreichischen Kürassieren nachdrücklich verfolgt, floh über die Sambre zurück. Unglücklicher Weise hatte der Erzherzog bis dahin vergebens versucht, die Franzosen aus Fleurus zu vertreiben; so mußte Beaulieu inne halten, und Jourdan gewann Zeit, um aus dem Centrum den General Lefevre mit mehreren Bataillonen zur Verstärkung nach Lambusart zu werfen und damit seiner schwer bedrängten Rechten wieder einigen Halt zu geben. Indessen nahm jetzt der Erzherzog Fleurus, vereinigte sich sofort mit Beaulieu, und beide schritten unter schwerem Kanonendonner zu dem wie sie hofften entscheidenden Angriffe auf Lambusart. Dreimal drangen ihre Colonnen in den Ort ein, dreimal wurden sie zurückgeworfen; endlich ließ Lefevre die rauchende Stätte in den Händen der Sieger und zog sich auf die verschanzten Hügel hinter dem Dorfe zurück, wo gleich nachher die Division Hatry aus der Reserve anlangte und den schwer erschöpften Oesterreichern einen ganz neuen Kampf in Aussicht stellte.

Es war darüber 3 Uhr Nachmittags geworden. Seit zwölf Stunden dauerte das blutige, unentschiedene Ringen, und der Tag mußte bereits als verloren für die Verbündeten gelten, aus dem einfachen Grunde, weil er nicht längst gewonnen war. Selbst wenn mit einem Wunder der Tapferkeit die geschwächten Truppen noch einen neuen Sieg bei Lambusart oder Marchienne errangen, mußte ihre Einbuße im höchsten Grade mörderisch sein, und eine gänzliche Vernichtung stand bevor, sobald an irgend einer Stelle das kühn herausgeforderte Glück sich wandte. Ein solches Spiel fort zu spielen, dazu war offenbar die Lage Coburg's nicht angethan, der, wie wir wissen, die Aufgabe hatte, gute Mannszucht zu halten und die Truppen zu conserviren. In diesem Augenblicke erhielt man durch den Lieutenant Radetzky (den späteren berühmten Feldmarschall, der mit sechs Reitern die Sambre durchschwommen und sich durch die feindlichen Heerestheile bis zu den Wällen der Festung durchgeschlichen hatte) die Nachricht, daß Charleroi seit 24 Stunden in den Händen der Franzosen sei, und Coburg faßte auf der Stelle den Entschluß, die Schlacht abzubrechen. Der Rückzug seiner Colonnen erfolgte in bester Ordnung, Beaulieu nahm sogar ein erobertes Geschütz mit sich, und die Franzosen waren übel genug zugerichtet, um den weichenden Gegner nicht weiter zu belästigen. Nur

Kleber machte einige Versuche gegen Waldeck, dessen Colonne am längsten auf dem Schlachtfelde aushielt, vermochte aber auch einen ernstlichen Erfolg nicht durchzusetzen. Immer war den Franzosen mit diesem Tage das lang angestrebte Ziel, die Festsetzung im Norden der Sambre, errungen, und wenn ihre Soldaten nicht den besten Ruhm, so hatte ihr Feldherr doch den besten Erfolg der Schlacht von Fleurus gewonnen.

Ob und in wie weit derselbe für den ganzen Krieg in's Gewicht fallen würde, hing immer noch in hohem Grade von den Maßregeln des Prinzen von Coburg ab. Sein Heer war keineswegs geschlagen, die Truppen im Gegentheile noch in vollem Gefühle ihrer Kraft. Wenn er sich entschloß, den Franzosen die Straße auf Brüssel scheinbar frei zu lassen, und das gesammte Heer nach Namur zu führen, so konnte er dort binnen einigen Wochen sich aus Luxemburg und Trier bis an 60,000 Mann verstärken, dann deckte er seine Verbindung mit Deutschland und hielt von der Seite her, vielleicht noch auf Monate, Jourdan ebenso sicher im Schach, wie früher in ganz ähnlicher Lage von Tournay aus den General Pichegru. Allerdings hätte ihm in dieser Stellung eine Brandschatzung Brüssels durch eine feindliche Streifpartie gleichgültig, jede größere Bewegung Jourdan's aber nach Norden das Signal zu kräftigem Vorbrechen sein müssen; und eine solche Weise der Kriegführung lag nun ein für alle Male außerhalb seines Gesichtskreises. So griff er zu dem gerade entgegengesetzten Systeme, der nothdürftigen Deckung aller Straßen mit der Bereitschaft zum Weichen bei jedem ernsten Angriff. Er ließ seine Heerestheile einen jeden auf demselben Wege zurückgehen, auf dem er in die Schlacht eingerückt war, Beaulieu ostwärts zur Beschirmung Namurs nach Gembloux, das Centrum nordwärts gegen Brüssel bis Genappe, Oranien gegen Westen bis Roeulx, in der Umgegend von Mons. Es war eine Strecke von mehr als sechs Meilen, über die er hiermit seine Streitkräfte in drei Stücke von je 12- bis 15,000 Mann zerlegte, im Angesichte eines vordringenden Feindes, welcher binnen 24 Stunden eine Masse von mehr als 100,000 Mann vereinigen konnte. Nimmt man dazu, daß zu derselben Zeit der Herzog von York seine noch schwächere Streitkraft in noch schwächerer Aufstellung von Tournay bis Helvoetsluis auseinander gestreut hatte, so wird es klar, daß mit diesen Maßregeln das Dasein der Verbündeten geradezu in die Hand der Franzosen gegeben war. Wie viele wären entronnen, wenn Jourdan am 27. Juni mit 90,000 Mann gegen Namur und Lüttich zur Sperrung ihres Rückzugs aufgebrochen wäre, und gleichzeitig Pichegru mit einer ähnlichen Masse etwa bei Oudenarde die Schelde überschritten, York und Clerfait damit von einander getrennt,

und dann seinen unaufhaltsamen Lauf gegen Brüssel in Coburg's Rücken gerichtet hätte?

Indessen das revolutionäre Kriegssystem vergalt in diesem entscheidenden Augenblicke die Schonung, welche die Fehlgriffe der Verbündeten ihm so oft hatten angedeihen lassen: so viel Coburg that, den Franzosen die Beute in die Hand zu schieben, genau so hartnäckig waren diese, jedes ernstliche Zugreifen zu vermeiden. Am 27. Juni schrieb Jourdan an Carnot, er sehe jetzt zwei Operationen vor sich, entweder die Vertreibung des Feindes aus der Umgegend von Maubeuge, oder die Belagerung von Namur, welche allerdings größeren Vortheil gewähren, aber auch viel schwieriger sein würde. Er bat also den Ausschuß um eine Erklärung, welche derselben zu dem allgemeinen Kriegsplane am besten passen würde. Wenn er hiernach keine Ahnung von den Lorbeeren hatte, die ihm das Schicksal mit seltener Freigebigkeit anbot, so fand sich auch der Ausschuß nicht gemüßigt, irgendwie von dem einmal entworfenen Plane abzugehen. Er blieb dabei, sein Hauptheer gegen die Seemächte zu verwenden, und folglich nach Flandern, gegen Westen, an die Meeresküste zu weisen. Allerdings hatten die Verhältnisse in Belgien sich so gestaltet, daß Alles die beiden französischen Heere in Masse gegen Osten drängte und die höchsten Erfolge bei einer mächtigen Bewegung in dieser Richtung zu hoffen waren. Allerdings war die Brester Kriegsflotte bei einem ersten Versuche des Auslaufens von den Engländern bei Ouessant auf das Uebelste zugerichtet worden und mit einem Verluste von sieben Schiffen und 8000 Mann in den Hafen zurückgekommen, so daß an eine Landung in England vernünftiger Weise gar nicht mehr zu denken war. Allein noch immer bestand jener politische Wunsch, Oesterreich zu schonen und England einzuschüchtern, und diese Erwägung entschied, so weit wir sehen können, unabänderlich auch die militärischen Maßnahmen des Ausschusses.

Bereits hatte Pichegru, in richtiger Beurtheilung der Lage, eine Bewegung gegen Oudenarde begonnen, sofort aber empfing er von Carnot die gebieterische Weisung, es sei an der Zeit, den letzten Faden, welcher Oesterreich und England verbinde, durch die Einnahme von Ostende zu zerschneiden; er solle also ganz Westflandern besetzen und sich dort einen Punkt verschaffen, von dem aus er den Engländern einen Besuch im eigenen Hause machen könne; denn, setzte Carnot hinzu, die Regierung hat den Landungsplan keineswegs aufgegeben. Wenn etwa die Zahl der Fahrzeuge für das Unternehmen im Augenblicke noch nicht ausreichte, so sollte Pichegru vorläufig wenigstens eine

kleinere Expedition gegen die holländische Insel Walcheren vornehmen, zum Mindesten 16,000 Mann zu diesem Zwecke bereit halten und alle sonstigen Operationen zur Unterstützung desselben einrichten. Pichegru brach hierauf den bereits eröffneten Angriff auf Oudenarde ab, und vereinte die Hauptmasse seiner Streitkräfte in Brügge, welche Stadt am 26. Juni von Moreau besetzt worden war. In demselben Sinne wurde dann am 29. auch Jourdan beschieden. Er sollte eine große Operation weder in östlicher noch in westlicher Richtung unternehmen, sondern sich vollständig auf Coburg's System der kleinen Colonnen und des sachten Zurückgehens einlassen: also wie Coburg ein Corps rechtshin gegen Namur, ein anderes links gegen Mons entsenden, mit der Hauptmacht dem feindlichen Centrum gegen Brüssel folgen. Um diese Zweckwidrigkeiten und Lähmungen zu vollenden, verfügte schließlich der Wohlfahrtsausschuß am 4. Juli, die beiden Heere sollten mehrere Divisionen zur Belagerung der vier gefallenen französischen Festungen zurücksenden, bis zur Wiedereinnahme derselben überhaupt sich aller großen Offensivoperationen enthalten, und sich begnügen, die Verbündeten bis hinter eine von Antwerpen nach Namur gezogene Linie zurückzudrängen [1]).

Es giebt meines Wissens keinen sachverständigen Urtheiler, welcher über die Auffassung dieser Dinge einen Augenblick im Zweifel gewesen wäre. Es reicht hin, die französischen Autoritäten zu erwähnen, welche den Feldzug von 1794 ihrer militärischen Kritik unterworfen haben: Servan und Jomini, Jourdan und Soult sind einstimmig in der entschiedenen Verwerfung der erzählten Anordnungen. Auch scheint die Sache selbst ganz unzweideutig zu reden. Man denke sich die neue Vertheilung der französischen Truppen, Pichegru mit seinen hundert Tausenden in nutzlosen Märschen an den Seeküsten, Jourdan's Heer in drei durch weite Meilen getrennte Abtheilungen von je 30,000 Mann zerlegt. Nichts als der eigene Willen konnte den Gegner hindern, zwischen diesen Corps eine Masse von 60,000 Mann zu vereinen, Jourdan's Centrum mit einem plötzlichen Anfalle zu überwältigen, und dadurch sofort die beiden vereinzelten Flügel zum fünften Male über die Sambre zurückzuwerfen. Den Truppen wäre eine solche Zumuthung ganz sicher nicht zu stark gewesen. Denn wir sahen, das verbündete

---

[1]) Dazu kam ein Decret des Convents, jede Besatzung, die nicht binnen 24 Stunden nach der ersten Aufforderung capitulire, solle über die Klinge springen. Es war, dem Feinde gegenüber, eine revolutionäre Phrase, welche nie zur Ausführung kam, die eigentliche Bedeutung des Decrets wird unten bei den französischen Parteikämpfen erhellen.

Heer war bei Fleurus keineswegs besiegt und in seiner innern Ordnung völlig unangetastet; unter den Officieren zeigte sich seit der Abreise des Kaisers starke Abneigung gegen fernere, wie sie sagten, nutzlose Strapazen [1]), die Soldaten aber waren, wenn auch nicht mehr begeistert, doch in jeder Hinsicht kampfbereit. Es ist aber einleuchtend, wie gründlich ein solcher Umschwung an der Sambre auf Pichegru's Angriffslust in Flandern zurückgewirkt, wie er das Vorgehen der Franzosen also auf der ganzen Grenze gefesselt hätte. Im Hauptquartier der Verbündeten fehlte es denn auch an dieser Einsicht nicht, und ein großer Kriegsrath unter Coburg's Vorsitz beschloß noch einmal am 1. Juli, Belgien auf das Aeußerste zu vertheidigen [2]) und zu diesem Behufe eine starke Streitmasse zunächst gegen den rechten Flügel Jourdan's und zum Schutze der Stadt Mons zu verwenden. Allein an demselben 1. Juli schlug bereits Ferrand den Prinzen von Oranien aus Mons hinaus: und so verfügte ein zweiter Kriegsrath am 5., daß längerer Widerstand unmöglich und Brüssel am 7. zu räumen sei. In dieser Stadt zitterte man schon seit Wochen vor dem jetzt hereinbrechenden Schicksal, überall erinnerte man sich an das Benehmen der Franzosen im vorigen Jahre und fürchtete unter Robespierre's Herrschaft noch viel Aergeres; wer irgend etwas zu verlieren hatte, suchte noch im letzten Augenblicke zu entkommen. Nicht anders war es in Gent und Antwerpen, in Löwen und in Namur. Die Edelleute entflohen ohne Ausnahme, die meisten Prälaten folgten, Fabrikanten und Kaufleute brachten sich und ihre Habe in Sicherheit. In Brüssel stand die Hälfte der Läden leer, in großen Haufen drängten sich die Flüchtlinge zwischen den Truppenzügen auf den Landstraßen fort, man berechnete im ganzen Lande ihre Zahl auf mehr als 200,000. Die Landesregierung hatte schon am 3. Juli ihren Sitz von Brüssel nach Mecheln verlegt, und zum Abschied die Bürgerschaft durch einen fruchtlosen Versuch erbittert, die städtischen Depositencassen mit sich fortzuführen; sie wanderte am 9. weiter nach Diest, Ruremonde, Düsseldorf; die Mehrzahl der Beamten folgte ihr; alle bürgerlichen Verhältnisse brachen voll-

[1]) York an Dundas, 28. Juni.

[2]) Oranien und York interpellirten hier die kaiserlichen Heerführer geradezu, ob Oesterreich die Niederlande räumen wolle, und erhielten darauf von jenen die bestimmte und zweifellos wahre Versicherung, daß sie keinen Auftrag erhalten hätten, die Niederlande zu verlassen oder einen übereilten Rückzug zu unternehmen. Es bezeichnet den Grad der Einsicht, mit welcher Vivenot's Buch zu Stande gekommen ist, daß der Verfasser schon hiermit den vollständigen Beweis geliefert zu haben meint, Thugut habe den höchsten Werth auf die Behauptung Belgiens gelegt.

ständig zusammen [1]). Indessen eilte die Hiobspost hinüber nach Flandern in das Hauptquartier des Herzogs von York, und bewirkte dort eine nicht geringere Erschütterung, als bei dem belgischen Volke. Wohl hatte der Herzog seit den Unglückstagen von Tournay ein solches Ende erwartet, dann aber während der ersten Kämpfe an der Sambre diese Sorge wie manche andere in kurzsichtiger Unbedachtsamkeit und den täglichen Freuden der Tafel fast wieder vergessen. Jetzt war er außer sich. Er erfuhr von dem Prinzen Coburg, daß am 6. Juli die Generale Beaulieu und Quosdanovich von 30,000 Franzosen angegriffen worden seien, allerdings den Feind abgewehrt hätten, daß aber dennoch der Rückzug auf Tirlemont unerläßlich erscheine. Die Zeiten also sind vorbei, schrieb er dem Prinzen zurück, wo wir bei der Kunde von dem Anmarsche eines doppelt so starken französischen Haufens keine andere Frage hatten, als nach dem Orte, wo wir ihn treffen könnten; dieser Rückzug nach Tirlemont wird weiter, wird bis Mastricht gehen, und schlimmere Folgen als eine Niederlage haben — gerade heraus, Ew. Durchlaucht, die britische Nation, deren öffentliche Meinung eine unverächtliche Sache ist, kann hier nicht anders urtheilen, als daß wir verrathen und verkauft sind. Er wandte sich dann an den Erzherzog Carl, sprach ihm seinerseits dieselbe Ueberzeugung aus, und beschwor ihn, die Lage dieser Provinzen, die man eben dem Feinde überliefere, als deren Generalstatthalter in Erwägung zu ziehen, und das Gewebe dieser Unwürdigkeiten mit starker Hand zu zerreißen. Eine Antwort Coburg's liegt nicht vor. Der Erzherzog aber entgegnete, daß nach seiner eigenen Gesinnung sein Entschluß nicht einen Augenblick zweifelhaft sein würde, daß er aber ohne alle Kenntniß von der politischen Lage, und von dem Kaiser auf das Bestimmteste angewiesen wäre, hier nur noch als Feldzeugmeister zu dienen: es scheint nur zu wahr, schließt er, daß wir verrathen sind, jedoch bitte ich, wenn Sie positive Beweise dafür in Händen haben, sie nicht mir mitzutheilen, sondern sie dem Kaiser zu senden.

Unter diesen Umständen blieb dem schwachen York'schen Heere nur noch ein eiliger Rückzug übrig. Coburg nahm Abrede mit dem Herzog, zunächst eine Linie hinter der Dyle, von Antwerpen über Löwen und Gembloux nach Namur besetzt zu halten. Es war aber auch dies nicht Ernst. Die Truppen wichen unter matten Kämpfen zurück, wo die Franzosen sich zeigten; Coburg gab den Befehl, Namur zu räumen, und leitete seine gänzliche Scheidung von York ein, indem er den Grafen Clerfait zu seinem Hauptheere heranzog, und dafür den Prinzen von

[1]) Correspondenz des Grafen Trautmannsdorf und des Staatssecretär Müller, im Brüsseler Archiv.

Oranien zu den Engländern hinüber gehen ließ. Am 11. Juli langte dann Jourdan unter dumpfer Stille der Bewohner in Brüssel an, wo sich gleich nachher auch Pichegru mit zwei Divisionen des Nordheeres einfand. Am 12. ging dieser gegen die Holländer und Hessen in Mecheln vor, und besetzte den Ort nach unsicherem Angriff und schwankendem Widerstande am 15.; zu derselben Zeit führte Kleber die Linke des Sambreheeres gegen Löwen, von wo die Oesterreicher nach kurzem Gefechte auf Tirlemont zurückwichen. Hiermit war die definitive Trennung York's und Coburg's ausgesprochen. Jener, mit den Engländern, Holländern und den deutschen Soldtruppen Englands, zog sich langsam und von Pichegru in keiner Weise beunruhigt gegen Norden, um die holländische Grenze zwischen der Schelde und Herzogenbusch zu decken. Dieser, mit den österreichischen Heerhaufen, wich nicht minder bedächtig und von Jourdan nur durch einige Nachtrabgefechte belästigt, nach Osten, und nahm Stellung an der Maas zwischen Ruremonde, Mastricht, Lüttich. Wenn übrigens zu Anfang des Monats das kaiserliche Hauptquartier durch den Entschluß zum Rückzuge die Franzosen verpflichtet hatte, so wurde man jetzt umgekehrt ihnen Dank schuldig für die Gemächlichkeit, welche sie diesem Rückzuge verstatteten. Denn seit jenem unheilvollen Kriegsrathe vom 5. Juli war im österreichischen Heere die innere Zersetzung vollständig geworden. Ohne Rückhalt redeten die Officiere von Coburg's Unfähigkeit und der Werthlosigkeit Belgiens für die österreichische Monarchie; die Soldaten schmähten öffentlich über die ungenügende Verpflegung und die Beschimpfung ihrer Waffenehre. Ueberall stockte bei dem plötzlichen Wechsel der Dinge die materielle Kriegsverwaltung, überall brach die innere Hoffnungslosigkeit in offener Auflösung der Zucht und Kampfestüchtigkeit an das Tageslicht[1]).

Indessen hatten sich die erwähnten Bewegungen vollzogen. Eine allseitige Waffenruhe trat ein; Belgien war in der Hand der Franzosen. Auch auf anderen Schauplätzen des großen Krieges zeigte sich in diesem Augenblicke das Glück ihnen günstig. In der Vendee hatte Carnot im Mai die Abberufung des ebenso unfähigen als brutalen Turreau, und damit einen Wechsel des ganzen Kampfsystems zu verständiger Milde — sehr gegen Robespierre's Willen — durchgesetzt. Die Folge war auf der Stelle ein erhebliches Einschwinden der Insurrection, so daß man von dem noch 80,000 Mann starken Westheere 5000 an die Pyrenäen und 20,000 an den Rhein zur Bekämpfung der auswärtigen Feinde senden konnte. Wir kommen später noch darauf zurück, wie in Folge dieser Verstärkung

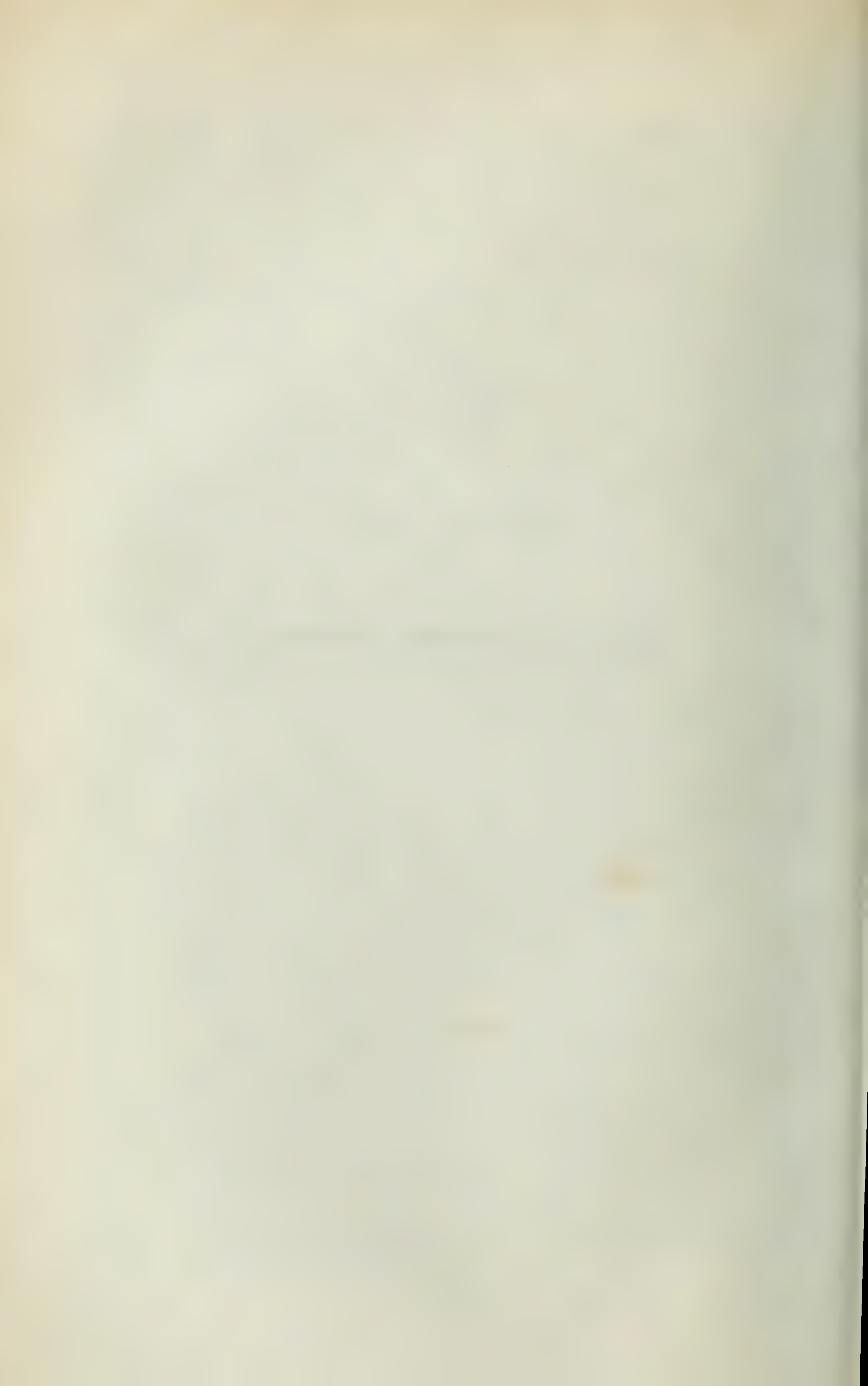
[1]) Bericht des Hauptquartiers an den Kaiser, 15. Juli. (Coburg's Papiere.) Berichte der englischen Officiere Crawfurd und Calvert.

die Generale Michaud und Moreaux erhebliche Vortheile über die Preußen und Reichstruppen in der Pfalz davontrugen. Ebenso vertrieb in den Ostpyrenäen Dugommier die Spanier und Portugiesen aus den bisher behaupteten französischen Grenzplätzen; im westlichen Theile des Gebirgs aber erstürmte Moncey die feindlichen Schanzen bei Fuentarabia und Ernani, und drang siegreich auf dem spanischen Gebiete selbst vor.

Weniger stattlich für die Franzosen nahm sich die Lage der Dinge endlich in Italien aus. Zwar war bald nach den früher erzählten Erfolgen im Genuesischen auch das Alpenheer in Bewegung gekommen, hatte zuerst die Pässe des kleinen Bernhard, dann jene des Mont-Cenis, endlich den Paß der Barrikaden erstürmt, und stand damit, wie das Südheer, auf dem Kamme des Gebirges, überall, wie es schien, zum Vorbrechen auf Turin bereit. Allein in diesem Augenblicke führte ein glücklicher Zufall die sardinische Regierung zur Entdeckung jenes in ihrer Hauptstadt gährenden Complottes. Der Vertrag von Valenciennes brachte einige österreichische Verstärkungen in das Feld, und seit dem Ausgange des Juni wurde es hier ebenso friedlich stille, wie vier Wochen später in den Niederlanden. Immer trat schon jetzt das Wachsen des französischen Einflusses in Italien mit einer überraschenden Thatsache zu Tage. Der Bruder des Kaisers, der Großherzog von Toscana, sandte damals den am eifrigsten französisch Gesinnten seiner Diplomaten, den Ritter Carletti, hinüber nach Genua, um dort den ersten Schritt für ein besseres Verständniß zwischen Frankreich und Toscana zu thun. Je lebhafter aber der nächste Verwandte des Kaisers auf eine bedenkliche Friedenspolitik einging, desto geringere Neigung dazu ließ der mächtigste unter den Verbündeten Oesterreichs blicken. England beantwortete um die Mitte des Juni die Sendung Montgaillard's mit einem Beschlusse der Notabeln von Corsica, welcher Georg III. als König der eben besetzten Insel proclamirte. Die Wirkung dieses Schrittes war gleich übel in Madrid, in Genua, in Florenz: überall schärfte sich mit der Eifersucht auf Englands maritime Uebermacht die still anwachsende Hinneigung zu Frankreich. Auch in Wien war man sehr verdrießlich. Man wollte wissen, daß Pitt den Anträgen Montgaillard's mit einem entgegengesetzten Vorschlage geantwortet habe, Frankreich möge, wenn es die englische Herrschaft über die eroberten Inseln anerkenne, seinerseits Belgien dahin nehmen. Es war nicht wahr, und schwerlich glaubte Thugut selbst daran; aber die bloße Existenz eines solchen Gerüchtes in Wien zeigte deutlich genug, daß Thugut's freundliche Gesinnung gegen England in hohem Maße abgekühlt war.

Zehntes Buch.

Dritte Theilung Polens.



Erstes Capitel.

Robespierre's Sturz.

Ueberblicken wir noch einmal die Lage der europäischen Politik im Juli 1794, so war ein entschiedenes militärisches Uebergewicht auf der französischen, eine allgemeine Unlust und Ermattung auf der Seite der verbündeten Mächte vorhanden. England allein war siegreich mit seinen Flotten, und nach wie vor zum Kriege entschlossen. Preußen hatte ihm sein Rheinheer zur Verfügung gestellt, ging sonst aber mit allen Interessen und Bestrebungen in dem polnischen Kriege auf. Holland und die deutschen Reichsstände, Neapel und Spanien hatten keinen lebhafteren Wunsch als Frieden, beinahe um jeden Preis. Oesterreich endlich, der älteste und seither hervorragendste Gegner der Franzosen, war noch entschiedener als Preußen von den Sorgen des französischen Krieges hinweg- und jenen der polnischen Frage zugewandt.

Unter diesen Umständen konnte nichts wichtiger für Europa sein, als die kriegerische oder versöhnliche Stimmung der französischen Machthaber. Allerdings, wer nur die öffentlichen Acte derselben sah, schien jedem Gedanken an Frieden entsagen zu müssen. Niemals waren die Rüstungen mit heftigerem Geräusch betrieben worden, niemals hatte die Rednerbühne des Convents von wilderer Verwünschung der gekrönten Tyrannen, der bewaffneten Fürstensclaven, der monarchischen Räuberbande wiedergetönt. Aber neben diesem officiellen Lärmen gab es noch eine andere Stimmung. Die Neigung zum Frieden lebte nicht blos in den Kreisen der gebildeten Classen, die von jeher den Krieg als das ärgste Gährungsmittel der Revolution verabscheut hatten; sie lebte nicht blos bei der Masse der Bürger, welche Gewerbe und Wohlstand täglich mehr dahinschwinden sahen, und nicht blos in der bäuerlichen Bevölke-

rung, welche das Blut ihrer Söhne und die Frucht ihrer Aecker den immer wachsenden Forderungen des Krieges opfern mußte. Sie hatte ihre Vertreter auch unter der Zahl der revolutionären Führer selbst; sie begann auf's Neue, wie zwölf Monate früher, eine bittere Streitfrage zwischen den Parteien des Wohlfahrtsausschusses zu werden.

Nach dem Untergange Hebert's und Danton's war Robespierre nochmals der Beherrscher der politischen Lage geworden. Sein Nebenbuhler Collot hatte mit den Katastrophen des März Alles eingebüßt, was ihm und seiner Partei bisher eine unabhängige Stellung gegeben hatte, den Einfluß der Cordeliers, den Beistand des Pariser Stadtrathes, endlich und vor Allem den Besitz des Kriegsministeriums. Vornehmlich um dessen Macht auf immer zu brechen, hatte der Convent die Auflösung des ganzen Ministerrathes und die Bildung von zwölf Commissionen an dessen Statt verfügt. Der Wirkungskreis derselben war vielfach charakteristisch für den Zustand. Die erste umfaßte Verwaltung, Polizei und Gerichte: die Justiz war auch der officiellen Form nach ein bloßes Anhängsel der Polizei geworden. Die zweite behandelte den öffentlichen Unterricht, damals eine geringe Last, da schon die Finanznoth alle Organisationen auf diesem Gebiete hinderte. Die dritte war dem Ackerbau und den Künsten bestimmt; wir werden in dem jetzt herrschenden Systeme den Zug noch weiter bemerken, daß der ächte Republikaner eigentlich keine andere Kunst als die des Ackerbaues üben sollte. Die vierte verwaltete den Handel und die Volksverpflegung; die letztere wurde, wie man sieht, mehr von fremder Zufuhr als vom französischen Acker erwartet. Die fünfte war mit den öffentlichen Arbeiten, die sechste mit den öffentlichen Unterstützungen, die siebente mit der Beaufsichtigung des Postwesens beschäftigt; es waren drei besonders schreiende Bedürfnisse, welche sich in der Schöpfung gerade dieser Bureaus ausprägten. Es folgte dann eine Commission der Nationaleinnahmen, anstandshalber, da es thatsächlich keine andere Einnahme als Assignaten, Confiscationen und Requisitionen gab. Drei weitere Commissionen waren mit den Angelegenheiten der Landesvertheidigung beauftragt, mit der Verwaltung der Landheere, der Flotten, der Waffen- und Pulverfabriken. Endlich die zwölfte besorgte die im Augenblicke auf Dänemark, die Schweiz und Nordamerika beschränkten auswärtigen Angelegenheiten.

Die Besetzung dieser Behörden behielt sich Robespierre ausschließlich vor. Wir haben die von ihm geschriebenen Personenlisten, erste Entwürfe, kurze Noten über die Charaktere, schließliche Zusammenstellung. Patrioten nennt er die Einen, mit mehr oder weniger Talent; dann

werden Andere bezeichnet als kräftige, kluge, redliche Männer, fähig für die wichtigsten Aufgaben, ausreichend für die höchsten Aemter. Es sind durchgängig namenlose Menschen, deren keiner seine politische Begabung weiterhin bewährt hat. Commissar der Polizei und Justiz wurde Hermann, bisher Gerichtspräsident in Robespierre's Vaterstadt Arras; dessen Beigeordneter Lanne war ein naher Freund des Deputirten Lebas, der seinerseits mit St. Just auf vertrautem Fuße stand und die Tochter von Robespierre's Hauswirth geheirathet hatte. Ein Schulmeister aus dem Jura, Buchot, wurde von dem Präsidenten des Revolutionsgerichts gelobt, und darauf von Robespierre zum Commissar der auswärtigen Angelegenheiten ernannt[1]). Im Club zu Pontarlier hatte kurz zuvor ein Postbeamter Lerebours eine heftige Discussion mit einem durchreisenden Deputirten; Robespierre, davon unterrichtet, ließ ihn nach Paris kommen, lobte seine Energie und machte ihn zum Vorsteher der öffentlichen Unterstützungen. Der neue Minister erschien dann täglich bei Robespierre, um unter dessen Leitung zu arbeiten[2]). Andere dieser Commissare hatten sich als Redner bei den Jacobinern oder als Mitglieder der Blutgerichte in Lyon und Arras empfohlen; von einem Beigeordneten der Ackerbau-Commission wird bemerkt, daß er eine Guillotine im Siegel führte. Von diesen Ernennungen wurden einige schon am 8., alle sodann definitiv am 18. April durch den Convent in einem einzigen Decrete ohne irgend eine Erinnerung vollzogen.

Ein Zweites, kaum weniger Wichtiges war die Sicherung von Paris. Es galt, den Stadtrath, der bisher der Mittelpunkt aller Oppositionen gewesen, zum ersten Male seit 1789 der Regierung dienstwillig zu machen. Der Wohlfahrtsausschuß verfügte demnach aus eigener Machtvollkommenheit eine neue Besetzung der städtischen Polizei, reinigte sodann in den Sectionen die Revolutionsausschüsse von mißliebigen Elementen, und ließ durch die völlig unterwürfigen Jacobiner auf die Schließung und Unterdrückung aller anderen Clubs und Volksgesellschaften wirken. Der Eindruck der letzten Gewaltstreiche war so stark, daß Alles ohne Widerstand sich fügte, und mit zuvorkommendem Eifer in die officielle Losung einstimmte, wie die Republik dürfe auch die öffentliche Meinung nur eine einzige und untheilbare sein. Indem so den abweichenden Gesinnungen jedes Organ geschlossen war, wurde die Bildung des neuen Stadtrathes nicht anders als jene der Ministerien nach Robespierre's Listen durchgeführt. Maire wurde der für den Dic-

[1]) Mémoires de Miot de Mélito I, 53.

[2]) Villiaumé, hist. de la rév. franç. Vol. III Note P.

tator begeisterte Fleuriot, bisher Beamter beim Revolutionsgericht, Nationalagent ein gewisser Payan, Bruder des Commissars des Unterrichts und gleichgesinnter Vertrauter St. Just's. An der Spitze der Nationalgarde blieben Henriot und Boulanger, erfüllt von dem einen Wunsche, ihre früheren hebertistischen Sünden durch verdoppelten Diensteifer gut zu machen.

So war das einst so getümmelvolle Paris zu lautlos gehorchender Ruhe zurückgebracht. Im Convente wagte sich kein Wort mehr gegen den allmächtigen Machthaber hervor. Die Provinzen hatten an dem Beispiele Lyons, Toulons, Bordeaux gelernt, welche entsetzliche Folgen der Zorn der jacobinischen Regierung hatte, und lagen, außer der Vendee, in duldender Unterwürfigkeit. Hier brauchte das Augenmerk Robespierre's sich nur auf die Beamten der Regierung selbst zu richten, und mit Eifer ging er jetzt daran, der Ungebundenheit und Unordnung, mit der ihn die Hebertisten, der Schlaffheit und Weichheit, mit der ihn einige Dantonisten geärgert hatten, ein Ende mit Schrecken zu machen. Mißfällig hatte er bemerkt, wie das öffentliche Vermögen verschleudert, die Taschen der Conventscommissare gefüllt, die Unterthanen von einer Menge unberufener und eigenwilliger Subjecte ausgebeutet wurden. Ebenso schädlich für das gemeine Wesen dünkte ihn, daß eine solche Unordnung zahlreichen Aristokraten Gelegenheit zum Entschlüpfen gebe, daß die revolutionäre Justiz sich nicht selten durch örtliche und persönliche Einflüsse zur Milde bestimmen lasse, daß in den fessellosen Clubs der Departements nur die allgemeine Tendenz aber nicht jeder einzelne Willensact der Regierung sich auspräge. Seine Meinung war, daß alle diese Eigenwilligkeiten vor einer straffen Herrschereinheit und eisernen Zucht verschwinden müßten. So trat am 15. April St. Just mit einem großen Berichte über die allgemeine Polizei vor den Convent. Er schilderte die Zerrüttung des öffentlichen Haushaltes durch das Papiergeld, die Börsenspeculationen, die Veruntreuungen. Er klagte über die allgemeine Verarmung, das Schwinden der Lebensmittel, die Vernichtung des Credits. Es sei nöthig, sagte er, den Bau der Regierung zu kräftigen, die Verwalter des Staates aus ihrem Schlafe zu reißen, die Beamten zu strenger Rechenschaft wegen ihrer Nachlässigkeit und ihrer Brutalität, wegen der Begünstigung der Verräther und der Schurken zu ziehen. Es wurde hiernach verfügt, daß alle Verschwörer des ganzen Landes vor das Pariser Revolutionsgericht gestellt, und folglich alle Tribunale dieser Art in den Departements aufgelöst werden sollten[1]),

[1]) Es ergab sich dies von selbst aus dem ersten Satze; da es jedoch in dem

es sei denn, daß der Wohlfahrtsausschuß ein Anderes für nöthig erachte. Hiermit war die politische Justiz im vollsten Maße centralisirt und dem Willen der Regierung überliefert: wir wissen, daß sie unter schwach verhüllenden Formen über Leben und Habe jedes Bürgers verfügen konnte, und werden bald sehen, wie genau Robespierre einen jeden Schritt des Pariser Tribunals beaufsichtigte und lenkte. Durch die Auflösung der übrigen Höfe wurde also jede eigene Ansicht eines Richters aus dem Systeme beseitigt: allerdings entstand damit auch eine Ueberbürdung des Pariser Tribunals und die Gefahr einer baldigen Geschäftsstockung, und eine solche hätte Robespierre freilich als das Allerärgste, als die Zerstörung seines festesten Fundaments betrachtet. Nun hatte bereits St. Just's Gesetz vom 26. Februar die Bildung von sechs sogenannten Volkscommissionen zur Untersuchung der eingesperrten Verdächtigen verordnet; und diese schienen das bequemste Organ für die Unterstützung des Revolutionsgerichtes abgeben zu können. Es wurde also jetzt bestimmt, daß der Wohlfahrtsausschuß diese Commissionen bis zum 14. Mai ernennen würde. Sie sollten dann von der Lage der Verdächtigen Kenntniß nehmen, die Unschuldigen befreien, die anderen dem Gerichte überweisen; außerdem würden sie selbst urtheilen über alle Bürger unter sechzig Jahren, die ohne festes Gewerbe lebten, und sich feindselig gegen die Revolution ausgesprochen hätten; diese sollten in die Verbannung nach Cayenne gesandt werden. Der Kreis der neuen hohen Polizei wurde geschlossen durch die Vorschrift, daß alle früheren Edelleute und Fremden Paris, die Grenzplätze und Seehäfen binnen drei Tagen zu verlassen hätten.

Die übrigen Bestimmungen des Decrets richteten sich an die Verwaltungsbeamten. Alle Behörden sollten ihre Rückstände binnen drei Monaten aufarbeiten. Niemand sollte sich ferner eine Ueberschreitung seines amtlichen Wirkungskreises zu Schulden kommen lassen. Kein Commissar des Convents dürfe in Zukunft seine Vollmacht einem Dritten übertragen. Kein Beamter außer der Commission der Volksverpflegung und den Repräsentanten bei den Heeren sei zu Requisitionen berechtigt. Der Wohlfahrtsausschuß werde Alles thun, setzte das Decret hinzu, um Handel und Gewerbe zu heben. Wir müssen, hatte außerdem St. Just in dem Berichte gesagt, endlich auch die bürgerlichen Institutionen erschaffen, die Institutionen, die einzig sichere Grundlage unseres Staates, an welche doch bisher noch Niemand gedacht hat.

Decrete ursprünglich nicht stand, gab es Zweifel in den Departements, und so wurde es am 8. Mai ausdrücklich verfügt.

In diesen letzten Worten lag die erste Ankündigung des politischen Systems, durch welches die Regierung Robespierre's sich von ihren revolutionären Vorgängern zu unterscheiden beabsichtigte. Bisher hatte die demokratische Gewalt das äußere Leben aller Franzosen, ihr Gut und ihr Blut vollständig ihrem Griffe unterworfen. Sie hatte außerdem gewisse politische und religiöse Tendenzen auf das Grimmigste verfolgt und jede Aeußerung derselben mit sofortiger Vernichtung bedroht. Jetzt verhieß St. Just einen neuen Fortschritt dieses Regimentes. Die Absicht war, von nun an auch die Geister der Unterthanen in Beschlag zu nehmen wie bisher die Leiber, die Gedanken und die Neigungen ebenso von Staatswegen den Menschen zuzutheilen wie die irdischen Güter, die Selbständigkeit und Eigenartigkeit des Einzelnen im Seelenleben so wenig wie im körperlichen zu dulden. In diesem Sinne unterschied St. Just zwischen den Gesetzen, welche die äußeren Staats- und Rechtsverhältnisse regelten, und den Institutionen, nämlich den Einrichtungen, welche dem Volke eine Erziehung in geistigen und sittlichen Dingen geben sollten. Es wurde dies sofort das Schlagwort der neuen Machthaber, und wenigstens mit voller Aufrichtigkeit verkündeten sie der Nation, in welchem Umfange und mit welchen Mitteln sie ihre Geisterherrschaft durchzuführen gedachten. Am 20. April legte Billaud im Namen des Ausschusses ein Decret vor, welches sonst keinen Inhalt als den eines allgemeinen Programmes hatte. Der Convent verfügt, hieß es, daß er die demokratische Republik zum vollständigen Triumphe führen und alle ihre Gegner ohne Erbarmen vertilgen werde. Der Bericht Billaud's erörterte näher, was der Ausschuß unter einem vollständigen Triumphe verstehe. Der Uebergang einer lange geknechteten Nation zur Demokratie sei vergleichbar mit der Anstrengung der Natur aus dem Nichts zum Dasein. Man müsse ein Volk, welches man der Freiheit wiedergeben wolle, gänzlich umschaffen, man müsse seine Vorurtheile zerstören, seine Gewohnheiten ändern, seine Bedürfnisse einschränken, seine Laster ausrotten, seine Neigungen heilen. Es sei also eine starke Thätigkeit nöthig, um die bürgerlichen Tugenden zu entwickeln und die Leidenschaften zu erdrücken. Die Republik sei die Verschmelzung aller Willen, aller Interessen, aller Talente, damit jeder in dieser Gesammtheit den seinem Einsatz entsprechenden Antheil erlange. Deshalb müsse der Staat den Menschen schon bei der Entstehung desselben ergreifen und sich mit starker Hand der Erziehung bemächtigen. Solon's schwaches Vertrauen habe Athen in neue Sclaverei geworfen, Lykurg's Strenge in Sparta der Republik eine unerschütterliche Grundlage gegeben. Diese Parallele, bemerkt der Redner, enthält die gesammte Kunst des Regierens.

Die Meinung der Machthaber ging also dahin, mit allen Mitteln der Gewalt die Masse ihrer Mitbürger in eine neue Form der Sitte, der Religion, des Lebens zu gießen, ihr Staatswesen nicht nach den Bedürfnissen der Menschen zu gestalten, sondern den Willen der Menschen unter das Modell des neuen Regimentes zu beugen oder zu zwingen. Indem man es ausspricht, rührt sich in jedem unbefangenen Sinne das menschliche Gefühl gegen einen solchen Despotismus fanatischer Willkür. Immer aber ist es wichtig, die Gründe dieses Urtheils, ihr Gewicht und ihre Grenzen sich zu vollständiger Klarheit zu erheben. Wie bei allen großen politischen Verirrungen findet sich auch in St. Just's Gedankengang ein richtiges Element. Es ist unmöglich, daß eine Staatsform Bestand gewinne, welche nicht durch eine entsprechende Richtung der Sitte im Volke getragen wird. Der Staat ist also ohne Zweifel berechtigt, wie er von dieser Sitte beeinflußt wird, so auch seinerseits auf die Besserung und Hebung derselben zu wirken. Es ist das ja die Pflicht eines jeden ächten Bürgers, und widersinnig wäre es, die hervorragendsten Mitglieder des Gemeinwesens, die Träger der politischen Gewalt, von diesem höchsten Berufe auszuschließen. Ja so sehr liegt die enge Beziehung zwischen Politik und Sitte in den Tiefen der menschlichen Natur gegründet, daß der Staat, der sie einen Augenblick aus dem Gesichte verliert, in seelenlose Auflösung versinkt. Aber indem der Staat sich hiernach als Erzieher des Volkes hinstellt, darf er nicht vergessen, daß die Erziehung nicht die Knechtung, sondern die Befreiung des persönlichen Geistes bedeutet. Religion und Sitte verdienen ihren Namen nur in so ferne, als sie bei jedem Einzelnen unaufhörlich neu aus der inneren Gesinnung geboren werden. Jedes äußerlich zwingende Strafgesetz auf diesem Gebiete ist ein Dolchstoß in das Herz des Völkerlebens. Die mit Schrecken erpreßte Sitte taugt so viel wie die mit Scheiterhaufen befestigte Religion: beide erstarren auf der Stelle zu einem Werkdienste, in dem sie selbst zu Grunde gehen und der unterworfenen Nation nur die Wahl zwischen Empörung oder Erstickung lassen. So zerschnitt mit den großen Ketzergerichten des 13. Jahrhunderts die päpstliche Weltherrschaft sich selbst die Wurzeln, und wies die sittliche Schöpferkraft Europas auf außerkirchliche Bahnen. So erschöpften im 16. Spanien und Polen durch den kirchlichen Zwang und Kampf den Lebensstoff ihrer Völker auf Jahrhunderte hinaus, und ertödteten ihr Staatswesen hier in lähmender Betäubung, dort in sittenloser Ungebundenheit. Es waren diese Wege, auf welche Robespierre einlenkte. Nach seinem Sinne sollte die Revolution, welche einst auf Hampden und Franklin als ihre Vorbilder geblickt, welche dann getobt hatte wie

die Bauern Georg Metzler's und Thomas Münzer's, in einer dumpfen und stillen Tyrannei nach dem Muster König Philipp II. endigen.

Wenn St. Just von neuen Einrichtungen der Gesellschaft, wenn Billaud von Vertilgung der alten Sitten und Gewohnheiten geredet hatte, so sprach Robespierre am 7. Mai das abschließende Wort aus, die Verkündigung der künftigen Staatsreligion. Was bei ihm Anfangs nur eine Parteiwaffe gegen die Hebertisten und ein politischer Köder für die ländliche Bevölkerung gewesen, hatte sich ihm schnell zu einem Hauptelemente seiner gesammten Politik ausgebildet. Er hatte das Gefühl, daß eine bleibende Herrschaft an irgend einem Punkte die geistigen Triebe des Volkes erfassen muß: die sonst zunächst sich bietende Handhabe, die Lockung des Kriegsruhmes und der soldatischen Ehre, war ihm versagt, und mit dem Instincte der Herrschsucht fand er die Brauchbarkeit der Religion als politischen Kittes aus. In seinem Vortrage, welcher im Wesentlichen noch die Gesichtspunkte seiner früheren Reden gegen Hebert's Atheismus einhielt, begann er mit der Verkündigung, daß Frankreich von der übrigen Welt verschieden, daß es um 2000 Jahre voraus, daß das Volk kaum noch von dem Stoffe des andern Menschengeschlechts erscheine, so sehr seien seine Begehren und moralischen Begriffe denen der anderen entgegengesetzt. Die Republik zu sichern, sei nicht schwierig mehr; man müsse nur fortfahren, von Allem, was man in alter Zeit gethan, das Gegentheil zu thun. Er fand die Lösung dieser Aufgabe dann in der Forderung, den Staat überall auf die Tugend zu gründen, in den Menschen einen sicheren Trieb für die sittlichen Dinge heranzubilden, und deshalb durch die Religion den moralischen Vorschriften eine Weihe durch übermenschliche Macht zu geben. Es handelt sich, rief er, nicht um wissenschaftliche Streitigkeiten zwischen den Philosophen; lasse man ihnen alle Freiheit. Es handelt sich nicht um die Herstellung ehrgeiziger Priester, die in der Religion sind, was die Quacksalber in der Heilkunde. Aber die Idee der Gottheit und der Unsterblichkeit ist eine ewige Erinnerung an die Gerechtigkeit, und somit ist sie menschlich und republikanisch. Demgemäß verfügte der Convent die Anerkennung eines höchstens Wesens durch das französische Volk, die Einsetzung von 36 jährlichen Festen als neuen Gottesdienstes, die Begehung der nächsten Feier des höchsten Wesens am 8. Juni. Am Abend huldigten die Jacobiner unter lebhaftem Gepränge, einige Tage nachher beschloß der Stadtrath, in Masse dem Convente seinen heißen Dank darzubringen, und der Wohlfahrtsausschuß befahl, auf allen Kirchen die Inschrift „dem höchsten Wesen" anzubringen.

Die Einstimmigkeit und Unterwürfigkeit schien vollständig. Nach

Außen erreichte in der That Robespierre seinen nächsten Zweck. Wohin sich der neue Cultus entwickeln würde, sah noch kein Mensch mit Bestimmtheit, und was im Augenblicke vorlag, erschien den französischen Bauern wie den europäischen Mächten als ein erheblicher Fortschritt gegen den schmutzigen Unfug des hebertistischen Vernunftdienstes. Aber auf das Tiefste betroffen war die Mehrheit des Convents. Die Repräsentanten, deren beste Empfehlung bisher die Plünderung der Kirchen gewesen, die Freunde Danton's, die keine andere Religion als den Sinnengenuß kannten, die Genossen Hebert's und Brissot's, welche alle von Jugend auf den Stolz ihrer Bildung und Staatskunst in der Verachtung der Kirche gesehen — sie waren entrüstet im innersten Herzen. Widerstand wagten sie nicht; sie hörten Robespierre's religiöse Erörterungen mit verbissenem Schweigen, und machten sich nur in rasendem Klatschen Luft bei jedem Satze, welchen der Redner gegen Fanatismus und Priester richtete. Robespierre bemerkte es wohl mit der ganzen Empfindlichkeit eines neuen Herrschers und machte aus seiner Ungnade kein Hehl. Zunächst sahen sich einige Dantonisten dadurch getroffen, Bourdon von der Oise, dem schon im Februar die peinliche Anklage gedroht hatte, Freron, der nächste Freund des hingemordeten Desmoulin, Tallien, den Robespierre's Agenten wegen seines Treibens in Bordeaux, wegen seiner ersten Erpressungen und seiner späteren Milde, unaufhörlich bezichtigten. Sie traten im Stillen mit einigen Freunden zu einer Berathung zusammen, ob es kein Mittel gebe, den Convent von der Tyrannei des Ausschusses zu befreien, sie versuchten dann einige oppositionelle Regungen bei einem Steuergesetze, wurden aber von Robespierre so brutal zurecht gewiesen, daß Tallien und Bourdon gleich nachher ihre Kühnheit feierlich und demüthig widerriefen.

Am 23. Mai machte ein gewisser Ladmiral, ehemaliger Lotteriebeamter, nachdem er zuerst Robespierre vergeblich aufgelauert hatte, den Versuch, Collot d'Herbois in dessen Wohnung zu erschießen. Das Gewehr versagte, der Mörder wurde ergriffen, und rühmte sich bis zum Tode seiner Absicht. Am 24. wurde in Robespierre's Behausung ein junges Mädchen, Cäcilie Renaud, verhaftet, die ein großes Messer bei sich trug, jedoch die Absicht eines Mordes läugnete, und, wie sie sagte, nur hatte sehen wollen, wie ein Tyrann sich ausnähme [1]). Barere nahm davon Anlaß zu neuen Ergießungen gegen Pitt, den er als Urheber beider Mordversuche bezeichnete, und auf Robespierre's

[1]) Ladmiral und Cäcilie wurden, wie sich versteht, nach mehrwöchentlicher Haft hingerichtet.

lebhafte Zustimmung befahl der Convent, daß in Zukunft kein englischer und hannoverscher Soldat mehr gefangen genommen werden sollte. Der Convent, die Jacobiner, der Stadtrath, die Sectionen überboten sich bei diesem Anlasse im Ausdrucke der Entrüstung, der Ergebenheit und Begeisterung: dennoch fühlten sich die Machthaber keineswegs beruhigt. In Paris und in den Provinzen war Hunger und Kummer unter der Bevölkerung; es gab mehrmals Aufläufe und Arbeitseinstellungen; man war höchst unsicher, ob man die Ernährung und Ruhe des Volkes bis zur Erndtezeit hinfristen könnte. Der Eifer der Polizeibehörden wurde also unablässig angespornt; die Postverwaltung erhielt den Auftrag, alle irgendwie verdächtigen, alle in das Ausland adressirten Briefe dem Wohlfahrtsausschusse einzusenden, und Robespierre, welcher dem sonst mit der Leitung der Polizei beauftragten Sicherheitsausschusse wegen dessen hebertistischen Gesinnung nicht traute, richtete sich selbst ein geheimes Bureau der hohen Polizei ein, wo man sich vor Allem mit genauer Ueberwachung der mißliebigen Deputirten beschäftigte. In gleichem Sinne kam man zu dem Beschlusse, neben der Pariser Nationalgarde sich noch eine weitere, völlig ergebene Waffenmacht zum Schutze der Hauptstadt zu bilden, aus der man dann auch allmählich das Officiercorps des Heeres mit zuverlässigen Elementen erfüllen könnte: es wurde also am 1. Juni die Errichtung eines stehenden Lagers bei Sablons unter dem Titel einer Schule des Mars verordnet, in der 3000 Jünglinge von 16 bis 17 Jahren durch eine revolutionäre Erziehung zu republikanischen Soldaten gebildet und von General Labreteche, einem glühenden Verehrer Robespierre's, befehligt werden sollten.

Unter solchen Sorgen näherte man sich dem Tage, welchen Robespierre als die öffentliche Einweihung des neuen Herrschaftssystemes betrachtete, dem Feste des höchsten Wesens. Er hatte sich für diese Wochen zum Präsidenten des Convents ernennen lassen, um so bei der Feierlichkeit die augenfälligste Stellung einzunehmen; er erwartete einen großen Eindruck bei dem Volke und war in seinem ganzen Wesen gesteigert, noch seltener sichtbar als sonst, einsylbiger und vornehmer. Am 8. Juni lag ein erquicklicher Sonnenschein über Paris, nach dem Befehle des Convents waren alle Häuser mit Kränzen und Blumen geschmückt, aber einsam und, wie der Befehl sich ausdrückte, dem Schutze der republikanischen Tugend überlassen. Alle Einwohner, Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen, Kinder und Säuglinge waren in den Tuileriengarten entboten, um dort eine Rede Robespierre's zu hören, eine Bildsäule des Atheismus in Staub sinken zu sehen und unter kriegerischer Musik zum Marsfelde zu ziehen, wo eine zweite Rede des Präsidenten, eine religiös-

patriotische Volkshymne und gewaltiger Kanonendonner das Fest beschließen würde. Alles verlief sich der Ordnung gemäß, nur eine lange Verzögerung entstand dadurch, daß Robespierre die Versammlung mehrere Stunden auf sein Erscheinen warten ließ: man suchte ihn aller Orten, bis man ihn endlich bei einem Bekannten, am Fenster stehend, in träumerische Begeisterung bei dem Anblicke der großen Volksmassen versunken fand. Die Mißvergnügten des Convents zürnten nicht wenig, Bourdon und Merlin von Thionville ließen sich von dem Aerger selbst hinreißen, während seiner Rede sich in lautem Hohne zu ergehen, und den neuen Oberpriester vor den Augen des Volkes zu verspotten. Er sah ihre Bewegungen und hörte selbst einige ihrer Worte — seht, wie er einher glänzt, wie er den Beifall einsaugt, er fühlt sich schon als den Herrn, er möchte sich als den Gott des Volkes fühlen. Er empfand es bitter, trotz des tosenden Beifallslärmens, mit dem ihn große Schaaren des Volkes empfingen. Wollen die Zwerge die Verschwörung der Titanen erneuern und den Himmel erstürmen? in diesen Zeilen schrieb er bald nachher seine gereizte Stimmung nieder. Er war im Innersten verletzt, und beschloß, sofort mit einer lange erwogenen Maßregel hervorzutreten, welche ihm, und ihm allein, die Köpfe der frechen Gegner zur Verfügung stellen sollte.

Das Revolutionsgericht war seit der Gesetzgebung des letzten September in unabläßiger, immer wachsender Thätigkeit. Es zerbrach die verschiedenen politischen Oppositionen und ebnete der Regierung nach einander durch den Tod der Girondisten, Hebertisten und Dantonisten die Wege. Es schärfte die communistische Gesetzgebung dem Volke ein, indem es heute eine Edeldame, weil sie ihre Pferde mit Gerste gefüttert, morgen eine Anzahl Bauern, weil sie Brod und Korn verschleudert hatten, auf das Schaffot sandte. Es half die Cassen des Schatzes füllen, indem es durch seine Hinrichtungen binnen Jahresfrist die Zahl der Staatsgläubiger so stark verminderte und den Betrag des confiscirten Gutes so fühlbar steigerte, daß bei den Regierungsausschüssen der sprichwörtliche Satz aufkam: Münze schlagen mit der Guillotine. Ohne Zweifel bildete das Tribunal das wirksamste Rad in der Regierungsmaschine der revolutionären Gewalthaber. Robespierre hatte ihm von jeher eine lebhafte Aufmerksamkeit geschenkt und die Mehrzahl seiner Aemter mit ergebenen Anhängern besetzt. Seit dem September hatte er den öffentlichen Ankläger, Fouquier Tinville, der bis dahin seine Weisungen nur von dem Sicherheitsausschusse empfangen, daran gewöhnt, sie täglich im Bureau des Wohlfahrtsausschusses zu suchen [1]) und sich bald dieser Arbeit,

[1]) Aussage Fouquier's in seinem Proceß.

bei der sonstigen Geschäftsüberhäufung seiner Collegen, fast ausschließlich bemächtigt. Seitdem er sich vollends jenes Bureau der hohen Polizei dort eingerichtet, war die unbedingte und vollständige Unterordnung Fouquier's unter seine Befehle officiell ausgesprochen [1]). Zufrieden aber war Robespierre mit diesem Ergebniß. Das Gericht brachte in der Woche durchschnittlich zwanzig Menschen zum Tode; Robespierre aber fand, daß sich mit dieser Zahl die seinen Zwecken nöthige Einschüchterung des Volkes bei Weitem nicht erreichen lasse, und drängte unaufhörlich auf raschere Erledigung und massenhaftere Verurtheilung [2]). Als im Februar ihm auf solches Schelten bei einem Mittagsschmause ein Geschworner sagte, die gesetzlichen Formen erlaubten es nicht anders, rief Robespierre: ach, die Formen, ihr sollt bald ein Gesetz haben, das euch von den Formen befreit. Im Mai vernahm Fouquier von dem damaligen Vicepräsidenten des Gerichtes, Dumas, ein solches Gesetz sei entworfen, der Proceßgang solle abgekürzt, die Zahl der Geschwornen vermindert werden. Gegen die Unbarmherzigkeit hatte Fouquier, ein völlig roher und stumpfer Mensch, nicht das Mindeste einzuwenden, die Verminderung der Geschworenen aber erschien ihm unpolitisch, weil sie den Schein gäbe, als könne die Regierung nicht die nöthige Zahl unbedingter Werkzeuge auftreiben; es war ohnedies schon bekannt genug, daß mehrere derselben, der täglichen Gräuel müde, nur durch die Drohung des eigenen Todes auf ihren Sesseln festgehalten wurden. Er wandte sich also an den Wohlfahrtsausschuß, redete Billaud, Collot, Carnot an, wurde aber von ihnen an Robespierre gewiesen, der mit dieser Sache ein für alle Mal betraut sei. Robespierre, nicht gesonnen, bei seinem Werkzeuge eine eigene Meinung zu dulden, nannte ihn einen Aristokraten und schloß ihm den Mund.

Der Ausschuß also war von vorn herein mit dieser Absicht Robes-

---

[1]) Beschluß des Wohlfahrtsausschusses vom 25. Floreal, von Robespierre's Hand (Reichs-Archiv): Fouquier soll in jeder Decade die Liste der bevorstehenden Processe vorlegen. Fouquier sagte nach dem 9. Thermidor, er habe stets mit dem ganzen Wohlfahrtsausschusse, nie mit Robespierre allein verkehrt und von der Existenz jenes Polizeibureaus nichts gewußt. Darauf legte aber Billaud, 9. Germinal III. ein Schreiben Fouquier's vor, adressirt: aux représentants du peuple, membres du C. de S. P., chargés de la police générale. Nach diesen Daten ist es eine völlig gleichgültige Frage, ob Fouquier persönliche Neigung zu Robespierre gehabt habe oder nicht, was L. Blanc wiederholt, X, 20, 484, versichert. Er hat dafür keinen andern Beweis, als Fouquier's Erklärungen nach dem 9. Thermidor, wo alle Welt sich von Robespierre lossagte. Das Wesentliche ist, daß vor dem 9. Thermidor Fouquier, mochte er nun Robespierre lieben oder hassen, ihm unbedingt gehorchte, daß er, mochte er ihn persönlich besuchen oder nicht, ihm die Proceßlisten regelmäßig einsandte.

[2]) Aussage Fouquier Tinvilles an der Barre des Convents, 9. August 1794.

pierre's einverstanden [1]). Es war den übrigen Mitgliedern ebenso wie Robespierre selbst genehm, die Macht über Leben und Tod der französischen Bürger in das Grenzenlose zu steigern. Sie überließen dem gefürchteten Collegen sogar die unbedingte Auswahl der Personen, die in Zukunft als Richter und Geschworene das Blut der Mißliebigen vergießen sollten, und bestätigten seine Entscheidung, mit der er 21 vom Sicherheitsausschusse bezeichnete Candidaten zurückwies. Indessen kam Robespierre bei dem feindlichen Auftreten Tallien's, Bourdon's, Merlin's auf den besondern Gedanken, den Anlaß zu benutzen, um den Convent auf eins seiner wichtigsten Vorrechte, daß nämlich kein Abgeordneter ohne Zustimmung des Convents selbst vor Gericht gestellt werden konnte, verzichten zu lassen. Wenn dies gelang, reichte ihm eine kurze Weisung an Fouquier hin, einen jeden Widerspruch im Convente sofort im Blute des Urhebers zu ersticken, und, einmal des allmächtigen Gerichtes sicher, würde er auch im Wohlfahrtsausschusse selbst keinen Nebenbuhler mehr zu fürchten haben. Hiernach ließ er in tiefer Heimlichkeit durch seinen Freund Couthon die abschließende Redaction des Gesetzentwurfes vollenden, und zwei Tage nach dem Feste des höchsten Wesens, am 10. Juni (22. Prairial nach dem republikanischen Kalender), legte Couthon sein Werk dem Convente zur Bestätigung vor. Er klagte, daß der alte Despotismus die Vorstellungen über Recht und Unrecht gänzlich verfälscht und die Staatsverbrecher, welche die Wohlfahrt Aller bedrohen, mit denselben schützenden Formen wie die Verletzer eines untergeordneten Privatrechts umgeben hätte. Um diesen Uebelstand für alle Zeiten abzustellen, sollte das Revolutionsgericht neu besetzt, Dumas Präsident, 65 andere, namentlich bezeichnete Patrioten Richter und Geschworene werden. Es sollte sich in vier neben einander wirkende Sectionen theilen und die Feinde des Volkes mit dem Tode bestrafen. Feinde des Volkes seien die Anhänger des Königthums, die Verläumder der jetzigen Regierung und der Patrioten, die Vaterlandsverräther und die untreuen Lieferanten, die Verführer des Volkes, die Verschlechterer der Sitten. Es sollte keine Vertheidiger, kein geheimes Verhör, keinen Zeugenbeweis, wenn sonsther die Ueberzeugung der Geschworenen gebildet sei, bei dem Gerichte weiter geben. Niemand sonst als der Convent, oder die beiden Regierungsausschüsse, oder die Repräsentanten in Mission oder der öffentliche Ankläger sollten Jemand vor das Gericht stellen.

So groß sonst die Unterwürfigkeit des Convents war, so wurde dieses

---

[1]) Nur von St. Just wissen wir, daß er es nicht war. Hamel, St. Just, 520.

Mal doch die gegenwärtige Furcht durch die Angst vor der Zukunft überwogen. Einige Stimmen forderten Vertagung. Einer rief, er würde sich eine Kugel durch den Kopf jagen, wenn sie verweigert würde. Allein als Robespierre mit voller Heftigkeit jede Zögerung abwies, regte sich kein Laut mehr und es erfolgte einstimmige Annahme des ganzen Gesetzes. In der Nacht entwickelte sich die Besorgniß der opponirenden Deputirten weiter, die Ansichten klärten sich und richteten sich auf den für sie einzig entscheidenden Punkt. Am folgenden Tage brachte somit Bourdon den Antrag, der Convent möge erklären, daß nach wie vor er allein das Recht habe, seine Mitglieder vor das Gericht zu stellen. Couthon und Robespierre waren gerade abwesend, und so wurde Bourdon's Antrag ohne weitere Verhandlung verfügt. Robespierre entlud seinen Zorn über diese Widerspenstigkeit zunächst am Abend bei den Jacobinern, indem er den hebertistisch gesinnten Fouché als halsstarrigen Atheisten mit höchstem Ungestüm angriff, und dann in der Sitzung des Wohlfahrtsausschusses, wo es über das ganze Gesetz zu einer äußerst lebhaften Verhandlung kam. Der alte Gegensatz zwischen Collot d'Herbois und Robespierre machte sich auf's Neue geltend; Collot, gerne bereit, einige Tausend sonstiger Bürger dem Tribunale seines Nebenbuhlers zu überliefern, wollte ihm doch keine weitere Faction des Convents, und am wenigsten seine alten hebertistischen Freunde aufopfern, und Carnot, seit Wochen mit St. Just über die belgische Kriegsführung, und mit Robespierre über die Vendee in offenem Zwiste, gab Collot seine nachdrückliche Zustimmung. Es kam zu einem solchen Ausbruche tobenden Haders, daß auf der Straße die Vorübergehenden aufmerksam wurden; das Ergebniß war, daß Robespierre auf die sofortige Hinrichtung der ihm verhaßten Deputirten verzichten mußte, dagegen der Ausschuß sich zu der principiellen Aufrechthaltung des Gesetzes in seinem ganzen Umfange bequemte. So begehrte denn am 12. Juni Couthon im Namen des Ausschusses die förmliche Zurücknahme des gestrigen, von Bourdon erwirkten Decretes, als einer unerträglichen Beleidigung für den Ausschuß, der dadurch bezichtigt werde, jenes kostbare Vorrecht des Convents angegriffen zu haben, eine Absicht, die ihm völlig fremd gewesen sei. Bourdon und Tallien wiesen bei dieser seltsamen Wendung auf den Text des Gesetzes, bei welchem für jenes Vorrecht zweifellos kein Raum mehr bleibe, hierauf aber verlor Robespierre alles Maß, nannte Bourdon einen verächtlichen Lügner und nichtsnutzigen Intriganten, und da auch Billaud die Unverschämtheit Tallien's als ganz unglaublich angriff, so fügte sich der zitternde Convent zum zweiten Male und hob sein letztes Decret wieder auf. Was nun auch Couthon über die Absichten des Ausschusses gesagt

haben mochte, nach dem Buchstaben des Gesetzes war jetzt das Leben jedes Deputirten in die Hand des Wohlfahrtsausschusses und Fouquier's gelegt. Die einzige Hoffnung für Bourdon, Tallien, Fouché stand auf der Fortdauer der Spaltung, welche einen Theil des Ausschusses den Plänen Robespierre's abwendig machte, und wie unsicher ein solcher Schutz war, hatte erst vor Kurzem das Beispiel Hebert's und Danton's in der grellsten Weise gelehrt. Zunächst hatte Robespierre die Sitzung mit tödtlichem Grolle verlassen, unerschüttert in seinem blutigen Vorsatze, jetzt nur darüber brütend, den Widerstand des Ausschusses ebenso wie jenen des Convents zu brechen.

In der That war für ihn die Aussicht gering, mit seinen Collegen im Ausschusse zu einer Verständigung zu gelangen. Sie wäre leicht gewesen, wenn es ihm nur auf ein Weiterherrschen in der bisherigen Weise angekommen wäre: er hatte mehr als ein anderer Mensch zu der Entstehung derselben, der Dictatur des Ausschusses, der Knechtung des französischen Volkes, dem allgemeinen Kriege gegen Europa beigetragen, und gerne hätten, falls er es dabei bewenden ließe, seine Genossen ihm den leitenden und überwiegenden Theil des Einflusses überlassen. Aber wir wissen, welche Seiten der bisherigen revolutionären Wirthschaft, trotz seines früheren Wirkens für die Beförderung derselben, ihn ein für alle Male gründlich abstießen. Er wollte den populären Despotismus, aber nicht jenen lärmenden, tumultuarischen, schmutzigen; er wollte eine stumme, stramme, überall eintönige Unterwürfigkeit. Im Innern war ihm die Anarchie, die er gegen die alten Machthaber entfesselt hatte, jetzt, nachdem er selbst die Macht gewonnen, wegen ihrer eigenwilligen Ungebundenheit zuwider. Nach Außen blickte er auf den Krieg, den er im vorigen Sommer über Europa ausgebreitet hatte, mit peinlich nagender Sorge: er sah einerseits die Möglichkeit, daß der Ruhm eines siegreichen Feldherrn über den seinigen emporwachse, er hatte andererseits durch den Besitz der Herrschaft gelernt, daß jenes planlose Hineinstürmen in den Weltkrieg eine Thorheit war. Allerdings einen vollen Friedensstand mit dem alten Europa begriff er deshalb so wenig wie einer seiner Freunde. Frankreich, schrieb damals St. Just, muß in Friedenszeiten ein Heer von 80,000 Mann haben, um allen Staaten furchtbar zu sein; es muß eine Münze einführen, welche nie im Auslande Cours gewinnen kann. Er verwarf also jeden lebendigen Verkehr mit den Nachbarn, die er auch nach dem Friedensschluß mit einer dem ganzen Welttheil überlegenen Waffenmacht bedroht hätte. Immer aber ließ sich auf diesem Standpunkte die auswärtige Politik regularisiren, die Masse der Gegner trennen, ein Monarch des alten Europa gegen den anderen gebrauchen. Wir sehen,

es erging Robespierre ganz ähnlich wie im vorigen Jahre Danton. Als Haupt der Regierung warf er die Lieblingsgedanken seiner demagogischen Zeit verächtlich hinweg. Hatte Danton im letzten Sommer sich zum Kampfe gegen Oesterreich durch einen Frieden mit England und Preußen zu stärken gesucht, so wünschte Robespierre in seinem Hasse gegen England eine Verständigung mit Kaiser Franz. Sofort aber machte auch er dieselbe Erfahrung, wie er sie das Jahr zuvor Danton bereitet hatte, und wurde von der Mehrheit des Ausschusses einer lauen, wenn nicht verrätherischen Gesinnung bezichtigt. Außer Couthon und St. Just standen die übrigen Mitglieder noch fest in dem alten, auch von Robespierre so oft gepredigten Hasse gegen Oesterreich, in dem, auch von ihm dereinst verkündeten Streben auf eine allgemeine Umwälzung Europas. Zwischen diesen beiden Standpunkten gab es keine Vermittlung. Sie war noch weniger denkbar bei den inneren Fragen. Der Firniß von Ehrbarkeit, Tugendhaftigkeit und Frömmigkeit, dessen Mangel nach St. Just und Robespierre in Zukunft ein todeswürdiges Verbrechen bei jedem Franzosen bilden sollte, war sonst im Wohlfahrtsausschusse ein Gegenstand des Spottes und des Zornes; Männer wie Barere und Collot höhnten, sobald Robespierre den Rücken wandte, über den pedantisch priesterlichen Hochmuth, welcher die siegreiche Revolution einem neuen Pfaffenthume unterwerfen wolle. Vollends heftig war diese Gesinnung im Sicherheitsausschusse, wo Robespierre nur zwei Anhänger, den Maler David und St. Just's Freund Lebas zählte: von dort führte Vadier am 15. einen verdeckten aber höchst empfindlichen Streich gegen Robespierre's Religionseifer, indem er dem Convente eine alte Dame, Catharina Theot, denuncirte, welche sich für die Mutter Gottes hielt, mit einigen Verehrern harmlose Conventikel auf einer Dachkammer hatte und unglücklicher Weise für Robespierre als den Hersteller der Religion in Frankreich schwärmte. Während Vadier's Bericht, der bald über die Thorheit der Sectirer spottete, bald gegen das Verbrechen eines solchen Fanatismus donnerte, ging endloses Gelächter durch den Convent, und Robespierre fühlte sich mit knirschendem Ingrimm wehrlos als die eigentliche Zielscheibe all dieses Hohnes.

Mit einem Worte, es erschien nach allen Seiten hin der Gegensatz, hier des Wunsches, in dem revolutionären Strome Tag für Tag weiter fort zu schwimmen, und dort des Strebens, einen Abschluß zu machen und die einmal gewonnene Herrschaft bleibend festzustellen. Es war die Krisis, welche jeder revolutionäre Triumph über seine Kämpfer, sei es läuternd, sei es vernichtend, verhängt: der Augenblick, in dem die Waffen der Empörung sich gegen den bisherigen Träger wenden und

dieser seine äußere Inconsequenz durch den inneren Werth seiner Herrschaft rechtfertigen oder zu Grunde gehen muß.

Der Bruch zwischen den beiden Parteien des Ausschusses heilte also nicht aus, obwohl Lindet und Prieur wiederholt zur Einigkeit mahnten, Barere sich augendienerisch um Robespierre bemühte, Collot und Billaud selbst einen offenen Kampf scheuten und in allen untergeordneten Dingen dem gefürchteten Collegen geflissentlich zu Gefallen lebten. Robespierre war damals vor Allem emsig beschäftigt, dem Revolutionsgerichte in Ermangelung der mißliebigen Deputirten anderweitigen Stoff aus der Masse der eingekerkerten Verdächtigen zu liefern; sein Freund, der Maire Fleuriot, hatte in einem Gefängnisse einen Eisensträfling aufgetrieben, der sich willig zeigte, falsche Anklagen auf Empörung und Verschwörung gegen seine Mitgefangenen zu erheben, und der Ausschuß beeilte sich, weitere Vertraute Robespierre's, Lanne, Dumas, Hermann, mit der Verfolgung dieser Sache zu bevollmächtigen, womit denn bald dem Blutgerüst eine tägliche Erndte von 50, 60, 80 Köpfen zuwuchs[1]). Ueberhaupt steigerte sich die Thätigkeit des grausenvollen Tribunals in einer Weise, für welche die Sprache keine Bezeichnung mehr hat. Seit seiner Errichtung bis zum 22. Prairial hatte es in 14 Monaten etwas über 1200 Todesurtheile gefällt, von jenem Tage bis zum Sturze Robespierre's, in sechs Wochen, lieferte es 1366. Die einzelnen An=

[1]) Die modernen Verehrer Robespierre's sind fortdauernd bemüht, Robespierre von diesem Vorwurf zu entlasten und ihn allein auf die Majorität der Ausschüsse zu wälzen, deren Vernichtung nach ihrer Ansicht Robespierre's einziger Zweck bei dem Gesetze des 22. Prairial gewesen. Ein Beispiel von der Art ihrer Beweisführung mag hinreichen. Als Ladmiral und C. Renault vor das Tribunal gestellt wurden, gesellte man ihnen noch 52 weitere Angeklagte hinzu, alle unter dem Titel einer conspiration de l'étranger. Darunter war eine Frau von St. Amaranthe, mit Tochter, Sohn und Schwiegersohn, eine Familie von mehr als zweideutigem Rufe; nach Robespierre's Sturz brachten dann seine Gegner die Verläumdung auf, Robespierre habe sich an der Tafel derselben berauscht und Staatsgeheimnisse ausgeplaudert, St. Just aber der alten Dame vergeblich einen Liebesantrag gemacht, deshalb seien die Unglücklichen auf das Schaffot geschickt worden. Statt sich auf die Widerlegung dieser Dinge zu beschränken, welche keine Schwierigkeit macht, erörtert jetzt L. Blanc weiter, Robespierre's Feinde hätten die St. Amaranthes und die 48 anderen Opfer in den Proceß der C. Renault verwickelt, um durch diese Schlächterei den Namen Robespierre's als des angeblichen Urhebers derselben gehässig zu machen, während in Wahrheit weder Robespierre noch St. Just mit der Procedur daß Geringste zu thun gehabt. Nun aber beschränkt sich Alles, was authentischer Weise über das Schicksal der Familie St. Amaranthe bekannt ist, auf die beiden Daten, daß sich eine polizeiliche Denunciation in St. Just's Papieren vorgefunden, und daß St. Just sie in der Anklage gegen Danton als dessen infame Genossen bezeichnet hat. Von einem andern Verfolger derselben als St. Just weiß Niemand etwas.

klagen faßten 20 oder 30 Menschen auf gutes Glück zusammen, große Edelleute aus Paris, Tagelöhner aus Marseille, Schiffer aus Brest, Bauern des Elsasses, die sich mit einander zum Sturze der Republik verschworen haben sollten: Untersuchung, Verhandlung, Beweisverfahren war beseitigt, kaum die Namen der Opfer wurden den Geschworenen verlesen, und mehr als einmal kam es vor, daß der Sohn mit dem Vater, ein ganz Unbetheiligter mit dem wirklich Angeklagten verwechselt und auf die Guillotine geschickt wurde. Die Richter drängten die Geschworenen zum Todesurtheil mit lärmenden Drohungen; Mitglieder der Regierungsausschüsse waren fast täglich zugegen und riefen den Blutsprüchen mit rohen Späßen Beifall zu. Auf diesem Boden verstummte der Hader der Parteien. Sonst war damals Billaud mit Robespierre selten einverstanden, aber die Liste der morgen hinzuschlachtenden Gefangenen, welche ihm dessen Freunde im Ausschusse zuschoben, unterzeichnete er „mit Vergnügen"[1]). Ebenso unterschrieben beide nebst Collot und d'Herbois am 25. Prairial genaue Anweisungen für Fouquier in dem Processe Ladmiral's[2]). Einige Wochen vergingen darüber den Machthabern in leidlichem äußeren Frieden. Robespierre erschien nur noch selten bei den Gesammtsitzungen des Ausschusses, versäumte jedoch nicht, sich die Protokolle derselben nachträglich zur Einsicht und Unterschrift vorlegen zu lassen[3]). Desto pünktlicher fand man ihn, wie zur Zeit der Hebert'schen Kämpfe, auf der Rednerbühne der Jacobiner, die er seit Ende März beinahe ganz der Lenkung Collot's überlassen hatte, jetzt aber in der Aussicht neuen Streites wieder ausschließlich für sich in Beschlag zu nehmen wünschte. Auch er war, wie Collot, noch nicht zum letzten Angriffe entschlossen und mit sich selbst weder über die Zeit noch den Umfang desselben im Reinen. Am 27. Juni aber langte St. Just mit der Siegesnachricht von Fleurus in Paris an: eine Entscheidung über die auswärtige Politik wurde dringender, und St. Just, der seinen Freund schon einmal — gegen Danton — zur That getrieben hatte, spornte auch jetzt zu muthiger und kräftiger Entschließung. Robespierre wiederholte also im Ausschusse den Antrag, die widerspenstigen Mitglieder des Convents vor das Revolutionsgericht zu stellen; er erlebte jedoch eine zweite Abweisung und mußte nachdrückliche Worte gegen Willkürherrschaft und Dictatur vernehmen. Darauf brachte er am 1. Juli diese Zwistigkeiten zum ersten Male bei den Jacobinern

[1]) Aussage Trinchard's in Fouquier's Proceß, Buchez XXXIV, 336.
[2]) Compardon le tribunal révolut. I, 364.
[3]) Die Originale sind vorhanden, im Reichsarchiv.

zu öffentlicher Erörterung. Er klagte, daß die Partei Danton's, die Partei der Schwachen, wieder auflebe, daß man ihn der Herrschsucht bezichtige, nicht blos in London, sagte er, sondern auch hier in Paris; ihr würdet schaudern, wenn ich erzählte, an welchem Orte, unter Männern, welche mit einem geweihten Charakter bekleidet sind. Sollte man mich zwingen, rief er zum Schlusse, aus dem Wohlfahrtsausschusse auszutreten, so würde ich immer noch Volksvertreter bleiben und den Todeskampf gegen die Tyrannen bis zum letzten Athemzuge fortsetzen. Zwei Tage nach dieser offenen Drohung gab es neue Erörterungen im Ausschusse. Hermann hatte in den Gefängnissen ein so reiches Material gesammelt, daß er eine Liste von 160 Personen vorlegte, welche in ihrer Haft eine Verschwörung zum Umsturze der Regierung gemacht hätten: der Antrag ging dahin, sie alle an einem Tage vor das Gericht, d. h. sie auf das Schaffot zu senden. Dies war aber, bei der offenbaren Stimmung des Pariser Volkes, selbst Collot zu viel; er rief aus: was wollt ihr thun, wenn ihr die Todesstrafe selbst außer Ansehen gesetzt habt; und der Beschluß ging durch, die Masse wenigstens auf drei Tage zu vertheilen. Noch stärker fand sich Robespierre gereizt, als am 4. Juli der sonst so geschmeidige Barere im Convente einen unverhüllten Ausfall gegen die auswärtige Politik seines bisherigen Meisters machte. Es war die Zeit, in welcher die Oesterreicher ihren Rückzug aus Belgien antraten. Robespierre hatte so viel durchgesetzt, daß der Ausschuß statt einer raschen Verfolgung des feindlichen Heeres die Wiedereinnahme der vier französischen Festungen verfügte; jetzt erwirkte Barere ein Decret, welches die Besatzungen bei irgend welchem Widerstande mit Niedermetzelung bedrohte, und wies in seiner Rede jede Möglichkeit eines Friedens mit Oesterreich mit polterndem Geräusch zurück. Wir haben euch errathen, rief er, listige Freunde des Friedens, wir kennen euer Streben, den Muth zu dämpfen und die Heere zu schwächen: aber hütet euch, die Freiheit hat euch fest in das Auge gefaßt und uns die schrecklichen Folgen einer vorzeitigen Schwäche enthüllt. Robespierre gab seine Antwort einige Tage nachher, wieder bei den Jacobinern. „Ein Volk, sagt er, glänzt nicht durch den Sturz anderer Könige; unser erhabener Beruf ist der Kampf gegen die Parteien und die Gründung eines Reiches der Tugend und der Gerechtigkeit. Was helfen uns die prunkenden Gemeinplätze gegen Pitt? was nützen uns die brausenden und hohlen Siegesberichte? Dieselben Menschen, welche sich in diesen Redensarten gefallen, unterwühlen im Stillen die Regierung, widersetzen sich den nützlichsten Vorschlägen, verläumden die besten Patrioten und verdächtigen das starke Bollwerk unserer Freiheit, das Revolutionsgericht."

So erhitzte sich dieses Geplänkel, aus dessen Worten überall die unversöhnlichen Todesdrohungen hervorleuchteten, von Tage zu Tage mehr. Bereits schritt Robespierre zu unmittelbaren Vorbereitungen seines Staatsstreiches. Die Vertrauten im Stadtrathe und den Pariser Sectionen begannen die Bürger im Einzelnen zu bearbeiten; hier und da hörte man Stimmen im Volke, es sei ein neuer 31. Mai gegen die Mehrheit des Convents erforderlich[1]), und ein Versuch wurde gemacht, die Einwohner durch öffentliche Schmausereien auf den Straßen in Bewegung und Aufregung zu setzen[2]). Indessen sah man bald, daß die große Masse zu Robespierre so wenig Neigung wie zu Collot hatte, und beeilte sich, mit einer plötzlichen Verfügung des Stadtrathes die brüderlichen Mahlzeiten wieder abzustellen. Desto eifriger ergingen sich Robespierre's Freunde bei den Jacobinern, wo jedoch der Erfolg nicht viel glänzender war. Der Club zeigte sich überall dienstwillig, schloß Tallien, Bourdon, Fouché aus, aber von dem früheren Feuer war nichts mehr zu spüren. Der Club, rief der jüngere Robespierre, ist matt und lau und hilft nicht mehr den verfolgten Patrioten, ich wünsche mir nur noch ein Grab neben dem meines Bruders. Gleichzeitig suchte man auch die Provinzen heranzuziehen. Obgleich Robespierre durch sein spärliches Erscheinen im Wohlfahrtsausschusse auf einen Theil seines bisherigen Einflusses verzichtete, so hatte er dennoch fortdauernd die innere Verwaltung durch die persönliche Ergebenheit der Ministerialcommissare zu unbedingter Verfügung. Hermann, der Commissar des Innern, ließ damals aus allen Theilen des Reiches zuverlässige Beamte und einflußreiche Clubisten nach Paris kommen, um mit ihnen über die bevorstehende Umwälzung Abrede zu nehmen. Der Ausschuß, dessen Mehrheit mit wachsender Sorge diese Schritte verfolgte, ließ durch den Convent am 20. Juli die Ausweisung der Männer aus Paris verfügen, wobei sich Barere bitterlich über Robespierre's hetzende Clubreden beschwerte. Um dieselbe Zeit erhob der Sicherheitsausschuß heftige Klage, daß Robespierre's Polizeibureau in seine Wirksamkeit eingreife, und die Mehrzahl des Wohlfahrtsausschusses kam zu dem Beschlusse, das Bureau aufzulösen. Am 22. waren die beiden Regierungsausschüsse zu einer gemeinsamen Sitzung vereinigt, um die allgemeine Lage zu be-

---

[1]) Couthon warnt dann bei den Jacobinern vor solchen compromittirenden Aeußerungen.

[2]) So ist Barere's Angabe. Garnier, Geschworener beim Revolutionsgericht, meldet Robespierre, 27. Messidor, daß er solche Gastmahle veranstaltet, nachher aber wohlweislich unterlassen habe, da sich die Aristokraten der Sache bemächtigt.

rathen. Robespierre fehlte, St. Just aber war anwesend, und Billaud sondirte, ob er nicht für die Mehrheit zu gewinnen wäre. Es handelte sich von einem Berichte an den Convent über die neuesten Erschütterungen der öffentlichen Meinung, einem Manifeste, wie es der Ausschuß den großen Katastrophen regelmäßig vorauszusenden pflegte: Billaud klagte über Robespierre's Herrschsucht, schilderte den Zustand als einen vulkanischen, und schlug endlich St. Just vor, den Bericht zu übernehmen. Dieser, obgleich im Herzen völlig für Robespierre entschieden, hielt es für gut, den Gegnern nicht alle Hoffnung abzuschneiden. Er erklärte sich bereit, vorausgesetzt, daß der Bericht achtungsvoll gegen den Convent und dessen Mitglieder sein dürfe; er sagte, er werde darin auf den Grund aller Uebelstände gehen und den ganzen Umsturzplan enthüllen. Es war hiernach deutlich, daß eine Krisis nicht lange mehr hinauszuschieben war, jedoch war neben dem Zorne auch eine große Scheu der Gegner sichtbar geworden, und Robespierre kam zu dem Beschlusse, einen letzten Versuch der Verständigung zu machen. Er beantragte eine zweite Sitzung der beiden Ausschüsse auf den folgenden Tag.

Ehe wir hier in die Katastrophe Robespierre's und des Schreckenssystems überhaupt eintreten, wird es gut sein, einen Blick auf den damaligen Zustand Frankreichs zu werfen, und uns zu vergegenwärtigen, wohin das Land unter der Herrschaft dieser Gewalten gekommen war.

Die revolutionäre Regierung war, wenn man von der Vendee und einigen Bezirken der Bretagne absieht, um diese Zeit im ganzen Umfange des Reiches anerkannt. Jeder Schatten eines Widerstandes war beseitigt, jede Waffe aus den Händen, jede Hoffnung aus den Herzen der Bürger gerissen, und zitternder Gehorsam über die gesammte Bevölkerung verbreitet. Der Wohlfahrtsausschuß herrschte mit unbedingterer Gewalt, als jemals vor ihm einer der französischen Könige geherrscht hatte. Die Mitglieder desselben sollten gesetzlich für jeden ihrer Acte gemeinsam einstehen; die unermeßliche Häufung der Geschäfte hatte aber sehr bald eine Theilung der Arbeit in der Weise herbeigeführt, daß einzelne Mitglieder einzelne Geschäftskreise allein übernahmen, und die übrigen dann ihre formell nöthige Unterschrift ohne Prüfung der Sache hinzusetzten. So leitete Carnot das Kriegswesen, Jean Bon St. André die Marine, Barere das Auswärtige, Robespierre die Polizei und die Gerichte. Zu einer festen Regelmäßigkeit gedieh jedoch diese Ordnung um so weniger, als einzelne Mitglieder oft und lange abwesend waren, Couthon wegen Krankheit, St. André auf der Flotte, Prieur in der Vendee, St. Just beim Nordheere, als überhaupt die schrankenlose Willkür, welche den Grundzug des Systems bildete, sich auch zwischen

den Trägern desselben nicht verläugnete, Robespierre z. B. die Secretäre Carnot's verhaften ließ, St. Just in die großen Maßregeln der Kriegführung einredete u. s. w. So entschied auch keine sachliche Regel, sondern bald politische Rücksicht, bald ein bloßer Zufall, welche Dinge in den Gesammtsitzungen des Ausschusses zur Berathung und Beschlußnahme kamen[1]). Es leuchtet ein, daß bei einem solchen Verfahren eine eingehende, folgerichtige und fruchtbingende Behandlung der öffentlichen Interessen von vorn herein unmöglich war. Ebenso unsicher war aber auch die Vertheilung des lenkenden Einflusses inmitten des Ausschusses selbst. Daß Robespierre's Ansehen seit der Vernichtung Hebert's vorwog, haben wir aus dem neuen Programme der Regierung, der Verläugnung des Atheismus, dem Gesetze des 22. Prairial ersehen: auch in diesen letzten Wochen erhielt sich trotz der neuen Parteienspaltung das Verhältniß im Ganzen, und offenbar ist es verkehrt, wenn neuere Verehrer Robespierre's ihn deshalb für machtlos erklären, weil er seit dem 22. nicht an allen Gesammtsitzungen des Ausschusses Antheil genommen hat. Denn diese bildeten, wie gesagt, nur den kleineren, immer wechselnden Theil der Regierungsthätigkeit; Robespierre erfuhr täglich, was dort vorging, setzte seine persönlichen Arbeiten als Ausschußmitglied mit gesteigertem Eifer fort, und übte dabei den größten Einfluß durch die unbedingte Abhängigkeit der Pariser Stadtbehörden, des Revolutionsgerichtes und fast aller Ministerialcommissionen aus[2]) — der einzige Commissar der Landheere, Pillé, folgte, nach der Natur seines Amtes, mehr Carnot's als Robespierre's Antrieb. Immer aber war, wie jetzt keiner weiteren Erörterung bedarf, jener lockere und willkürliche Geschäftsgang im Ausschusse seinem gesteigerten Herrschersinne nicht mehr genügend. Wie er früher es durchgesetzt hatte, die Orts- und Bezirks-

---

[1]) Die Protokolle der Sitzungen und Hunderte von einzelnen arrêtés (Pariser Reichsarchiv) zeigen dies in der zweifellosesten Weise. Nicht besser war die Competenz zwischen dem Wohlfahrts- und dem Sicherheitsausschuß, oder zwischen dem Polizeibureau des erstern und dem Gesammtausschuß abgegrenzt. Verhaftungen und Freilassungen wurden von allen diesen Behörden neben und durcheinander vollzogen: Beispiele bat u. A. Hamel St. Just 543.

[2]) Die Acten des Ausschusses im Reichsarchiv liefern dazu eine Menge Belege. Vieles daraus ist übrigens seit langer Zeit gedruckt, und wird von den heutigen Verehrern Robespierre's und seiner Freunde lediglich ignorirt, so z. B. Fouquier's Aussagen vor dem Convente 9. August über Robespierre's Theilnahme an der Verfolgung der Gefängnißconspiration, Mitte Messidor, die Aussage des Redacteurs des Moniteur, Moniteur 12 germinal an III, Beschluß des Ausschusses vom 2. Messidor, Buchez XXXV, 43, Beschluß des Ausschusses vom 2. Thermidor, rapport des Vingt-un, pièces Nr. 11, u. s. w. Vgl. auch Wilson Croker essays, S. 468.

behörden der Reichsregierung, so wünschte er jetzt diese selbst dem eigenen Willen in fester und formeller Weise zu unterwerfen.

Die zweite, oder der Form nach erste, Centralbehörde der Republik, der Convent, war ohnmächtig bei jedem Auftreten des Ausschusses, welcher allerdings gesetzlich jeden Augenblick durch den Gesammtwillen des Convents beseitigt werden konnte, der aber über das Leben jedes einzelnen Deputirten willkürlich verfügte. Daß der Ausschuß monatlich neuer Vollmacht vom Convente für seine Fortdauer bedurfte, war eine leere Formsache geworden: ach, ich hätte es fast vergessen, rief Barere am 12. Juli nach Beendigung eines anderen Berichtes, der Ausschuß muß auf's Neue bestätigt werden; und der Convent gab die Erneuerung durch langes Händeklatschen. Dennoch war die Gesinnung der Mehrheit des Joches gründlich müde. Die ehemalige rechte Seite, die Gemäßigten und Girondisten, sahen mit stummer Freude, wie ihre Besieger sich unter einander zerfleischten. Der Berg aber bestand nur zum kleineren Theile aus persönlichen Anhängern Robespierre's; der frühere Haß zwischen Dantonisten und Hebertisten verschwand täglich mehr vor der gemeinsamen Gefahr, mit welcher der Grimm des Dictators sie Alle bedrohte. Sie vernahmen aus den geheimen Berathungen des Ausschusses nur unbestimmte aber um so peinlichere Angaben; verschiedene Listen der von Robespierre geforderten Köpfe gingen umher; bald fünf oder sechs, bald achtzehn und mehr Namen wurden genannt. Nur Wenige derselben waren so muthig, sich eine Gelegenheit zum Kampfe zu wünschen, die meisten strebten durch Unthätigkeit und Unsichtbarkeit in rettende Vergessenheit zu gerathen. So zählten die Sitzungen des Convents in dieser Zeit nicht leicht mehr als 200 Mitglieder. Von den ursprünglichen 753 waren etwa 50 ermordet oder hingerichtet, 20 geächtet, 73 verhaftet, 100 in den Departements oder bei den Heeren abwesend, 280 endlich vertieften sich in die unscheinbare Arbeit der mit den einzelnen Zweigen der Gesetzgebung beauftragten Ausschüsse. Hier wäre freilich, bei dem Umsturz aller früheren Verhältnisse, Stoff zu unübersehbarer Thätigkeit gewesen, aber auch hier erlahmte Alles unter der erdrückenden Wucht des herrschenden Despotismus. Nicht ein schöpferisches Gesetz, nicht eine zukunftfähige Organisation hat dieser Zeitabschnitt der Revolution hervorgebracht. Der einzige unter jenen Ausschüssen, welchem die Umstände eine praktische Wirksamkeit zugewiesen hatten, war jener der Finanzen. Hier machte Ramel zuweilen eine gewisse Sachkunde und Cambon seine störrische und hitzige Eigenwilligkeit bemerkbar: beide waren denn auch bei Robespierre auf das Uebelste angeschrieben und ihre Namen in jeder Aechtungsliste zu finden.

Nicht fester und freier als der Convent waren die Ministerialcommissionen gestellt. Es gab schlechterdings keine Regel darüber, welche Angelegenheiten sie den unteren Behörden zu überlassen, welche sie selbst zu erledigen, welche endlich sie zur Entscheidung des Wohlfahrtsausschusses zu bringen hatten. Ganz nach zufälligen oder persönlichen Einflüssen gingen aus den Departements die Berichte der Conventscommissare, der Ortsbeamten und der Clubs bald an den Ausschuß, bald an ein Ministerium, bald auch an den Pariser Jacobinerclub. Ebenso schwankend und willkürlich griff von oben herunter bald das eine bald das andere Mitglied des Ausschusses mit herrischer Heftigkeit in die Arbeit der Commissionen ein. Diese waren also in jeder Hinsicht unfähig zu einer umfassenden Erkenntniß und regelmäßigen Behandlung der Geschäfte. Ueberall zeigte diese Regierung ihren Ursprung: sie war auch damals noch, als Europa vor ihren Waffen erzitterte, ein zur Macht gelangter Club, eine nothdürftig regulirte Volksversammlung. Auf der einen Seite die schranken- und regellose Willkür des hervorragenden Demagogen, auf der anderen eine vielköpfige, zugleich unterwürfige und brutale Masse. Niemals in aller Welt hat ein Staat eine größere Anzahl von Beamten besoldet, als dieses jacobinische Gemeinwesen, welches damit die bequemste Verpflegung und Vermehrung seiner Parteigenossen erreichte. Die einzige Commission des Handels und der Lebensmittel zählte 35,000 Angestellte, und so die übrigen nach Verhältniß[1]). In den Departements hatte man noch immer die Bezirks- und Stadträthe, deren Mitgliederzahl schon sehr beträchtlich war; thatsächlich hatten sie jedoch alle Bedeutung an die Revolutionsausschüsse abgeben müssen, welche jetzt durch die Conventscommissare in sämmtlichen Gemeinden des Reiches unter dem Beirathe der Clubs errichtet waren, als polizeiliche Aufsichtsbehörden allmählich die ganze Verwaltung in die Hand nahmen, und darüber unmittelbar an die Centralbehörden berichteten. Die Zahl derselben belief sich auf 52,000 mit mehr als 560,000 Mitgliedern, deren jedes nach dem Gesetz vom 5. September 1793 einen Tagessold von drei Livres empfangen sollte. Hiernach würden sie dem Staate jährlich 591 Millionen gekostet haben, 10 Millionen mehr als die constituirende Versammlung für das Gesammtbudget des Staates ausgeworfen hatte. Der Finanzausschuß des Convents ließ sich denn auch trotz des Gesetzes nicht bewegen, jene Tage-

---

[1]) Dubois Crancé, C. N. 5. Mai 1795. Johannot sagt am 14. April 1795: die Revolutionsbewegung hat uns dazu gebracht, Gehalte an eine größere Anzahl Personen zu geben, als alle anderen Staaten Europas zusammen.

gelder anzuweisen: die Revolutionsausschüsse aber, auf ihr Recht pochend, erhoben dann ihre Besoldung unmittelbar von den Unterthanen auf dem Wege der revolutionären Taxen, obgleich das Gesetz vom 4. December 1792 jede solche außerordentliche Besteuerung den niederen Behörden untersagt hatte. Es wurde eine Gesetzwidrigkeit eben durch die andere ausgeglichen[1]).

Frankreich hatte vor der Revolution etwa 4½ Million erwachsener arbeitsfähiger Männer. Von diesen waren mehr als hunderttausend in den inneren Kämpfen zu Grunde gegangen, eine nicht geringere Zahl in das Ausland geflüchtet, eine nicht minder ansehnliche als verdächtig eingesperrt. Sodann hatte beinahe eine Million der Krieg in die Heere, und damit in die Besoldung des Staats geführt: ein großer Theil der zweiten war mit Amt und Gehalt in der inneren Verwaltung versehen, und somit das bürgerliche Gewerbe geradezu der Hälfte seiner Arbeitskraft beraubt. Auf je vier Bürger kam im Innern ein Beamter, auf je drei ein Soldat an den Grenzen. Es kam vor, daß in Dörfern von zwölf Haushaltungen die Männer sämmtlich den Revolutionsausschuß des Ortes bildeten und jenen Tagegeldern zu Liebe sich gegenseitig mit Eifer überwachten. Es leuchtet ein, wie Wenige unter der Masse für die Aufgabe eines Verwaltungsamtes vorbereitet waren; die Mehrzahl sah in der neuen Stellung neben dem Gehalte vor Allem ein Mittel, jeden persönlichen Widersacher zu unterdrücken, den verhaßten Verwandten, den zudringlichen Nachbarn, den lästigen Gläubiger oder Gewerbsgenossen zu beseitigen. Da sie durchgängig dem Bauern- und Handwerkerstande angehörten und alle ihre Interessen, ihre Neigungen und ihre Feindschaften sich in diesem Kreise bewegten, so kam durch sie der revolutionäre Schrecken, der ursprünglich nur dem Adel, dem Clerus und den reichen Bürgern bestimmt gewesen, nun auch in vollem Maße über die unteren Classen. Namentlich die Bauern wurden schwer getroffen. Denn gerade in den Dörfern hatte sowohl die ökonomische als die religiöse Erschütterung der letzten Jahre die auffallendsten Wirkungen gehabt. Der städtische Geistliche war ohne Anstoß beseitigt worden, jeder Landpfarrer aber hatte eine Anzahl hitziger Vertheidiger gefunden. In den Städten war auch vor der Revolution die Bereicherung eines kleinen Speculanten und der Sturz eines großen Geldfürsten nichts Unerhörtes gewesen; in den Dörfern dagegen hätte früher die kühnste Phantasie es nicht zu denken gewagt, daß ein gemeiner Pächter als In-

[1]) Ueber dies Alles vgl. Cambon's Bericht, C. N. 6. frim. III, so wie die Debatte, C. N. 17. brum. II.

haber des Herrenhauses einherprunken oder ein armer Colone fette Stücke des Kirchengutes an sich bringen könnte. Nun war mit den großen Confiscationen ein volles Drittel des französischen Bodens durch einen solchen Wechsel hindurchgegangen, und jegliche Leidenschaft, welche Gewinnsucht, Neid und der Sturz aller alten Gewohnheit aufregen kann, in den Herzen der Bauern auf das Stärkste erregt worden. Die neuen Besitzer, zuerst von den herrschenden Parteien mit Jubel bewillkommnet, wurden bald von allen Seiten mit scheelen Blicken betrachtet. Die Regierung fand, daß sie wieder zu große Güter vereinigten, die kleinen Bauern zogen ungünstige Vergleichungen zwischen ihnen und den alten Herren, an mißgünstigen Nachbarn und politischen Gegnern fehlte es keinem. So richtete sich vornehmlich gegen diese Classe im Sommer 1794 die revolutionäre Verfolgung. Zwei Drittel der Opfer, welche nach dem 22. Prairial das Pariser Revolutionsgericht zum Tode brachte, waren Bauern[1]).

Ueberhaupt aber war die persönliche Sicherheit der Einwohner im Juli nicht besser geachtet als im September zuvor. Die Zahl der Verhaftungen blieb im Wachsen. In Paris stand sie fortdauernd zwischen 5000 und 7000, und noch immer war die Verhaftung eine fast sichere Ankündigung des Untergangs. Jene beiden Volkscommissionen vom 14. Mai hatten nach acht Wochen 800 Angeklagte geprüft, und darunter, wie sie berichteten, auf 80 Menschen einen Patrioten gefunden; so gerecht, sagten sie, seien die Revolutionsausschüsse bei den Verhaftungen verfahren. Was die Departements betraf, so wurden bei dem Aufhören aller freien Discussion jetzt weniger Nachrichten laut, als während des Getümmels im vorigen Jahre: was aber bekannt wurde, zeigte den Despotismus der Conventscommissare in völlig unverändertem Lichte. Die Departements Vaucluse und Rhonemündung zählten etwa 500,000 Einwohner; von diesen waren im Mai 15,000 verhaftet. Lyon unterlag fortdauernd den Aechtungsgesetzen vom October; die Zerstörung der Häuser ging ihren Gang, und oft genug ertönten im Pariser Club die zornigen Klagen, daß das Volk von Commune Affranchie unverbesserlich sei. Im Jura hatte Bassal während des Winters 2800 Verhaftungen vorgenommen; seine Nachfolger, Lejeune und Prost, haderten unter einander als Anhänger, der eine Hebert's der andere Robespierre's, und kerkerten abwechselnd die Gesinnungsgenossen des Widersachers zu hunderten ein. Zu Straßburg gab es bei St. Just's Abreise 2000 Eingesperrte, und

---

[1]) Das ergeben die officiellen Listen. Ein resumirender Auszug in den Tabellen bei Prudhomme, crimes de la révolution.

mehrmals war die Rede davon, sie auf einen Tag im Rheine zu ersäufen; besonders galt deutsche Sprache und Kleidung als Beweis verdächtiger Gesinnung, und seit dem 22. Prairial ließ der Vorsitzer des dortigen Revolutionsausschusses, St. Just's begeisterter Verehrer Monet, die Masse der Verhafteten bis auf 4000 steigen. Aehnliche Ergebnisse hatte St. Just's Reise zum Nordheere in den von ihm berührten Grenzbezirken; in vier Departements ließ er alle Edelleute ohne Unterschied verhaften, und dann flog von einem Club zum andern sein Ausspruch, daß man darauf denken müsse, mit den Volksverräthern nicht die Kerker, sondern die Gräber zu füllen. Unter solchen Verhältnissen machte der Wohlfahrtsausschuß von der Befugniß, ausnahmsweise in den Provinzen Revolutionsgerichte bestehen zu lassen oder einzusetzen, zahlreichen Gebrauch. Gleich aus dem Monat Floreal liegen solche Beschlüsse für Arras, Orange, Nismes, Bordeaux, Noirmoutiers vor [1]). Ein schreckenvolles Andenken ihrer Wirksamkeit haben davon vornehmlich die beiden Erstgenannten hinterlassen. In Arras lenkte den blutigen Frevel als Conventscommissar ein ehemaliger Priester, Lebon, einst ein harmloser und leichtsinniger Mensch, der im Februar von dem Ausschusse nach Paris berufen wurde, um einen Verweis wegen seiner Milde zu empfangen. Gleich nachher schrieb einer seiner Genossen an St. Just's Freund Lebas: in einem heiligen Fieber ist Lebon aus Paris zurückgekommen; er hat sofort eine revolutionäre Jury nach dem Pariser Muster zusammengebracht, sechzig haarige Schurken, und die Guillotine feiert jetzt nicht einen Augenblick, die Köpfe der Aristokraten, Männlein und Weiblein, fallen wie Hagel. Lebon selbst, ohne sittliche Festigkeit wie er war, kam in wahnsinnige Aufregung und that es bald einem Carrier an Grausamkeit, Liederlichkeit und Brutalität zuvor. Die Einwohner athmeten auf, als das Gesetz des 14. April erschien und alle Angeklagten nach Paris lud; dort in Arras erschien es als ein Gewinn, aus Lebon's Händen in jene Fouquier's zu fallen. Aber ihr Peiniger erhielt auf seine dringenden Bitten nicht blos die Vollmacht [2]) fortzufahren, sondern seine Energie noch zu steigern. Er unterwarf dann die Nachbarstädte Cambrai, Doullens, Boulogne einer gleich wilden und wüsten Verfolgung, so daß im Juni die Klagen seiner Opfer in Paris nicht ganz mehr unterdrückt werden konnten. Der Deputirte Guffroy, sonst ein gemeiner Fanatiker wie Lebon, erhob sich gegen den früheren Genossen; der jüngere Robespierre hatte Nachrichten aus Arras, welche Lebon als

---

[1]) Im Pariser Reichsarchiv.

[2]) Beschluß des Wohlfahrtsausschusses, 30. germinal, das Concept von Robespierre's Hand.

Hebertisten schilderten; es kam im Wohlfahrtsausschuß zu einer lebhaften Verhandlung, und Lebon eilte hinüber, sich selbst zu vertheidigen. Für ihn verwandte sich St. Just; Couthon sagte bei den Jacobinern, Lebon habe in seinem Departement den Geist der Freiheit neu belebt, und Barere setzte im Convente Tagesordnung über alle Beschwerden durch, weil, sagte er, dem eifrigen Republikaner gegen die Aristokraten Alles erlaubt sein müsse, wenn er, obgleich in etwas herben Formen, doch aus reinen Beweggründen handle. Voll von Jubel kam Lebon nach Arras zurück und verkündete dort seinen Leuten, daß der Ausschuß ihn ermahnt habe, immer besser fortzufahren, daß Robespierre die Errichtung eines besonderen Tribunals in jeder Grenzstadt wünsche [1]).

In gleicher Weise, und mit gleicher Wärme von Robespierre's Partei befördert, verfuhr in denselben Wochen der Conventscommissar Maignet in Orange. Gleich nach dem Gesetze des 14. April erklärte er dem Ausschusse die Unmöglichkeit, alle Verschwörer der dortigen Gegend nach Paris zu senden, und beantragte demnach die Errichtung eines besonderen Tribunals. Da er in dem Lande selbst keine geeigneten Richter zu finden wußte, und da auch in den benachbarten Departements Drome, Ardeche und anderwärts derselbe Mangel vorlag, so entspann sich darüber in Robespierre's näherem Freundeskreise ein ausführlicher Briefwechsel, der allein für die geschichtliche Beurtheilung dieser Menschen völlig ausreichen könnte [2]). Robespierre erstattete am 10. Mai seinen Bericht an den Ausschuß, welcher die Stiftung des Tribunals zur Folge hatte: dasselbe erhielt, nach einem von Robespierre selbst verfaßten Entwurf, schon damals dieselben Weisungen, wie das Pariser Gericht durch das Gesetz vom 22. Prairial [3]), und lieferte denn auch in seinen ersten achtzehn Tagen 197 Hinrichtungen. Am 17. Mai kam es vor, daß in dem Dorfe Bedouin nicht weit von Avignon der Freiheitsbaum in der Nacht umgehauen wurde; Maignet ließ darauf mehrere Einwohner hinrichten und den ganzen Ort von 500 Häusern niederbrennen, so daß die armen Menschen, beinahe 2000 an der Zahl, obdachlos in dem Gebirge herumirrten und mehrere Monate in Bergspalten und Erdhöhlen ihr Leben fristeten [4]). Maignet

---

[1]) Aus den Acten im Reichs-Archiv. Einiges ist in den Papiers inédits de Robespierre gedruckt.

[2]) Er ist gedruckt bei Buchez 35.

[3]) Hier, wie man sieht, ist kein Raum für den beim 22. Prairial beliebten Vorwand, daß das Gesetz nur die Ausrottung der Terroristen zum Zweck gehabt habe.

[4]) Goupilleau's Bericht C. N. 3. Frimaire III. Ebenso die Deputation der Einwohner selbst 15. Frimaire (5/12 94). Die Seidenmanufacturen des Ortes sind zerstört, 60,000 Pfd. Seide verbrannt, eine Kirche in die Luft gesprengt.

hatte selbst einigen Zweifel, ob der Wohlfahrtsausschuß eine solche Strenge billigen würde und warnte vor einer verderblichen Nachsicht: er wurde sofort beruhigt, indem auf den Antrag des Ausschusses der Convent selbst seine Billigung aussprach. Bald zeigte sich sogar, daß er seinen Pariser Gönnern nicht einmal genug that, und sich im Vergleiche mit Robespierre's Freunden auf einem lange überwundenen Standpunkte befand. Unter den Beisitzern seines Gerichtes bildeten sich nämlich zwei Parteien. Die eine wollte alle früheren Edelleute und Priester, so wie alle Reichen, Geschäftsleute und andere Gebildete ohne Weiteres für schuldig erklären, bei der Classe der Handwerker und Tagelöhner aber unterscheiden, da viele derselben selbst getäuscht und verführt und oft durch schlechte Zeugen verläumdet seien. Die andere aber wollte auch bei dieser letzten Classe nicht von solchen Bedenken hören, und wüthete, daß ihre Collegen an den Formen klebten und Beweise forderten, wie Richter des alten Regime. Als Maignet zu der ersten Ansicht hinüber neigte, wandte die andere sich an Robespierre's Freund Payan nach Paris, und dieser gab die Entscheidung höchst unumwunden, daß auf Formen gar nichts, daß es nur darauf ankomme, ob der Angeklagte Freund oder Feind der Revolution sei, daß mit einem Worte der Richter jedes menschliche Gefühl vergessen müsse. So ging die Blutarbeit dort im Süden, so wie im Norden unter Lebon, ihren rastlosen, zügellosen Gang weiter.

Ebenso gewaltthätig wie gegen die Personen verfuhr die Regierung gegen die Güter ihrer Unterthanen.

Seit der Beendigung des Bürgerkrieges hatte man der Erhebung der Steuern, welche längst in vollständiges Stocken gerathen war[1]), wieder einiges Augenmerk zugewandt, und den Finanzausschuß mit der Entwerfung der nöthigen Gesetze beauftragt. Verwirklicht aber war noch nichts, und so lebte man einstweilen weiter mit den bisherigen Mitteln, Requisitionen und Confiscationen, Zwangsanlehen und Revolutionstaxen, vor Allem aber mit Papiergeld. Die Gesammtbeträge dieser Einnahmen sind für die despotische Regierung von 1794 so wenig wie für die anarchische von 1793 zu bestimmen, und nur zur Veranschaulichung des Verfahrens wollen wir einige Beispiele anführen. Die Repräsentanten beim Rheinheer befahlen im Januar in dem Departement Niederrhein den Austausch von 10 Millionen Silber gegen den gleichen Betrag von Papiergeld, im Februar von 5 Millionen in dem Oberrhein, dann im Juli wieder von 10 Millionen im Niederrhein; das Papier verlor aber damals im Course

---

[1]) Bericht des Finanzausschusses, 12. Juni 1795: die Steuerrückstände betragen 1200 Millionen.

über 60 Procent, und die drei Verfügungen enthielten demnach eine Erpressung von ungefähr 16 Millionen. Im Mai schien der flandrische Krieg eine Verstärkung der Reiterei zu fordern, und der Wohlfahrtsausschuß verfügte sofort die Aushebung von 14,000 Ackerpferden; im Juni fand man dann, daß viele Pferde der Armee grünes Futter bedürften, und der Ausschuß ergriff zu diesem Zwecke Besitz von allen Wiesen in 32 Departements. Als endlich im Juli das Fuhrwesen des Nordheeres bei dessen Vorrücken in Belgien nicht mehr ausreichte, erging der Befehl, daß alle Wagen und Pferde in Paris nach dem Kriegsschauplatze, jeder wenigstens zu einer Fuhre, abrücken sollten. Die revolutionären Taxen blieben, wie wir schon sahen, zumeist in der Hand der Localausschüsse und wurden durchgängig zu politischen Zwecken verwandt, zur Besoldung der Ausschüsse und zu patriotischen Missionen, zur Unterstützung der Armen und zu den Kosten der Clubs, zur Feier des Vernunftdienstes und zur Veranstaltung von Freitheatern. An den Schatz gelangten endlich aus dieser Quelle 31 Millionen. Zu den Taxen gesellten sich die patriotischen Gaben, deren Freiwilligkeit bald nachher von den Machthabern selbst nur mit ironischem Ausdrucke gepriesen wurde: der Schatz bezog daraus im Ganzen 21 Millionen, die Bürger aber hatten ohne Zweifel an die Localausschüsse wenigstens das Zehnfache bezahlt. Es reihten sich hieran 25 bis 30 Millionen aus dem Erlöse des Kirchensilbers [1]), 15 Millionen aus dem Kupferwerthe der Glocken, und nahe an 200 Millionen, zu welchen der Ertrag des großen Zwangsanlehens auf die Reichen trotz aller Härte des Schreckenssystems zusammengeschrumpft war [2]). Wie hoch sich die Confiscationen in diesem Zeitpunkte beliefen, dafür giebt der Verkauf der Nationalgüter eine ungefähre Schätzung. Im October 1793 ließ die Regierung einen Maueranschlag verfertigen, auf welchem die confiscirten Güter der Emigranten im Departement Paris verzeichnet waren. Dies Blatt fiel so riesenmäßig aus, daß Druck und Papier desselben über eine Million kostete und nachher die Leser auf einer Leiter an ihm auf und ab kletterten. In 417 anderen Bezirken standen damals Emigrantengüter im Taxwerthe von 1700 Millionen zum Verkaufe aus, und im April 1794 wurde dem Convente berichtet, daß davon nicht ganz ein Zehntel, und zwar zum doppelten Preise, im Ganzen für 241 Millionen veräußert worden. Indeß erhielt der Schatz auch von dieser Einnahme

---

[1]) Cambon C. N. 2. November 1794, 24. Februar 1795.

[2]) Cambon's großer Bericht C. N. 13. December 1794 so wie seine Rede 3. Februar 1795. Johannot 2. niv. (22. Decbr. 1794) Einnahme aus den Nationalgütern monatlich 20—24 Millionen.

nur geringen Gewinn, theils weil sie nur in kleinen Abschlagszahlungen einlief, theils weil sie durch den niedrigen Stand des Papiergeldes sofort wieder auf die Hälfte ihres Nennwerthes herunterkam.

Die Assignaten also zu halten und zu heben, war fortdauernd die wärmste Sorge der revolutionären Regierung. Je mehr die regelmäßigen Einnahmen versiegten, je weniger fruchtbaren Gewinn die Erpressungen abwarfen, desto dringender war man auf die Assignatenplatte als die letzte Hülfsquelle angewiesen. Bis zum 1. Januar 1793 hatte man 3600 Millionen in Umlauf gebracht; das Jahr 1793 lieferte dazu eine weitere Masse von gleichem Betrage, und die erste Hälfte von 1793 wiederum einen Zuwachs von 1000 Millionen [1]). Der Cours, welcher zu Anfang 1793 auf 61 gestanden, ging denn trotz aller Strafgesetze von Woche zu Woche bis auf 34 hinab, und drohte immer weiteres Sinken, obgleich jeder Geldhandel und jede Waarenvertheuerung von mehr als 500,000 Aufpassern belauert und mit Kerker und Blutgerüst bedroht wurde. Gegen die Natur der Dinge kämpfte dieser Despotismus wie jeder andere vergeblich. Der Ausschuß selbst war ja täglich in dem Falle, sein Gesetz des Maximum zu brechen, gewissenlosen Lieferanten entsetzliche Wucherpreise zu bewilligen, und für Ankäufe im Ausland Metallgeld unter den drückendsten Bedingungen aufzusuchen. So zerflossen die Ballen des Papiergeldes der Regierung ebenso rasch unter den Händen wie die Beute der Confiscationen und Requisitionen. Der Schatz blieb leer, obgleich das Mark des Volkes bis auf den letzten Tropfen ausgesogen wurde. Die Kriegsrüstungen kosteten monatlich 180 bis 200, die Ankäufe fremden Getreides 100 bis 120 Millionen [2]); bringt man nach dem Course der Assignaten auch nur zwei Drittel dieser Summen als wirkliche Werthe in Rechnung [3]), so ergiebt sich für die beiden Posten allein ein höheres Jahresbudget, als jemals unter Napoleon I. das gesammte Staatswesen in Anspruch nahm. Für die sonstigen Aufgaben der Verwaltung geschah nichts, als daß zuweilen auf dem Papier ein Befehl erlassen, eine Summe ausgeworfen wurde. In Wirklichkeit vereinten sich alle Parteien in der Klage, daß die Straßen und Canäle durch Unterlassung der Reparaturen völlig unbrauchbar geworden [4]), daß die Forsten in beispielloser Weise verwüstet, die Gefängnisse und Hospitäler verfallen und die Be-

---

[1]) Tabelle bei Ramel, les finances de la rép. franç. en l'an IX.

[2]) St. Just's Aufsatz, bei Buchez 35, 294. Verhandlungen des Convents 30. Mai, 19. Juni, 12. Juli. Cambon, 22. März.

[3]) Weniger anzusetzen ist unmöglich, da gerade in diesen beiden Branchen neben den Assignaten alles Metallgeld verbraucht wurde, was die Regierung besaß.

[4]) C. N. 11. März (Barere), 16. März (Baudot).

wohner derselben dem Hungertode Preis gegeben seien [1]). Die Rechtlosigkeit, womit der Staat seine Hand nach dem Gute der Bürger ausgestreckt hatte, war versengend und verödend auf ihn selbst zurückgefallen.

Unter der Bevölkerung aber war bei solchen Verhältnissen der Sinn für Arbeit, Bewegung, Vorwärtskommen erloschen. Der Ackerbau war zerstört durch die Entziehung der Millionen Arbeiter, deren Kräfte jetzt in den Heeren, den Clubs und den Revolutionsausschüssen verbraucht wurden — durch die Entfernung des Capitals, welches entweder in die Staatscassen zusammen oder über die Grenze hinausströmte — durch die Zerstörung des Viehstandes in Folge der immer neuen, immer wachsenden Requisitionen — durch die Entwerthung alles Eigenthums, welches mit der Heiligkeit seines Rechtes überall auch die Fruchtbarkeit seines Bestandes einbüßt. Es war eine Schickung des Himmels, wichtiger für Frankreich als zehn gewonnene Schlachten, daß in diesem Jahre die Erndte früher und üppiger als jemals seit Menschengedenken ausfiel, daß die Natur mit überströmender Freigebigkeit in das Mittel trat, um gut zu machen, was Thorheit und Frevel der Menschen verdorben hatten. Aber selbst in diesem Augenblicke wurde die tiefe Verfahrenheit des Zustandes fühlbar. So stumpfsinnig und widerwillig hatte die lange Unterdrückung die Menschen gemacht, daß an hundert Orten die Schnitter sich weigerten, das Geschenk des Bodens einzubringen: es bedurfte wieder des Staatsbefehls, um die Erndte zu sichern, und auf die todbrohende Requisition des Wohlfahrtsausschusses zog dann wohl die ganze Einwohnerschaft einer Stadt, Behörden und Officiere an der Spitze, auf die Aecker ihres Weichbildes zum Einscheuern des Getreides hinaus.

Das städtische Gewerbe, die Industrie und der Handel waren aus den gleichen Ursachen dem gleichen Schicksal wie der Ackerbau verfallen. Das Maximum verscheuchte die Waaren zuerst vom Markte und lähmte bald auch ihre Erzeugung. Der Fabrikant sah sich bei den Clubs und Revolutionsgerichten wie einst den Edelmann und den Priester geächtet. Der Krieg hatte alle überseeischen und colonialen Beziehungen in ihrer Wurzel zerschnitten. Am härtesten traf es, der Natur der Sache nach, die ärmeren Classen, die Arbeiter. Ihr Lohn ging bei dem Mangel an Nachfrage fortdauernd herunter, bei den Schneidern z. B. auf ein

---

[1]) C. N. 14. Juni, 13. Juli, 21. Juli über die Hospitäler. 25. April Echasseriaux in der C. N. über die Forsten. Die Acten des Reichsarchivs sind voll von ähnlichen Aeußerungen. Alle Welt leidet Mangel an Brennholz, die Marine nimmt alte und junge Stämme, eine gute Forstwirthschaft ist unmöglich.

Viertel des Satzes von 1790, bei den Maurern auf ein Fünftel, bei den Wasserträgern, in deren armseliges Geschäft der Eintritt am leichtesten und der Zudrang am größten war, noch tiefer[1]). So war, da die Preise der Lebensmittel bei der mangelnden Erzeugung wuchsen, das Elend unermeßlich. In Bordeaux kam acht Monate lang ein halbes Pfund Brod auf den Kopf der Bevölkerung. Man half sich mit Quecken, hier und da mit Reis, in der Umgegend schlugen sich die Hungernden um das Kraut des Feldes[2]). In Paris erschienen fast in jeder Woche Arbeiterdeputationen, um bei dem Convente oder dem Ausschusse höheren Lohn zu erbitten. Seit Monaten, sagten sie, leben wir nur von Brod und Käse. Obgleich die Regierung von allen Seiten her mit militärischer Gewalt die Nahrungsmittel der Hauptstadt heran zu schaffen suchte, fehlte es doch auf allen Seiten. Der Staat mußte zuletzt buchstäblich die Portionen jedem Bürger vorschneiden. Kein Metzger durfte das Fleisch anderswo als auf dem städtischen Markte kaufen, wo ihm eine bestimmte Menge zugemessen wurde. Der Hausvater durfte dann nicht mehr als ein Pfund Fleisch alle zehn Tage für den Kopf seiner Familie anschaffen und erhielt es nur gegen eine von seiner Sectionsbehörde ausgestellte Karte. Aehnliche Einrichtungen wurden in Bezug auf Brod, Butter, Käse, Eier getroffen; die Bestrafung der Widerspenstigen, deren Eßlust sich mit der zugewiesenen Ration nicht begnügen wollte, nahm kein Ende[3]). Der Wein, den man in Folge einiger guten Erndten reichlich vorhanden glaubte, war plötzlich versiegt, aus einem andern Grunde: im Wohlfahrtsausschusse selbst kam es bald nachher zur Erörterung, daß niemals so große Massen verbraucht worden seien als in diesen Jahren revolutionärer Aufregung[4]).

Dies also war der Zustand des von der Natur in ganz Europa meistbegünstigten Landes. „Wir mußten fürchten, sagte drei Monate später Robert Lindet dem Convente, daß die Ländereien nicht mehr bebaut würden, weil ihre Inhaber im Gefängnisse schmachteten oder als Mitglieder der Revolutionsausschüsse von der Arbeit entfernt waren. In den Gewerben versiegt die Thätigkeit, die Bedürfnisse wachsen, der Verbrauch ist ausschweifend. Der französische Handel zeigt nur Ruinen, die Stoffe für die Manufacturen liegen unter Siegel, alle Fabriken, außer den Anstalten für Kriegsmaterial, haben die Arbeit ein-

[1]) St. Aubin, tableau comparatif des denrées, Lecoulteux. C. N. 3. December 1795.

[2]) Tallien, C. N. 12. März.

[3]) Fast in jeder Nummer des Moniteur, April bis Juli.

[4]) Robert Lindet's Bericht, C. N. 20. September 1794.

gestellt. Alle Stände, alle Bezirke sind von einander getrennt, Keime des Haders sind gesäet und erwachsen zwischen Städten und Dörfern, zwischen Bauern und Handwerkern, zwischen benachbarten Gemeinden und zusammengehörigen Familien. Der Genius der Zwietracht ist zerstörend von einem Ende des Landes zum andern geschritten." Was Lindet öffentlich im September aussprach, wurde im Ausschusse während des Frühlings wiederholt verhandelt, und die ökonomische Frage schied die Parteien desselben ebenso nachdrücklich wie die auswärtige Politik. Man war einmüthig genug über einzelne lindernde Maßregeln, überwies monatlich viele Millionen Assignaten für die Unterstützung der Armen, verbot alle Privatalmosen und gab ein Gesetz über die Beseitigung der Bettelei in den Dörfern. Aber wenn es sich um gründliche Heilung des Zustandes handelte, gingen die Aussichten schroff auseinander. Die Mehrheit sah wie früher in allen Schwierigkeiten nur Umtriebe der Aristokraten, und meinte mit scharfer Handhabung des Maximum das Papiergeld halten, und dann mit diesem unendlichen Schatze von Tage zu Tage fortbestehen zu können. Robespierre hatte in diesen Dingen, so weit sich blicken läßt, keine eigene Meinung; seine Freunde aber, besonders Couthon und St. Just, waren sehr entschieden für einen Wechsel im System. St. Just verwarf sowohl das Papiergeld als die Zwangstaxen, wie er ja beim ersten Auftreten derselben nachdrücklich gegen sie geredet und nur aus Parteipolitik seinen Widerspruch aufgegeben hatte. Ebenso wollte Couthon, von der Unhaltbarkeit des jetzigen Zustandes durchdrungen, zu regelmäßigen Einnahmen und einem festen Abgabensysteme zurück. In so weit war ihre Ansicht ohne Zweifel jener der Mehrheit überlegen, in derselben Weise, wie Robespierre's Kritik der bisherigen Regierungsform ihre sehr bestimmte Berechtigung hatte. Was aber gedachten sie, im Falle sie obsiegten, an die Stelle der verworfenen Einrichtungen zu bringen?

Couthon setzte seine Hoffnung auf den Plan eines politischen Schwindlers, wie deren in erregten Zeiten hunderte aufschießen, Namens Rioux de Maillou, der den Staatshaushalt durch die Vervollkommnung des Maximum zu retten gedachte. Dieses Gesetz bestimmte, wie man sich erinnert, daß alle Waaren zu dem Durchschnittspreise von 1790, dazu die Hälfte desselben, verkauft werden sollten. Maillou und, von ihm völlig überzeugt, auch Couthon waren nun der Meinung, diese zusätzliche Hälfte sollte in Zukunft bei jedem Verkaufe an den Staat abgegeben werden: sie hatten das Vertrauen, daß hieraus eine Jahreseinnahme von zwei Milliarden leicht und unsicher entspringen würde. Die statistischen Einwürfe des Finanzausschusses wies Maillou ein für

alle Mal mit der Bemerkung ab, daß diese Zahlen aus der Zeit der Monarchie stammten und für die Republik ohne Beweiskraft seien[1]). St. Just hatte seinerseits weiter verarbeitete Pläne. Er hoffte auf Genesung des Staatshaushaltes durch die umfassende Wiedergeburt des ganzen Volkes, wie er dieselbe durch jene schon früher angekündigten Institutionen erreichen wollte. Da sich Robespierre selbst den Entwürfen seines Freundes anschloß[2]), so geben die Bruchstücke, die uns von denselben erhalten sind, ein authentisches Bild der Zukunft, welche diese Partei ihrem Vaterlande zudachte. Wir müssen sie uns also nach ihren wesentlichen Punkten vor Augen führen.

Die Institutionen, sagte St. Just[3]), sind die Gewähr freier Regierungen gegen das Verderbniß der Sitten, und die Gewähr freier Völker gegen das Verderbniß der Regierung: wenn es Sitten gäbe, so ginge Alles gut: man bedarf Einrichtungen, sie zu reinigen, dann folgt alles Andere von selbst. Leider fand er den augenblicklichen Zustand in hohem Grade hoffnungsarm. Die Revolution, erklärte er, ist erstarrt, die Grundsätze sind erschlafft, man sieht nur noch Freiheitsmützen auf Wühlerköpfen; die Handhabung des Schreckens hat die Verbrecher abgestumpft, wie starke Getränke den Gaumen abstumpfen. Insbesondere dünkte ihn das Papiergeld vermöge seiner Massen und seiner Schwankungen eine Pest für die Sitten des Volkes. Viele Menschen seien dadurch reich, viele zu Bettlern, alle aber arbeitsscheu, habgierig und weichlich geworden. Das Trachten nach Reichthum sei allgemein, der Reichthum aber an sich ein Verbrechen: in einem gesunden Staate dürfe es keine Reichen und keine Armen geben, sondern jeder Bürger in dem Besitze eines gerade auskömmlichen Grundbesitzes sein. Denn die Hand des Mannes sei nur für den Pflug oder das Schwert bestimmt, jedes andere Gewerbe aber oder jede Gewerblosigkeit abscheulich[4]). Niemand dürfe Schätze aufhäufen und dadurch die Quote seines Nächsten schmälern — oder, wie Couthon einmal im Convente sagte, man müsse die Gefühle der Menschen so stimmen, daß sie all ihr Gut nur als Eigen=

---

[1]) Aus den Acten des Finanzausschusses im Reichs=Archiv.

[2]) Siehe unten, in den Reden Beider am 8. und 9. Thermidor.

[3]) Sein Aufsatz, der einen Gesetzentwurf mit Motiven darstellt, ist gedruckt bei Buchez, Band 35, S. 294 ff.

[4]) P. 296. Un homme n'est fait pour le métier, ni pour l'hôpital, ni pour les hospices: tout cela est affreux. Il ne peut exister de peuple vertueux et libre qu'un peuple argiculteur. Un métier s'accorde mal avec le véritable citoyen: la main de l'homme n'est faite que pour la terre ou pour les armes.

thum der einen großen Familie betrachteten. St. Just wollte hiernach daß man die Nationalgüter in kleinen Loosen unter die Armen verschenke und, wo dies nicht ausreiche, die Grundbesitzer zur Bildung zahlreicher kleiner Pachthöfe zwinge; jeder Mensch über fünfundzwanzig Jahre, der nicht Beamter oder Handwerker sei, müsse dann selbst den Acker bauen und jährlich vier Schafe auf jeden Morgen Landes aufziehen. Die Schlichtheit der bäuerlichen Sitten sollte sich ferner in dem Verbote aller Dienstboten und aller goldenen oder silbernen Geräthe ausprägen; kein Kind unter sechzehn Jahren sollte an irgend einem Tage, kein Erwachsener an drei Tagen der Dekade Fleisch essen, jeder Bürger jährlich Rechenschaft über den Stand seines Vermögens ablegen. Auf Grund dieser Prüfung würde er dann ein Zehntel seiner Renten und ein Fünfzehntel seines Arbeitsgewinnes dem Staate zahlen, und dieser hierauf jede andere Abgabe entbehren können.

Ob diese spartanische Bauernrepublik sofort in vollem Umfange zu verwirklichen sei, erschien doch auch der lehrhaften Selbstsicherheit des jungen Fanatikers zweifelhaft. Er hatte also sein Augenmerk vor Allem auf das heranwachsende Geschlecht geworfen und griff hier zu den umfassendsten Mitteln. Vom siebenten Jahre an sollten alle Knaben den Eltern weggenommen und der Schule der Nation überliefert werden, wo man sie in soldatischer Zucht zu kurzer Redeweise und abgehärtetem Leben erziehen und in Kriegsdienst, Ackerbau und Sprachkenntniß unterrichten würde. Das Familienleben dachte St. Just zu zerstören, indem er die Erklärung einer Ehe erst nach erfolgter Schwangerschaft forderte, die Ehescheidung frei ließ und jede kinderlose Ehe durch das Gesetz trennen wollte. Statt dessen sollte als öffentliche Institution die Freundschaft eintreten. Mit dem 21. Lebensjahre würde jeder Bürger im Tempel erklären, wer seine Freunde seien, und wer keine Freunde nachweise, verbannt werden. Die Freunde ständen im Gefechte nebeneinander, trügen als Schiedsrichter die Processe ihrer Genossen aus, müßten bei der Schließung jedes Vertrages anwesend sein. Wenn Jemand ein Verbrechen beginge, so würden seine Freunde verbannt.

Bis diese Einrichtungen ihre Wirkung erzielt und eine, nach St. Just's Ansicht, sittliche Bevölkerung erzogen hätten, meinte er, daß der Staat entweder eines kräftigen Dictators oder tugendhafter Censoren zu seiner Rettung bedürfe[1]). Unter den Censoren verstand er hochbejahrte Männer, deren einer in jedem Bezirk mit einem Gehalte von

---

[1]) P. 312. Il faut dans toute révolution un dictateur pour sauver l'état par la force, ou des censeurs pour le sauver par la vertu.

6000 L. ohne eigene Amtsgewalt, aber zur Beaufsichtigung der Beamten und Klageerhebung gegen schlechte Behörden angestellt werden sollte. Indessen wie die Dinge einmal lagen, schien ihm der Weg durch die Dictatur der angemessenere. Ohne Zweifel, sagte er[1]), ist die Zeit noch nicht gekommen, das Gute zu thun; man muß ein allgemeines Unheil abwarten, das stark genug ist, um ein allgemeines Bedürfniß nach dem Guten zu verursachen; denn Alles, wodurch das Gute hervorgebracht wird, ist schrecklich oder erscheint fratzenhaft, wenn man zu frühe beginnt. Also für's Erste eine Dictatur, welche den Schrecken so weit verstärkte, daß die Nation sich daraus gerne in die von St. Just geschilderte Mäßigkeit und Zucht ohne Familienleben, Wissenschaft und Wohlstand hineinretten ließe. Dort sollte sie dann, unter Einführung der Censur, im Wesentlichen die bisherigen Behörden behalten. St. Just verwarf ebenso die einheitliche wie die vielköpfige Herrschaft: für ein freies Staatswesen schien ihm ganz das Rechte eine höchste Behörde von wenigen Mitgliedern zu sein, wie der Wohlfahrtsausschuß eben war, vorausgesetzt natürlich, daß St. Just und Robespierre die Mehrheit darin wieder erhielten[2]).

Es wird nicht nöthig sein, ein solches System einer eingehenden Prüfung zu unterwerfen. Ziehen wir die Summe. Frankreich war unter seiner bisherigen Regierung nach Außen durch Carnot's Anstrengung und die Uneinigkeit der Mächte zu Sieg und Ehren, im Innern aber trotz der ungeheuersten Opfer bis an den Rand der Vernichtung gekommen. Ein Drittel seiner männlichen Einwohner lebte von dem Papier des Staates, und um dieses zu verwerthen, wurden die beiden anderen Drittel jeder Art der Beraubung und Verfolgung unterworfen. Inmitten einer segensreichen Erndte meldete sich Tag um Tag für Millionen der Hungertod an, und die Regierung, welche willkürlich über Gut und Blut aller Unterthanen verfügte, war ohne Vermögen, ordnungslos und einheitslos. Ordnung und Einheit dachte ihr Robespierre allerdings

---

[1]) P. 290.

[2]) Daß es ihm bei dem Streite mit der Mehrheit des Ausschusses nur auf den Besitz der Macht, und nicht auf Milderung des Schreckens ankam, erhellt mit urkundlicher Deutlichkeit aus seiner letzten Arbeit, dem Entwurf zu seiner Rede vom 9. Thermidor. Der Angriff, welchen diese gegen Billaud, Collot u. s. w. richtet, dreht sich in mannichfaltigen Wendungen stets um den einen Vorwurf, daß diese ein System verderblicher Milde und die Abschwächung des Revolutionsgerichts beabsichtigten. Wir wissen nur zu gut, daß dieser Vorwurf unbegründet war, aber nicht minder deutlich ist es, daß wer ihn erhob, das Schreckensregiment nicht selbst beseitigen wollte. Diese Gegner waren gleichgesinnt über die Fortsetzung der Tyrannei; sie stritten nur über die höchste Lenkung derselben.

zu verleihen, aber wie wir jetzt wissen, nicht durch Beseitigung, sondern durch Steigerung des Schreckens. Eine leere Ausrede seiner nachgeborenen Anhänger ist es, daß die Gräuel des Juni ohne sein Wissen oder gegen seinen Willen vollzogen worden seien. Er war es, welcher auch damals die Verbrecher des Pariser Revolutionsgerichts leitete; er war es, welcher unmittelbar oder durch seine Freunde und Werkzeuge Lebon beschützte und Maignet anspornte; er war es, der gegen seinen Widersacher unaufhörlich die Anklage erhob, daß sie die Wirksamkeit des Revolutionsgerichts zu hemmen suchten. In der Verfassung, die seine Partei für Frankreich im Sinne trug, fehlten die beiden Hebel des mittelbaren Communismus, das Papiergeld und das Maximum, aus dem einfachen Grunde, weil man die Ländereien unmittelbar zu vertheilen und die Ausgleichungen des Besitzes jährlich zu erneuern meinte. Die Nichtachtung des persönlichen Rechtes und in Folge dessen das Schreckenssystem und die Verödung Frankreichs würde also unter ihrer Herrschaft nur gleichmäßiger, allseitiger und erdrückender aufgetreten sein.

Die beiden Regierungsausschüsse eröffneten am Vormittage des 22. Juli die von Robespierre gewünschte Berathung. Robespierre begann mit einer Klage über die Unzulänglichkeit der revolutionären Justiz; die beiden Volkscommissionen vom 14. Mai seien außer Stande, die Masse der Verhafteten zu bewältigen, man müsse endlich die anderen vier, im Gesetze des 12. Ventose vorgesehenen Commissionen einsetzen. Bei Robespierre's bekanntem Wunsche, eine Anzahl Deputirter hinrichten zu lassen, hatte die Mehrheit der Ausschüsse überhaupt wenig Neigung für irgend eine Verstärkung des Revolutionsgerichts, indessen überwog noch immer die Scheu vor einem offenen Bruche, und der Antrag wurde ohne eine widerspenstige Stimme bewilligt. Man fragte darauf, was weiter von den Ausschüssen begehrt werde: denn offenbar hätte es allein zu der bloßen Vollziehungsmaßregel eines bestehenden Gesetzes einer außerordentlichen Sitzung nicht bedurft. Robespierre war still, und hielt zurück; St. Just's Freund, Lebas, warf einige Worte hin über die Nothwendigkeit, alle Feinde des Volkes mit raschem Griffe zu zerdrücken. Wieder stockte dann die Verhandlung, beide Parteien scheuten das entscheidende Wort zu sprechen. Da erhob sich St. Just[1]). Ihr scheint

[1]) Das Folgende nach St. Just's Rede 9. Therm. und Barere's Memoiren. Wenn L. Blanc und Hamel Barere's Aussage als lügenhaft verwerfen, weil er an einer Stelle Messidor statt Thermidor sagt (ein offenbarer Schreibfehler, da er gleich nachher bemerkt, die Scene sei drei Tage vor dem 8. Thermidor vorgefallen), so haben sie dabei St. Just's eigenen Bericht übersehen oder vergessen. Hier spricht St. Just zwar nicht ausdrücklich von Robespierre's Dictatur, wohl aber führt Alles, was er

niedergeschlagen, sagte er, es ist nöthig, von dem Herzen weg zu reden, ich will beginnen, wenn ihr es erlaubt. Er erzählte dann, angeblich nach der Aussage der Kriegsgefangenen, daß Oesterreich einen baldigen Sturz der „schrecklichen Regierungsform" und des „heilsamen Gerichtswesens" in Frankreich erwarte; dies zeige, was die inneren Parteien im Schilde führten, und in der That höre er bereits mit Entrüstung von der Nothwendigkeit der Milde und Nachsicht reden. Man strebe, den Einfluß der besten und fähigsten Männer zu verderben, indem man sie als Tyrannen schildere. Ein solches Verfahren habe leider Aussicht auf Erfolg, weil der Republik die Institutionen fehlten, aus denen das politische Dasein Sicherheit und Gewähr empfinge. Man sehe das auf allen Gebieten der Verwaltung. Das Uebel sei auf seiner Höhe, die volle Anarchie der Macht und des Willens sei vorhanden. Der Convent gebe unausführbare und unausgeführte Gesetze, die Repräsentanten bei den Heeren verfügten nach Laune über die Truppen, die Conventscommissare rissen alle Gewalt in den Provinzen an sich. Diese unendliche Verwirrung sei ohne Zweifel nur zu heilen durch Concentration der Macht, Einheit der Regierung, Kraft der Institutionen.

Er hielt inne. Rede aus, rief man ihm zu, wohin soll das führen? „Wohl, sagte er in seinem ruhig absprechenden Phlegma, ich will reden. Nöthig ist die Dictatur — nicht die Dictatur des Wohlfahrtsausschusses, sondern eines Mannes, der Geist, Kraft, Vaterlandsliebe und revolutionäre Erfahrung besitzt, der tugendhaft, unbeugsam und unbestechlich ist. Dieser Mann ist Robespierre. Er allein kann den Staat retten: ich fordere, daß die Ausschüsse morgen für ihn die Dictatur beantragen." Die Anderen hatten vorausgesehen, was er sagen würde, immer aber war der Eindruck des wirklich ausgesprochenen Wortes groß. Couthon, David, Lebas pflichteten ihrem Genossen bei; die übrigen hatten Zweifel und Bedenken und steigerten sich schnell zu einmüthiger und erregter Abweisung. Aber auch jetzt wurde eine offene Kriegserklärung vermieden. Wir sind deine Freunde, sagte Billaud zu Robespierre, wir sind immer zusammen gegangen. Trotz des entschiedenen Auftretens St. Just's fand sich der Ausschuß nicht veranlaßt, den ihm gestern ertheilten Auftrag zurückzunehmen und die Berichterstattung an den Convent einem anderen Mitgliede zu übertragen. Die Lage war auf das Schärfste gezeichnet, die Parteien hatten gleichsam ihr Lager verlassen und sich in Schlachtordnung gegen einander aufgestellt, aber noch im letzten Augenblick sträubte sich jede, den ersten Schuß zu thun.

sagt, mit nothwendiger Consequenz darauf, und bestätigt damit Barere's Erklärung. Vgl. die Rede Ruhl's 3. germinal III, und die Notiz bei Buchez XXXIII, 359.

Dies Verhalten der Mehrheit hatte die wichtige Folge, daß Robespierre, ohnehin kein Mann des plötzlich durchgreifenden Handelns, daß auch St. Just, der sonst überall das rasche und entscheidende Thun empfahl, eine gewisse Gesetzlichkeit und Schonung in ihrem Auftreten einzuhalten beschlossen. Jenen Dantonisten und Hebertisten im Convente blieb der Tod zugedacht, was aber Billaud und Collot und überhaupt die Ausschüsse betraf, so wollte Robespierre im Convente eine umfassende Anklage gegen das System ihrer Verwaltung erheben, ohne jedoch die einzelnen Personen zu bezeichnen, den Tag nachher aber würde St. Just, da man auf die Fügsamkeit Barere's, St. André's, Lindet's und der beiden Prieur rechnete, namentlich über Billaud, Collot und Carnot Beschwerde führen, allein auch dann nicht ihre Hinrichtung, sondern statt dessen den Erlaß seiner Institutionen beantragen. Wenn dies gelang, so zerbrach es die politische Macht der Angegriffenen vollständig und ließ für die Zukunft immer noch der vertagten Anwendung der Guillotine jeden wünschenswerthen Raum. Je gelinder und gerechter man aber im Augenblicke auftrat, desto mehr Aussicht hatte man, die Mehrheit des Convents und insbesondere die Männer der rechten Seite mit sich fortzureißen.

Diese, seit mehr als einem Jahre bedroht, verfolgt und unterdrückt, gewannen auf diese Art durch den Zwiespalt ihrer Besieger eine unvermuthete Wichtigkeit zurück. Robespierre that allerdings keinen besonderen Schritt, sie zu gewinnen; er, welcher die 73 girondistischen Deputirten geschützt hatte, hielt sich der Rechten im Allgemeinen sicher, theils nach deren langbewährter Furchtsamkeit, theils nach ihrem bittern Hasse gegen die Hebertisten. In der That war damals noch seine Rechnung richtig. Tallien und Freron, Bourdon und Fouché, völlig außer sich nach den oft wiederholten Drohungen des Dictators und jede Nacht ihrer Verhaftung gewärtig, so daß sie Tag für Tag ihre Schlafstätten wechselten, wandten sich mehrmals an die Männer der Rechten mit eindringlichen Bitten um Bündniß, mit pressenden Anträgen auf einen Kampf der Befreiung. Allein deren Führer, Champeaux, Boissy d'Anglas, Durand-Maillane fanden die Vorschläge höchst bedenklich. Danton's Beispiel hatte gelehrt, wie leicht die radicalen Häupter sich auf Kosten eines Gemäßigten versöhnten; jede Regung war für diese ein Spiel um Leben und Tod, und wohl konnte man fragen, ob Robespierre's Verdrängung durch Collot einen solchen Einsatz werth sei. So wiesen sie zwei Mal binnen wenigen Tagen die Aufforderungen der bedrohten Montagnards zurück.

Am 25. Juli, dem 7. Thermidor nach republikanischem Kalender,

erschien eine große Abordnung der Jacobiner im Convente, um in hergebrachter Weise den bevorstehenden Kampf zu eröffnen. Es war Robespierre gelungen, den Club sich vollständig zu unterwerfen; vor Allem sein Bruder, Couthon und Lebas hatten dort gewirkt, während St. Just den Posten inmitten des feindlichen Wohlfahrtsausschusses behauptete. Nach Couthon's Vorschlägen beschwerte sich die Deputation über das Auftauchen einer neuen gemäßigten Partei, forderte unerbittliches Walten der Revolutionsjustiz, pries die Reinheit des Convents, welche nur durch die Anwesenheit weniger Verbrecher besudelt werde, und schloß mit einer Klage über den Commissar des Heerwesens, Pillé, welcher Paris von patriotischen Kanonieren entblöße und seine Thätigkeit in ein verdächtiges Dunkel hülle. Den Tag darauf begehrte unter allgemeiner, athemloser Spannung Robespierre die Erlaubniß, sein gepreßtes und zerrissenes Herz dem Convente zu eröffnen. In einem langen Vortrage beschwerte er sich dann, daß man ihn verläumde, als trachte er nach Alleinherrschaft und Ermordung vieler Deputirten. Er aber sei ein Sclave der Freiheit, ein lebender Märtyrer der Republik, das Opfer und der Feind aller Verbrecher. Seit dem Feste des höchsten Wesens hätten die Angriffe gegen ihn begonnen, seitdem suche man das Bollwerk der Freiheit, das Revolutionsgericht, zu untergraben. Die Finanzen der Republik würden durch die Partei, die er bekämpfe, so wie durch einen Cambon und Ramel zu Grunde gerichtet, die auswärtigen Beziehungen würden vernachlässigt, mit akademischen Redeblumen die Nation immer tiefer in den blutigsten Krieg verwickelt, das Heerwesen einer für die Freiheit gefährlichen Selbständigkeit überlassen. Es sei unerläßlich, die Ausschüsse zu reinigen und die Regierung zu stärken und zu vereinfachen; dann müsse man die Justiz des Volkes zur Bestrafung auch der heuchlerischen Verbrecher in Stand setzen, und nach deren Erdrückung gewisse sittliche und politische Institutionen einführen, welche die guten Bürger schützten, ohne den Gang der nationalen Rechtspflege zu lähmen.

Der Convent hörte diese Rede in tiefem Schweigen, jeden Augenblick die Namen der einzelnen Opfer erwartend und am Schlusse überrascht, daß Robespierre ohne bestimmten Antrag endigte. Die Einschüchterung war noch so groß, daß ein Gegner selbst, Lecointre von Versailles, den Antrag auf Druck der Rede stellte, und der Convent, nachdem Couthon sich zürnend gegen jedes Bedenken erhoben hatte, einmüthig den Druck und die Versendung an die Departements verfügte. In diesem Augenblicke aber riß Cambon's Heftigkeit durch alle Schranken hindurch. Ehe ich entehrt werde, rief er, will ich zu der Nation reden.

Er vertheidigte seine finanziellen Maßregeln, und im Sprechen sich immer heftiger erbitternd, schloß er mit dem Ausrufe: ein einziger Mensch lähmt die Arbeiten der Regierung, und dieser Mensch ist Robespierre. Das Eis war gebrochen, Billaud und Andere kamen ihm zu Hülfe; die Forderung erhob sich, daß Robespierre's Rede vor dem Drucke an die Ausschüsse zum Berichte gehen sollte, und daneben ertönte laut und lauter, von allen Seiten wiederholt, der Ruf, Robespierre solle die Uebelthäter, deren Tod er suche, namhaft machen und damit die Unschuldigen beruhigen. Dies traf mehr als alles Andere in das Gemüth der rechten Seite; es gingen Gerüchte, daß Robespierre von dem ganzen Convente nur 21 Mitglieder verschonen wollte; als er hartnäckig jede Erläuterung darüber verweigerte, schlug die Meinung bei der Masse durch, es heute zu keiner Entscheidung kommen zu lassen, und mit großer Mehrheit wurde das Decret über den Druck der Rede zurückgenommen. Eben in diesem Sinne faßte Robespierre das Ergebniß der Sitzung auf: er hielt sich keinesweges für geschlagen und hatte noch das beste Vertrauen zu der Mehrheit des Convents. Vor Allem eilte er am Abend mit seinen Freunden zu den Jacobinern, wo die Männer des Stadtrathes in dichten Massen ungeduldig seines Erscheinens harrten. Er wurde mit rauschendem Beifall empfangen, las seine Rede zum zweiten Male und gelangte kaum bis an das Ende vor dem Jubel, der bei jeder kräftigen Wendung hervorbrach. Mehrere Stimmen forderten eine Wiederholung des 31. Mai, ein neues Auftreten des Stadtrathes gegen den Convent, und Robespierre erklärte sich einverstanden, daß man den Convent von den Schurken, die ihn bisher unterdrückten, noch einmal reinige. Vor Allem aber, rief Couthon, ist es nöthig, daß der Club selbst seine Reinheit erhalte: er begehrte demnach die Ausschließung aller verbrecherischen Deputirten, aller derer, welche am Morgen gegen den Druck der Rede gestimmt hatten. Collot und Billaud waren anwesend und sahen damit den Sturm unmittelbar gegen sich gerichtet. Ohne Gegenrede, unter lärmendem Zuruf wurde Couthon's Antrag zum Beschlusse erhoben und wildes Geschrei auf Entfernung umgab die geächteten Männer. Vergebens wandte sich Collot noch einmal, Versöhnung flehend, an Robespierre: wir lieben dich Alle, rief er, du hast Unrecht zu zürnen, wir Alle stehen gemeinsam für den Ausschuß ein. Robespierre verzog keine Miene, das Toben der Masse wurde drohender, Billaud wurde am Kragen ergriffen, Collot sah entblößte Messer gegen sich gerichtet, mit Mühe erreichten sie den Ausgang. Es war nicht weit von Mitternacht, und der Club blieb dann noch eine Weile beisammen. Immer hitzigere Vorschläge drängten sich, Robes-

pierre aber mahnte, über das Vorbild des 31. Mai nicht hinauszugehen, und dem gemäß erließ Henriot sofort an mehrere Bataillone der Nationalgarde den Befehl, Morgens um 7 Uhr bereit zu sein[1]). Robespierre hoffte stets noch auf die rechte Seite, so daß auch ein gelinder Druck von Außen hinreichen würde, ihm die Mehrheit zu sichern; er sagte zu seinem Hauswirthe, der ihn bei seiner Rückkehr aus dem Club mit lebhafter Sorge empfing: der Convent ist rein, beruhige dich, ich habe nichts zu fürchten.

Aber in demselben Augenblicke, indem er diese Stütze pries, wurde sie ihm zerbrochen. Die Montagnards sahen nach der Rede Robespierre's ihr Verderben vor Augen und waren den Tag und die Nacht hindurch in krampfhafter Bewegung. Freron, Cambon, Lecointre eilten in Paris umher, erfuhren von den Befehlen Henriot's und den Vorkehrungen des Stadtraths, und rannten einer nach dem andern auf den Wohlfahrtsausschuß, um Verhaftung der Hochverräther und Schutz für sich selbst zu erwirken. Tallien, Bourdon und einige Andere wandten sich nochmals in äußerster Angst an Boissy d'Anglas und Durand. Die Entscheidung sei da, morgen seien sie verloren, wenn sie dem Tyrannen nicht zuvorkämen; Alles hange ab von einem Decrete des Convents; die Rechte, welche dies entscheiden könne, sei verantwortlich für Alles Blut, welches Robespierre noch vergießen werde. Boissy d'Anglas war ein Mann von ruhiger Klugheit und fester Ueberzeugung; er sah, daß es Ernst wurde, und hierüber einmal versichert, besann er sich nicht lange. Er verabscheute die Menschen, die sich jetzt um seine Hülfe krümmten, nicht weniger als Robespierre selbst: aber er verabscheute mehr als die Personen das herrschende System, und es war deutlich, daß dieses nicht mit Collot und Billaud, wohl aber mit Robespierre stürzte. Denn Robespierre war es, der über die Ministerien und die Revolutionsgerichte, über den Jacobinerclub und die Pariser Behörden verfügte: wie die Verhältnisse lagen, mußten in seinen Sturz diese Grundpfeiler der Schreckensherrschaft hineingerissen werden, während sein Sieg die Wirksamkeit derselben nur immer schrankenloser ausdehnte. Nach dieser einfachen, aber Alles entscheidenden Erwägung gaben Boissy und Durand der Opposition des Berges ihr Versprechen auf Beistand in der nächsten Sitzung.

Während diese wichtige Wendung sich vollzog, verbrachte der Wohlfahrtsausschuß die Stunden der Nacht in nicht geringerer Aufregung. Barere, Carnot, Prieur, Lindet saßen mit St. Just zusammen. Man

---

[1]) Lecointre, C. N. 29 August. Anderweitige Details sind nicht beglaubigt.

berieth zuerst laufende Verwaltungssachen, die Verhandlung aber stockte bei der tiefen Spannung der Gemüther in jeder Minute. Endlich brach Barere das Schweigen, indem er St. Just aufforderte, den am 22. Juli übernommenen Bericht dem Ausschusse zur Genehmigung vorzutragen. St. Just lehnte es ab, weil er das Actenstück nicht bei sich habe, und erregte Argwohn, als er auch den Schlußantrag desselben mitzutheilen weigerte. Darüber kamen Billaud und Collot aus dem Club zurück, entrüstet, erschüttert, außer sich. Als St. Just in starrer Kälte sich erkundigte, was es bei den Jacobinern gegeben, schrie ihn Collot an: du fragst noch, du Mitschuldiger Robespierre's, Triumvir, Mordgenosse? und ein heftiger Streit entstand, in welchem die Rede wieder auf jenen Bericht zurückkam und St. Just zuletzt erklärte, daß er einige der Collegen angreifen werde, ohne jedoch auf ihre Verfolgung anzutragen. Robespierre, sagte er, kennt alle eure Schritte, er weiß, wie Collot mit Fouché verkehrt und Fouché gegen uns arbeitet. Die Anderen riefen, das Alles sei Verläumdung, sicher dagegen sei die verrätherische Absicht des Stadtraths, morgen einen Gewaltstreich gegen den Convent zu führen. Collot forderte die sofortige Verhaftung Fleuriot's, Payan's und Henriot's, da erhob St. Just so nachdrücklichen Widerspruch, daß der Lärmen des Streites weit in die Vorzimmer hineindrang. Endlich, als der Morgen dämmerte, machte Billaud den vermittelnden Vorschlag, jene städtischen Beamten für den Tag in das Local des Ausschusses zu berufen, und St. Just, der dagegen nichts einwenden konnte, schied von ihnen mit dem Versprechen, um 11 Uhr wiederzukommen und ihnen seinen Bericht zu lesen. Allein der Maire, bereits in offenen Aufstand tretend, jagte den Boten des Ausschusses mit schmähenden Reden hinweg, und noch vor eilf kam ein kurzes Schreiben von St. Just: ihr habt diese Nacht mein Herz zerrissen, ich werde es dem Convente öffnen. Sie schrieen auf, daß sie verrathen seien, und eilten hinweg zu der Sitzung, wo ihr Leben gewogen werden sollte. Die Deputirten sammelten sich in ungewöhnlich großer Anzahl; ehe die Sitzung begann, sah man sie in den benachbarten Gängen und Sälen, Gemäßigte und Montagnards untereinander; Bourdon drückte Durand's Hand mit den Worten: o die wackeren Männer der Rechten! Eben wollte Tallien zu ihnen treten, als er durch die geöffnete Thüre St. Just bereits auf der Rednerbühne erblickte. Der Augenblick ist da, rief er, wir müssen enden.

„Ich gehöre zu keiner Faction, sagte St. Just, ich werde sie alle bekämpfen. Sie werden nicht eher erlöschen, bis die Institutionen vorhanden sind, welche der Staatsgewalt ihre Schranken geben und den

menschlichen Hochmuth unwiderruflich beugen. Wie die Dinge liegen, wird diese Tribüne vielleicht der tarpejische Fels für den, der euch sagt, daß die Mitglieder der Regierung den Weg der Weisheit verlassen haben. Aber ich glaube, daß ich euch die Wahrheit um jeden Preis schuldig bin. Die beiden Regierungsausschüsse hatten mich mit einem Berichte beauftragt, ihr Vertrauen war mir ehrenvoll, aber es hat Jemand diese Nacht mein Herz zerrissen, ich will es nur euch eröffnen." Hier fiel Tallien ein. „Ich habe einen Ordnungsantrag zu stellen, rief er. Welch ein Unheil bedrängt das Gemeinwesen? Man sieht nichts als Spaltung. Gestern hat ein Mitglied der Regierung vereinzelt und in seinem eigenen Namen geredet, heute thut ein anderes dasselbe, neue Angriffe stehen bevor, das Vaterland wird dem Abgrunde zugedrängt, ich fordere, daß der Schleier ganz zerrissen werde." Ein langes tobendes Klatschen folgte diesen Worten. Billaud sprang auf, um die gestrige Scene bei den Jacobinern und St. Just's eigenmächtiges Benehmen gegen den Ausschuß anzuklagen, dann in hitzigem Ergusse wandte er sich gegen Robespierre, schilderte dessen Herrschsucht, erklärte, daß er Edelleute anstelle, den Verräther Danton lange Zeit beschützt, den Ausschuß Monate lang unterdrückt habe. Wir werden Alle mit Ehren sterben, rief er, denn es giebt hier Keinen, der unter einem Tyrannen leben möchte. Robespierre stürzte auf die Rednerbühne, aber ein allgemeiner Ruf empfing ihn: fort, fort mit dem Tyrannen! Wieder ergriff Tallien das Wort und begehrte die Verhaftung Henriot's und seines Stabes und die Permanenz der Sitzung bis zum Sturze der Tyrannei; dahin war es jetzt gekommen, daß dieser Mann, der einst die Septembermörder geführt und in Bordeaux die Opfer zu hunderten geschlachtet hatte, die Nothwendigkeit verkündete, das Revolutionsgericht zu Anstand und Gerechtigkeit anzuhalten und die Freiheit der Presse in Frankreich wieder zu erwecken. Auf der Stelle wurde die Verhaftung Henriot's und Dumas' verfügt und alle Anstrengungen Robespierre's, zum Worte zu kommen, mit wüthendem Geschrei erstickt. Barere ließ darauf das Amt eines Generalcommandanten der Pariser Nationalgarde überhaupt abschaffen und den Maire mit seinem Kopfe für die Ruhe der Hauptstadt verantwortlich machen. Vadier und Tallien lenkten die Verhandlung wieder auf Robespierre's Vergehen zurück; dieser stand neben ihnen auf der Rednerbühne, bei jedem Worte, das er hervorstieß, mit Murren und Rufen unterbrochen. Er wandte sich an den Berg und fand nur den Ausdruck tödtlichen Hasses; ich richte mich an euch, rief er dann zur Rechten hinüber, reine Männer, nicht an die Schurken. Aber nur ein dröhnender Ausbruch des Unwillens folgte; zum letzten

Male, Präsident der Mörder, schrie er dann, fordere ich das Wort von dir. Seine Stimme brach sich im Zorne; Danton's Blut erstickt ihn, rief Garnier. Der Augenblick war reif: ein sonst unbekannter Deputirter, Louchet, rief in das Getümmel das entscheidende Wort und begehrte Robespierre's Verhaftung. Ein Augenblick überraschten Schweigens trat bei dem Antrage ein, der gestern noch ein unerhörter Frevel gewesen wäre: in wenigen Minuten aber verbreitete sich ein wachsender Beifall durch die Versammlung und von allen Seiten her wurde die sofortige Abstimmung gefordert. Robespierre erlebte es, was er so vielen Tausenden bereitet, die Verdammung ohne Rechtsform, ohne Vertheidigung, ohne Richterspruch. In wilder und haltloser Verzweiflung rang er vergebens gegen den Strom, ohne Kraft ihn zu brechen, ohne Kraft sich zu fassen. Es blieb seinen Freunden überlassen, den Sturz ihrer Sache zu adeln, und sie entzogen sich dem Opfer nicht. St. Just starrte mit verächtlichem Schweigen in das Getümmel, Couthon bekannte sich zu jeder ihm vorgehaltenen Klage, der jüngere Robespierre und Lebas forderten selbst, unter die ehrenvolle Verurtheilung mitbegriffen zu werden. Nach langem Streiten wurde endlich der Beschluß unter einem weithin hallenden Rufe: es lebe die Freiheit, es lebe die Republik, gefaßt und die fünf Deputirten nach verschiedenen Gefängnissen abgeführt. Fast gleichzeitig, 5 Uhr Nachmittags, war auch Henriot, welcher, von einigen Gensdarmen begleitet, in den Straßen umhersprengte und zur Empörung gegen den Convent ermahnte, verhaftet worden. Die Sitzung wurde darauf bis 7 Uhr vertagt.

Der eigentliche Kampf stand jedoch noch bevor[1]. Seit dem Morgen waren, wie der Convent, auch die Jacobiner und der Stadtrath in lebhafter Berathung. Dort zeichnete sich der Plan immer lebhafter, wie am 2. Juni den Convent mit den Bataillonen der Nationalgarde zu umringen und die Vernichtung von Robespierre's Gegnern zu erpressen. Der Stadtrath sandte im Laufe des Nachmittags einzelne Mitglieder in die Sectionen, um die Gemüther vorzubereiten, erließ ein Manifest, worin er das Lob Robespierre's, Couthon's und St. Just's verkündete und zog die wie er hoffte zuverlässigen Kanoniere der Nationalgarde zusammen. Abends gegen 6 Uhr erhielt er die Nachricht von den Maßregeln des Convents. Der Maire beantragte sofort, die

[1]) Ueber das Folgende ist bisher das bei Buchez gedruckte officielle Protokoll des Stadtraths als Quelle benutzt worden. Es ist allerdings während der Sitzung geschrieben, aber sofort im Sinne der Partei redigirt worden. Das Reichsarchiv bewahrt dagegen die gleich am folgenden Tage zu Protokoll gegebenen Wahrnehmungen der Secretäre des Stadtraths, wo die Thatsachen schlicht und unverhüllt hervortreten.

Männer des 10. August wieder auf das Rathhaus zu berufen, und erklärte, indem er die Tafel der Menschenrechte hoch emporhob, wenn die Regierung diese Rechte verletze, sei der Aufstand eine heilige Pflicht. Indeß war die Stimmung gedrückt; man bemerkte, daß die Gallerie sich nicht füllen wollte, und sandte hinaus auf den Platz, um treibende Massen der Zuhörer zu werben; dann war die Liste, auf der sich die anwesenden Mitglieder zum Theile eingezeichnet hatten, plötzlich verschwunden, und die Secretäre, welche das Protokoll zu führen hatten, erklärten, daß sie zum Essen nach Hause gehen wollten. Die Kühneren sahen, daß man nicht zaudern dürfe, wenn der Abfall nicht allgemein werden sollte; sie ließen die Sturmglocke läuten, sandten in die Gefängnisse, um die verhafteten Deputirten und Henriot zu befreien, und drängten, so rasch wie möglich den bewaffneten Streich gegen den Convent zu führen. Darüber erschien zuerst der jüngere Robespierre und wurde mit Jubel und Umarmungen empfangen. Der ältere war auf das Amt der Polizeiverwaltung gebracht worden und weigerte sich auf die erste Einladung, zu kommen; er wollte wie Marat sich vor dem Revolutionsgerichte stellen und hoffte dort auf eine glänzende und siegreiche Freisprechung. Auf eine zweite Botschaft aber, die ihm zugleich die Befreiung Couthon's und St. Just's meldete, gab er nach und steigerte durch sein Erscheinen den Eifer seiner Anhänger auf die höchste Höhe. Es wurde ein Ausschuß von zwölf Mitgliedern zur Leitung des Aufstandes eingesetzt, zahlreiche Verhaftungen im Saale selbst bewirkt, da auch hier Stimmen zu Gunsten des Convents laut wurden, und der ebenfalls befreite Henriot zum Losbruche gegen den Convent befehligt. Dieser hatte seine Sitzung zur anberaumten Stunde wieder eröffnet und wurde Schlag auf Schlag durch eine Unglückspost nach der andern überrascht. Jedoch hielt die Sicherheit des Verderbens, wenn man nicht siegte, die Gemüther aufrecht. Auf die Nachricht von der beginnenden Empörung sprach der Convent die Acht gegen jede widerspenstige Behörde und gegen jede Nichtachtung eines Verhaftsbefehles aus, ernannte den Abgeordneten Barras, der früher Officier gewesen, zum Befehlshaber der bewaffneten Macht und sandte Commissare in alle Sectionen, um sich der Gesinnung der Bürger zu versichern. Diese Maßregeln hatten ihre sofortige und vollständige Wirkung. Die Elemente, welche allein ihn hätten retten können, hatte Robespierre selbst vier Monate früher durch den Sturz der Hebertisten vernichtet. Damals waren die Banden, welche einst am 10. August den König und am 2. Juni den Convent überwältigt hatten, ihrer Häupter beraubt und zu Grunde gerichtet worden. Jetzt hatte man eine Bevölkerung vor sich, welche keinen anderen Wunsch, als den

nach bürgerlicher Ruhe und persönlicher Freiheit hatte und in Robespierre den tief gehaßten Schöpfer und Führer der Schreckensherrschaft sah. Henriot's Kanoniere selbst, welchen er so eben den Befehl gegeben, ihre Stücke gegen die Tuilerien zu richten, ließen ihn im Stiche, als der Achtsbefehl verkündet wurde, so daß er sich in eilfertiger Flucht auf das Stadthaus zu seinen Genossen hinwegrettete. Aus den Sectionen zog die Nationalgarde um die Wette zum Schutze des Convents heran; bald nach Mitternacht war hier jede Gefahr beseitigt, und sofort konnte man daran denken, selbst zum letzten Angriffe überzugehen. Legendre führte eine Colonne gegen die Jacobiner, trieb den Club ohne Schwierigkeit auseinander und verschloß sein Local. Mit zwei anderen Schaaren setzte sich Leonard Bourdon gegen das Stadthaus in Bewegung. Dort war es in dem großen Saale still geworden: man wartete des Ergebnisses in den Sectionen; Robespierre und seine nächsten Freunde hatten sich zu engerer Berathung in ein Nebenzimmer zurückgezogen. Plötzlich vernahm man im Saale aus diesem Cabinet hervor den Schall mehrerer Schüsse und das Schreckenswort lief blitzschnell umher, daß Robespierre Hand an sich gelegt habe[1]). Bei der Nachricht, daß die Nationalgarde sich aller Orten für den Convent entscheide, hatten nämlich St. Just und Lebas ihren Freund aufgefordert, persönlich hervorzutreten und die letzten Getreuen zum Angriffe gegen den Convent zu führen; als er, in sich gebrochen, Alles ablehnte, rief Lebas, der schon Tags zuvor den schlimmsten Ausgang vermuthet hatte: wohlan denn, so bleibt uns nichts übrig, als zu sterben. Er trug ein Paar Pistolen bei sich, reichte Robespierre die eine und erschoß sich in demselben Augenblicke mit der andern[2]). St. Just blieb hier wie während des ganzen Tages in düsterer Ruhe, Robespierre aber setzte die Waffe an den Mund und drückte mit unsicherem Finger los; in seinem Schwanken zerschmetterte er sich die Kinnlade, traf sich aber nicht auf den Tod. Fast in demselben Augenblicke drang Leonard Bourdon mit seinen Truppen in das Stadthaus ein, wo die Partei in wilder Verwirrung und Verzweiflung zu keinem gemeinsamen Handeln mehr gelangte. Der jüngere Robespierre stürzte sich zum Fenster hinaus auf das Straßenpflaster, lebte aber noch, als er unten ergriffen wurde. Henriot wurde von einem über seine Fassungslosigkeit erzürnten Parteigenossen durch die Scheiben

---

[1]) Protokoll der Secretäre. Ebenso die Aussage des Pförtners des Stadthauses bei Campardon hist. de tribunal révol. I, 423.

[2]) Notiz über Lebas, bei Buchez, 35. Ich kann diesen Aussagen gegenüber Hamel's Beweise gegen den Selbstmord nicht für ausreichend halten.

geworfen und fiel nur leicht verwundet auf einen Kehrichthaufen. Alle waren binnen wenigen Minuten verhaftet. Nach der Achterklärung bedurfte es keines gerichtlichen Verfahrens weiter, doch dauerte es bis zum Nachmittage, ehe die Vorkehrungen zur Hinrichtung beendigt waren. Man hatte Robespierre auf einen Tisch gelegt, einen Koffer unter dem verwundeten Haupte: er war still und starr und bewegte sich nur, um mit Papierstücken das reichlich quellende Blut aus dem Gesichte zu wischen. Unaufhörlich gingen Neugierige ab und zu; er hörte rings um sich her nur Worte des Grimmes und des Jubels, verzog aber keine Miene und sah seine Verfolger mit stieren gläsernen Augen an. Endlich erschienen die Karren, um ihn mit 21 Gefährten auf den Richtplatz zu schaffen. Auf dem Blutgerüste riß ihm der Henker den nothdürftig aufgelegten Verband herunter, da stieß er einen grellen Schmerzensruf hervor, den ersten Laut seit seiner Verhaftung und den letzten. Tags nachher folgten ihm noch 71 Mitglieder des Stadtraths im Tode: in einem schreckenvollen Blutbade endigte die Herrschaft des Schreckens.

Was nun werden würde, vermochte kein Mensch abzusehen. Es verstand sich, daß zunächst der Sieg über die gestürzte Fraction nach allen Seiten vervollständigt und ausgebeutet wurde. In jeder Sitzung des Convents fanden sich Wochen lang neue Gegenstände der Anklage, Verfolgung und Aechtung; es wurde eine gründliche Reinigung des Personals bei den Volks- und den Ministerialcommissionen befohlen und die Thätigkeit des Revolutionsgerichtes bis zu einer neuen Besetzung desselben unterbrochen. Aber schon an dieser Stelle löste sich das Bündniß, welchem Robespierre erlegen war: den Gemäßigten der rechten Seite, welche die sofortige Auflösung des Gerichtes forderten, warfen sich die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses mit vollem revolutionären Eifer entgegen. Sie zogen aber damit die Anstrengungen der Mehrheit unmittelbar auf sich selbst, und mit überwältigendem Beifall nahm der Convent das Wort auf, daß vor Allem er selbst sich von der Tyrannei des Wohlfahrtsausschusses befreien müsse. Rasch nach einander wurde demnach jene anstößige Bestimmung vom 22. Prairial beseitigt, dann eine völlig neue Besetzung beider Ausschüsse vorgenommen, und dabei verfügt, daß am Ende jedes Monats ein Viertel derselben austreten solle und erst nach Ablauf eines weiteren Monats wieder wählbar sei. Allerdings war hiermit der nächste Zweck erreicht und die Allmacht des Ausschusses über den Convent gebrochen. Aber wenn schon in dem früheren Zustande die Sachverständigen bitterlich über Unordnung und Verwirrung in der Regierung geklagt hatten, so war durch das neue

System vollends jede stätige Richtung und sichere Geschäftsführung unmöglich gemacht, und die Stockung wurde um so fühlbarer, je zweifelhafter es noch eine geraume Zeit blieb, welche Partei endlich das Uebergewicht behaupten würde. So war plötzlich an die Stelle einer schlechthin allmächtigen Herrschaft eine tiefe Ohnmacht der Staatsgewalt getreten, und die öffentliche Meinung erhielt mit einem Schlage wieder eine Kraft, wie sie sie kaum in den ersten Tagen der Revolution besessen hatte. Nur war der Unterschied in ihrer Richtung unermeßlich zwischen 1789 und 1794. Damals hatte die demokratische Partei an ihrer Spitze gestanden, die Hoffnung und Neigung der Nation in ihrer unendlichen Mehrheit und Masse hinter sich. Jetzt war diese Partei verwirrt und zerrüttet durch ihren inneren Hader und bei der Nation zum Abscheu geworden durch den gräuelvollen Mißbrauch ihrer Stärke. Durch ganz Paris und bald durch ganz Frankreich ging mit täglich wachsender Macht und Heftigkeit der Ruf, daß jetzt Gewalt und Raub und Mord zu Ende sei. Zahlreiche Zeitungen, deren Bann der 9. Thermidor gebrochen, eilten der Volksstimme mit kräftigen Manifesten voran; bereits wurden die Verdächtigen zu Hunderten entlassen, das Maximum überall mißachtet, die nachsichtslose Bestrafung der großen Verbrecher gefordert. Die Regierung wagte einstweilen weder hindernd noch fördernd einzugreifen.

Der völlige Stillstand, welcher über das französische Staatswesen gekommen war, machte sich im höchsten Grade fühlbar in den auswärtigen Beziehungen. Der Krieg erlahmte an allen Grenzen vollends, nachdem Carnot aus dem Wohlfahrtsausschusse ausgeschieden war. Kein besseres Schicksal hatten die diplomatischen Beziehungen, welche Robespierre im Augenblicke seines Sturzes anzuknüpfen im Begriffe stand. Zu einer irgendwie eingehenden Verhandlung war es noch an keiner Stelle gekommen; gewisse Tendenzen der Annäherung waren hüben und drüben vorhanden und hatten auf die Kriegsereignisse mächtig genug eingewirkt; aber ein bindendes Wort war nirgends ausgesprochen und kaum ein vorbereitender Schritt dazu gethan worden. So warf die Katastrophe des 9. Thermidor Alles in vollständige Ungewißheit zurück, und stärker als jemals trat das Schicksal Polens in den Vordergrund der europäischen Verwicklungen.

Zweites Capitel.

Einnahme von Krakau.

In Petersburg war, wie in Rußland überhaupt, nur eine Stimme des Zornes, nur ein Ruf der Rache gegen Polen. Die Herrschsucht der Kaiserin, das Ehrgefühl der Armee, der alte Nationalhaß beim Volke, Alles war durch die Warschauer Bluttage im höchsten Grade erregt und verletzt worden. An Frieden dachte Niemand, trotz aller Lasten und Gefahren schien es sich von selbst zu verstehen, daß der Schimpf der russischen Waffen nur durch die gänzliche Vernichtung Polens gesühnt werden könne. Catharina war nicht am wenigsten davon durchdrungen, überschaute aber auch am klarsten die Unsicherheit der Lage. Die Niederlagen in Polen legten die Mängel des russischen Heerwesens in erschreckender Blöße offen; mit aller Mühe trieb man in dem weiten Reiche noch etwa 30,000 Mann verfügbarer Reserven auf, welche doch erst nach mehr als einem Monate den Kriegsschauplatz erreichen konnten. Soltikow's Heer mußte den größeren Theil dazu beisteuern; um so weniger wagte man, Suworow in Anspruch zu nehmen, welcher dann fast allein die Südgrenze gegen die Türken zu decken hatte; denn wer stand dafür ein, daß die Pforte jetzt nicht für die ihr widerfahrenen Drohungen Vergeltung übte? Die Nachrichten aus Constantinopel lauteten zweifelhaft und widersprechend; auf sicheren Frieden wagte Rußland kaum mehr zu hoffen. Auch im Norden wurde das Verhältniß zu Schweden immer feindseliger. Nachdem Stael mit Dänemark jenes Bündniß auf bewaffnete Neutralität geschlossen, hatte die russische Regierung sich freudig eingelassen, als eine Partei des schwedischen Adels, unter Leitung des schönen, heißblütigen, wagehalsigen Freiherrn von Armfeld, ihr das Anerbieten machte, durch eine mächtige Ver-

schwörung den Regenten und Reuterholm zu stürzen, wenn Catharina ihnen durch das Erscheinen der russischen Flotte vor Stockholm Unterstützung und Rückhalt geben wollte. Allein der Plan wurde vor der Zeit entdeckt, Armfeldt entkam den Häschern mit genauer Noth und wurde, da ihn die schwedische Regierung mit bitterem Hasse verfolgte, die alliirten Höfe aber seine Auslieferung hartnäckig weigerten, der Gegenstand mehrerer diplomatischen Federkriege von beispielloser Heftigkeit. In Warschau dagegen hatte der schwedische Gesandte das beste Vernehmen mit den neuen Machthabern, so daß Polen und Russen bei dem geringsten Anlasse ein thätiges Eingreifen Schwedens erwarteten.

Bei dieser Mißlichkeit aller Verhältnisse richtete sich der Blick der Kaiserin um so gespannter auf ihre großen Verbündeten, auf die beiden deutschen Mächte. Dieses Mal war es harter Ernst, wenn sie gleich nach dem Warschauer Unheil sowohl in Wien als in Berlin die nach den Verträgen ihr zukommende Waffenhülfe in Anspruch nahm. Freilich hätte sie bei dem damaligen Stande ihrer Neigungen ein anderes Ergebniß gewünscht, als sie im ersten Augenblick erzielte. Oesterreich, der künftige Verbündete gegen die Türken, dem sie daraufhin ihre volle Gunst zuwandte, schien Anfangs nur für belgische und nicht für polnische Kämpfe Mittel zu haben, während das lästige, in Polen schon so weit ausgedehnte Preußen mit eifriger Hast ein starkes Heer unter persönlicher Führung des Königs in Bewegung setzte. Indeß trotz aller Vorliebe für den Einen mußte man sich doch freuen, daß der Andere die Streitmittel Kosciusko's für eine Weile beschäftigte und damit den Russen Zeit zu ihrer Rüstung verschaffte. Diese war denn aller Orten in eifrigem Betriebe. Aus der Ukraine rückte General Derfelden mit einem Corps von Soltikow's Heer nordwärts gegen Brzesc und Slonim; angeblich sollte es 30,000 Mann zählen, hatte aber in der Wirklichkeit noch nicht ein Viertel dieser Stärke. In Riga war der an Igelström's Stelle zum Oberfeldherrn ernannte Fürst Repnin angelangt, und führte 6000 Mann unter General Nummsen zur Verstärkung der in Lithauen noch vorhandenen russischen Truppenkörper heran. Was in Polen selbst von der Garnison von Warschau übrig war, stand, nahe 7000 Mann stark [1]), nicht weit von der preußischen Grenze bei Lowicz; General Denisow war nach der Niederlage von Raclawice gegen Opatow ausgewichen, im Sendomirschen, und wurde dort allmählich auf 8500 Mann gebracht [2]); über diese Truppen wurde Anfang Mai der General Fersen

---

[1]) Pistor 194.

[2]) Treskow 62.

gesetzt und einstweilen Denisow angewiesen, sich ebenfalls der preußischen Grenze zu nähern und mit Favrat's Corps zu vereinigen. So war Rußland äußerst thätig, um die Mittel zum Kampfe zu sammeln und zu kräftigen. Ueber den Zweck und das Ziel derselben hüllte man sich in vorsichtiges Schweigen, so oft auch der preußische Gesandte in Petersburg andeutete und sondirte. Catharina wollte um keinen Preis eine bindende Aeußerung thun, ehe sie mit Oesterreich zu einer vollen Verständigung gelangt wäre, und darüber mußten bei der Entfernung Franz II. in Belgien mehrere Monate vergehen.

Für Preußen, welches Anfang Mai an 50,000 Mann geübter Truppen in der Nähe der entscheidenden Punkte hatte, war die Lage also äußerst günstig. Sein Weg war so klar wie möglich gezeichnet. Mochte in früheren Jahren ein Zweifel denkbar gewesen sein, ob man Polen gegen Rußland halten und im Bunde mit ihm den eigenen Vortheil befördern könne — jetzt war jede Möglichkeit des Schwankens abgeschnitten und jede Kraft auf rasches Handeln gewiesen. Kosciusko hatte den Krieg gegen Preußen wie gegen Rußland erklärt; wenn er auch nachher geheime Anträge auf Neutralität brachte, so war es doch gewiß, daß es in ganz Südpreußen gährte und bei Kosciusko's erstem Siege dort der Aufstand losbrechen würde; ja trotz der Warschauer Bluttage hätte Niemand behaupten können, daß in der Stimmung Polens, welche 1793 zuletzt doch das russische Joch dem deutschen vorzog, eine Aenderung zu Preußens Gunsten eingetreten wäre. Der gegenseitige Haß lag hier seit vier Jahrhunderten in den Seelen; es war ein Unheil für Polen und kein Glück für Deutschland: aber es war so und Preußen konnte nicht zurück. Es galt also, vorwärts zu gehen und auf der großen Trümmerstätte das Interesse des eigenen Staates gegen die feindseligen Freunde und die grollenden Nachbarn zu wahren. Noch war zwischen den Höfen das Wort Theilung nicht ausgesprochen worden; es lag aber in der Luft, in Petersburg wie in Berlin, in den Heerlagern und den Kanzleien; es war gewiß, daß es dazu kam, und nur zweifelhaft, wie sie geregelt werden würde. Was Preußen in einem solchen Falle zu wünschen hatte, war an sich selbst klar; für den Besitzer von Breslau, Posen und Königsberg hatte die Natur die einzig sichere Grenze in den Flußlinien des Niemen, der Narew und der Weichsel unverkennbar gezeichnet. Ebenso sicher war aber auch der Einspruch Oesterreichs gegen eine solche Ausdehnung seines Nebenbuhlers, und zum mindesten sehr wahrscheinlich war die Begünstigung Oesterreichs durch Catharina. Je weniger nun Preußen in seiner materiellen Kraft sich mit den beiden Kaiserhöfen messen konnte, desto mehr galt es, durch Schnelligkeit und

entschlossenes Wirken sein Gewicht zu stärken. Offenbar konnte man eine ganz andere Sprache führen, wenn man mit siegenden Waffen die polnische Erhebung erstickt und den gewünschten Landbezirk mit fester Hand ergriffen, als wenn man erst von dem guten Willen der Verbündeten die Einweisung in den Besitz desselben zu erbitten hatte. Auch sahen wir schon, daß Manstein und Lucchesini bei dem Könige den militärischen und diplomatischen Kriegsplan ganz in diesem Sinne entwickelten.

Wäre hiernach der Angriff des preußischen Heeres im Mai mit vollem Nachdrucke erfolgt, so würde Kosciusko so wenig Mittel wie Catharina gehabt haben, die Wünsche des Königs zu hindern. Denn in ganz Polen war der Zustand im höchsten Grade traurig und eine ächte Kraft zum Widerstande an keiner Stelle vorhanden. Kosciusko, erfüllt von Vaterlandsliebe und militärischer Begabung, entbehrte der politischen Uebung und der demagogischen Rücksichtslosigkeit, welche damals vielleicht in gleich hohem Grade von der Lage gefordert wurden. Er hatte eine ruhige, von Natur ernsthafte Seelenstimmung; er war frei von jeder selbstischen oder gemeinen Leidenschaft, von Haß und Rachsucht und Eigennutz, und wurde nur durch ein glühendes Streben nach Heldenruhm in Aufregung versetzt. Er hatte sein Unternehmen ohne große Hoffnung aus Pflichtgefühl begonnen und war eigentlich in jedem Augenblicke des Untergangs gewärtig. Aber auf seine Thätigkeit und seine Hingebung hatte dies Gefühl keinen Einfluß, es befestigte nur den ihm ohnedies natürlichen Willen, eine sterbende Sache nicht wegen kurzen Vortheils durch Unrecht und Gewaltthat zu beflecken. In den ersten Wochen des Aufstandes hatte er einen Russenfreund aufknüpfen lassen; nachher war er zu keiner Maßregel des Schreckens mehr zu bringen. Sein Streben war, die sinnliche Trägheit und flackernde Hast seiner Landsleute durch patriotische und religiöse Anregung zu läutern und emporzuheben und die Parteien in dem Gedanken an das eine Vaterland zu versöhnen. Aber bei den Menschen, unter denen er wirken sollte, reichten solche ideale und milde Antriebe nicht aus, und seine Anstrengungen blieben eitel, weil er sie weder durch den Reiz der Selbstsucht noch durch Furcht und Schrecken unterstützen mochte. So war er fortdauernd mit dem Aufgebot des Landsturmes bemüht, wurde aber durch den bösen Willen des Adels und die stumpfe Schlaffheit der Bauern auf jedem Schritte gelähmt. Es half nichts, daß seine Agenten den Bauern Freiheit und Grundbesitz boten; es hatte keine Wirkung, als daß die Edelleute sich mit doppelter Entrüstung von dem Zerstörer ihres Eigenthums abwandten. Sie wiesen die Bauern

an, bei dem Erscheinen der patriotischen Regimenter sich in die Wälder zu flüchten, und wanderten selbst in großen Haufen nach Galizien aus. So verstärkte sich Kosciusko's Heer äußerst langsam, er hatte Anfang Mai vielleicht 12,000 Mann bei Krakau, während westlich von ihm Favrat eine gleich große Masse Preußen bei Czenstochau sammelte und im Osten General Denisow ihm alle Verbindung mit dem rechten Weichselufer, mit Lublin und Chelm und den Truppen Grochowski's abschnitt. Eben die Verbindung mit diesem dünkte dem polnischen Feldherrn vor allen Dingen wichtig; er beschloß also, auf Favrat's Langsamkeit zu hoffen, Krakau gegen die Preußen durch 3000 Sensenmänner weniger zu decken als zu maskiren, und mit seiner Hauptmasse die Weichsel hinab auf Denisow loszugehen. Aber es zeigte sich sogleich, daß er allein nicht im Stande sein würde, auch nur die Russen zu überwältigen; er sah sich vielmehr genöthigt, in einer festen Stellung bei Polaniec, die Weichsel neben sich, einen tiefen Bach vor seiner Fronte, hinter starken Redouten Deckung zu suchen, bis Grochowski seinerseits herankäme und Denisow dadurch zwischen zwei Feuer geriethe. So stand man sich hier bis zur Mitte des Mai fast unthätig gegenüber, bis Grochowski mit 7000 Mann nach angestrengtem Zuge die Weichsel überschritt und Denisow, um nicht von ihm im Rücken genommen zu werden, eiligst nach Nordwesten auswich und, wie ihm längst befohlen war, der preußischen Grenze zuzog. Da Kosciusko hierauf sich ohne Zaudern mit Grochowski vereinte und dann den Spuren des Russen folgte, schien hier eine Entscheidung dicht bevorzustehen. Denn in denselben Tagen war auch General Favrat seinerseits vorgegangen; er betrat mit 11,000 Mann den Boden der Republik am 10. Mai und hätte in wenigen Märschen das so gut wie wehrlose Krakau erreichen und dort alle Vorräthe, Depots und Cassen Kosciusko's nehmen können. Allein der polnische Feldherr hatte diesen Gegner richtig beurtheilt. Favrat war erfüllt von jener Vorsicht, durch welche der Herzog von Braunschweig sich in dem preußischen Generalstabe seinen Ruhm und in den preußischen Kriegen seine Erfolglosigkeit geschaffen hatte. Im Quartiere entwarf er mit aller Anstrengung seines Geistes künstliche Marsch- und Schlachtordnungen, mit denen er jeden darauf eingehenden Feind zu zermalmen hoffte, fand leider aber draußen im Felde, daß er sich nicht rühren, geschweige denn fechten könnte, weil seine Armee noch keine regelrechte Bäckerei, ja nicht einmal die etatsmäßigen Kochtöpfe hatte. So dauerte es bis zum 18., ehe er sich zu einem Angriff auf jenen Haufen Krakusen entschloß, welchen Kosciusko zwei Stunden vor Krakau bei Skala aufgestellt hatte. Die Wirkung war, wie sich erwarten ließ: nach den

ersten Kanonenschüssen liefen die Bauern so eilig davon, daß die Sieger nur einen einzigen Gefangenen machten. Favrat aber zürnte, daß sein Schlachtentwurf nicht zu regelrechter Ausführung gekommen war: er hatte die Bauern alle vertilgen wollen und wäre dann, wie er berichtete, sofort auf Krakau losgegangen. Jetzt aber blieb er am 19. Mai ruhig auf der Wahlstätte und nahm am 20. von einem Alarmschusse, der sonst keine Folgen hatte, Anlaß, ganz sachte wieder hinter den Fluß Pilica zurückzugehen. Dort suchte ihn dann General Denisow persönlich auf, um ihn zur Vereinigung mit seinem Corps und zu einer hoffentlich entscheidenden Schlacht gegen Kosciusko zu bestimmen: Favrat aber hatte wieder mannichfaltige Hindernisse und erklärte endlich, daß es ihm nicht zukomme, den Krieg zu beendigen, da die Ankunft des Königs täglich erwartet werde. So gewann Kosciusko eine vollständige Waffenruhe bis zum 3. Juni, eine für ihn und seine Rüstungen geradezu unschätzbare Zeit.

Während er hier im Süden mit den fremden Armeen und der Abneigung seiner Landsleute seinen unausgesetzten, mühseligen, hoffnungslosen Streit führte, gingen in Warschau die Wogen der revolutionären Bewegung stets in gleicher Höhe weiter [1]). Die provisorische Regierung hatte etwa 1200 Mann Linientruppen in der Stadt behalten und alles Uebrige in kleinen Heerhaufen theils gegen die Narew, theils nach Lowicz und Rawa hinausgeschickt, um die preußische Grenze zu bewachen und sich durch den Landsturm der Bauern zu verstärken. In demselben Sinne ließ General Mokranowski, der militärische Führer der Hauptstadt, rings um Warschau umher eine Reihe Schanzen aufwerfen, welche dann mit den Geschützen des Arsenals bewaffnet wurden; wer nicht für einen Freund der Russen gelten wollte, mußte wenigstens einige Tage lang Spitzhacke und Spaten führen, und selbst König Stanislaus warf dem Eifer seiner Unterthanen zu Liebe einige Erdschollen auf die neuen Bastionen. Allerdings half es ihm nicht viel; Niemand traute seiner Schwäche einen ehrlichen Entschluß zu, und die provisorische Regierung wetteiferte mit dem Pöbel, ihm ihren feindseligen Argwohn zu erkennen zu geben. Er stand unter der fortdauernden Aufsicht zweier Gemeindebeamten, und mehr als einmal hielten ihn lärmende Volksmassen von seinen Spaziergängen als verrätherischen Fluchtversuchen zurück. Schlimmer noch ging es den Edelleuten, deren Verbin-

[1]) Außer Zajonczek's Bericht und dem wohl unterrichteten Correspondenten des politischen Journals habe ich für das Folgende noch die Depeschen des preußischen Gesandten Buchholz und des Holländers Griesheim benutzt.

dung mit Rußland, sei es auf dem letzten Reichstage, sei es in den erbeuteten Papieren Igelström's, sichtbar geworden war. Der Hinrichtung der Kossakowski folgten gleich auf dem Fuße neue zahlreiche Verhaftungen; Igelström's früherer Günstling, Oberst Bauer, war bei der Aufstandsschlacht gefangen genommen worden und denuncirte in feiger Todesfurcht bereitwillig alle Mitglieder der früheren russischen Partei oder wen die neuen Machthaber unter diesem Titel zu verderben wünschten. So war der Schrecken gewaltig, und ein gesicherter Zustand wollte sich um so weniger herstellen, als alle Welt bis an die Zähne bewaffnet und diese Masse in keiner Weise militärisch disciplinirt war. Wie immer in solcher Lage zogen sich die Besitzenden und Gewerbtreibenden sehr bald von dem lästigen Kriegslärmen zurück, und nur die Hefe der Bevölkerung trieb sich säbelklirrend in lustiger und gieriger Ungebundenheit umher, übte revolutionäre Polizei gegen die schlechten Patrioten und verpflegte sich trefflich auf Kosten der seufzenden Bürger, welche, ohne einen Gedanken an die nationale Befreiung, nur zwischen dem Aerger über den Unfug des Pöbels und der Furcht vor einem russischen Strafgerichte hin und her schwankten. Mit Kummer trugen sie die patriotischen Lasten und Abgaben, die sich in dichter Reihe folgten: Einsendung des Silbergeräths an die Münze, Ablieferung der Pferde an die Armee, Verpflegung des durchpassirenden Landsturms, Erlegung eines Viertels von jedem Einkommen, bald nachher Vorausbezahlung dieser Steuer für die nächsten drei Jahre. Verkehr und Handel stockte gänzlich: so weit ihn nicht schon die Maßregeln der Mächte zerstört hatten, hinderte ihn die provisorische Regierung selbst, indem sie die Ausfuhr aller zum Kriege brauchbaren Gegenstände, vor Allem der Lebensmittel verbot.

Ende Mai kam in diesen Zustand der Hauptstadt eine neue Verwicklung. Kosciusko hatte endlich, am 10., Nachricht von der Warschauer Revolution erhalten, und, um dort eine der großen Sache würdige Regierung zu bilden, seine hervorragendsten Parteigenossen, Ignaz Potocki und Hugo Kollontai, nach Warschau gesandt. Sie langten am 18. an und ergriffen auf der Stelle die Leitung der Dinge. Im ersten Augenblicke wurden sie von einmüthigem Jubel des Volkes begrüßt, nur zu bald aber durch die tiefe Verschiedenheit ihrer Natur getrennt, so daß ihre Anwesenheit nicht der Beginn einer starken Ordnung, sondern neuer gefährlicher Zerwürfnisse wurde. Potocky, aus einer der reichsten und mächtigsten Familien des Landes entsprossen, hatte schon früh nicht minder reiche persönliche Vorzüge entwickelt. Sein Geist war vielseitig, regsam, lebhaft; ursprünglich zum Priesterstande bestimmt, hatte er in

Rom eine sorgfältige Erziehung erhalten und reifere Kenntnisse, als sie bei dem polnischen Adel sonst herkömmlich waren, gesammelt. Dabei hatte er die leichte und warme Anmuth, welche seiner Nation eigenthümlich ist, in hohem Maße; er hatte aber auch, was den Meisten seines Volkes verloren gegangen war, einen natürlichen Sinn für alles Große und Edle, einen angeborenen Widerwillen gegen Gemeinheit und Selbstsucht. In den sitten- und gesinnungslosen Kreisen des Warschauer Regimentes bekannte er seine Ueberzeugung mit reinem und bewußtem Stolze; so stand er seit 1788 an der Spitze der Reformpartei, stieg durch seine geist- und kenntnißreiche Thätigkeit sehr rasch von Stufe zu Stufe, wurde Mitglied des Erziehungsrathes oder Unterrichtsministeriums, und bald nachher, kaum dreißig Jahre alt, Großmarschall von Litthauen. Nicht minder wurden ihm die populären Erfolge zu Theil; die Masse der Patrioten hing mit Begeisterung an ihrem glänzenden Führer, und er vor allen Anderen durfte sich als den eigentlichen Schöpfer der Verfassung von 1791 betrachten. Er ist der einzige von ihnen, meldete damals der russische Gesandte seiner Kaiserin, welcher Talent hat, aber es mangelt ihm an ächter Staatsklugheit, und nur zu leicht sind seine Hauptfehler, übertriebene Zuversicht, Eigenliebe und Sicherheit zu erregen. So theilte er auch jetzt mit Kosciusko die Uneigennützigkeit des Strebens, mit Kollontai eine zur Demokratie hinüber neigende Gesinnung: aber während eine düstere Besorgniß jenen niederdrückte und diesen verhärtete, war Potocki von unverwüstlicher Hoffnung und strahlender Siegessicherheit erfüllt. In solcher Stimmung war er schon 1792 gewesen, und auch die furchtbare Enttäuschung jenes Jahres hatte ihm sein Vertrauen nicht rauben können. Oft begriffen seine Freunde nicht, wie er trotz aller Gefahren und Mühen doch so heiter bleibe: im schlimmsten Falle, sagte er dann, gehen wir mit dem Vaterlande zu Grunde; wäre das ein Unglück?

Ein Mann, wie dieser, hätte trotz mancher Meinungsverschiedenheit mit Kosciusko nachhaltig und heilsam zusammenwirken können. Anders verhielt es sich mit Kollontai's glänzender Begabung und tiefer Charakterlosigkeit, aus welcher der patriotischen Sache die schlimmsten Zerwürfnisse erwachsen sollten [1]). Auch er war einst, wie Potocki, in Rom zum Priesterstande gebildet worden, hatte sich dann an den Bischof Soltyk angeschlossen und durch dessen Gunst ein Canonicat in Krakau erhalten. Bald nachher wandte er sich, in Hoffnung weiteren Gewinnes, der russischen Partei zu und erlangte damit das Rectorat der Univer-

[1]) Smitt, Suworow II. 172, 476, 484.

sität Krakau. Durch seine Tüchtigkeit und bereitwillige Brauchbarkeit empfahl er sich den Machthabern weiter, wurde Kronreferendar und hoffte es zur Würde des Kanzlers und Bischofs zu bringen. Er arbeitete leicht, kannte wie Wenige die Irrgänge des polnischen Gesetzes, schrieb mit stets bereiter Feder gewandt, energisch, leidenschaftlich, wie es der Zweck oder der Machthaber forderte. Leider aber nahm er, wie an dem Vergnügen so auch an der Verderbniß des polnischen Wesens seinen Theil. Sein rothes aufgedunsenes Gesicht, aus welchem große, brennende, schwarze Augen hervorfunkelten, verkündete die Unmäßigkeit und Schlemmerei, die ihm auch ein frühes heftiges Podagra zugezogen hatte, so daß er ohne Stock nicht gehen konnte. An der Genußsucht entzündete sich ihm die Geldgier; er hatte den Ruf, für entsprechenden Lohn zu jeder Leistung bereit zu sein, den kleinsten Dienst nicht ohne schwere Zahlung zu leisten, am liebsten von allen streitenden Parteien zugleich den klingenden Lohn zu nehmen. Als die patriotische Partei 1790 die Oberhand gewann, war er gleich bereit, sich ihr anzuschließen, und entwickelte sofort nach der Weise der Convertiten einen fanatisch hitzigen Eifer. Seine Fähigkeit leistete der Partei mächtigen Vorschub: er war sehr unterrichtet, ein kühner Logiker, der vor keiner Consequenz zurückwich, wenn sie nur mit dem eigenen Interesse verträglich war, der in der technischen Arbeit vortrefflich und in den Umtrieben des Parteikampfes vollends unschätzbar war. So nahm er einen wesentlichen Antheil an der Gesetzgebung und einen noch größeren an dem Staatsstreiche von 1791, und wenn Potocki für die idealen Grundsätze der Menschenrechte, so schwärmte er für die realen Genüsse der Pariser Revolutionen. Als die Katastrophe von 1792 hereinbrach, begann er auf's Neue zu schwanken; hätte man ihm sein Amt als Kronunterkanzler gewährleistet, so wäre er auch jetzt ohne Schwierigkeit zu der siegenden Sache übergegangen: bereits stimmte er im königlichen Rathe für den Beitritt zu der Conföderation, und als seine bisherigen Parteigenossen zur Auswanderung drängten, klagte er, sie hätten gut reden, ihnen werde es an nichts fehlen, wo sie auch seien; er aber, ein armer Schlucker, der nur von seinem Amte lebte, sei in anderer Lage; ob es nicht besser sei, wenn er bliebe und sich den Targowicern anschlösse, um der patriotischen Sache im Stillen weiter zu nützen? Die Anderen aber wollten von einer solchen Auskunft nichts wissen, und so entschloß er sich für's Erste zu einem doppelten Spiele. Er reiste wirklich aus Warschau ab, hinterließ aber heimlich seine Beitrittsacte zu der Targowicer Conföderation und setzte sogar den russischen Gesandten davon in Kenntniß. Hart an der Landesgrenze im Krakauischen wartete er des Ausganges, mußte aber

dann erfahren, daß die Russen ihn verachteten, die Targowicer seine Dienste verschmähten, sein Kanzleramt in andere Hände überging. So kam er nach Dresden mit verdoppeltem Grimme, durstend nach Rache, in seinem ganzen Wesen von einem glühenden Hasse erfüllt. Nach dem Beginne der Revolution war er bei Kosciusko in Krakau, als die Nachricht von dem Warschauer Aufstande einlief; er fragte den Boten vor Allem, ob der König erschlagen sei, und brach bei der verneinenden Antwort in tobende Verwünschungen aus. Unaufhörlich stritt er mit Kosciusko über die Frage, ob es besser sei, die Gegner mit eiserner Faust zu zermalmen oder mit warmer Großmuth zu gewinnen. Er wies auf die bodenlose Niederträchtigkeit der feindlichen Faction, und forderte an erster Stelle die Beseitigung des großen nationalen Brandmals, der Sclaverei der Bauern, wohl wissend, daß nach dieser Maßregel der Haß der Parteien grenzenlos und Kosciusko zu blutiger Gewaltherrschaft gezwungen sein würde. Der Ruf dieser Ansichten flog Kollontai nach Warschau voraus und versetzte alle opponirenden Elemente in die höchste Aufregung. Er wolle das Eigenthum abschaffen, hieß es, und Massenmorde nach dem Pariser Muster veranlassen.

Die erste Maßregel, welche Potocki nach dem Befehle des Oberfeldherrn in Warschau zu nehmen hatte, war am 28. Mai die Einsetzung eines neuen höchsten Rathes, der an die Stelle der provisorischen Regierung treten sollte. Außer ihm selbst und Kollontai wurden dazu der bisherige Präsident Zakrzewski und fünf andere Magnaten berufen, die übrigen Mitglieder des Provisoriums aber beseitigt, und der Stadtcommandant Mokranowski, den man für ein Werkzeug des Königs Stanislaus hielt, durch den zuverlässigen General Orlowski ersetzt. Diese Anordnungen erregten jedoch mannichfachen Widerspruch. Auf der einen Seite rührten sich alle Anhänger des Königs, an welche sich in der Furcht vor Kollontai's Strenge die früheren Russenfreunde, und die große Zahl der Edelleute anschlossen, die in der gefürchteten Aufhebung der Leibeigenschaft den Ruin ihres Wohlstandes erblickten. Auf der andern gährte es unter den Proletariern und Bürgern der Hauptstadt, daß der Rath nur von Edelleuten gebildet und in der großen Sache des Volkes die ächten Vertreter des Volkes, wie Kapustas und Kilinski, von der Regierung ausgeschlossen seien. Die russische Partei trug kein Bedenken, diese populäre Stimmung gegen Kosciusko auszubeuten, ganz ähnlich, wie zuweilen in Paris die Freunde des Hofes sich mit Danton und dessen Pöbelhaufen gegen die constitutionelle Partei verbündet hatten. Die Bürger, durch so unerwartete Genossen gehetzt und gefördert, kamen bald in volle Bewegung und schickten eine Depu-

tation an Kosciusko, um von diesem Abhülfe ihrer Beschwerde zu verlangen. Der General sah sich in peinlicher Lage; es war demüthigend nachzugeben und gefährlich zu weigern; er versuchte also einen Mittelweg, indem er eine Anzahl der populären Candidaten zwar nicht zu Mitgliedern des Rathes, aber doch zu Stellvertretern ernannte. Für den Augenblick beschwichtigte er damit den Unwillen des Volkes: der Stachel aber blieb in den Gemüthern, und der Gegensatz der Parteien sollte nur zu bald in helle Flammen ausbrechen.

Unterdessen vollendete Preußen seine Anstalten zum Kampfe. In Ostpreußen zog General Brünneck mit 8000 Mann einen Cordon an der lithauischen Grenze, während General Schönfeld an der Narew mit 11,000 Mann gegen die polnische Grenzwache unaufhörliche kleine Gefechte hatte. Weiter südlich, diesseits der Weichsel, befehligte zuerst General Bonin, und dann der Kronprinz ein Corps von nahe 8000 Mann zwischen Zakrozyn und Rawa, um Posen gegen etwaige Streifzüge der Warschauer Besatzung zu decken. Am 3. Juni langte dann in Favrat's Hauptquartier im Krakauischen der König selbst an, mit ansehnlichen Verstärkungen an Truppen, begleitet von Manstein und Lucchesini, so wie dem Prinzen von Nassau-Siegen, welchen Catharina als militärischen Bevollmächtigten zu dem Könige abgeordnet hatte, um über den Feldzugsplan Abrede zu nehmen und die politischen Absichten Preußens zu sondiren. Nassau galt in Petersburg von jeher für einen eifrigen Vertreter des preußischen Bündnisses, hatte im letzten Winter über seine Instructionen hinaus in Wien das preußische Interesse gefördert, und war also eine geeignete Mittelsperson zwischen dem Könige und dem russischen Hofe, welche einstweilen beide an sich hielten und den andern kommen lassen wollten. Nassau hatte denn bereits den preußischen Gesandten in Petersburg auf die Vernichtung Polens angeredet; er behauptete zu wissen, daß der König eine Theilung wünschte und versicherte, daß Suboff und Markoff ganz einverstanden damit seien und nur einen schmalen Landstreifen zwischen den beiden Reichen bestehen lassen wollten, um eine unmittelbare Nachbarschaft und die damit stets verbundenen kleinen Mißhelligkeiten zu vermeiden. Im Hauptquartiere wiederholte er diese vertraulichen Eröffnungen, betonte, daß er ganz ohne Auftrag sei und nur seine persönliche Meinung ausspreche, deutete an, wie erfreulich es Suboff und wie schmeichelhaft ihm selbst es sein würde, wenn Preußen eben sie als die künftigen Herzöge jenes Grenzstreifen der Kaiserin empfähle, und hatte nicht den mindesten Zweifel, daß dann Suboff seinen Einfluß auf das Kräftigste für die Abrundung Preußens bis zur Weichsel verwenden würde. Dies Alles klang dem Ohre des

Königs vortrefflich, und der russische, vom Fürsten Repnin entworfene Feldzugsplan, den Nassau mitbrachte, stimmte ganz wohl damit überein. Es sollten danach die russischen Heere sich auf die Unterwerfung Lithauens beschränken und die Eroberung Polens westlich der Weichsel den Preußen überlassen. Allerdings vernahm man aus sonstigen Quellen, daß Repnin persönlich aus seiner Abneigung gegen Preußen kein Hehl mache, wie denn überhaupt die russischen Officiere sich mit entschiedener Vorliebe für Oesterreich aussprachen und dessen Mitwirkung in den polnischen Händeln begehrten. Auch die Briefe des Grafen Goltz aus Petersburg waren dazu angethan, das Vertrauen auf Nassau's hoffnungsreiche Erörterungen abzukühlen. Die Kaiserin und Suboff waren zurückhaltend gegen ihn; Markoff stand in engem Verkehre mit dem Oesterreicher Cobenzl, und Besborodko setzte aller Orten auseinander, daß Rußland in diesem Jahre den Kaiser ebenso wie 1793 den König von Preußen bevorzugen, und stets den Grundsatz befolgen müsse, die eine deutsche Macht durch die andere im Schach zu halten und zu bevormunden.

In dieser Ungewißheit aller Verhältnisse hatte der König den richtigen Trieb, zunächst die Polen zu schlagen und nach Kosciusko's Vernichtung mit den Mächten weiter zu verhandeln. Er drängte um so mehr zur Eile, als er selbst nur einige Wochen in Polen zubringen und dann nach dem Zuge seines Herzens sich in den französischen Krieg werfen wollte, zum großen Schrecken seiner Minister, welche dem Marquis Lucchesini keinen dringenderen Wunsch mitgaben, als die Verhinderung dieser, wie sie sagten, unglückseligen Reise an den Rhein. Am 5. Juni kam die Meldung von Denisow, daß die Polen gegen ihn im Anmarsche seien und seine Vorposten zurückgedrängt hätten: der König ließ das Heer sofort antreten und zur Unterstützung der Russen auf Szekozyn marschiren. Gegen Abend erreichte man die russische Stellung dicht an der Pilica, zwei Stunden von dem Feinde entfernt, der ein langes morastiges Defilée auffallender Weise nicht besetzt, sondern statt dessen eine Meile dahinter sich in der Ebene ausgedehnt hatte. Es waren Kosciusko und Grochowski mit etwa 17,000 Mann [1]), darunter vielleicht die Hälfte frisch ausgehobene, nur mit Sensen bewaffnete Bauernhaufen. Die Preußen waren allein so stark, die Russen zählten über 8000 Mann, die Aussichten waren also für die Verbündeten in jedem Sinne günstig. Nach den Anordnungen des Königs passirten am Morgen des 6. zuerst

---

[1]) Treskow's Ziffer 26,000 ist nach allem Vorausgegangenen offenbar zu hoch, Zajonczek's 15,000 kommen der Wahrheit näher; eine genaue Angabe ist bei dem starken Ab- und Zufließen des Landsturmes überhaupt nicht möglich.

die Russen und dann die Preußen das Defilée, worauf jene den linken und diese den rechten Flügel der Schlachtordnung bildeten, das Fußvolk in zwei Treffen aufgestellt, die Reiterei auf den Flügeln oder bei der Reserve vertheilt. Bei dem ersten Anschwärmen einiger Kosakenpulke löste sich die polnische Reiterei mit derselben Haltlosigkeit wie bei Raclawice auf, und suchte ihr Heil in der Flucht: es hatte jedoch für die Schlacht keine unmittelbare Folge, da das russische Fußvolk in weiter Entfernung vom Feinde Halt machte und sich mit einer ziemlich wirkungslosen Kanonade begnügte. Die preußische Linie ging desto ungestümer vor, trieb die Polen aus einigen kleinen Dörfern heraus und schickte sich an, den linken feindlichen Flügel erdrückend zu umfassen. Darüber aber war bei dem Zurückbleiben der Russen ihre eigene Linke bloßgestellt, und Kosciusko benutzte das zu einem heftigen Angriffe, dessen Gelingen die Schlachtreihe der Verbündeten auseinander gerissen hätte. Es kam dort zu einem scharfen Gefechte, bei dem mehrere preußische Bataillone Boden verloren, bis die Polen durch ein Gerücht, Kosciusko sei gefallen, in Verwirrung geriethen und zurückwichen. In diesem Augenblicke eilte russische und preußische Reiterei zur Unterstützung ihres Centrums heran; Kosciusko zog darauf seine Linientruppen hinter das Dorf Rawka zurück und ließ die Sensenmänner seines zweiten Treffens den Stoß der feindlichen Reiterei auf sich nehmen. Trotz ihrer elenden Bewaffnung standen diese Leute unter dem Rufe: es lebe Vater Thaddäus, wie die Mauern, erlitten gleichmäßig starken Verlust, wiesen aber den wiederholten Ansturz der Reiter ab. Allein unterdessen kam endlich auch das russische Fußvolk heran; zugleich vollendete die preußische Rechte die Umgehung der polnischen Linken, und schon sah Kosciusko preußische Dragoner in dem Rücken seiner Stellung. Unter diesen Umständen befahl er den Rückzug. Da brach trotz der bisherigen Todesverachtung der ungeschulte Muth seiner Bauern zusammen, und das ganze polnische Heer warf sich in aufgelöste Flucht. Die einzige Brigade Sangusko vertheidigte noch eine Weile einen auf der Rückzugsstraße gelegenen Wald und bewahrte dadurch die Ihrigen vor einer vollständigen Vernichtung.

Aber auch so war in diesem Augenblicke die Lage der Polen die übelste. Kosciusko's Haufen waren in tiefer Zerrüttung und liefen auseinander, wo eine feindliche Abtheilung ihnen zu Gesicht kam. Der größere Theil des Landsturms, widerwillig unter die Waffen getreten, warf die Sensen weg und zerstreute sich nach Hause. Kosciusko sah sich für den Augenblick völlig wehrlos und war außer Stande, dem Sieger noch länger die Straße nach Krakau oder Warschau zu sperren.

So hart es war, entschloß er sich unter diesen Umständen ohne Zaudern, Krakau aufzugeben und durch einen Rückzug gegen Norden um jeden Preis seine Verbindung mit der Hauptstadt zu erretten. Gegen Krakau hatte der König von Preußen sofort nach der Schlacht den General Elsner mit etwa 2000 Mann geschickt und zu dessen Unterstützung aus Schlesien den General Ruits mit 5 Bataillonen und 1300 Reitern herangezogen. Polnischer Seits betrachtete man die Stadt als verloren; mehrere Officiere in Kosciusko's Umgebung lehnten den Befehl über den hoffnungslosen Posten ab, und so ernannte endlich Kosciusko den jungen Winiawski zum Commandanten, einen eifrigen und hingebenden, aber unerfahrenen Officier, unter dem öffentlichen Auftrage, mit 800 Mann und 8 Geschützen die schwach verschanzte Stadt auf das Aeußerste zu vertheidigen, und der geheimen Weisung, sie bei dem Anrücken der Preußen den benachbarten Oesterreichern zu übergeben. Als die Colonne des General Elsner vor dem Platze erschien, eilte denn Winiawski zu dem kaiserlichen Obersten hinüber; dieser hatte aber damals noch keinen Bescheid aus dem belgischen Hauptquartier erhalten und wagte nicht, auf eigene Verantwortung zu handeln. So capitulirte Krakau am 15. Juni. Die Polen wichen über die Grenze nach Galizien; den einrückenden Preußen trat zwar ein österreichischer Officier mit Vorstellungen und Verwahrungen entgegen, General Elsner aber, auf einen solchen Fall vorbereitet, behandelte ihn als verkleideten Polen und wies ihn nachdrücklich über die Grenze. Die alte Sarmatenstadt war in preußischen Händen.

Dies war wichtig genug, als ein Zug in dem beginnenden diplomatischen Schachspiel zwischen den drei Mächten; es war jedoch fast gleichgültig für den polnischen Krieg, dessen Entscheidung wesentlich an der Person Kosciusko's und dem Besitze Warschaus hing. Man kann es nun mit voller Sicherheit annehmen, daß eine kräftige Verfolgung unmittelbar nach der Schlacht von Rawka die Vernichtung des polnischen Heeres vollendet und den König von Preußen binnen wenigen Wochen als Sieger in das zerrissene und verwirrte Warschau geführt hätte. Eben mit der Energie, welche hier das Bedeutendste hätte erreichen können, war der König einige Tage vorher in die Operationen eingetreten, und man ist überrascht, jetzt nach dem erfolgreichen Schlachttage ein plötzliches und vollständiges Erschlaffen wahrzunehmen. Das Heer machte zuerst drei Rasttage bei Rawka, und zog dann in ruhigem Marsche nach dem nahen Michalow, um hier bis zum 23. Juni, also über vierzehn Tage, in tiefer Unthätigkeit zu verharren, so daß Kosciusko Zeit gewann, seine Truppen zu sammeln, zu ermuthigen und

ziemlich wieder auf die frühere Stärke zu bringen. Ueber die Gründe dieser auffallenden Stockung liegt keine Aeußerung vor: wir wissen nur, daß das Hauptquartier, während es in militärischer Beziehung feierte, desto eifriger mit politischen Sorgen erfüllt war. Man empfing nämlich in dieser Zeit die Nachricht von dem Beschlusse des Kaisers Franz, sein belgisches Heer zu verlassen; die preußischen Agenten in Belgien und dem Rheinlande meldeten als sichere Thatsache, daß die Räumung der Niederlande verfügt und der Separatfriede zwischen Oesterreich und Frankreich vor der Thüre sei. Auch wenn man den letzten Umstand dahin gestellt sein ließ, war es leicht, von dem Uebrigen die Anwendung zu machen: in kürzester Frist mußte man ein kräftiges Auftreten des Kaisers in Polen und Petersburg erwarten. Was aber Rußland betraf, so mehrten sich die Zeichen ungünstiger Gesinnung. Man erfuhr, daß Igelström in den letzten Wochen Courier auf Courier an die Kaiserin geschickt hatte, die Preußen würden nicht in Polen einrücken, sondern sich mit Kosciusko vertragen. Eben jetzt traf General Fersen bei dem Heere ein, und auch dieser zeigte nicht die geringste Neigung zu einem näheren Einverständniß mit den preußischen Waffengenossen. Dazu kam, daß im Osten der Weichsel General Derfelden am 8. Juni ein polnisches Corps unter Zajonczek bei Chelm besiegt, in Folge dessen ganz Lublin besetzt und seinen Gegner über die Weichsel zurückgeworfen hatte. Er stand selbst am Ufer dieses Stromes, Warschau näher als der König, und dieser sprach demnach den Wunsch aus, daß Derfelden zu dem Angriffe auf die Hauptstadt mitwirken möchte. So wohl begründet dieser Vorschlag in den Verhältnissen war, so kam doch umgehend die Antwort, daß nach dem verabredeten Feldzugsplane Derfelden bestimmten Befehl vom Fürsten Repnin habe, ohne Aufenthalt nach Lithauen zu ziehen. Es war nichts dagegen zu sagen; es hob aber natürlich die Stimmung im Hauptquartiere nicht, und hier und da wurde die Meinung laut, Preußen dürfe in diesem Kriege keine weiteren Anstrengungen machen, ehe ihm Rußland den Preis derselben zugesichert habe [1]).

Dies mochte zusammen wirken, den bisherigen Eifer abzukühlen. Endlich, am 23. Juni, erhob man sich zu dem Zuge auf Warschau; auch jetzt aber ging der Marsch, wie sehr Lucchesini treiben mochte, äußerst langsam vorwärts, obgleich Kosciusko an keinem Punkte Stand hielt, sondern bei den ersten Schüssen des verbündeten Vortrabs das

[1]) Aus Lucchesini's Depeschen an das Ministerium. Treskow 102 ist danach zu berichtigen.

Feld räumte und Schritt auf Schritt gegen Warschau zurückwich. Dort hatte sich der Zustand mit jedem Tage verschlimmert, und vor Allem war durch die Kunde der Schlacht bei Rawka die Gährung der Parteien auf den höchsten Grad gestiegen. Die demokratische Faction redete laut von Verrath und forderte ungestüm eine blutige Rache an den verhafteten Russenfreunden. Die Anhänger des Königs und des hohen Adels schürten das Feuer, um dem hohen Rathe Verlegenheit zu bereiten. Dieser hatte die Bildung von geschlossenen Clubs verboten, Volksversammlungen aber erlaubt; da gab es denn tagtäglich brausende Straßenscenen, wo junge hitzige Redner über die Langsamkeit der Justiz klagten und das Volk zu revolutionären Schreckensmaßregeln aufriefen. Die Bürger schlichen immer unruhiger und gedrückter umher, und meinten, nichts wäre besser, als wenn die Preußen bald einrückten, und sie zugleich vor der Gewalt des Pöbels und der Rache der Russen schützten. Dagegen erklärten die demokratischen Führer öffentlich unter brüllendem Jubel ihrer Anhänger, sobald die Feinde erschienen, würde das Volk alle Gefangenen ermorden, und Einige fragten zurück, ob man nicht sogleich mit den fremden Einwohnern der Stadt den Anfang machen sollte. Als das preußische Heer seine neue Bewegung begann, kam es in Warschau zu dem längst gefürchteten Ausbruche. Am 29. Juni sammelte sich ein großer Volkshaufen vor dem Gefängnisse der russisch gesinnten Edelleute und begehrte mit wildem Geschrei ihre sofortige Verurtheilung. Der Gerichtshof erklärte, das sei unmöglich, weil das Verfahren noch nicht zu Ende geführt sei: darauf begannen die Empörer das Gebäude zu stürmen, machten einen Gefängnißwärter nieder, der sich ihnen widersetzte, und schleppten sieben der Verhafteten, darunter den Bischof Messalski, den Fürsten Czetwertinski und zwei Kammerherren des Königs, zur Hinrichtung hinaus. Vergebens warfen sich Potocki und Kollontai in das Getümmel und suchten durch ihre Beredtsamkeit die Unglücklichen zu retten; man schob sie auf die Seite und knüpfte die Sieben unter rohen Mißhandlungen auf. Dann strömte der Haufen wieder in den Kerker, um neue Opfer zu holen; schon waren dem Grafen Moszinski die Kleider vom Leibe gerissen, als der Präsident Zakrzewski und General Orlowski sich durch die Menge Bahn zu ihm brachen und ihn mit eigener Lebensgefahr den Händen der Wüthenden entrissen. Jedoch war es unmöglich, den Haufen zur Ruhe zu bringen, bis der Gerichtshof das förmliche Versprechen abgab, gleich morgen über die übrigen Verräther das Urtheil zu fällen.

Kosciusko war über die Nachricht von diesen Abscheulichkeiten tief entrüstet und antwortete sogleich mit einem Befehle, die Urheber der-

selben auf das Strengste zu bestrafen. Sein Name war so hoch gefeiert, die Nothwendigkeit seiner Herrschaft so allgemein empfunden, daß sein Wort hinreichte, die Volksmassen plötzlich aus Zorn und Erregung in Kummer und Niedergeschlagenheit zu versenken. Dafür trat jetzt die königliche Partei mit emsiger Rührigkeit hervor, erklärte sich überall mit Kosciusko einverstanden und suchte in die gegen die Mörder gerichtete Untersuchung keine geringeren Männer als Potocki und Kollontai zu verwickeln. Der Secretär des Einen, der Schreiber des Andern hatten an der Spitze der Empörer gestanden, waren aber trotz aller Bemühung der Gegner nicht zu bewegen, sich durch eine Anklage gegen ihre Herren zu retten. Unter so trüben Verhältnissen, den Feind auf der Ferse, die Landesgenossen in wildem Hader, die nächsten Freunde verfolgt und verdächtigt, langte Kosciusko am 9. Juli Abends, nachdem sein Heer den Tag hindurch eine lebhafte Kanonade mit den Preußen gewechselt und Zajonczek's Corps ein blutiges Gefecht gegen die Russen bestanden hatte, in Warschau an. Sein lang ersehntes Erscheinen bewirkte dort einen neuen Aufschwung des kriegerischen Eifers; in die Bürgerwehr kam ein so frisches Leben, daß an 15,000 Mann unter die Waffen traten, um an der Vertheidigung Antheil zu nehmen. Da Kosciusko durch Heranziehen aller bewaffneten Heerestheile etwa 17,000 Mann Linientruppen und 15,000 Bauern in der Hauptstadt versammelt, da das Zeughaus zur Bewaffnung der Wälle und Schanzen 450 Geschütze geliefert hatte, so waren die materiellen Streitmittel der Polen den Angreifern, 38,000 Mann mit kaum 100 Kanonen, bei Weitem überlegen. Freilich waren die Schanzarbeiten noch weit im Rückstande und wurden zum Theil erst im Angesichte des Feindes vollendet; freilich wollten auch dann die Sachverständigen ihnen so wenig Zutrauen schenken, wie der soldatischen Ausbildung der Bürgerwehren und Krakusen: allein gerade in der Vertheidigung solcher elenden Erdarbeiten hat sich ja unzählige Male die Kraft des individuellen Muthes und der nationalen Opferwilligkeit gegen alles Uebergewicht der militärischen Kunst bewährt, und es kam darauf an, in wie weit hier diese Macht der Gesinnung bei den Polen vorhalten würde. Schlimmer also für ihre Sache als der Mangel schulgerechten Exercirens war die politische Zwietracht, welche auch nach Kosciusko's Ankunft in der Stadt und hinter den Schanzen die Reihen der Kämpfer zerrüttete. Seit den Gefängnißmorden und deren Verfolgung erschien Kosciusko thatsächlich als Verbündeter der königlichen Partei, und ein größeres Unheil hätten jene Mordbanden über Polen nicht hereinführen können. Denn die sogenannten Royalisten waren durchgängig, wenn nicht Russenfreunde, so doch Gegner der, wie

sie sagten, hoffnungslosen Insurrection, und jeder Einfluß, jede Stellung, jedes Amt, welches sie gewannen, versank für den Krieg auf der Stelle in Schlaffheit und Unthätigkeit. Die demokratische Partei war dabei verblendet genug, sich immer erbitterter mit dem Feldherrn zu überwerfen und diesen täglich mehr zu den Königsfreunden hinüber zu drängen. Bei der Oeffentlichkeit der Gefängnißmorde waren die Hauptthäter rasch ermittelt und überwiesen; als nun fünf derselben hingerichtet wurden, schrieen die Demokraten, daß das Gericht sich bei den Volksverräthern saumselig hinter die Rechtsformen verschanze, gegen die Patrioten aber mit blutdürstiger Eile wüthe. Die Bewegung wurde so stark, daß Kosciusko nachgab und den demokratisch gesinnten General Zajonczek zum Vorsitzer des Revolutionsgerichtes ernannte. Dieser griff dann allerdings die Processe gegen die Russenfreunde mit lebhaftem Eifer an, und brachte bald ein Todesurtheil gegen den Bischof von Chelm zu Stande, auf die Anklage hin, daß er auf dem letzten Reichstage für die Genehmigung des Theilungsvertrages gestimmt habe. Ein solcher Act politischer Rache rief natürlich die stärkste Aufregung unter der bedrohten Partei hervor, und König Stanislaus sagte sehr richtig mit diesem Verfahren könne auch er sogleich zum Galgen gebracht werden. Kosciusko, durchdrungen von dem Abscheu gegen unrechtmäßiges Blutvergießen, begnadigte den Bischof zu lebenslänglichem Kerker: wie hart aber auch diese Strafe für eine politische Abstimmung war, so legte Zajonczek auf der Stelle sein Richteramt nieder und machte damit den Bruch zwischen seiner Partei und dem Oberfeldherrn offenkundig. Die nächste Folge davon war eine heftige Spaltung auch unter den Officieren des Heeres. Dieselben Männer, welche gemeinsam während der Nachtstunden das Vordringen der preußischen Laufgräben bekämpften, stritten bei Tage unter einander mit wachsendem Hasse als die Verderber des Vaterlandes. Die Einen klagten die ganze Insurrection als ein thörichtes und deshalb verbrecherisches Beginnen an, die Anderen schmähten, daß jede Meinung dieser Art nicht in dem Blute ihrer Urheber erstickt werde. Kosciusko stand einsam zwischen beiden, jenen als der Urheber des Krieges, diesen als der Vertreter der Milde zuwider, für den Augenblick aber von den Letzteren am lautesten angefeindet und wider Willen auf den Beistand der Royalisten gewiesen. So kam es, daß er nothgedrungen die wichtigsten Aemter jetzt mit den Männern der gemäßigten Partei, mit den Anhängern des Königs und heimlichen Russenfreunden besetzte. In Lithauen hatte bisher Jasinski den kleinen Krieg eines kecken Parteigängers geführt, Streifzüge nach Kurland, Szamaiten und Großrußland unternommen, heute gesiegt,

morgen Verlust erlitten, einen Angriff der Russen auf Wilna mit tollkühner Festigkeit abgewehrt. Nun aber näherten sich verstärkte Massen der Feinde, von Norden die Generale Knorring und Sicianow, von Osten das Corps des General Numsen, von Süden die Abtheilung Derfelden's; es hieß in Warschau, daß Jasinski einer solchen Aufgabe nicht gewachsen und ein erprobter Kriegsmann in Lithauen erforderlich sei. Wie die Dinge lagen, erwählte Kosciusko dazu einen Führer der gemäßigten Partei, den General Wielhorski. Kaum aber war dieser in Wilna angelangt, so erklärte er den Ort und das Land für unrettbar verloren, nahm die einzelnen Truppentheile zusammen und wollte, sich nach Grodno, also an die westlichste Grenze Lithauens, zurückziehen. Die eifrigen Patrioten wütheten, Kosciusko mußte die Ernennung widerrufen, sandte aber auch dieses Mal einen Officier derselben Partei, den General Mokranowski, und übertrug dessen bisheriges Amt in Warschau dem Neffen des Königs, dem Fürsten Joseph Poniatowski, der sich bald nachher von den Preußen ebenso gründlich zurückwerfen ließ, wie Wielhorski von den Russen. Kurz, auf allen Seiten verurtheilte der innere Zwist die polnische Sache zu Ohnmacht und Verfall.

Während das Innere der Stadt diesen Anblick streitender Verwirrung darbot, entwickelte sich ein ganz ähnliches Schauspiel draußen im Lager der Angreifer. Das verbündete Heer war am 13. Juli vor Warschau angelangt. Die Russen hatten den rechten oder südlichen Flügel seiner Aufstellung übernommen; die Preußen waren in weitem Bogen um die Stadt herum marschirt, um sie von der nördlichen Seite her zu bedrängen. Dort waren in jener Zeit die polnischen Verschanzungen äußerst mangelhaft, da man hier am wenigsten auf einen Angriff gerechnet hatte, und sowohl der König als General Favrat waren der Meinung, daß ihnen ein sofortiger Sturm die Stadt überliefern würde. Aber der russische Bevollmächtigte, der Prinz von Nassau, der gerade hinzukam, als der König den Angriff befehlen wollte, wußte in einem geheimen Gespräche den Monarchen umzustimmen, und die Truppen bezogen ein Lager, in welchem sie wieder vierzehn Tage in voller Unthätigkeit zubrachten. Die Waffen ruhten in dieser Zeit gänzlich, und zugleich verschlimmerte sich das Verhältniß zwischen dem Könige und dem russischen General Fersen, welches niemals glänzend gewesen, zu entschiedenem Hader. Er entsprang naturgemäß aus dem allgemeinen Verhältniß zwischen den beiden Mächten. So viel hatte man von den Kräften der Insurrection, von der Friedensliebe des großen Adels, von der Trägheit der Bauern in Krakau und Sendomir, in Szamaiten und Kurland gesehen, daß kein Mensch im verbündeten

Hauptquartier noch an eine ernstliche Kriegsgefahr glaubte. Man fühlte sich stark genug, die Insurrection in jedem beliebigen Augenblicke zu erdrücken, und die Frage, wann dieser Augenblick eintreten sollte, wurde damit auf der Stelle abhängig, nicht mehr von dem militärischen Bedürfniß, sondern von der politischen Convenienz. Russischer Seits hatte man nun nicht im Geringsten mehr den Wunsch, den König von Preußen von einem Triumphe zum andern eilen zu sehen. Noch war man in Petersburg ohne unmittelbare Nachricht aus Belgien; man wußte aber sicher genug im Voraus, welche Forderungen von dort kommen, und welches Zerwürfniß mit Preußen die Folge derselben sein würde. Lieber als diesem also den Vortheil einer raschen Ueberwältigung Warschaus gönnte man den Polen noch eine kurze Fortdauer ihres Regiments, bis russische Streitkräfte zur Entscheidung zuerst des Krieges und dann der diplomatischen Frage, der Landestheilung, vorhanden wären. Diese waren aber damals auf allen Seiten im Marsche. Wir sahen vorher, wie viele Heerestheile Lithauen umringten; ebenso bedeutende Massen wälzten sich aber auch gegen Polen selbst heran. Am 26. Juni gab in Constantinopel der Reis Effendi dem russischen Gesandten die schließliche Erklärung, daß die Pforte keinen anderen Wunsch als Frieden mit Rußland habe, und auf jenes Begehren hinsichtlich des Zolltarifes nach den russischen Erörterungen darüber verzichte. Hierdurch wurden alle Streitkräfte verfügbar, welche bis dahin die Südgrenze des Reiches gegen die Osmanen gedeckt hatten, und der beste aller russischen Feldherren, General Suworow, erhielt den Auftrag, aus denselben ein Heer für den polnischen Krieg in Podolien zusammen zu ziehen. Es war ein offenbares Interesse Rußlands, daß vor dessen Erscheinen den Preußen weiter kein wesentlicher Schlag und am wenigsten ein so durchgreifender wie die Einnahme von Warschau gelänge.

Diese Sachlage machte sich dem preußischen Hauptquartier sehr bald fühlbar. General Fersen wurde mit jedem Tage, wie der König sich ausdrückte, weniger traitabel. Zugleich kam Nachricht aus Wien über die Beschlüsse des Kaisers Franz. Man erfuhr, daß Oesterreich die vier südlichen Palatinate zu begehren und weder Krakau noch Sendomir in preußischen Händen zu lassen gedenke. Bereits war der kaiserliche General Harnoncourt mit 5000 Mann in Lublin eingerückt und schob einige Posten auch in die von Preußen besetzte Provinz Sendomir hinüber. So bitter man dies im preußischen Hauptquartier empfand, so gleichmüthig äußerte Fersen, daß Oesterreichs Wünsche durchaus gerechtfertigt wären. Hierauf trat in der Umgebung des Königs eine gründliche Spaltung über die fernere Kriegführung ein. Lucchesini blieb

mit verstärktem Eifer bei der Ansicht, je feindseliger sich die Verbündeten zeigten, desto kräftiger müsse Preußen gegen die Feinde verfahren, Warschau so rasch wie möglich angreifen und überwältigen, sich dann nicht einmal auf diese Stellung einschränken, sondern die Weichsel überschreiten und weithin seine Truppen über Lithauen ausdehnen, so daß es endlich ein Act gemäßigten Verzichtes sei, wenn man sich mit der Weichsellinie, mit Warschau und Krakau begnüge. Ein solches System entschlossenen und stolzen Muthes wäre bei der verwickelten und verhetzten Lage ohne Zweifel auch das vorsichtigste und klügste gewesen: leider aber gab es im Hauptquartiere andere Geister, denen ein für alle Mal die Klugheit auf krummen Wegen zu liegen schien. Lucchesini's Schwager, der General Bischoffwerder, der Urheber des österreichischen Bündnisses, welcher einst im Jahre 1790 die kühne Angriffspolitik Preußens geknickt hatte, griff hier zum zweiten Male verhängnißvoll in die Entschließungen des Königs ein. Die Abneigung der Russen, meinte er, sei freilich unverkennbar; sie hielten sich von jeder Anstrengung und jedem Erfolge zurück; sie wünschten, daß Preußen sich an nutzlosen Kämpfen gegen die polnischen Wälle verblute. Diesen Gefallen müsse der König ihnen nicht erweisen und seine wackeren Soldaten nicht gegen die abscheulichen Insurgenten auf das Spiel setzen. Wenn man Warschau erstürme, so ruinire man eine in Zukunft preußische Stadt und setze sich der Nothwendigkeit aus, zur Stillung des russischen Racheburstes ein entsetzliches Strafgericht verhängen zu müssen. Dagegen sei es außer Zweifel, daß Warschau kapituliren werde, sobald man große und imposante Anstalten zu einer förmlichen Belagerung treffe. Während das hierzu erforderliche schwere Geschütz von Graudenz und Breslau herankomme, könne man die Russen veranlassen, einzelne Angriffe zu machen, in denen sie ihre Streitkräfte schwächten, die preußischen Truppen aber für die letzte Entscheidung geschont blieben. Es gelang dem General, vornehmlich durch die Schilderung der blutigen Gräuel einer stürmenden Eroberung, das bestimmbare Herz des Königs zu gewinnen. Es wurde beschlossen, nach Bischoffwerder's Ansichten die Belagerung in die Länge zu ziehen und zunächst die Russen ihr Heil gegen die polnischen Schanzen versuchen zu lassen.

Allein General Fersen war über die allgemeine Sachlage viel zu gut unterrichtet, als daß ein solcher Plan mit ihm ausführbar gewesen wäre. Als die Preußen am 26. Juli ihr Lager der Stadt etwas näher, in das Dorf Wola verlegten, um von dort ihre Laufgräben gegen Warschau zu eröffnen und der König dann die Russen zu einem Sturmangriff auf ihrer Seite aufforderte, gab Fersen die deutliche Antwort,

daß er mit seinen schwachen Bataillonen allein ein solches Wagniß nicht unternehmen könne, zu jedem gemeinsamen Kampfe aber mit den königlichen Truppen bereit sei. Die Preußen fingen darauf ihre Erdarbeiten an und brachten allmählich einige Batterien zu Stande; ihre Ingenieure hatten jedoch den Platz so ungeschickt gewählt, daß kaum eine der Kugeln die Stadt erreichte und die Polen bald nachher Raum fanden, sich ihrerseits mit neuen Schanzen in der linken Flanke der preußischen Laufgräben einzunisten und diese mit einem äußerst lästigen Feuer zu bestreichen. Als die Preußen sich darauf nicht rührten, kam den 3. August eine Erklärung des General Fersen, daß er Befehl habe, über die Weichsel zu gehen und nach Lithauen zu Repnin abzuziehen, wenn die Unthätigkeit vor Warschau fortdauere und man ihn nicht in das Geheimniß des preußischen Kriegsrathes hineinziehe: er müsse, da Rußland bei diesem Kriege nicht bloß Hülfs-, sondern Hauptmacht sei, gemeinschaftliche Berathung bei jeder Maßregel fordern. Der König nahm dieses Begehren sehr ungnädig auf, war aber doch der Meinung, daß Fersen's Abzug in Petersburg einen ungünstigen Eindruck machen werde, und ließ sich nach einigen Stunden herbei, eine Denkschrift über einen gemeinsamen Angriff mit stürmender Hand zu Fersen hinüberzuschicken. Aber umgehend sandte dieser die Antwort zurück, man habe ihn völlig mißverstanden, er protestire nur gegen seine bisherige Abhängigkeit von dem preußischen Oberbefehl, habe jedoch nie daran gedacht, einen übereilten Sturmangriff einer regelmäßigen Belagerung vorzuziehen. Hierauf gewann, wie scharf auch Lucchesini das offenbare Uebelwollen der Russen und die Nothwendigkeit eigener rascher Entschlüsse betonte, die Partei des Abwartens wieder das Uebergewicht bei dem Könige. Catharina, hieß es, lasse nichts von sich hören; während Preußen hier sein bestes Blut zusetze, würden zuletzt die beiden Kaiserhöfe die Beute sich selbst zueignen, ohne einen Schuß dafür gewagt zu haben; man dürfe keinen Schritt weiter thun, ehe man des entsprechenden Gewinnes sicher sei, sondern müsse statt dessen die Russen und Oesterreicher zu thätigem Beistande anspornen. Hiernach gingen Botschaften um Unterstützung an Repnin und Harnoncourt, und in Erwartung ihrer Antwort stockte die kriegerische Thätigkeit auf's Neue.

Sorgen anderer Art kamen hinzu, alle dazu gemacht, um eine kräftige Natur zu doppelter Anstrengung voran zu spornen, aber bei einer schwachen und in sich geknickten die Last der Unschlüssigkeit zu vermehren. Im Rücken der Armee bildeten sich Zusammenrottungen und Tumulte auf südpreußischem Boden, in der durch die letzte Theilung erworbenen Provinz. Hier und da tauchten Banden von achtzig bis

hundert Köpfen auf, plünderten Cassen, zersprengten kleine Truppentheile und verschwanden vor stärkeren Truppentheilen in die Wälder. Am 22. August gelang es ihnen sogar, einen großen Pulvertransport, der von Graudenz zur Belagerung von Warschau die Weichsel hinauf ging, bei Wroclawec zu überraschen und in das Wasser zu werfen. Nichts hätte sie sicherer gebändigt als die Einnahme von Warschau: bei Bischoffwerder aber und seines Gleichen dienten sie nur zu weiterem Erweise, daß man seine Kräfte zusammenhalten und für künftige Gefahren aufbewahren müsse. Dann kam aus Petersburg die Nachricht, daß Mitte Juli eine officielle Erklärung Oesterreichs über Polen eingelaufen sei. Es bezeichnete die Stimmung Catharina's, daß während alles bisherige Mahnen Preußens mit unverbrüchlichem Schweigen beantwortet worden war, jetzt der diplomatische Stillstand sofort ein Ende erreichte. Am 19. August stellte der russische Gesandte in Berlin, Alopeus, den Antrag, es möge über das Schicksal Polens die abschließende Unterhandlung in Petersburg, unter Zuziehung Oesterreichs, eröffnet werden. Der König hatte seinerseits schon beschlossen, den Grafen Tauenzien, welcher das Jahr zuvor in Coburg's Hauptquartier seine Geschicklichkeit bewährt hatte, nach Rußland zu senden und ihn vor allen Dingen zur Wahrung der preußischen Interessen gegenüber den österreichischen Forderungen anzuweisen. Je näher hier die entscheidende Krisis rückte, je deutlicher es wurde, daß sie vor Allem durch die Schritte Oesterreichs bestimmt werden würde, desto lebhafter wurde das Interesse aller Betheiligten wieder auf den französischen Krieg gerichtet. Es war, wie wir uns erinnern, die Zeit, in welcher sich die Räumung Belgiens durch die Oesterreicher vollzog: in Preußen schwankte man zwischen der Besorgniß, daß der Kaiser durch einen Separatfrieden mit Frankreich alle seine Kraft für Polen verwendbar machen, und der Furcht, daß er durch verstärkte Anstrengung gegen die Franzosen sich das volle Wohlwollen Englands und Rußlands erwerben, und dadurch den preußischen Einfluß auf Null herunterdrücken möchte. Es war in dieser Lage doppelt unangenehm, daß sich gerade jetzt das eigene Verhältniß zu den Seemächten äußerst peinlich verwickelte, und jene Undeutlichkeit des Haager Vertrags vom 19. April in der schärfsten Weise zu Tage kam. Wir müssen hier einen Blick auf die Stellung und die Thätigkeit des preußischen Rheinheeres zurückwerfen.

Es hatte dort nach dem Ende des Winters etwas länger als in Belgien bis zum Beginne der Operationen gedauert. Feldmarschall Möllendorf sollte, wie wir gesehen, eben an den Niederrhein und nach Westphalen abziehen, als der Haager Vertrag das Heer noch

einmal bei der Coalition festhielt. Seine Ausrüstung war jedoch bei der Geldnoth des Staates sehr unvollständig geworden, Magazine und Bespannung in üblem Stande, die nöthigen Ersatzmannschaften ausgeblieben und sein kämpfender Bestand dadurch auf etwa 44,000 Mann gesunken, so daß erst im Laufe des Sommers der Nachschub den im Haag verheißenen Bestand wieder herstellte. Noch übler sah es bei der Reichsarmee unter dem Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen aus. Sie zählte auf dem Papiere 79,000 Mann, in Wirklichkeit aber waren 36,000 Oesterreicher ihr einziger streitfähiger Bestand, die elenden Contingente der Reichsstände ganz und gar unzuverlässig, und das Ganze in einer lockern Cordon-Aufstellung von Basel bis Worms brockenweise verzettelt. So kamen die beiden Führer erst Mitte Mai zu einer Abrede über eine Angriffsbewegung gegen die Franzosen, welche in Folge der Entsendung Jourdan's nach Belgien allerdings noch schwächer waren als die Verbündeten, das Rheinheer unter Michaud etwa 36,000, das Moselheer unter Moreau kaum 30,000 Mann. Es wurde beschlossen, daß das preußische Heer von Kreuznach und Mainz südwärts gegen Kaiserslautern und Neustadt vorgehn, und gleichzeitig Albrecht mit 12—14,000 Mann bei Mannheim den Rhein überschreiten und in der Ebene den rechten Flügel der Franzosen angreifen sollte. Die Bewegung wurde dann mit Nachdruck und Erfolg ausgeführt, die Franzosen überall geworfen, und ihr Hauptcorps bei Kaiserslautern am 23. Mai von Möllendorf gründlich geschlagen. Man dehnte sich am Rheine bis Speier aus und besetzte das Gebirge bis an die Queich: ehe man aber zu weiteren Entschließungen kam, lief im preußischen Hauptquartier ein Schreiben des Ministers Haugwitz ein, mit der Nachricht, daß auf Grund des Haager Vertrags die englische Regierung den Abmarsch der Preußen nach Belgien begehre. Die nächste Wirkung dieser Kunde war eine vollständige Unterbrechung aller bisherigen Entwürfe und Operationen.

Wie wir bemerkten, hatte Malmesbury bereits im Haag im Laufe seiner Verhandlungen die Verwendung der preußischen Truppen in den Niederlanden gefordert, Haugwitz sich persönlich einverstanden erklärt, ein officielles Versprechen aber darüber abgelehnt, und alles Militärische einer weiteren Vereinbarung zwischen den Generalen vorbehalten. Zum Behuf der ersten Ausrüstung des Heeres sollte England gleich nach der Ratification des Vertrages 300,000 Pfund bezahlen, und vier Wochen nach dem Empfang dieser Summe, also etwa um den 24. Mai, das Heer feldtüchtig sein. Nun erlitt die Ausführung des Vertrags gleich zu Anfang einen sehr folgereichen Aufschub durch den Umstand, daß die

englische Regierung dieses Rüstungsgeld erst den 25. Mai aus London abschickte, daß es darauf nicht früher als um die Mitte des Juni in Hamburg, und erst um den Anfang des Juli in Berlin eintraf, und mithin die feldmäßige Rüstung des Heeres nicht vor dem Anfang des August von Preußen gefordert werden konnte. Lord Malmesbury, ebenfalls mehrere Wochen unnöthig in England aufgehalten, kam seinerseits am 1. Juni nach Mastricht, um dort eine letzte Zusammenkunft mit Haugwitz zu haben. Er erlebte gleich hier, daß Haugwitz den Wunsch andeutete, Möllendorf möge mit dem Heere am Rheine bleiben; als der Lord dann sehr bestimmt die Absicht Englands aussprach, die Truppen in Belgien zu verwenden, gab Haugwitz freilich wieder die besten Versicherungen über seine persönliche Bereitwilligkeit [1]), erinnerte aber zugleich, daß bei dem Ausbleiben des Geldes vor vier Wochen überhaupt an keine Operation zu denken sei. Indessen kam Lord Cornwallis, ohne Zweifel der beste der damaligen englischen Generale, nach Mastricht; zugleich traf von Seite Hollands Baron Kinckel ein, um sich an der preußischen Unterhandlung zu betheiligen. Zu Malmesbury's lebhaftem Verdrusse brachte dieser aber eine Denkschrift des Prinzen von Oranien mit, in welcher Möllendorf's Verbleiben am Rheine auch im Interesse der Niederlande als die einzig richtige Maßregel geschildert wurde, und die ganze herrische Heftigkeit Malmesbury's war erforderlich, um die Holländer zur Nachgiebigkeit gegen die englische Ansicht zurückzubringen. Die Hindernisse waren damit noch nicht zu Ende. Wie Oranien stimmten damals, wie wir wissen, auch Coburg und Thugut: und Malmesbury, um so empfindlicher darüber, als er einst diese Ansicht selbst unterstützt hatte, entschloß sich, mit Kinckel und Cornwallis persönlich in das preußische Hauptquartier zu eilen, um dort mit unmittelbarem Nachdrucke Möllendorf nach Belgien in Marsch zu setzen. Er kam in Kirchheim-Bolanden den 20. Juni an, erfuhr aber auch hier vor Allem die Unmöglichkeit eines solchen Zuges, ehe das englische Geld angelangt sei. Denn das Heer, obwohl in Hinsicht der Mannschaft jetzt in trefflichem Stande, hatte keine Magazine, keine Munitionsvorräthe, kein Brückengeräth, keine Trainpferde. Sodann aber erklärte Möllendorf mit höchster Entschiedenheit, daß seine Truppen dort am Mittelrhein schlechthin unentbehrlich seien. Es schien ihm trotz der eben errungenen Vortheile ein-

[1]) Dies war Haugwitz's einziges Verschulden, daß er, offenbar aus Bequemlichkeit, dem Marschall Möllendorf die Erledigung der Frage über den Kriegsschauplatz überließ, und seinerseits einem Streite mit Malmesbury auswich: doppeltes Spiel kann man dies aber nicht nennen, da er vom Anfang an den Lord nicht in Ungewißheit gelassen hatte, daß eben ein concert militaire darüber entscheiden sollte.

leuchtend, daß nach seinem Abzuge das Reichsheer nicht eine Woche den Andrang der Franzosen würde aufhalten können: dies einmal geschlagen und über den Rhein geworfen, würde den Franzosen nichts im Wege stehen, das Unheil von 1792 in größerem Style zu erneuern, Mainz, Coblenz, Trier einzunehmen und damit die verbündeten Heere in Belgien von Deutschland abzuschneiden [1]. Dagegen erbot er sich, sobald er durch das englische Geld mobil gemacht sei, durch die Vogesen hindurch einen Angriff auf die Saar und obere Mosel zu machen, und dadurch umgekehrt den französischen Heeren in Belgien in den Rücken zu fallen — mithin jenen Plan auszuführen, welchen im Sommer 1793 Coburg und Braunschweig verabredet, damals aber die Einreden Thugut's und Wurmser's verhindert hatten. Coburg und Oranien, sahen wir, wären damit zufrieden gewesen, und von den Engländern erkannte Cornwallis das Gewicht der militärischen Erwägungen dafür an: allein mit gebieterischem Ungestüm rief Malmesbury, daß nach dem Haager Vertrag die Seemächte allein über das preußische Heer zu verfügen hätten, daß sie es nach Belgien senden wollten, daß er also hierüber keine Erörterung weiter zulassen werde. Darüber kam es zu den bittersten Verhandlungen. Möllendorf berief sich auf Haugwitz, der ihm wiederholt gemeldet, daß die Wahl des Kriegsschauplatzes Sache der Generale sei; Malmesbury erklärte das für unglaublich, da Haugwitz von jeher die Absicht Englands gekannt und gebilligt habe. In großem Aerger forderte er den Grafen brieflich auf, den eigensinnigen oder verführten General zurecht zu setzen; Haugwitz aber antwortete ihm am 28. Juni mit einer Erinnerung, wie im März der Lord selbst den Abmarsch des Heeres von Mainz verhindert, wie man dann bei dem Vertrage über den Kriegsschauplatz sich nicht geeinigt, und die Entscheidung darüber einer weiteren Abrede unter den Generalen überlassen habe, wie jetzt die

[1]) Vivenot, der überall sich an Malmesbury's Urtheile anschließt (der Lord ist auf Preußen ebenso böse wie der österreichische Autor), nimmt auf diese, die Sache schlechthin entscheidende Erwägung gar keine Rücksicht; er vergißt an dieser Stelle völlig, daß er anderwärts in seinem Buche, wo er Oesterreich auf Kosten der übrigen Reichsstände lobt, specieller als irgend ein früherer Schriftsteller die tiefe Nichtigkeit des Reichsheeres geschildert hat, bei dem von 79,000 Mann höchstens 36,000 kampffähig gewesen (Herzog Albrecht I, 97). Wie hätten diese ohne die Preußen die Rheinlinie decken sollen. S. 92 meldet er freilich, daß Sachsen-Teschen sich mit dem Abzug der Preußen einverstanden erklärt habe, beachtet aber nicht, daß es der Prinz nur unter der Bedingung thut, daß 25,000 Mann, also fast die Hälfte des Heeres, am Rheine zurückbleiben. Daß Kaiser Franz am 15. Juli selbst den englischen Plan in einem Schreiben an Coburg ein unthunliches Project nennt, scheint er ebenfalls übersehen zu haben.

erste Quelle aller Schwierigkeiten das Ausbleiben des Geldes sei. Malmesbury sah, daß hier nicht durchzudringen war, und kehrte, heftigen Groll im Herzen, nach Frankfurt zurück, von wo er seiner Regierung die preußische Treulosigkeit in den grellsten Farben schilderte.

Es hätte nun, denkt man, in diesen Vorgängen für Möllendorf ein starker Antrieb liegen müssen, sein Wort so rasch wie möglich wahr zu halten, und durch eine energische, in Lothringen vordringende Offensive die Vertheidiger Belgiens zu unterstützen [1]). Denn mochte der Anspruch des Generals auf Selbständigkeit in den militärischen Operationen noch so begründet sein: die Bestimmung der Aufgabe überließ der Haager Vertrag unzweideutig den Seemächten, und nachdem diese die Deckung Belgiens gefordert, mußte Möllendorf irgend wie im Interesse Belgiens wirken, nach seinem militärischen Ermessen an der Maas oder an der Mosel, aber er mußte thätig sein. Allein wir haben gesehen, welch ein Verfahren ihm General Manstein gerade für den Fall eines englischen Subsidienvertrages vorgeschrieben hatte: nach Erlangung des Geldes sollte das Heer am Rheine bleiben, das deutsche Reich in starker Defensive schützen, im Stillen Frankreichs Friedensbedingungen erkundet werden. Seitdem war die Meinung weder bei Manstein noch bei Möllendorf geändert, im Gegentheil, sie war durch den polnischen Krieg und Oesterreichs bedenkliche Haltung nur verstärkt worden. Demnach verfuhr also der Feldmarschall, zu großer Freude seiner Officiere, bei denen Allen durch Thugut's feindselige Politik die alte Abneigung gegen Oesterreich und ein tiefer Widerwille gegen den französischen Krieg erweckt worden war. Er beschirmte die Grenzen des Reiches und deckte seine Verantwortlichkeit: so viel that er, nicht weniger aber auch nicht mehr, so oft ihm die augenblickliche Schwäche der Franzosen Gelegenheit zu glänzenderen Erfolgen geben mochte. Es war das genaue Gegenbild zu Thugut's Verhalten in Belgien. Wie dieser wegen der preußisch-polnischen Händel der Armee jede Verstärkung und die Gegenwart des Kaisers entzog, so lähmte die Sorge vor Oesterreichs Feindschaft die preußische Kriegführung am Rheine. Wer diese Spannungen nicht kannte, wußte sich Möllendorf's Benehmen nur durch eine, gerade in Preußen beispiellose, Insubordination des Feldmarschalls und seiner Officiere zu erklären. Lord Malmesbury meinte, das preußische Heer bilde einen Staat im Staate; ein preußischer Officier selbst nannte das Heer eine kleine militärische Republik; der Minister der fränkischen Pro-

---

[1]) Das Folgende nach der Correspondenz Möllendorf's mit Manstein und Lucchesini' so wie der Correspondenz Hardenberg's mit Haugwitz. (Berliner Archiv).

vinzen, Hardenberg, welcher damals am Rheine war, sprach mit großer Besorgniß von dem Politisiren der Officiere, welches einen Jeden zu eigenwilligem Handeln trotz aller Befehle Möllendorf's verführe. Das Alles aber war leerer Schein. Die Officiere handelten durchaus im Sinne ihres Feldherrn, und dieser that, wie er vom königlichen Hauptquartier aus angewiesen war. In dem Heere herrschte strenge Disciplin wie immer; der Fehler lag in den zwiespältigen Schwankungen der höchsten Regierungskreise, und dieser Zustand war unverbesserlich, so lange Preußen in einer Coalition verblieb, deren wichtigster Genosse ein unversöhnter Todfeind Preußens war.

Indessen, mochte Möllendorf guten oder schlechten Grund zu seiner Unthätigkeit haben, die schlimmen Folgen auf dem militärischen Gebiete konnten nicht ausbleiben. In Belgien trat die verhängnißvolle Wendung des Feldzugs ein, die Abreise des Kaisers, die Schlacht von Fleurus, der haltungslose Rückzug des Heeres. Anfangs hatte man bei diesen Hiobsposten im preußischen Hauptquartiere das Gefühl, wie gut es wäre, nicht selbst in dieses Unheil verwickelt zu sein. Eine Menge Berichte schilderten den Frieden zwischen Frankreich und Oesterreich als abgeschlossen, und auch die Vorsichtigsten meldeten, daß Coburg erst hinter dem Rheine wieder Halt machen würde. Haugwitz und Hardenberg, welche doch bei Malmesbury's Forderungen in einiger Verlegenheit gewesen, freuten sich jetzt doppelt, daß Möllendorf ihm widerstanden, weil sonst die preußischen Truppen jetzt allein in Belgien der französischen Uebermacht bloßgestellt wären. Aber der Rückschlag der belgischen Niederlagen traf jetzt auch den Mittelrhein selbst. Die Franzosen empfingen dort ansehnliche Verstärkungen, und stürzten sich seit Anfang Juli in immer heftigeren Angriffen auf die preußische Stellung im Hardtgebirge. Vom 2. bis zum 13. Juli war kaum ein Tag Ruhe; fast um jede Bergkuppe in der Gegend von Kaiserslautern wurde heftig gestritten; endlich mußte Möllendorf mit einem Verluste von 2000 Mann und 16 Geschützen bis unter die Kanonen von Mainz weichen, und Herzog Albrecht retirirte nach Mannheim und zog seine Truppen sämmtlich auf das rechte Rheinufer zurück. Möllendorf konnte fragen, was erst aus der Sache geworden wäre, wenn allein die Reichstruppen ohne die Preußen den Stoß erfahren hätten.

Bei ihm selbst aber rief die erlittene Schlappe nicht den Trieb zum Auswetzen hervor, sondern vollendete seinen Ueberdruß an dem französischen Kriege und der österreichischen Genossenschaft. Inmitten jener Kämpfe, am 5. Juli, als die Gerüchte über Montgaillard's Unterhandlung durch die Welt flogen, schrieb er an den König, und bat um

Vollmacht, mit Robespierre's Agenten in gleichem Sinne anzuknüpfen. Lucchesini mußte ihn darauf sehr entschieden zurechtweisen, daß jene Gerüchte unglaubhaft, und eine einseitige Annäherung Preußens an Frankreich in jeder Hinsicht unthunlich sei. Aber lange ehe er diesen Bescheid erhielt, hatte der General bereits auf eigene Hand einen vorläufigen Schritt gethan. Einer seiner höheren Officiere, General Hiller, hatte in Kreuznach einen wohlhabenden Rentner, Namens Schmerz [1]), einen einsichtigen, vielfach in der Welt herumgekommenen Mann, kennen gelernt; er forderte denselben am 13. Juli auf, eine geheime Unterhandlung mit den Franzosen zunächst über Auswechselung der Kriegsgefangenen zu übernehmen; Schmerz weigerte sich Anfangs, als dann aber einer der Corpscommandanten, Graf Kalckreuth, ihm am 21. den Antrag wiederholte, erklärte er sich bereit, nach Basel zu reisen, wo ein als rechtschaffen bekannter französischer Gesandtschafts-Secretär, Bacher, sich aufhalte. Er empfing darauf die mündliche Instruction, mit der Frage der Kriegsgefangenen zu beginnen, und, wenn er hier Entgegenkommen finde, einen Waffenstillstand zu beantragen, der allerdings erst am Ende des Jahres, nach Ablauf der englischen Subsidien, Platz greifen könne, zugleich aber auch die Stimmung der Franzosen über einen Frieden mit Preußen, Deutschland und Holland zu sondiren. Am 31. Juli reiste Schmerz ab.

Unterdessen war, von Coburg gesandt, der österreichische General, Fürst Reuß, in das Hauptquartier gekommen, um mit Möllendorf und Herzog Albrecht über die weiteren Operationen Abrede zu nehmen. Reuß bestätigte dem preußischen General, daß die Verhältnisse in Belgien völlig unhaltbar seien und höchstwahrscheinlich Coburg erst hinter dem Rheine Halt machen werde; jedenfalls sei nichts dringender, als daß die preußische Armee, welche übrigens auch nach Coburg's Meinung an den Mittelrhein gehöre, ihre Hauptmasse von Mainz aus ein Weniges nordwärts gegen den Hundsrück schiebe, damit das französische Moselheer von der Saar her sich nicht im Trier'schen ausdehne und von dort aus Coburg's Flanke und Rücken bedrohe. Möllendorf war zu einer solchen Bewegung bereit, forderte aber, daß Albrecht derselben folge und eine seiner Abtheilungen von Mannheim nordwärts auf Mainz nachrücken lasse. Hierauf wurde dann am 26. Juli in Albrecht's Hauptquartier Schwetzingen von den Bevollmächtigten der beiden Feldherren eine Uebereinkunft geschlossen. Albrecht werde 18,000 Mann nach

---

[1]) Dessen Tagebücher und Correspondenzen im Berliner Geh. Staatsarchiv. Er hat sie später gegen eine jährliche Pension sämmtlich der Regierung überliefert.

Mainz senden, Möllendorf dort 12,000 stehen lassen, und der Erbprinz von Hohenlohe-Ingelfingen den Befehl über diese vereinigte Abtheilung übernehmen; die übrigen preußischen Truppen werde Möllendorf zur Besetzung des Hundsrück und überhaupt zur Deckung des Landes zwischen dem rechten Mosel- und linken Rheinufer verwenden; sollte der österreichische General Blankenstein, der mit 8000 Mann Trier besetzt hielt, inzwischen von überlegener Feindesmacht angegriffen worden, so würde derselbe ohne Kampf in die Stellung von Wittlich zurückgehen. Möllendorf unterzeichnete diese Abrede, fügte jedoch die Bedingung hinzu, daß er dabei das Verbleiben Coburg's auf dem linken Rheinufer voraussetze und, sobald diese Erwartung vereitelt werde, an nichts gebunden sein wolle. Malmesbury gab ebenfalls seine Zustimmung, mit dem Vorbehalte, daß das Ganze mit dem Haager Vertrag nichts zu schaffen habe und von ihm nicht als Erfüllung desselben anerkannt werde. Seine Regierung war jedoch anderer Meinung und bestätigte den Plan als die beste jetzt denkbare Verwendung des preußischen Heeres.

Leider sollte aber auch dieser Entwurf für den Zweck des großen Krieges fruchtlos bleiben. Schon vor der Schwetzinger Berathung hatte Blankenstein gemeldet, daß er einen Angriff der Franzosen auf Trier befürchte; er sollte also auf der Stelle preußischen Beistand erhalten. Möllendorf erließ denn auch seine Verfügungen, deren Buchstabe in der That den Schwetzinger Abreden völlig entsprach. Am 30. Juli erhielt die Brigade Köhler Befehl, von Neunkirchen nach Oberstein, also in der Richtung auf die Mosel, vorzugehen; als darauf Oesterreicher und Reichstruppen versprochener Maßen zur Verstärkung Hohenlohe's anlangten, folgte dem General Köhler die Brigade Schmettau, und erhielt endlich Kalckreuth selbst die Weisung, am 5. August von Fürfeld auf Trier zu marschiren. Es war dies eine Entfernung von sechzehn Meilen, auf immer schlechten, oft gebirgigen, jetzt völlig verregneten Wegen. Unter großen Strapazen kam man am 6. bis Kirn, am 7. bis Birkenfeld, die Vortruppen bis Weiskirchen, wo sie mit französischen Abtheilungen handgemein wurden. Dort wurde ein Rasttag gemacht, wozu nach den anstrengenden Märschen und der Ermüdung der Truppen immerhin Anlaß war. Noch zwei Tage waren nöthig bis zur Ankunft in Trier. Da kam am 8. Abends Botschaft von Blankenstein, daß er gezwungen sei, die Stadt zu räumen. Er war seit dem 5., von zwei Seiten her angegriffen, gegen doppelte Feindesmacht im Gefechte; seine Truppen hatten heldenmüthigen Widerstand geleistet, endlich aber an dem entscheidenden Punkte, bei Pellingen, der Ueberzahl weichen müssen. Blankenstein zog sich darauf in die vorgeschriebene Stellung bei Wittlich;

Kalckreuth aber fand jetzt keine Veranlassung mehr, seinen Vormarsch weiter fortzusetzen.

Bei der längst angesammelten Verstimmung zwischen den Alliirten ging nach diesem Mißlingen der letzte Rest des guten Einvernehmens in einem öffentlichen Gezänk zu Grunde, wem die Schuld des Unheils zuzurechnen sei. Malmesbury meldete in gesteigerter Erbitterung nach London, daß Preußen böswilliger Weise unthätig sei und die Seemächte um ihre schweren Subsidien prelle. Kalckreuth wies dagegen auf die Mühsal seiner Truppen, Möllendorf auf seine Befehle seit dem 30. Juli hin: Hardenberg aber, damals in Frankfurt, schrieb an Haugwitz, mit dem er zur Zeit auf dem Fuße vertrautester Freundschaft stand, es sei nur zu gewiß, daß bei unbefangenem militärischem Eifer der Feldmarschall sehr wohl den wichtigen Posten hätte erretten können. In der That hätte es dazu nichts beburft, als Erlaß der Marschordre nicht blos für Köhler, sondern auch für Kalckreuth bereits am 30. Juli, und des bestimmten Willens, zur Erreichung des Zweckes dann auch einige Müdigkeit nicht zu scheuen. Aber eben hieran, an der eifrig vorwärts drängenden Gesinnung, fehlte es im Hauptquartier; Möllendorf hätte, nach seinem eigenen Programm, der Deckung der Reichsgrenze, Trier sehr gerne beschützt, aber er leistete auch das Selbstgewollte nicht, weil er nicht das Größere zu leisten strebte, weil er überhaupt mit Schlaffheit und Unlust handelte. Hardenberg's Urtheil über den Feldmarschall war um so unbefangener, als er ebenso warm wie dieser das Ende des Krieges ersehnte, und nur nicht den Frieden um jeden Preis, und vor Allem nach dem Abschluß des Haager Vertrags nicht einen preußischen Separatfrieden haben wollte, ein Urtheil, in welchem Haugwitz damals ganz mit ihm übereinstimmte. Wir müssen schlagen, war Hardenberg's Meinung, damit die Franzosen Sehnsucht bekommen, einen so gefährlichen Gegner los zu werden, damit die Verbündeten unser Wort beachten, wenn wir ihnen den allgemeinen Frieden empfehlen.

Ganz andere Stimmungen aber erfüllten den Sinn des greisen Feldmarschalls. Die Klagen Malmesbury's und die Vorwürfe der Oesterreicher hatten nur die Wirkung, seine Mißstimmung gegen die Bundesgenossen auf den höchsten Grad zu steigern. Er wisse es, schrieb er wiederholt an Hardenberg, daß unter allen Umständen Preußen der Sündenbock für die Fehler der Herren Alliirten sei; es würde ihn im Grunde des Herzens erfreuen, wenn die Seemächte die Subsidienzahlung ganz einstellten, anstatt überall in seine Operationen einzureden; nichts in der Welt solle ihn dazu bringen, irgend eine andere Rücksicht als die auf das Wohl des Königs, des Vaterlandes und der Armee zu nehmen.

Dem Freunde Lucchesini aber meldete er, daß seine Lage zwischen den englischen und österreichischen Anforderungen schlechthin unerträglich sei, daß Oesterreich kein anderes Augenmerk habe, als Frieden mit Frankreich und Ausbreitung in Polen, daß nach seiner Ueberzeugung auch Preußen keinen besseren Weg erwählen könne, als welchen Oesterreich verfolge, den Weg zum Frieden mit Frankreich, um dann in Polen mit voller Kraft aufzutreten. Unter den leitenden Staatsmännern waren diese Ansichten, wie gesagt, sehr stark vertreten. Man glaubte nicht gerade an einen plötzlichen Separatfrieden zwischen Frankreich und Oesterreich; aber es schien nur zu gewiß, daß das kaiserliche Heer aus Belgien hinweg in eine Aufstellung am Rheine hinstrebte, und in Berlin meinte man damit eine Bedrohung sowohl Bayerns als der preußischen Fürstenthümer Ansbach und Baireuth zu sehen, so daß man Möllendorf schon deshalb am Rheine festhielt, um ihn im Nothfall Baireuth decken und auf Böhmen drücken zu lassen. Im Hauptquartier vor Warschau war Lucchesini mit all diesen Erwägungen im höchsten Grade einverstanden, und benutzte den ersten Anlaß, die persönliche Stimmung des Königs über die großen Fragen zu prüfen.

Die englische Regierung, welche kurz zuvor, im Juli, sich durch den Eintritt der conservativen Whigs (Portland, Pelham, Windham, der Freunde Burke's) in das Ministerium gestärkt hatte, war mehr als je entschlossen, bis auf das Aeußerste in dem Kampfe gegen das revolutionäre Frankreich fest zu bleiben. Sie zügelte also Malmesbury's Eifer, und erklärte ihm, daß sie mit Preußen zusammen gehen werde, so lange auch nur ein negativer Vortheil durch die Subsidienzahlung erreicht werde. Sie beurtheilte Oesterreichs damalige Haltung nicht viel anders als Preußen selbst, und verkannte nicht, daß für Belgien jetzt sich England ganz allein, Thugut aber nur für deutsche oder polnische Erwerbungen interessire; während aber die preußischen Staatsmänner demnach zum Frieden mit Frankreich neigten, beschlossen die englischen neue Anstrengungen, um Oesterreich bei dem europäischen Bunde festzuhalten, und fertigten Ende Juli eine außerordentliche Botschaft nach Wien ab, um mit aller Kraft auf eine neue Offensive in Belgien zu wirken. Die Nachricht von dieser Sendung setzte begreiflicher Weise auch das preußische Hauptquartier in große Aufregung. Man glaubte, sie müsse den schwankenden Zustand in Wien zur Entscheidung bringen. Der König meinte, Oesterreich werde sich fortreißen lassen, und besorgte nur, daß England in diesem Falle seine Subsidien ihm entziehen und allein dem Kaiser zuwenden möchte. Lucchesini hielt es für gewiß, daß Thugut ablehnen würde, und erachtete dann den Augenblick gekommen,

um mit dem Antrag eines allgemeinen Friedens hervorzutreten. Er schlug also dem Könige vor, ihn unter irgend einem Vorwand auf einige Tage nach Wien zu schicken, und regte, indem er Möllendorf's Schreiben vorlegte, eine umfassende Berathung über den Frieden mit Frankreich an.

Die nächste Wirkung dieses Versuches war ein heftiges Aufbrausen des Königs [1]). Kein Mensch, rief er, soll mich zu einem entehrenden Schritte, zu einer Unterhandlung mit den Königsmördern bringen. Wie dürfte ich den Seemächten, die mir Subsidien zahlen, dann noch in das Auge sehen! wie würde Oesterreich, das jede Separatunterhandlung abläugnet, mich im Reiche als Verräther bezichtigen! Lucchesini lenkte schleunig ein, und erläuterte seine Meinung, daß es ihm nur auf Vorschläge an die verbündeten Mächte, auf den Beginn eines gemeinsamen Friedenswerkes ankomme. O ja, sagte der König, es wäre ein Glück, wenn wir Frieden hätten, aber wie sollen wir einen ehrenhaften Frieden erlangen, ehe die Jacobiner unsern Degen gefühlt haben? Mögen die Andern es versuchen, wenn sie den Krieg nicht zu führen wissen; mich soll keiner meiner Diener zu einem ersten Schritte verführen. Lucchesini kannte seinen Fürsten, und wußte, daß jeder hitzige Ausbruch in dieser Natur die innere Widerstandskraft erschöpfte. Er blieb zähe auf seinem Standpunkte, und meinte, auch bei aller Abneigung gegen den Frieden brauche man nicht gerade die Kriegslust offen vor sich her zu tragen; immer werde es nützlich sein, wenn er in Wien dem Grafen Spencer eröffne, daß Preußen für 1795 den Subsidienvertrag nicht erneuern werde. Der König verbot auch das auf das Bestimmteste, denn wie sollte er ohne englisches Geld seinen Feldzug am Rheine durchführen. Das Einzige, wozu er sich bestimmen ließ, war eine Vollmacht für Hardenberg, damals Minister von Ansbach und Baireuth, mit Malmesbury zu verhandeln, und dadurch Möllendorf von ferneren englischen Anmuthungen zu bewahren. Lucchesini sollte nach Wien gehen, dort aber schlechterdings nur hören und beobachten, und kein Wort vom Frieden reden. Der Marquis erklärte sich natürlich als gehorsames Werkzeug seines Herrn, konnte jedoch nicht umhin, die Menge der anderen Staaten zu bedauern, welche mit dankbarer Freude sich einer friedfertigen Tendenz des mächtigen Preußen angeschlossen hätten, die Mehrzahl der deutschen Stände, Spanien in seiner Eifersucht gegen England, Neapel, dessen Gesandter in Wien, Marquis Gallo, ihn seit

---

[1]) Lucchesini an Möllendorf, 14. August. Derselbe an die Minister, 1. August, 8. August, 14. August.

Monaten mit der Predigt verfolge, daß nur der Friede Italien und Europa erretten könne. Mein Gott, rief der König aus, ich weiß es ja, daß der Friede ein Segen des Himmels ist; ich habe nichts einzuwenden, wenn ihr in eurer Klugheit die Anderen davon überzeugen könnt, ihr persönlich, der Marquis Lucchesini, aber ich wiederhole euch meinen gemessenen Befehl, daß mein Name dabei in keiner Richtung genannt, daß mit keinem Winke dabei auf meine Regierung gedeutet wird.

Ich habe, schrieb Lucchesini nach diesem Gespräche an Möllendorf, heute mehr gewagt als hundert noch so eifrige Patrioten gethan hätten; ich habe aber auch ein Großes gewonnen; ich darf den ersten Keim des Friedens säen, und werde mein ganzes Dasein an diese rettende Aufgabe setzen. In diesen Gesinnungen reiste er am 14. August ab, hatte am 21. seine erste Audienz bei Kaiser Franz und mußte gleich am folgenden Tage, sehr gegen seinen Willen, auf ausdrückliche königliche Weisung, den Minister Thugut ermahnen, österreichische Truppen zur Belagerung von Warschau zu stellen. Indessen war dort in den preußischen Laufgräben das Feuer jener vorgeschobenen Schanzen auf dem linken Flügel unerträglich geworden, und der König gab am 26. August den Befehl, die zudringlichen Feinde aus dieser Stellung zu verjagen. Die Truppen führten den Angriff sofort mit der rühmlichsten Tapferkeit aus, und der König, durch ihr fröhliches Vorwärtsdringen angefeuert, entschloß sich, nachdem ein Ausfall der Polen am 28. glänzend abgeschlagen worden war, einen allgemeinen Sturm auf den 1. September anzuordnen. In diesem Augenblicke kam aber aus Wien eine Depesche Lucchesini's, daß Oesterreich sich außer Stand erkläre, Truppen nach Warschau zu senden, wobei der Marquis mit Recht bemerkte, es sei ein Glück für Preußen, daß der Kaiser diesen Anlaß, seinen polnischen Einfluß zu stärken, nicht benutze. Es langte zugleich ein Brief des Grafen Goltz aus Petersburg an, nach welchem Catharina alle jene Weiterungen und Weigerungen des General Fersen billigte, und den Wunsch aussprach, daß er sich überhaupt von dem preußischen Heere trennen und auf das rechte Ufer der Weichsel hinübergehen möchte. Allerdings war dabei bemerkt, daß es unterbleiben sollte, wenn der König von Preußen es geradezu verbiete; es war jedoch kein Zweifel möglich, welche Gesinnung in Petersburg herrschte, und wie wenig dort auf eine thätige Unterstützung zu rechnen war. Wenn Fersen, wie man freilich jetzt vermuthen mußte, wirklich nach Lithauen abzog, so konnte die Lage der 25,000 Preußen vor Warschau, nach der Zahl der eigenen und der feindlichen Streiter, bedenklich erscheinen, obwohl auch dann die elende Beschaffenheit der polnischen Schaaren die Gefahr beträchtlich verringerte. Immer hätte man

sich hier an Friedrich den Großen erinnern dürfen, der auch einmal in eine mißliche Stellung gerieth, als dieselbe Catharina 1762 ihre Hülfstruppen von seinem Heere abrief, der dann aber die letzten Tage ihrer Anwesenheit um so rascher benutzte, um die Verschanzungen des Feindes zu erstürmen. Allein sein Nachfolger gehörte nicht zu den herrschenden Geistern, welche an der neuen Gefahr zu gesteigerter Thatkraft emporwachsen; er war muthig und kriegslustig, aber ohne die Standhaftigkeit des Herzens, welche die Seele aller Herrschaft ist; die Schwierigkeiten jeder großen Aufgabe feuerten ihn nicht an, sondern warfen ihn in müde Verdrossenheit, in welcher ihm die Kraft des Willens und die Klarheit des Gedankens verloren ging. Jetzt war Lucchesini entfernt, die übrigen Rathgeber schilderten die Gefahr, von den Wogen der Insurrection begraben zu werden, die Unbilligkeit, den Kampf allein mit preußischem Blute zu führen, die Nothwendigkeit, den Kaiserhöfen den Werth der preußischen Hülfe durch ein kurzes Zurücktreten derselben fühlbar zu machen. So unterblieb der auf den 1. September befohlene Angriff, und gleich darauf wurde der unheilvolle Beschluß gefaßt, die Belagerung aufzuheben, und die Truppen nach Südpreußen zu führen, um dort nach den Regeln militärischer Klugheit die Grundlage der eigenen Stellung zu sichern, ehe man neue Angriffe versuchte. Der südpreußische Aufstand lieferte dann auch den officiellen Grund des Rückzugs; insbesondere wurde der Verlust jenes Pulvertransportes beklagt, und daraus die Unmöglichkeit einer weiteren Beschießung Warschaus erklärt [1]). Indeß zur Maskirung des Abmarsches hatte man noch Pulver in ausreichender Menge; zwei Tage lang kanonirten die Batterien ununterbrochen; dann am Abend des 5. September führte man die Geschütze aus den Laufgräben ab; am Morgen des 6. folgten die Regimenter, gedrückt und zornig, keines aber mißmuthiger als der König selbst, welcher den Heerbefehl dem General Schwerin übertrug, und krank und tief verdrießlich nach Berlin zurückeilte.

---

[1]) Freilich nicht die Kaiserhöfe, wohl aber die Historiker sind dadurch bisher getäuscht worden. Das Unglück des Pulvertransportes figurirt in allen Geschichten, zum Ruhme der Mniewski und Niemejowski, welche den entscheidenden Fang gemacht. Die Daten allein hätten für die Würdigung desselben ausreichen sollen. Es geschah am 22. August, Mittags (Treskow 172); die Nachricht davon mußte längst vor dem 1. September im Hauptquartier sein.

Drittes Capitel.

Einnahme von Warschau.

Kaum war die Nachricht durch Deutschland geflogen, daß das preußische Heer vor dem polnischen Aufstande kläglich das Feld geräumt hätte, als die Gemüther durch eine neue Unglückskunde von Westen her noch ungleich tiefer erschüttert wurden.

Es geschah nämlich, daß Oesterreich den im Juli unterbrochenen Rückzug aus Belgien fortsetzte und das deutsche Rheinland sich damit in seinem ganzen Umfange von einer feindlichen Ueberschwemmung bedroht sah.

Thugut war, als er am 29. Mai den Kaiser zur Rückreise bestimmte, noch nicht der Meinung, auch die Armee sofort aus dem Lande zurückzunehmen. Was ihn bestimmte, war, wie wir wissen, die Sorge vor einem feindlichen Zusammenstoße mit Preußen: er wünschte deshalb die Armee für alle Fälle verfügbar zu haben, konnte aber damals, wo sich die preußischen Truppen erst an der polnischen Grenze sammelten, die Entwicklung noch abwarten, und hatte sehr bestimmt das Interesse, die Gunst der Engländer und Russen nicht durch ein zu plötzliches Nachlassen im französischen Kriege zu verscherzen. So erklärte denn Kaiser Franz noch in Brüssel dem Lord Yarmouth wiederholt, daß er im Laufe des Sommers ganz sicher zur Armee nach Belgien zurückkehren würde, und Thugut knüpfte den 11. Juni an diese Betheuerungen den Wunsch, daß England durch Bewilligung wirksamer Subsidien dem Kaiser die Erfüllung seiner Zusagen erleichtern möge [1]). Yarmouth, welcher hierüber sogleich nach London berichtete, nahm die kaiserlichen

---

[1]) Yarmouth an Grenville, 13. Juni.

Worte allerdings mit einigem Zweifel entgegen; ich fürchte, schrieb er, was auch seine eigene Absicht sein mag, daß wenig Hoffnung ist, ihn jemals wieder in Brabant zu sehen. Graf Mercy, der als Stellvertreter des Ministers zum politischen Lenker des Hauptquartiers ernannt war, that das Mögliche, den Argwohn der Engländer zu zerstreuen, erzielte aber geringen Erfolg. Yarmouth ließ sich wenigstens überreden, daß zur Zeit Oesterreich die Räumung Belgiens noch nicht fest beschlossen habe, so wenig Interesse es auch an der Behauptung desselben nehme. Elgin aber blieb unerbittlich bei der von Thugut am 23. Mai ihm gegebenen Erklärung stehen, wie kummervoll auch Mercy eine so verkehrte Hartnäckigkeit beklagte.

Noch ehe Thugut dem Kaiser nach Wien folgte, eröffnete er den diplomatischen Kampf gegen Preußen sowohl in London als in Petersburg. Am 4. Juni hatte er eine Depesche des Grafen Cobenzl empfangen, nach welcher Catharina die neue Theilung Polens für unvermeidlich erklärte und unter Vertagung specieller Zusagen bei derselben kräftige Wahrung des österreichischen Interesses verhieß. Thugut antwortete darauf am 26. Juni aus Brüssel, daß trotz aller von Preußen drohenden Gefahr der Kaiser zur gemeinsamen Bekämpfung der revolutionären Hydra in Polen bereit sei; nur müsse Rußland das Seinige zur Zügelung der preußischen Böswilligkeit thun und die Forderung unterstützen, daß 30,000 Preußen bei dem Rheinheer blieben, der Rest des preußischen Corps aber auf Englands Wunsch nach Belgien versetzt werde. Es war Thugut's altes Begehren auf Zerstückelung der preußischen Armee und damit Ohnmacht der preußischen Politik. Er wußte, wie wir früher gesehen haben, daß ihm hierin Rußlands voller Beifall sicher war.

Um sich aber eine gleich angenehme Stimmung in London zu verschaffen, wo man möglichst viele Preußen nach Belgien zu bringen wünschte, ließ er in demselben Momente dort sein Einverständniß erklären, daß nicht nur die 50,000 Mann, welche Preußen den Seemächten zugesagt, sondern auch die 20,000, welche es dem Kaiser zu stellen hatte, nach Belgien abrückten. Da nun General Möllendorf mit allen seinen Truppen am Rheine bleiben wollte, so sah Thugut mit innerster Genugthuung Preußen im Gegensatz zu den beiden Großmächten, sich selbst aber im schönsten Einklang mit jeder derselben. Freilich war für England seine Evolution zu plötzlich, als daß sie einen völlig reinen Eindruck hätte hervorbringen können. Lord Grenville erinnerte sich, daß Thugut früher mit Heftigkeit gegen die Vereinigung kaiserlicher und preußischer Truppen in Belgien protestirt, nachher aber dem Lord Elgin den Abzug

der Oesterreicher aus Belgien angekündigt hatte. Danach beurtheilte er Thugut's neuestes Anerbieten. Die Oesterreicher, sagte er, wollen die Preußen nach Flandern bringen, um das Land selbst um so rascher zu verlassen, oder wenn die Preußen sich weigern, um ihnen die Schuld alles weiteren Unheils aufzubürden. Indessen nach weiterer Erwägung beschloß er, im Interesse der Sache jede Empfindlichkeit so weit wie möglich zu vergessen. Am 1. Juli schrieb er an Yarmouth: die Oesterreicher scheinen an Frieden, vielleicht an Separatfrieden zu denken; Alles kommt darauf an, ihren Sinn wieder stark zu machen; wir wollen an keine noch so gerechte Beschwerden weiter denken, wir wollen uns mit ihnen verständigen, vorausgesetzt, daß auch sie dann wieder kräftig und muthig an das Werk gehen.

Unterdessen war Thugut am 24. Juni dem Kaiser nachgereist, höchlich erbittert über die allgemeine Furcht und Auflösung, in der er zuletzt alle belgischen Behörden gesehen, und die, wie wir wissen, sich bald auch den Regimentern mittheilte. Er war ingrimmig im tiefsten Herzen über diese schlaffe Anarchie, in welcher die einst so stolze kaiserliche Kriegsmacht verkam. Wenn es Zeit wäre, würde er sie aus Belgien gegen andere Feinde abrufen, aber bis ein solcher Befehl erschiene, sollten Generale und Soldaten ihre Schuldigkeit thun, und dem Namen Oesterreichs Achtung in Frankreich und Europa schaffen. In Wien angelangt, sog er neuen Aerger aus der Nachricht, daß General Harnoncourt sich in der Besetzung Krakaus die Preußen hatte zuvorkommen lassen; er beschleunigte dann die Verstärkung des galizischen Armeecorps auf 20,000 Mann, und wies Harnoncourt an, zwar die Preußen aus keinem ihrer Posten hinauszuwerfen, wohl aber neben ihnen so weite polnische Landstriche wie irgend möglich zu besetzen. Es verstand sich hiernach um so mehr von selbst, daß an eine Truppensendung für Belgien nicht zu denken war. An Mercy erging der Befehl, nach London hinüberzugehen, und die Engländer um Hülfe für Coburg zu bitten; dem stets noch kriegslustigen Kaiser aber entwarf Thugut ein Handschreiben an den Prinzen, welches, sagte er, den kopflosen Generalen das Herz wieder an die rechte Stelle bringen sollte. In der That waren die Worte des Briefes ganz nach dem Sinne des Kaisers frisch genug; der Prinz solle Stand halten, vorwärts gehen, die vom Feinde bedrängten Festungen entsetzen, den nichtsnutzigen Gerüchten von freiwilliger Räumung Belgiens entgegentreten. Was aber die von Coburg ersehnte Hülfe betraf, so hielt hier Thugut seinen Standpunkt unerbittlich fest: der Brief begnügte sich, den Prinzen auf die zu hoffenden Ergebnisse von Mercy's englischer Unterhandlung, mithin auf das völlig

Ungewisse, zu verweisen. Thugut blieb bei seinem Satze, Truppen seien völlig genug in Belgien; alles bisherige Unglück sei nur durch die Intriguen und die Schwachseligkeit der Generale verschuldet.

Erörterungen solchen Inhalts hatten übrigens auch ihre Kehrseite, und Thugut sollte in diesen Tagen eine Erfahrung darüber machen. Denn wenn er, um jede Truppensendung als überflüssig erscheinen zu lassen, die ganze Schuld der bisherigen Führung zuschob, so lag offenbar nichts näher als der Gedanke an einen Wechsel im obersten Heeresbefehl, und Thugut wurde am 26. Juli durch eine Frage des Kaisers überrascht, ob es sich nicht empfehle, an die Stelle des unzulänglichen Coburg eine altbewährte Kraft, wie z. B. den Feldmarschall Lacy zu setzen. Der Minister war außer sich, als er diesen Rückfall des Kaisers in die Stimmungen des Januar erlebte. Nicht bloß, weil er den greisen Lacy für halbinvalide und für unfähig zu jeder energischen Thätigkeit hielt, sondern auch weil Lacy seit einem Jahre nicht anders als Coburg die Nothwendigkeit vermehrter Streitmittel gepredigt, und deshalb, was für Thugut die Hauptsache war, die Unerläßlichkeit eines aufrichtigen Einvernehmens mit Preußen betont hatte, ohne welches der Krieg gegen Frankreich vollkommen hoffnungslos sei. Thugut schüttete also am 27. Juli dem Grafen Colloredo sein ganzes Herz aus. Lacy, sagte er, sei nie ein Held der Offensive gewesen und jetzt durch das Alter völlig heruntergebracht; vergeblich werde der Kaiser von ihm irgend ein rüstiges Vorgehen erwarten. Desto größer sei seine Eigenwilligkeit; der Kaiser müsse mit dieser Ernennung auf jede eigene Verfügung über seine Armee verzichten. Um seine Nichtigkeit zu verdecken, werde Lacy die Bedürfnisse des Heeres auf das Maßloseste übertreiben, eine neue Rekrutirung von 100,000 Mann und 30 oder 40 Millionen baar für den nächsten Monat begehren; er werde bei Lucchesini um den Zuzug von 80,000 Preußen betteln, und für diese Hülfstruppen dem Könige von Preußen vielleicht den Rest von Schlesien anbieten. Er, Thugut, könne ein solches System nicht mitmachen; wenn der Kaiser bei der vorgeschlagenen Maßregel beharre, müsse er bitten, ihm seine Entlassung zu bewilligen, und dem Feldmarschall zugleich die höchste Leitung aller Regierungsgeschäfte zu übertragen.

Der Kaiser hatte so eben erst, nachdem der alte Fürst Kaunitz gestorben, dem jetzigen Lenker der auswärtigen Geschäfte einen höheren Titel und größeres Gehalt ertheilt; er war weit entfernt von dem Wunsche einer Ministerkrisis, und zog bei Thugut's entschiedenem Auftreten seinen Vorschlag auf der Stelle zurück. Der Minister sah seine Stellung auf's Neue befestigt, und beeilte sich, seine Anschauungen weiter

zu bethätigen. Am 31. Juli ging ein zweites kaiserliches Handschreiben an Coburg ab, in welchem die Anforderungen an die Armee erheblich beschränkt waren. Von einer neuen Offensive war für's Erste keine Rede mehr. Coburg solle mit allen Kräften ein weiteres Vordringen der Feinde hindern, gelegentlich durch einen oder den andern herzhaften Versuch den Muth des Heeres wieder aufrichten, vor Allem aber Ordnung und Kriegszucht bei demselben herstellen. Den bevorstehenden Verlust der 1793 eroberten Festungen begnügte sich dieses Mal der Kaiser zu beklagen, ohne neue Ersatzversuche anzuordnen. Coburg hatte Geld begehrt: der Kaiser versprach, diesem Gegenstande alle menschenmögliche Aufmerksamkeit zuzuwenden. Was die Verstärkungen betreffe, so sei der Kaiser mit dem Vorschlage beschäftigt, die Reste des Blankenstein'schen Corps in Trier, drei Bataillone, nach Belgien zu senden. Die Hauptsache war die Weisung an Coburg, sich mit Mercy, der jetzt wohl in London sein werde, in Verkehr zu setzen, und sich unterdessen in einer Stellung zu halten, in der er eintretenden Falles mit den Engländern zu Offensiv-Operationen zusammen wirken könne. Wenn freilich Mercy melde, daß von England nichts zu erwarten sei, dann habe Coburg sein Augenmerk vor Allem auf die Erhaltung des Heeres, die Deckung Luxemburgs und die Vertheidigung der deutschen Gegenden zu richten.

Die Vergleichung dieser beiden Thugut'schen Ausarbeitungen, des Schreibens an Colloredo vom 27. und des Kaiserbriefs an Coburg vom 31. Juli ist ausreichend für die Klarstellung seines Standpunktes. Gegenüber der Dictatur des Wohlfahrtsausschusses, welcher damals jeden waffenfähigen Mann des weiten Frankreichs gegen seine Feinde in Bewegung setzte, erscheint dem Minister bei einem Heerbestande von kaum 300,000 eine neue Rekrutirung von 100,000 Mann als eine abschreckende Ungeheuerlichkeit. Statt dessen meldet er dem hülfeflehenden Coburg, daß er ihm drei Bataillone Verstärkung gewähre, aber jede wirkliche Offensive verbiete, bis Pitt sich über die Leistungen Englands erklärt habe. Einige kecke Handstreiche, einige kurze Schläge, ohne weitere Consequenz für die weiteren Bewegungen des Heeres, Auffrischung also des militärischen Selbstgefühls, im Uebrigen Erhaltung der Armee, das ist es, was er von Coburg erwartet.

Coburg hatte, dem ersten kaiserlichen Briefe vom 15. Juli entsprechend, hinter der Maas in seinem Rückzug innegehalten. Er stellte dort seinen rechten Flügel bei Venloo, die Mitte in und um Mastricht auf: im Süden wich, da Lüttich von den Franzosen genommen worden war, Coburg's Linke hinter den dort mündenden Nebenfluß der Maas,

die Ourthe, zurück, und hielt diese Linie von Lüttich bis Malscheid besetzt. Nach Ankunft einiger Ersatzmannschaft zeigte das kaiserliche Heer noch einen Effectivstand von 83,000 Mann [1]), war jedoch, wie wir wissen, höchst ermattet und innerlich zerrüttet von den belgischen Schlachtfeldern zurückgekommen, und ehe neue Kämpfe von ihm erwartet werden konnten, einer längeren Rast und Erholung schlechterdings bedürftig. Nicht viel besser stand es bei seinen Verbündeten, bei dem Heere des Herzogs von York, welches nach der Räumung Antwerpens in Nordbrabant zwischen den großen Festungen Herzogenbusch und Bergen-op-Zoom auf der sogenannten Donger Haide, einige Meilen südwärts von der Maas, Stellung genommen hatte, Engländer, Holländer und deutsche Soldtruppen, außer den Festungsgarnisonen noch 43,000 Mann. Bei den einen wie bei den andern würde ein entschlossenes und massives Nachdringen des Feindes, damals zu Ende des Juli, fast ohne Mühe die größten Ergebnisse gehabt, und die Engländer auf ihre Schiffe, die Oesterreicher über den Rhein geworfen haben. Allein vor dieser Gefahr wurden die Verbündeten durch den Befehl des Wohlfahrtsausschusses bewahrt, daß vor jeder weiteren Maßregel die vier, von Coburg einst genommenen französischen Festungen, so wie die in Flandern noch widerstehenden Seeplätze erobert werden sollten. Die französischen Generale waren genöthigt, auf diese Belagerungen mehr als 40,000 Mann zu verwenden, und da auch die anderen belgischen Landschaften, durch die Sieger umbarmherzig ausgesogen und über zahllose Mißhandlungen ergrimmt, sehr starke Garnisonen forderten, so schmolz den Franzosen plötzlich die Zahl der zum Feldkriege verfügbaren Truppen in der bedenklichsten Weise zusammen. Während ihre Feldherren bisher ununterbrochen auf allen Theilen des Kriegsschauplatzes mit starker Uebermacht aufgetreten waren, vermochte jetzt Pichegru nur noch 45,000 Mann gegen den Herzog von York, und Jourdan nicht mehr als 53,000 gegen den Prinzen von Coburg in Bewegung zu setzen. Beide, weit entfernt von ernstlicher Verfolgung, mußten sich glücklich schätzen, ihrerseits von den Gegnern nicht behelligt zu werden; es ergab sich somit während der Dauer jenes Festungskrieges eine mehr als vierwöchentliche Waffenruhe bei den Armeen, in welcher die Verbündeten alle Mittel besaßen, um sich von den Mühen und Leiden der Sambre-Schlachten zu erholen und herzustellen. Vielleicht hätte hier der Feind die Möglichkeit geboten, nach Thugut's Sinne durch einige glückliche Vorstöße die Stimmung des Heeres wieder aufzurichten, und das tief erschütterte Vertrauen der Soldaten und der Bundesgenossen neu zu beleben.

[1]) Oestr. militär. Zeitschrift 1820, Heft 2 und 3. Witzleben III. 365.

Aber trotz dieser Aussicht war der bisherige Führer der verbündeten Heere, der Prinz von Coburg, nicht gesonnen, noch einmal seinen Ruf an die Fortsetzung des heillosen Krieges zu wagen. Er hatte ausgehalten, im März, als der Kaiser gegen alle Bitten um Verstärkung des Heeres, um Freundschaft mit Preußen taub blieb, im Mai, als die Hand der Diplomaten alle kriegerischen Operationen lähmte und den Verdacht des Verraths bei allen Bundesgenossen weckte, im Juni, als ihm statt der ersehnten Lorbeeren nur der trübe Beruf zu Theil wurde, das Heer vor weiteren Verlusten zu bewahren. Jetzt aber, wo durch alle diese Dinge die Truppen decimirt, erschöpft und erbittert, die Hülfsquellen Belgiens dem Feinde überliefert, die Aussichten des Kampfes unendlich verschlechtert waren: jetzt erschienen plötzlich die kaiserlichen Handschreiben des 15. und 31. Juli, erfüllt mit Tadel und Klage über diese Einbußen, mit Abläugnung jedes Gedankens an planmäßiges Zurückweichen, mit wiederholtem Befehl zu einzelnen glänzenden Thaten. Und da Coburg über die Unzulänglichkeit seiner Mittel geklagt, bewilligte jetzt der Kaiser statt jeder ausreichenden Verstärkung den Zuzug von drei Bataillonen. Die bittere Stimmung, welche den ergrauten Heerführer bei diesen Zumuthungen erfüllte, wurde durch die Erfahrung jedes Tages gesteigert. Die unter ihm befehligenden Generale waren hoffnungslos wie er selbst, betrachteten sich und das Land als aufgegeben, und hatten keinen andern Gedanken, als Rückmarsch hinter die Roer, ja hinter den Rhein, und noch lieber Beendigung des so gänzlich unheilvollen Krieges[1]). Wie die Officiere entmuthigt waren, durch das stete Ausbleiben jeglicher Verstärkung, so schwand die Schlagfertigkeit der Mannschaft durch die entsetzlichen Mängel im Verpflegungswesen. Die belgischen Hülfsquellen versiegten mit der feindlichen Besetzung des Landes; die noch vorhandenen Vorräthe waren niemals an der rechten Stelle anzutreffen; dabei war die Kriegscasse leer, und heimische Lieferungen durch die weite Entfernung erschwert. Coburg wandte sich an die benachbarten Fürsten und die angrenzenden Kreise Deutschlands. Er erließ einen nachdrücklichen Aufruf um Lebensmittel und Krankenpflege an die Einwohner des Rheinlandes, war aber nicht im Stande, die dumpfe und schlaffe Gleichgültigkeit der politisch verwahrlosten Bevölkerung anzuregen. Von den Fürsten aber antwortete der Vornehmste derselben, der Oheim des Kaisers, Churfürst Maximilian von Cöln, seit seinem letzten Aufenthalte in Wien habe er nach den dortigen Kabalen die ein=

[1]) Vgl. Waldeck's Schreiben an Thugut vom 27. Juli, und die Aeußerungen des Fürsten Reuß bei General Möllendorf.

getretenen Unglücksfälle längst vorausgesehen; die österreichische Regierung habe den Krieg wider seinen Rath begonnen; die Art, wie solcher geführt und die Geschäfte dabei geleitet worden, würde er sich zur ewigen Schande rechnen, wenn man ihn für fähig hielte, daran Theil genommen zu haben. „Erlauben Ew. Liebden, fuhr er fort, demnach mir auch weiter keinen Antheil daran zu nehmen, und von allen wienerischen Finanzoperationen verschont zu bleiben. Wenn ich das Glück hatte, durch baare Vorschüsse Ew. Liebden siegendem Heere den Eintritt in die Niederlande zu erleichtern, so werden Ew. Liebden nicht fordern, daß ich ein Gleiches für den Austritt aus Selbigen thue. Wenn Ew. Liebden Armee nicht halten will, oder den Feind nicht aufhalten kann, so würden, falls ich auch mit äußerster Anstrengung noch einige Summen zur Ausfüllung der österreichischen Finanzlücken aufzubringen vermöchte, selbe nur dazu dienen, den Untergang hiesiger Gegenden um einige Tage zu verzögern, da keine sonstige Hülfe zu gewärtigen ist."

Von solchen Eindrücken bestürmt, durch körperliches Leiden und tiefe Hoffnungslosigkeit gebeugt, bat der Prinz am 9. August den Kaiser um seine Entlassung.

Während in dieser Weise auf der deutschen Seite nichts als matte Unlust zum französischen Kriege zu erblicken war, steigerte sich in England, vornehmlich unter Burke's mächtigem Einfluß, der Eifer für die Bekämpfung der Revolution. Mitte Juli, wie oben erwähnt, wurde eine außerordentliche Botschaft nach Wien abgeordnet, ein Mitglied des Ministerrathes selbst, Lord Spencer, und der Bruder eines andern Ministers, Thomas Grenville, um mit allen Mitteln Oesterreich zu neuer Erhebung anzufeuern. Ihre Instruction, vom 19. Juli, begehrte zur Wiederaufnahme der Offensive in Belgien Verstärkung des kaiserlichen Heeres auf 100,000 Mann und Ernennung eines tüchtigen Oberbefehlshabers an Coburg's Stelle, so wie kräftigeres Auftreten Oesterreichs im italienischen Kriege: dafür bot England Unterstützung des Kaisers mit Geldmitteln, über deren Form und Betrag näher zu verhandeln wäre, und Deckung Oesterreichs gegen die von ihm befürchtete Feindseligkeit Preußens durch ein System defensiver Allianz und politischer Union. Man meinte in London mit gutem Grunde, daß diese Eröffnung sofort die wahre Gesinnung Oesterreichs an das Tageslicht bringen müßte. Hatten Thugut's Reden gegen Lord Elgin in der That nur den Zweck gehabt, England zu größeren Anstrengungen anzuspornen: nun so mußte jetzt, wo Lord Spencer Englands Bereitwilligkeit zu erklären hatte, Thugut's Kampflust wieder aufleben. Blieb dagegen auch jetzt der kaiserliche Minister bei seiner trostlosen Passivität, so war es er-

wiesen, daß er an jenem 23. Mai gegen Elgin seine wahre Gesinnung ausgesprochen, daß seine politischen Zwecke mit der Vertheidigung Belgiens nichts mehr zu schaffen hatten.

Die beiden Gesandten sprachen auf ihrer Reise am 28. Juli in Bonn den Grafen Mercy. Der wohlmeinende Mann war auch bei ihnen Feuer und Flamme für Belgien, und versicherte ihnen ein über das andere Mal, er gehe nach London zur kräftigsten Betreibung des Krieges. Er wurde aber plötzlich kühl, als die Engländer einzelne praktische Vorschläge machten. Oesterreichische Verstärkung vom Rheine, meinte er, könne nicht nach Belgien gezogen werden, wegen der Unzuverlässigkeit der Preußen. Ein Vormarsch Coburg's über die Maas zum Entsatze der vier Festungen sei nicht zu erwarten; diese Festungen seien nach seiner Ansicht unrettbar verloren. Aber die Linie der Maas werde behauptet, sagte er; als jedoch die Engländer fragten, ob er das nicht öffentlich in einer Proclamation aussprechen wolle, erklärte er, sich auf dergleichen nicht einlassen zu können.

So vorbereitet kamen die Gesandten in Wien an, wo sie am 9. August mit Thugut und Rosenberg ihre erste Besprechung hatten und dieselbe in noch ausführlicherer Weise am 11. fortsetzen. Wieder war ihr erstes Wort der Wunsch auf Sendung kaiserlicher Truppen vom Rheine nach Belgien. Aber auf der Stelle zeigte sich, daß bei Thugut kein Gedanke an Gewährung war. Die Sorge vor Preußen war durch die Einnahme Krakaus und die weiteren Fortschritte des Königs in Polen brennend geworden. Er erklärte auf das Bestimmteste, daß die Oesterreicher am Rheine unentbehrlich seien, weil Möllendorf für sich allein zu schwach zum Widerstande sei, dann aber auch, weil mancherlei Anlässe näher bei den österreichischen Grenzen erscheinen könnten, welche eine solche Entfernung der Truppen bedenklich und unpolitisch machten. Weiter schilderte Thugut die Nothlage der kaiserlichen Finanzen. Er müsse die Garantie einer Anleihe von drei Millionen Pfund Sterling durch England begehren, vorher könne nicht das Mindeste geschehen. Die Engländer entgegneten, daß sie ohne Vollmacht für den Abschluß auf eine bestimmte Ziffer seien, betonten aber um so nachdrücklicher, daß sie die größte Bereitwilligkeit ihrer Regierung zu einem derartigen Abkommen zu erklären hätten, sobald nur Oesterreich kräftig handeln wollte. Fürst Rosenberg schien nicht abgeneigt, auf eine solche Grundlage der Verhandlung einzutreten, Thugut aber blieb fest dabei, daß Oesterreich sich nicht auf ein so weitschichtiges und kostspieliges Unternehmen wie die Wiedereroberung Belgiens einlassen könne, ehe es bestimmte Sicherheiten in der Hand habe. Für Oesterreich, sagte er,

habe Belgien ganz und gar keinen Werth, es bringe jährlich nicht 200 Pfund ein; jedoch habe man nie den Gedanken gehabt, Belgien planmäßig aufzugeben; man wolle alle Anstrengung machen, nur müsse man vorher die Mittel dazu erhalten. Also, bemerkten die Engländer, handelt es sich um eine Anleihe von drei Millionen Pfund. So viel für diesen Feldzug, rief Thugut, für das nächste Jahr bedürfen wir einer weiteren Subsidie, und außerdem ist es nöthig, daß England und Rußland Maßregeln ergreifen, um uns gegen einen Angriff des Königs von Preußen zu sichern: wenn Oesterreich nicht in dieser Weise unterstützt wird, so müssen wir uns darauf beschränken, den Rhein mit einem Heere von 30- bis 40,000 Mann zu vertheidigen.

Die Engländer brachten darauf das Obercommando in Belgien zur Sprache, wo Thugut gegen Coburg's Entfernung wenig zu erinnern hatte, aber äußerst stutzig wurde, als auf Rosenberg's Frage die Gesandten den Erzherzog Carl als den in England erwünschtesten Führer bezeichneten. Er erachtete den jungen Prinzen noch eines leitenden Rathgebers bedürftig, und fand seinen gleich erregten Argwohn bestätigt, als bei näherem Eingehen auf die Frage die Engländer, wie er befürchtet hatte, an Waldeck's Stelle auf Mack hinwiesen. Ein fein angelegter Plan, schrieb er an Colloredo, der preußisch gesinnten Faction auf's Neue das kaiserliche Heer in die Hände zu liefern; nimmermehr darf man dies zulassen. Ueberhaupt, setzte er hinzu, ist es dringend nöthig, kein Geschäft mehr vereinzelt zu behandeln, sondern ein jedes nach den Forderungen unserer Gesammtlage zu erwägen.

Wir wissen, was diese Berücksichtigung der Gesammtlage bei Thugut bedeutete, nichts Anderes als die Unterordnung der belgischen unter die preußisch-polnische Frage. Nun hatte die letztere eben damals ein nach seiner Auffassung bedenkliches Ansehen gewonnen. Die Kaiserin Catharina und ihre Minister hatten zwar die Rückreise des Kaisers nach Wien auf das Beste belobt, und bei der künftigen Theilung Polens Oesterreich wiederholt ein stattliches Loos verheißen; auch waren sie bereit, eine besondere Unterhandlung mit dem Kaiser über Schutz gegen etwaige preußische Feindseligkeit zu eröffnen. Aber sie fanden, da ein starkes preußisches Heer in Polen stand, daß die Berathung über die Theilung nur zu Dreien, also gemeinschaftlich mit Preußen, geführt werden könne. Dieser Ausspruch hatte sofort bei Thugut ein peinigendes Mißtrauen auch gegen Rußland erweckt. Jene Streitkräfte unter General Harnoncourt, die er im Juli hatte in Polen einrücken lassen, ließ er nach dem Empfang der russischen Erklärung zum größten Theile den Rückmarsch antreten. Nach allen Seiten meinte er sich decken und vorsehen zu müssen. Es

war nicht daran zu denken, daß er das Hauptheer des Kaisers wieder in weitere Ferne, jenseit der Maas, hinweg gegeben, daß er es in die weitschichtige Wiedereroberung Belgiens verwickelt hätte. Am 12. August erließ der Hofkriegsrath einen Befehl an Coburg und den Prinzen Albrecht von Sachsen, in welchem von Belgien nicht weiter die Rede, sondern die Vertheidigung von Luxemburg, Mainz und Mannheim als ihre Aufgabe gestellt war, mit dem bezeichnenden Zusatze, daß sie nur im äußersten Nothfall weiter zurückgehen dürften. Für den Kaiser, der stets noch an belgische Kämpfe dachte, setzte Thugut den 13. August einen neuen Brief an Coburg auf, worin der Prinz, da er demnächst jene drei Bataillone erhalten sollte, zu energischer Kriegführung aufgefordert wurde, immer jedoch vorausgesetzt, daß vorher Mercy günstige Nachricht aus London gegeben habe. Für Coburg enthielt also das Schreiben wieder nichts als das alte Thema, Aufstellung großer Zwecke unter Versagung aller Mittel. An demselben Tage kam neue Nachricht aus Petersburg, warme Versicherungen über die freundliche Gesinnung des russischen Cabinets, ausdrückliche Zusage russischen Rückhalts gegen Preußen, lebhafte Aufforderung zu frischem Kriege gegen die Jacobiner. Wie es scheint, machte die Depesche auf den Kaiser den entsprechenden Eindruck, den Thugut fand sich veranlaßt, am 15. August dem Mittelsmanne Colloredo die dringlichsten Vorstellungen zu übersenden, daß nur so lange auf Rußlands Freundschaft zu hoffen sei, als man sich dort durch Festigkeit und systematisches Verfahren in Achtung setze; er sei also zur Entwerfung einer Antwort nach Petersburg außer Stande, bis er über den Gesammtplan des Kaisers im Klaren sei; inmitten der absoluten Widersprüche, sagte er, die ich in unseren Principien wahrnehme, kann ich nichts thun. Das hieß in praktische Sprache übersetzt: so lange wir unsere Kräfte in dem fernen Belgien vergeuden, können wir in Polen nicht mit erfolgreichem Nachdrucke auftreten; Belgien und Krakau zugleich nachtrachten, ist für uns ein innerer Widerspruch.

Bei solchen Anschauungen des Ministers rückte natürlich Lord Spencer's Unterhandlung nicht vom Flecke. An kriegerische Thätigkeit war nicht zu denken, ehe eine bindende Erklärung des englischen Ministeriums über Subsidien und Anleihe eingetroffen war. Thugut drehte sich in seinen Gesprächen mit den beiden Gesandten unaufhörlich in dem üblen Kreise, daß Belgien für Oesterreich nicht das mindeste Interesse habe, daß der Kaiser dennoch in seiner Großherzigkeit jede mögliche Anstrengung für die Wiedergewinnung des Landes machen werde, daß aber allerdings sehr wenig Hoffnung auf gutes Gelingen vorhanden sei. Es war ein besonderes Verfahren, um dem Bundesgenossen, von dem

man Geld und Truppen und diplomatische Unterstützung begehrte, zu solchen Leistungen Vertrauen und Muth zu machen. Einstweilen entschloß sich Thugut, den Wechsel im Obercommando zu vollziehen, und am 21. August gingen die kaiserlichen Schreiben ab, welche den General Clerfait an die Spitze des belgischen Heeres beriefen und den General Beaulieu zu dessen Generalquartiermeister an Waldeck's Stelle ernannten. Es wurden darin die bekannten Ermahnungen zu kräftiger Kriegführung und zur Berathung erfolgreicher Feldzugspläne mit York wiederholt, zugleich aber auch die früheren Kaiserbriefe an Coburg beigelegt, nach welchen vor jeder wirklichen Thätigkeit Mercy's Berichte abgewartet werden sollten.

Clerfait entwarf denn auch am 30. August mit York einen sehr schönen Plan, der bei der augenblicklichen Schwäche der französischen Feldarmeen bedeutende Erfolge hätte liefern mögen; es sollte danach auf der einen Seite, gemeinsam mit York, das wichtige Antwerpen, auf der andern, gemeinsam mit Möllendorf, das nicht minder bedeutende Trier den Franzosen wieder entrissen werden. Leider aber schrieb gleichzeitig General Clerfait, bei dem Ausbleiben jeder Geld- und Truppensendung, dem Kaiser, daß er wegen seiner leidenden Gesundheit um seine Entlassung bitten müsse. Es blieb also im Felde um so mehr bei völliger Unthätigkeit, als Mercy gleich nach seiner Ankunft in London erkrankt und gestorben, und somit Graf Stahremberg erst am 26. August mit dem englischen Minister zur ersten Besprechung der österreichischen Anträge gelangt war. Dieselben gingen, wie sie Thugut den beiden Gesandten vorgelegt hatte, auf sofortige baare Vorschüsse, ohne welche Clerfait die Maaslinie nicht halten könne, auf englische Garantie einer österreichischen Anleihe von drei Millionen Pfund, auf das Versprechen neuer Geldhülfe für den nächsten Feldzug. Der englische Minister ordnete auf der Stelle einen Vorschuß von 150,000 Pfund unter der Bedingung an, daß nun die Armee die Maas auch wirklich halte, und ließ dann durch die Gesandten in Wien seine weitere Antwort erklären. Die Anleihe wolle England gewährleisten, wenn Oesterreich 100,000 Mann in Belgien aufstelle, der bisherigen Zersplitterung des Oberbefehls dort ein Ende mache, und, wie früher York sich unter die Leitung Coburg's gestellt, so jetzt der im Range niedriger stehende Clerfait sich dem Oberbefehle des Lord Cornwallis unterordne. Da Thugut einmal geäußert hatte, England möge seine preußische Subsidie auf das stets zuverlässige Oesterreich übertragen, so erklärte sich Lord Grenville auch dazu bereit, falls dann der Kaiser, wie bisher Preußen, weitere 60,000 Mann stelle. Für diesen Fall freue sich der Minister eines von Thugut hingeworfenen Wortes, daß

der Kaiser dann beim deutschen Reichstag den Preußen Geld verschaffen wolle. Ueberhaupt, schrieb Lord Grenville, muß man Oesterreich bestimmen, daß es Preußens Forderungen befriedigt, wenn der französische Krieg zu einem gedeihlichen Ende kommen soll.

Hier also war das bisherige Thema der österreichischen Begehren, die Geldforderung, in vollem Umfang erledigt. Wenn in der That nur der Mangel an Mitteln bisher Thugut's belgische Kriegsfurie gehemmt, wenn er bisher nur zu schärferer Anspornung Englands seinen Eifer gezügelt und Gleichgültigkeit geheuchelt hatte, so war jetzt England zu allen Opfern bereit und demnach für Oesterreich die Bahn zu einer mächtigen Offensive in Belgien geöffnet. Hier aber wurde es handgreiflich offenbar, wie himmelweit Thugut von einer solchen Stellung entfernt war. Als Graf Spencer ihm am 14. September die englischen Erbietungen vorlegte, fuhr er mit ganz ungewöhnlicher Heftigkeit dagegen auf. Was er seinerseits vorbrachte, war allerdings ohne sachliche Bedeutung. Er beschwerte sich, daß England den Kaiser so viel schlechter als Preußen behandele, und dreimal so viel von ihm als von diesem fordere: in Wahrheit waren die beiderseitigen Subsidiensätze ziffermäßig identisch, dort 20 Millionen Thaler jährlich für 100,000, hier 12 für 60,000 Mann. Er erklärte die Forderung des englischen Oberbefehls für eine Entehrung Oesterreichs im Angesicht von ganz Europa: in Wahrheit hatte Clerfait ohne Ehrverletzung 1792 unter Braunschweigs, der Herzog von York ohne Ehrverletzung bis vor Kurzem unter Coburg's Oberbefehl gestanden, und ein österreichischer Feldzeugmeister mochte unter allen Umständen ohne Ehrenschaden von einem Cornwallis Weisungen empfangen. Thugut's wirkliche Gründe sind leicht erkennbar. Hätte England ihm zehn statt drei Millionen Pfund geboten, er würde ebenso unbedingt einen Antrag abgewiesen haben, nach welchem er 30,000 Mann Verstärkung nach Belgien schicken und zugleich in ein thätiges Einvernehmen mit Preußen treten sollte. Noch an demselben Abend schrieb er dem Grafen Colloredo, daß eine Offensive über die Maas hinüber unter den jetzigen Umständen (man hatte eben Nachricht von dem Falle der eroberten Festungen erhalten) überhaupt keinen Zweck mehr habe, und mithin nur auf die Befestigung der Stellung hinter diesem Flusse zu sehen sei. „Auch verbietet uns, sagte er, unser jetziges Verhältniß zu England jedes andere Verfahren; es wäre ein unentschuldbarer Fehler, wenn wir jetzt uns nach Belgien hinein vertiefen wollten, ehe wir uns mit England über Alles geeinigt haben: denn zur Zeit ist es noch völlig unsicher, ob wir zu einem solchen Einverständnisse kommen, da die Bedingungen, die England uns auferlegen will, schlechthin unannehmbar

sind." Am folgenden Tage gab er dann den englischen Gesandten die Erklärung, daß Oesterreich die Vorschläge Lord Grenville's definitiv ablehne, und da hiermit, setzte er hinzu, die englische Subsidie wieder völlig ungewiß geworden sei, so könne bis zu deren Sicherung Oesterreich den Krieg nur in festbegrenztem Maße fortführen[1]).

Dieser negative Ausgang der diplomatischen Verhandlungen fand sein treues Gegenbild in den militärischen Ereignissen auf dem Kriegsschauplatze. Wie wir sahen, hatte der Wohlfahrtsausschuß durch den thörichten Befehl, nicht die feindlichen Heere, sondern die von dem Gegner behaupteten Festungen zu bedrängen, seine Streitkräfte heillos zersplittert, so daß während des ganzen August sowohl Pichegru als Jourdan an der Maas einer sehr bedeutenden feindlichen Uebermacht gegenüber standen. Wohl mochten Oesterreicher und Engländer nach den Unglücksfällen in Flandern und an der Sambre einige Wochen Ruhe zur Herstellung und Erfrischung ihrer Truppen bedürfen: nichts aber hätte, unter einer frischen und in Wahrheit angriffslustigen Leitung, sie abhalten können, unter den günstigsten Aussichten im August über Jourdan's oder Pichegru's geschwächte Schaaren hereinzubrechen. Es geschah aber nichts der Art, und so capitulirten denn auch die Festungen Landrecy und Lequesnoy, Ostende und Nieuport, Condé und Valenciennes, eine nach der andern, viel schneller als irgend wer vorausgesehen hatte: was natürlich Thugut wieder zu grimmigem Zorne gegen die Generale Anlaß gab, durch deren feiges Betragen Oesterreich allen Respect in der Welt einbüße, daneben aber das oben erwähnte Schreiben an Colloredo hervorrief, daß jetzt der letzte Grund zu einem Vormarsche nach Belgien hinein weggefallen sei. Ganz in demselben Sinne sandte jetzt auch Clerfait eine Botschaft zu York hinüber, durch welche er die beabsichtigte Offensive für nutzlos erklärte, da ihr vornehmster Zweck, der Entsatz jener Festungen, durch den Fall derselben im Voraus vereitelt sei. Als York mit lebhaften Vorstellungen an der Heilsamkeit und Nothwendigkeit einer starken Offensive festhielt, antwortete Clerfait durch die Vorlage eines neuen wesentlich veränderten Planes, dessen Einzelnheiten dann wieder den Prinzen von York und Oranien unausführbar erschienen[2]). Mit einem Worte, es blieb bei vollständiger Unthätigkeit auf allen Seiten: die Heere lagen in ihren weitläufigen Cantonnirungen

---

[1]) Wie diesen Thatsachen gegenüber Ranke, Hardenberg I, 234, von einer „engsten Verbindung" zwischen Oesterreich und England, und von einem Entschlusse Oesterreichs, den Krieg „mit Eifer" fortzuführen, reden kann, ist mir nicht klar.

[2]) York an Dundas, 7. September.

bewegungslos wie im tiefsten Frieden, gedrückt durch die Erinnerung an das Mißlingen des Sommerfeldzugs, unsicher und ohne Vertrauen bei dem Gedanken an die Zukunft. Eine solche Lage mußte auf die Dauer den moralischen Bestand der Truppe bis auf die Wurzeln vergiften, und bereits trat bei den englischen Regimentern ihre zerstörende Einwirkung in der grellsten Weise hervor. Dort war seit dem Beginne des Feldzugs die Verpflegung äußerst reichlich, ja verschwenderisch, dennoch aber durch Verschleuderung und Nachlässigkeit ungenügend gewesen. Es fehlte den Truppen oft Tage lang an Brod und Fleisch: der Branntwein aber war stets in Fülle vorhanden, und die Zahl der Weiber im Lager war zuweilen kaum geringer als die der Soldaten. Dabei bestand die Mannschaft zum größten Theil aus angeworbenem Gesindel, dem Abschaum des britischen Proletariats, und man ermißt leicht, welche Bestialität unter solchen Verhältnissen entwickelt wurde. In Flandern hatte die ununterbrochene Thätigkeit das Uebel einiger Maßen im Zaume gehalten, und wenn es ja einmal zu einem Ausbruche kam, so hatte die Nothwendigkeit sofort die Officiere, und vor Allem den Oberbefehlshaber selbst, zu raschem und kräftigem Einschreiten gezwungen. Jetzt aber entsittlichte die trostlose Waffenruhe die Vorgesetzten und die Untergebenen in gleichem Maße. Die Officiere, meistens junge reiche Edelleute ohne militärische Ausbildung, welche ihre Aemter durch Kauf erworben hatten, um den Feldzug als ein ritterliches Vergnügen mitzumachen, bekümmerten sich in keiner Weise um die Pflichten ihrer Stellung oder das Wohl der Soldaten, lebten in lockerer Ungebundenheit, und gaben der Truppe durch schlaffe Dienstführung und rohe Liederlichkeit das übelste Beispiel. Oft kam es vor, daß die Regimenter sich Morgens in Marsch setzten, die Officiere aber bei einem Zechgelage Stunden lang zurückblieben, und dann gegen Mittag halbberauscht in tollem Rennen der Colonne nacheilten und zum Aergerniß der Soldaten lärmend und jauchzend an dem Zuge vorüber brausten. Es war kein Wunder, daß bei solchem Vorgange die Mannschaft binnen wenigen Wochen völlig verwilderte. Sie plünderte, wohin sie kam, die Ortschaften, peinigte die Bevölkerung bis auf das Blut, und vergeudete das geraubte Gut in wüster Schlemmerei. Die deutschen Hülfstruppen, Hannoveraner, Darmstädter, Hessen, trugen bei jedem Zusammentreffen mit dem Feinde die schwerste Last des Kampfes: sie widerstanden dem schlechten Beispiele mit bewundernswerther Standhaftigkeit, waren aber bei Weitem nicht zahlreich genug, um trotz der englischen Ausschweifungen die zerfallende Einheit des Heerverbandes aufrecht zu halten. Bei den Holländern machten sich jetzt, wo der Krieg die eigenen Grenzen erreichte, die alten

Schäden der Wehrverfassung in empfindlicher Weise fühlbar; es fehlte überall an geübter Mannschaft und zuverlässigen Officieren, und bei allem Reichthum des Gemeinwesens waren die meisten Festungen in unzulänglicher Verfassung. Dazu kam, daß die Einwohner, in Verzweiflung über die von den Engländern verübte Unbill, den ganzen Krieg auf das Bitterste verwünschten: sie ersehnten die Ankunft der Franzosen als der Befreier und Rächer an den verfluchten Bundesgenossen, und weit und breit im Lande rief diese Stimmung die Sympathie für die antioranische Partei, für die Patrioten von 1788, wieder in das Leben. Der Herzog von York sah das Wachsen dieser Uebelstände mit rathloser und dumpfer Verzweiflung. Er erließ einige Tagesbefehle, in denen er seine Truppen mit harten Worten zu besserem Betragen ermahnte; als dies nichts half, als dann gleich nachher die Oesterreicher auf's Neue versagten, als nach dem Falle der Festungen ein verstärkter Angriff der Franzosen erwartet werden mußte, war der Herzog in seinem Innern vollkommen überwältigt, und sah ohne Entschluß noch Willen dem Hereinbrechen des Unheils entgegen. Am 14. September erschienen die ersten feindlichen Heeresmassen vor den verbündeten Vorposten bei Herzogenbusch; gleich nachher wurde eine Abtheilung Darmstädter bei Boxtel trotz heldenmüthiger Gegenwehr durch die Uebermacht der Feinde erdrückt: da hatte dem York, welcher die Stärke des Gegners mit großer Uebertreibung auf nicht weniger als 80,000 Mann schätzte, nur noch den Gedanken, sich nicht den Rückzug über die Maas abschneiden zu lassen. Er beschloß, ganz Nordbrabant zu räumen, und führte am 16. seine Armee über den Strom in die vereinigten Provinzen hinüber [1]).

Gleichzeitig eröffnete auch General Jourdan eine neue Offensive gegen die Oesterreicher bei Lüttich. Er hatte aus Hennegau eine Verstärkung von 27,000 Mann erhalten; sein Heer war also dem feindlichen an Zahl beinahe gleich geworden. Er beabsichtigte damit den Hauptstreich gegen den linken, südlichen Flügel des Gegners an der Ourthe zu führen, da es offenbar war, daß er durch die Ueberwältigung desselben empfindlicher als durch irgend eine andere Operation auf Clerfait's Verpflegungs- und Rückzugslinie einwirkte. Nachdem er also jene 27,000 unter Marceau und Scherer an die Ourthe geschickt hatte, alarmirte er den 16. September durch einen lebhaften Scheinangriff die feindliche Mitte bei Mastricht, nahm hier die volle Aufmerksamkeit Clerfait's in Anspruch, und eilte dann, sich plötzlich dem Gefechte entziehend, noch mit 12,000 Mann zu Marceau hinüber, so daß er dort am 18. bei-

[1]) Näheres bei Porbeck, kritische Geschichte u. s. w., und bei Ditfurth, die Hessen in den Niederlanden, Band II.

nahe 40,000 Mann gegen den General Latour und dessen 24,000 in das Feuer führen konnte. Es kam dazu, daß die Oesterreicher fast die Hälfte dieses Flügels als Rückhalt für die Trierer Expedition weit nach Süden hin verzettelt hatten; so wurde der Rest an der Ourthe durch die mehr als dreifache Uebermacht des Feindes auf allen Punkten geworfen und mit einem Verluste von nahe 3000 Mann zum Rückzuge genöthigt. Es war um so beklagenswerther, als die Truppen, bei guter Mannszucht durch die lange Ruhe erfrischt und gekräftigt, sich wieder vortrefflich geschlagen und die Franzosen den Sieg mit einem Opfer von fast 6000 Todten und Verwundeten bezahlt hatten. Auch nach dem Treffen bewahrte Latour, wenn gleich zurückweichend, seine Haltung, und schlug einen zweiten Angriff des Feindes am 20. bei Henri Chapelle mit blutigem Nachdrucke ab. Da nun die übrigen Heerestheile, eine Masse von 60,000 Mann, völlig unversehrt waren, so konnte von einer ernstlichen Gefahr noch keine Rede sein: nichts desto weniger befahl Clerfait ohne Aufenthalt den allgemeinen Rückzug hinter die Roer, wo dann das Heer bis zum 23. September seine Stellung zwischen Düren und Roermonde einnahm. Wieder begannen von hier aus Unterhandlungen mit York auf der einen und Möllendorf auf der andern Seite; jener möchte zur Deckung des nördlichen Flügels der Oesterreicher den Schutz der Festung Venloo an der Maas übernehmen, dieser zur Stärkung des südlichen im Trier'schen Lande den Posten Kaisersesch besetzen; andern Falles erklärte Graf Clerfait eine längere Vertheidigung des linken Rheinufers für unmöglich. Die beiden verbündeten Führer machten Schwierigkeiten, indessen sandte York eine kleine Abtheilung Hannoveraner nach Venloo, und wurde Kaisersesch in die preußische Stellung hineingezogen: kaum aber war es geschehen, so erschienen Jourdan's Colonnen an der Roer, und eröffneten den Angriff auf die Oesterreicher den 2. October. Wo sie in einiger Stärke auftraten, wichen die Kaiserlichen in bester Ordnung nach schwachem Widerstande zurück, erreichten am 4. das Ufer des Rheins und setzten in der Nacht auf den 6. über den Strom hinüber. In welchem Sinne diese letzten Operationen des unheilvollen Feldzugs geführt wurden, lehren in bündiger Klarheit die Zahlen der österreichischen Etats vom 21. September bis zum 6. October: der ausrückende Stand von Clerfait's Macht betrug damals 76,968 Mann, hatte sich gegenüber ungefähr 75,000 Franzosen, und überließ diesen das linke Rheinufer nach einem Verluste von 171 Todten, 28 Verwundeten und 468 Vermißten [1]). Der Krieg

[1]) Oestrr. milit. Zeitschrift l. c. S. 278, 282. Man versteht also, wie Clerfait damals dem Kaiser schreiben konnte (bei Vivenot Herzog Albrecht II, 285: je sens

war, wie es Thugut dem Grafen Spencer angekündigt hatte, auf einen beschränkten Maßstab gebracht.

Und fast in demselben Augenblicke, in welchem die kaiserlichen Feldherren Belgien definitiv aufgaben, erlebte Thugut die weitere Genugthuung, daß auch die englische Regierung sich seinen zähe festgehaltenen Auffassungen endlich anbequemte, und nach der einfachen Erwägung, daß halbe Hülfe gegen Frankreich besser sei als gar keine, auf den österreichischen Standpunkt hinübertrat. Am 1. October machte Graf Spencer dem kaiserlichen Minister Mittheilung von einer neuen, am 14. September ausgefertigten Instruction Lord Grenville's. Durch den Fall der Festungen, schrieb dieser, ist die Lage der Dinge so verändert, daß wir Thugut's so vielfach ausgesprochenen Wunsch erfüllen wollen, den Operationen in den Niederlanden keine so weite Ausdehnung, wie bisher beabsichtigt war, zu geben; der Wiener Hof mag sich am Rheine oder in Italien der etwa eintretenden günstigen Verhältnisse bedienen. England verzichtete demnach auf den Oberbefehl über Clerfait's Armee, so wie auf eine Verstärkung derselben, und erklärte sich bereit, für die Fortdauer der bisherigen Leistung seine Garantie für eine Anleihe von drei Millionen Pfund zu gewähren, und keinen Frieden zu schließen, ohne daß der Kaiser die etwa den Franzosen entrissenen Provinzen behalte. Endlich sah sich Thugut am Ziel seiner Wünsche. Nicht um England zu größeren Leistungen für Belgien zu treiben, hatte er gezaudert, sondern was er erstrebt hatte, war Erlangung englischer Subsidien, auch wenn er Belgien aufgäbe. Jetzt war es erreicht. Er sprach den Gesandten seine frohe Befriedigung über die hoch erwünschte Nachricht aus, strömte über von den besten Versicherungen für Holland, ließ aber auch jetzt den nachgiebigen Partner so einfach nicht los. Außer der einen

---

toute l'importance de cette démarche, et les suites qu'elle peut avoir, m'affligent sensiblement; mais si V. M. daigne réfléchir à notre position, j'ose espérer qu'Elle me rendra la justice d'être persuadé, que je n'ai songé qu'au bien de son service et que cette retraite en présence d'un armée nombreuse s'est faite sans précipitation et n'a pas été l'effet de la crainte. Vivenot will den Rückzug über den Rhein als erzwungene Folge der Schwierigkeiten betrachten, welche die linksrheinischen Reichsstände, besonders Churcöln, der Verpflegung der Armee in den Weg gelegt; es wird kaum der Bemerkung bedürfen, daß ein Heer von 75,000 Mann im Jülicher und Cölner Lande, einem der fruchtbarsten Deutschlands, nicht verhungert, wenn seine Führer das Erforderliche vorkehren, und daß andrerseits der Uebergang über den Rhein daran nichts bessern konnte, da man dadurch aus dem Cölnischen wieder in pfälzisches Gebiet kam, dessen Regierung von Vivenot selbst an hundert Stellen als ebenso saumselig und böswillig wie die des Erzbischofs bezeichnet wird.

Anleihe für diesen Feldzug, sagte er, müsse Oesterreich eine zweite von gleichem Betrage für den folgenden haben. Spencer und Grenville, längst ihres unerquicklichen Geschäftes müde, und von der Ueberzeugung erfüllt, daß es Thugut viel weniger auf den französischen als auf den polnischen Krieg ankomme, erklärten hierüber ohne Vollmacht zu sein, und überließen das Weitere den Verhandlungen der stehenden Gesandtschaften.

So schloß Oesterreichs Thätigkeit für Belgien und den Niederrhein.

Die Entwicklung dieser Dinge machte denn auch den langen Schwankungen der preußischen Politik ein Ende und führte einen ersten Schritt zum Abschlusse herbei.

Nach dem Verluste von Trier hatte wieder tiefe Waffenruhe am Rheine geherrscht, höchstens durch einen rastlosen kleinen Krieg unterbrochen, welchen der kühne und listige Reitergeneral Blücher zu großem Schaden der französischen Vorposten führte. Unterdessen langte Schmerz in Basel an, und setzte sich durch Vermittelung des städtischen Kanzlers Ochs mit dem französischen Secretär Bacher in Verbindung. Bacher erwies sich höchst entgegenkommend, versprach sofort an den Wohlfahrtsausschuß zu schreiben, und hoffte auf dessen günstige Antwort. Mit dieser vorläufigen Eröffnung ging Schmerz wieder in das Hauptquartier zurück, wo er den vertrauten Adjutanten Möllendorf's, den Major von Meyerink, von seinen Ergebnissen unterrichtete. Nachdem er am 19. August von Ochs die Nachricht erhalten, daß auch in Paris die Stimmung eine durchaus erfreuliche sei, wurde er wieder zu Kalckreuth berufen. Der General forderte ihn auf, ohne Verzug eine zweite Reise nach Basel zu machen. Herzog Albrecht dränge auf ein Unternehmen zur Wiedereroberung von Trier; ein solches könne in Paris Zweifel an der ehrlichen Friedensliebe Preußens erwecken; er solle also hinüber gehen und solche Bedenken durch die Erneuerung eines Antrags auf demnächstigen Waffenstillstand zerstreuen. Schmerz hatte wieder Bedenken gegen einen solchen Auftrag ohne förmliche und gesetzliche Vollmacht; indessen, da ihn Möllendorf, freilich ohne das Geschäft seinerseits zu erwähnen, zur Tafel lud, so übernahm er, wie er sagte, im festen Vertrauen auf die Redlichkeit des Feldmarschalls, die bedenkliche Sendung zum zweiten Male. Während man hier also den in Paris angeknüpften Faden weiter spann, suchte Möllendorf entsprechende Maßregeln auch auf der deutschen Seite herbeizuführen. Immer ohne Vorwissen des Königs wandte er sich insgeheim an den Churfürsten von Mainz, als den ersten Würdenträger und bedrängtesten Fürsten des Reiches, und mahnte ihn, bei dem Reichstage zu Regensburg einen Schritt

zur Errettung des deutschen Vaterlandes aus der immer stärker heranwachsenden Kriegsgefahr zu thun [1]). Nachdem er so für eine friedliche Zukunft vorgearbeitet, kam er mit Clerfait und Herzog Albrecht über den Zug gegen Trier zum Abschlusse. Wieder sollte Albrecht den Erbprinzen von Hohenlohe zur Deckung der centralen Position vor Mainz verstärken, und dieser darauf einen Vorstoß gegen das im Juli verlorene Kaiserslautern machen; zugleich würde Möllendorf mit 15,000 Mann nordwärts über den Hundsrück gegen die Mosel vorgehen, während einige Abtheilungen Clerfait's von der Ourthe her den Angriff auf Trier unterstützten. So weit wir sehen können, war es auch dieses Mal dem Feldmarschall völliger Ernst mit der Unternehmung. Er wünschte, wie Lucchesini, einen Frieden zugleich für Preußen und das deutsche Reich, und mit diesem Gedanken vertrug sich vollkommen die Verdrängung des Feindes von dem Reichsboden. Am 17. September setzten sich alle Colonnen der Abrede gemäß in Bewegung. Kaum aber hatte Hohenlohe seinen ersten Marsch bis Wachenheim angetreten, so erhielt er durch Herzog Albrecht die Nachricht von den Schlägen an der Ourthe, welche für Clerfait die verheißene Mitwirkung zu dem Angriff auf Trier, und damit das ganze Unternehmen unmöglich machten. Indessen kam einige Stunden später ein Courier von Möllendorf, daß das Unglück an der Ourthe so groß nicht sei, und es bei den verabredeten Operationen sein Bewenden habe [2]). Darauf begann Hohenlohe am 18. seinen Kampf, und führte ihn bis zum 20. in einer Reihe glänzender Gefechte siegreich durch. Die Franzosen wurden mit einem Verluste von mehr als 5000 Mann aus Kaiserslautern und dem umliegenden Gebirge hinausgeschlagen. Allein weniger günstig verliefen sich die Dinge an der Mosel. Möllendorf war in seinem Marsche bis Kirn gelangt, als er am 20. September gleichlautende Depeschen der kaiserlichen Generale Nauendorff, Haddick und Melas erhielt, daß General Latour wegen der Unfälle an der Ourthe sie von dem Unternehmen gegen Trier abberufen habe. Darauf zog dann auch Möllendorf seine bis Wadern gelangten Vortruppen wieder an sich, und führte den ganzen Heertheil nach Kreuznach zurück. Trier blieb in den Händen des Feindes.

Wichtiger als die unmittelbaren militärischen Folgen dieses erneuten Mißlingens waren seine politischen Nachwirkungen. Malmesbury's Berichte hatten in London doch mehr und mehr Eindruck gemacht; es

---

[1]) Lucchesini an Möllendorf 8. September.

[2]) Handschriftliches Journal der Campagne Hohenlohe's 1794, von Lieutenant von Seydlitz (1812 York's Adjutant, später General).

waren dazu die österreichischen Andeutungen auf Uebertragung der Subsidie an den Kaiser gekommen; die stete Erfolglosigkeit des rheinischen Krieges gab bei Pitt endlich den Ausschlag. Schon am 1. October blieb die monatliche Zahlung in Berlin aus; auf eine preußische Anfrage darüber erklärte Pitt mit trockener Kürze, daß England die Subsidie für's Erste auszusetzen beschlossen habe, und als der Gesandte darauf bemerkte, daß Preußen hierin den Bruch des Haager Vertrages erkennen müsse, entgegneten die Minister, man habe diese Folge vor dem Entschlusse erwogen. So zerriß dem Könige, fast genau ein Jahr nach der Lösung des österreichischen Verhältnisses, auch der englische Bund, und mit ihm die letzte Fessel, die ihn noch in der großen Coalition festgehalten hatte. Für den Augenblick war er auf das Aeußerste betroffen. Er hatte den rheinischen Krieg immer nur nach Möllendorf's Berichten beurtheilt, in welchen die Schuld der Unthätigkeit natürlich stets auf anderen Schultern lag. So kam ihm die englische Kündigung völlig unerwartet, und gerade doppelt verletzend nach dem schönen Siege bei Kaiserslautern, in einem Zeitpunkte, wo die Oesterreicher im Norden wie im Süden über den Rhein zurückwichen, und Möllendorf allein auf dem linken Ufer Stand hielt. Schon im September hatte ihn Lucchesini bestimmt, nochmals nach dem Februarbündniß die Entsendung eines österreichischen Hülfscorps von 20,000 Mann nach Polen in Wien zu begehren; der Marquis, wie wir wissen, würde die Gewährung schwer beklagt haben, und hatte, der Weigerung vollkommen sicher, die Sache nur deshalb angeregt, damit Preußen das Recht gewinne, dann seinerseits das von ihm am Rheine unterhaltene Hülfscorps gleicher Stärke zurückzunehmen und nach Polen zu schicken. Jetzt, nach der englischen Absage, schlug diese Auffassung vollständig durch: es gab jetzt auch in Berlin keinen Gegner der Ansicht mehr, daß man den Schwerpunkt der Politik nicht in den französischen, sondern in den polnischen Streit zu werfen habe. Ohne Zaudern entschloß sich der König, Möllendorf vom linken Rheinufer abzurufen, und zugleich die Entsendung von 20,000 Mann dieser Truppen nach Polen zu verfügen. In Wien knüpfte Lucchesini daran bei einem längeren Gespräche mit Thugut den förmlichen Antrag, den Franzosen einen bestimmten Schritt zum Frieden entgegen zu thun. Er stellte vor, daß man bei weiterer Fortsetzung des Kampfes die gemäßigte Partei in Frankreich selbst jeder Möglichkeit des Emporkommens berauben, die politische Existenz Hollands gefährden, und damit ganz Europa den Republikanern dienstbar machen würde. Er drängte Thugut, in London jenen Gesichtspunkt zu betonen, nach welchem der Weltfriede durch gegenseitige Herausgabe aller Eroberungen hergestellt werden sollte;

er sah darin das einzige Mittel, Frankreich trotz seiner rheinischen Siege zu einem billigen Abkommen zu bestimmen. Thugut antwortete entgegenkommend, daß er nichts mehr als einen erträglichen Frieden wünsche, und auch dem preußischen Gedanken eines längeren Waffenstillstandes vollen Beifall schenke. Aber ein neuer Zwischenfall überzeugte den Marquis nur zu bald, daß bei Thugut vielleicht ein Separatfrieden mit Frankreich, vielleicht eine Fortsetzung des Kampfes mit russisch-englischer Hülfe möglich, daß aber ganz sicher keine mit Preußen gemeinsame Unterhandlung zur Herbeiführung des Reichsfriedens bei ihm denkbar sei. Jener Wink des Marschalls Möllendorf hatte nämlich bei dem Churfürsten von Mainz in soweit gezündet, daß er einen Antrag auf Friedensbemühungen beim Reichstage einbrachte, in demselben aber, sei es nun nach einer in Wien gestellten Anfrage, sei es nach seiner eigenen Kenntniß der dortigen Eifersucht gegen Preußen, nicht dessen König, sondern die Höfe von Kopenhagen und Stockholm als Vermittler vorschlug. Mit dieser Aenderung war man in Berlin bei der bekannten Neigung des schwedischen Regenten zu Frankreich sehr wenig einverstanden, beeilte sich aber, dem Antrage auch in dieser Form bei dem Reichstage volle Unterstützung zu gewähren. Thugut dagegen redete sehr geringschätzig darüber, und erklärte ihn für eine verdeckte Bestrebung Preußens, den kaiserlichen Einfluß aus dem Reiche zu verdrängen. Ich habe, meldete Lucchesini seinem Hofe, bei einem Gespräche über den Antrag die feste Ueberzeugung gewonnen, daß Thugut für jetzt keinen Frieden machen wird; allerdings weder Holland noch das Reich interessiren ihn oder haben Hülfe von ihm zu erwarten; dennoch aber wird er unsern Wünschen, einen Waffenstillstand herbeizuführen, nicht zustimmen: England und Rußland treiben ihn zum Kriege, und er geht auf's Neue in ihre Pläne ein, weil er von dieser Politik in der polnischen Theilungssache Vortheil zu ziehen hofft.

Lucchesini hatte nicht Alles, aber er hatte im Wesentlichen richtig gesehen. Nachdem durch das Zerwürfniß zwischen Oesterreich und Preußen zuerst eine gedeihliche Kriegführung verhindert worden, wurde jetzt durch dieselbe Ursache eine gemeinsame Friedensverhandlung unmöglich. Statt dessen war Thugut im Begriffe, mit Rußland nicht auf allgemeinen Frieden, sondern auf allseitige Eroberung abzuschließen. Seine zähe durchgeführte Taktik kam, wie vorher mit England, so jetzt auch mit Catharina zum Ziele, nach dem Verlaufe der polnischen Sache, welche damals zu ihrer erschütternden Katastrophe gelangte.

Nach dem Abzuge der Preußen von Warschau athmete man in dieser Hauptstadt auf; es war noch einmal ein glücklicher Tag nach

einer Reihe fast hoffnungsloser Wochen, ein freudiger Augenblick inmitten zahlreicher erdrückender Gefahren. Denn auch jetzt stand es um die polnische Sache auf den östlichen Theilen des Kriegsschauplatzes mißlich. In Lithauen hatte der russische General Knorring die Hauptstadt Wilna nach tapferem Widerstande am 12. August überwältigt; Oberst Grabowski war von dort gegen Osten gewichen, um einen abenteuernden Streifzug in die russische Provinz Minsk zu versuchen, wurde aber von dem Fürsten Sicianow eingeholt und mit seiner gesammten Mannschaft gefangen genommen: ebenso mißlangen die Einfälle anderer polnischer Generale in Samaiten und Kurland, und um den Anfang des September fand sich der neue Oberbefehlshaber dieser Heerestheile, General Mokranowski, veranlaßt, Alles was ihm noch an Streitkräften übrig war, im Ganzen ungefähr 20,000 Mann, in die Gegend von Grodno an der Grenze des eigentlichen Polen zurückzuziehen, und Lithauen damit aufzugeben. Weiter südlich am Bug, in dem Bezirke von Brzesc-Litewski, stand General Sierakowski mit 13,000 Mann, um das russische Corps Derfelden zu beobachten, und etwaige Angriffe, die aus der Ukraine unternommen würden, im Schach zu halten: er hatte unbestimmte Nachricht, daß von dort her General Suworow mit starker Heeresmacht in Bewegung sei, und sandte dringende Bitten um Verstärkung nach Warschau. So im Osten. Von Warschau selbst war der russische General Fersen gleichzeitig mit den Preußen abgezogen, hatte sich jedoch sofort von diesen getrennt, und war, 13,000 Mann stark, auf eigene Hand die Weichsel aufwärts nach Süden gezogen, um, wo möglich, diesen Strom zu überschreiten, und sich dann mit Derfelden und Suworow zu vereinigen. Polnischer Seits ließ hierauf Kosciusko den Fürsten Poninski mit 4000 Mann auf dem rechten Ufer den Strom hinaufgehen, mit dem Auftrage, Fersen stets im Auge zu behalten und ihm den Uebergang über die Weichsel um jeden Preis zu verwehren. Vielleicht hätte sich hier ein bedeutender Erfolg erreichen lassen, wenn Kosciusko sofort nach dem Abmarsche der Preußen mit aller verfügbaren Macht aus Warschau zur unmittelbaren Verfolgung Fersen's hervorgebrochen wäre: das völlig vereinzelte Corps würde dann schwerlich einem harten Mißgeschick entronnen sein. Statt dessen aber ließ man sich in Warschau durch die Unsicherheit der preußischen Haltung und die Fortschritte des posener Aufstandes bestimmen, alle irgend verwendbaren Streitmittel nach dieser Seite zu werfen, und damit um unwesentlicher Vortheile willen den russischen Operationen freie Hand zu lassen. Die Generale Madalinski und Dombrowski gingen von Warschau mit 3000 Mann gegen Westen vor, überschritten die Bzurra, durchbrachen den schwachen

preußischen Cordon, und ergossen sich in die südpreußischen Provinzen, wo durch ihre Ankunft der Muth der Insurgenten erfrischt, und die Zahl derselben schnell auf 4000 gehoben wurde, so daß Dombrowski mit gleichen Kräften den dort aufgestellten preußischen Abtheilungen — 7000 Mann unter Generalmajor Schwerin und Oberst Szekuly — entgegentreten konnte. Er selbst war dabei seinen Gegnern an Keckheit, List und Frische bei Weitem überlegen, traf sie stets an unvermutheten Punkten, und war verschwunden, wo sie ihn mit gesammelter Stärke aufsuchten. So rieb er die Abtheilungen Szekuly's völlig auf, besetzte Bromberg und bedrohte Thorn; ganz Südpreußen war mit Unruhe und Kriegslärm erfüllt, und schon begannen auch in Westpreußen und Danzig seine Parteigänger das Haupt zu erheben. Man war in Preußen in nicht geringer Verlegenheit. Man wollte die Hauptarmee, welche jetzt einen weitgestreckten Cordon zwischen Warschau und Posen bildete, nicht entblößen, weil man dann neue polnische Entsendungen aus Warschau erwarten mußte. Man konnte aus Ostpreußen keine Verstärkung heranziehen, weil eben damals die lithauische Armee des Feindes ihren Rückzug nach Grodno hart an der preußischen Grenze vorüber nahm und diese mithin einer starken Bewachung bedurfte. Man wagte aus Krakau und Sendomir keine erhebliche Verstärkung heranzuziehen, da man diese Provinzen nicht blos vor einem Angriffe der Polen, sondern auch vor dem Einrücken der Oesterreicher bewahren wollte. So half man sich nothdürftig, wie und wo es eben gehen mochte, brachte von verschiedenen Seiten allmählich noch 1200 Mann Verstärkung heran, und sicherte zunächst Westpreußen vor einer weiteren Ausdehnung des Aufstandes. Indessen dauerte die besorgliche Lage nicht lange. Während Dombrowski an der Weichsel die Preußen in Athem setzte, waren am Bug die ersten Schläge des zerstörenden Unwetters über Polen hereingebrochen, zu deren Abwehr Kosciusko den siegreichen General eiligst nach Warschau zurückrufen mußte.

Seit dem Monat Mai hatte General Suworow den Oberbefehl über die russischen Truppen in der Ukraine und Rothrußland übernommen. Dieser merkwürdige Mensch, der erst vor Kurzem die Welt mit dem Rufe der Siege von Rimnik und Ismail über die Türken erfüllt, und zwanzig Jahre früher auch in Polen den Schrecken seines Namens verbreitet hatte, war 1729 geboren, stand also damals im 65. Lebensjahre. Der Sohn eines angesehenen Senators, war er ursprünglich dem richterlichen Stande bestimmt, und deshalb nicht, wie es sonst bei jungen Edelleuten in Rußland Brauch war, bei seiner Geburt in die Listen eines Garderegiments eingetragen worden, um so mit 16 Jahren

dem Dienstalter nach etwa als Major den wirklichen Dienst zu beginnen. Trotzdem rührte sich bei dem Knaben der Keim des Talentes so gewaltig, daß der Vater die Unmöglichkeit des Widerstandes einsah, und, freilich mit starkem Verdrusse, den zwölfjährigen Sohn seinem Eigenwillen überließ. So diente sich dieser ohne Empfehlung oder Beschützung durch die niederen Grade hindurch, als Füsilier und Corporal und Feldwebel, bis er endlich nach 14 harten Jahren das erste Ziel seines Ehrgeizes, die Ernennung zum Lieutenant, erreichte. In dieser langen Probezeit nahm er die äußere Lebensweise an, in welcher er später als Reichsfürst und Feldmarschall zweier Kaiser das Erstaunen der Welt wurde, die Gewohnheiten des gemeinen russischen Soldaten, die Nacht auf Stroh zu liegen, um 4 Uhr aufzustehen, um 9 in der frugalsten Art zu speisen, zu jeder beliebigen Stunde des Tages zu schlafen. Wie seine Kameraden, küßte er das Bild des Heiligen in andächtigem Gebet, nannte den Namen des Kaisers nur mit inbrünstiger Devotion, und eignete sich den Ton der ernsten und scherzhaften Rede an, wie sie zwischen Feldwebel und Musketier gewohnt und wirksam ist. Zugleich aber studirte er mit unablässigem, ungeduldigem Eifer die großen Vorbilder seiner Zukunft, die Thaten der römischen Feldherren, die Feldzüge Montecuculi's, die Abenteuer Carl XII. Von jenem suchte er die geduldige, unerschöpfliche Klugheit zu lernen, aber zur eigentlichen Lebensregel erhob er sich das Wort des Schwedenkönigs: laßt die Memmen schießen, und geht dem Feinde auf den Leib. So bewährte er sich, einmal in die thätige Laufbahn eingetreten, vom ersten bis zum letzten Augenblicke, als kecker und listiger Parteigänger im siebenjährigen Kriege, wie als leitender Feldherr gegen die Türken, wo er nicht erschien ohne mit lebhaftem Angriff zu kämpfen, und nicht kämpfte ohne zur Vernichtung des Gegners zu siegen. Seine Soldaten beteten ihn an, obwohl er Märsche von zehn Meilen von ihnen begehrte, ihr Blut, wo der Zweck es erforderte, in Strömen einsetzte, mit Faustschlägen und Fußtritten auf den Lässigen einfuhr. Aber sie wußten nicht blos, daß er sie sicher zu Triumph und Beute führte, und jede Gefahr und Strapaze mit ihnen theilte: es hatte auch jeder Einzelne sein persönliches Verhältniß zu ihm, sah es täglich vor Augen, wie er für ihre Nahrung und Kleidung sorgte, wie er den Tapfern streichelte und hätschelte, wie er die Laune der Compagnie mit barocken Lagerspäßen erfrischte. Für sich selbst bedurfte und begehrte er nichts: nach seinen ersten großen Siegen nahm er die Orden und Ehrendegen seiner Kaiserin mit lobpreisender Dankbarkeit an, verbat aber die Geld- und Güterdotationen, bis ihm später Söhne heranwuchsen, denen er die Gnaden seiner Monarchin zuwenden konnte. So war der Mann

beschaffen, welcher sich jetzt zur Vernichtung Polens anschickte, geistvoll und roh, gutmüthig und unbarmherzig, vor Allem aber rastlos bis zum letzten Athemzuge, so lange einer der Feinde noch aufrecht stand. Nicht lange manövriren, nicht lange feuern, vorwärts mit der blanken Waffe, immer vorwärts, Alles überwältigen, Alles zermalmen, Alles: das war damals sein Wahlspruch, wie fünf Jahre später in seinem großen Kampfe gegen die französische Revolution. So sah man ihn auffahren bei der ersten Witterung des herannahenden Kampfes, ungeduldig an der Schranke rüttelnd, welche seine feste Klugheit der aufbäumenden Streitlust vorlegte, bis sein scharfer Blick den Zeitpunkt wahrnahm, und er dann mit heftigem Drängen seine Waffen vorwärts brausen ließ.

Am 14. August brach er aus Niemirow in Podolien auf, nur mit 8000 Mann erlesener Truppen, mit welchen er in eiligem Zuge binnen drei Wochen achtzig Meilen zurücklegte, unterwegs noch zwei Abtheilungen von 4000 Mann unter Markow und Buxhövden an sich zog, und so um die Mitte des September in die Nähe des polnischen General Sierakowski, dort bei Brzesc am Bug, gelangte. Die Gefangenen, welche die vorausstreifenden Kosaken einbrachten, meldeten, daß Sierakowski, nur über Markow's und Buxhövden's Annäherung unterrichtet, einige Märsche diesen entgegen ostwärts nach Podlesien hinein gemacht habe, um ihrem Angriffe zuvorzukommen: bald aber kam neue Nachricht, daß der polnische General, alarmirt durch die Aufhebung einiger seiner Streifpartien, seinerseits nur noch auf Vertheidigung bedacht sei, und ein festes Lager nicht weit von Krupcyce hinter weitgestreckten unwegsamen Sümpfen bezogen habe. Hierauf gab Suworow, ohne diese Hindernisse zu beachten, früh am 17. September den Befehl zum Angriff. Nach einem heftigen Geschützfeuer formirte sich das russische Fußvolk in zwei Colonnen, welche mit todesverachtendem Gleichmuth den Uebergang über den Sumpf begannen. Unter dem Kugelregen der feindlichen Batterien arbeiteten sie sich durch den Schlamm, erlitten mörderischen Verlust, kamen aber vorwärts, und erreichten das andere Ufer. Dort nothdürftig geordnet, stürzten sie sich, ohne einen Schuß zu thun, mit dem Bajonnet auf den Feind. Ein hartnäckiges Ringen begann, der Ausgang schwankte lange, endlich überwältigte die Waffenübung und Disciplin der Russen den tapfern aber schwach geschulten Feind, und Sierakowski entschloß sich, immer noch in leidlicher Ordnung, zum Rückzuge nach Brzesc. Er ließ seine Mitte und die beiden Flügel in ein großes geschlossenes Viereck, die Reiterei auf den Flanken, zusammenrücken, und wich langsamen Schrittes unter stetem Gefechte gegen den Bug. Noch einmal erlitt er starken Verlust, als im Laufe des

Nachmittags auch die russische Reiterei den Sumpf passirt hatte und zum Einhauen kam; indessen brach darüber die Dämmerung herein, man erreichte eine Waldgegend, welche den Polen eine höchst erwünschte Deckung bot, und Suworow brach die Verfolgung ab. Der Tag hatte auf beiden Seiten empfindliche Opfer gekostet; die Polen hatten 3000 Mann auf dem Kampfplatze gelassen, und kamen ermüdet und mit stark gebrochenem Muthe von diesem ersten Zusammenstoße mit dem gefürchteten Suworow nach Brzesc zurück. Sierakowski hoffte hier, durch den breiten Bugfluß gedeckt, für einige Zeit Ruhe zu haben, sperrte die Brücke, welche die Stadt mit dem jenseitigen Ufer verbindet, durch eine Batterie von zwei Geschützen, und sandte dringende Bitten nach Warschau, um von Kosciusko Verstärkung zu erhalten.

Allein sein Gegner ließ ihm nicht lange Ruhe. Noch in der Nacht nach dem Gefechte war er vier Meilen weit gegen Brzesc herangerückt, und hatte von dort am 18. seine leichten Truppen zur Erforschung des Landes und des Flusses vorgehen lassen, um so rasch wie möglich zu einem zweiten Angriff auf Sierakowski zu gelangen. Da erschien in seinem Hauptquartier ein Jude aus Brzesc, der sich als erbitterten Feind der polnischen Herrschaft erklärte, und dem General mehrere Fuhrten im Süden der Stadt angab, auf welchen das Heer ohne irgend welche Gefahr den Fluß passiren könnte. Suworow verlor hierauf keinen Augenblick. Am 19. Morgens um 2 Uhr traten die Truppen an, wanden sich im Dunkel der Nacht zuerst durch die morastigen Gründe eines kleinen Nebenflusses hindurch, gelangten in der ersten Morgenfrühe an das Ufer des Bug, den sie an diesem Punkte völlig unvertheidigt fanden, und kamen in bester Ordnung auf die polnische Seite hinüber. Indessen war ihr Anrücken bemerkt worden und hatte ringsumher im Lande die höchste Aufregung bewirkt. Auf allen Thürmen der Umgegend und der Stadt ertönten die Sturmglocken; in Brzesc stürzten die Einwohner in die Kirchen, um die Hülfe des Himmels zu erflehen: die polnischen Soldaten rannten in höchster Verwirrung durcheinander, und Sierakowski, welcher die Nacht bei Spiel und Wein zugebracht hatte, kam völlig überrascht aus dem Quartier, und befahl, da die Russen einmal diesseits des Flusses seien, den sofortigen Rückzug. Er stellte sein Fußvolk in drei große Vierecke, welche auf der weiten Ebene sich neben einander fortbewegen, und, wie er hoffte, ebenso kampf- wie marschbereit sein sollten: er meinte so, da er noch etwa eine Stunde Vorsprung hatte, sich dem nachsetzenden Feinde auf's Neue zu entziehen. Aber Suworow, den Zweck dieser Bewegung erkennend, stürmte, unbekümmert um die Zahl des Feindes, mit seinen Reiterregimentern vor-

wärts, und befahl, wie eins derselben eine polnische Abtheilung erreiche, einzuhauen, den eigenen Verlust nicht zu achten, immer wieder anzugreifen, um jeden Preis das Entrinnen des Gegners zu verhindern. Gegenüber dieser Entschlossenheit war bei den Polen von Anfang an eine hoffnungslose Besorgniß. Gerade was ein solches Rückzugsgefecht am meisten fordert, Ordnung, Gelassenheit, Zähigkeit, fehlte ihrer frisch ausgehobenen Mannschaft, und auch die Officiere waren den russischen in Gewandtheit der Evolutionen und der Terrainbenutzung entfernt nicht gewachsen. Immer schlugen sich die Einzelnen mit verzweifelter Tapferkeit, aber mit jedem Schritte verschlimmerte sich ihre Lage. Ein stürmischer Reiterangriff folgte dem andern, ein Bataillon nach dem andern wurde gebrochen, bei jedem Dorfe, jeder Waldung, wo die Polen Deckung suchten, fanden sie bereits den unermüdlichen Feind auf ihrem Wege. Endlich gegen Mittag kam auch die russische Artillerie heran, und ihr Eingreifen entschied nach zwei Stunden den Ausgang. Die polnischen Colonnen wurden sämmtlich zersprengt und, da die Soldaten sich mit wilder Erbitterung wehrten, zum größten Theile niedergemacht. Von etwa 10,000 Mann entkam Sierakowski mit wenigen hunderten, 500 wurden gefangen, alle anderen hatten unter den Schwertern der russischen Reiterei ihren Tod gefunden.

Diese Schreckensnachricht war es, welche in Warschau die tiefste Bestürzung hervorrief, und Kosciusko bestimmte, alle verfügbaren Kräfte gegen die drängendste Gefahr zu vereinigen. Denn wenn Polens Schicksal noch hinausgeschoben werden sollte, so war es unerläßlich, jenen Gegner, der so rasch und so gewaltig den vollen Ernst des Krieges über das Land brachte, gründlich zu besiegen. Kosciusko gab also Dombrowski den Befehl, aus Preußen nach Warschau zurückzukehren, und sandte an Mokranowski die Weisung, das lithauische Heer von Grodno südwärts nach Bielka zu führen, um von dort aus gegen die die östliche Flanke und den Rücken Suworow's thätig zu sein. Den General Kniaczewitsch ließ er mit etwa 2000 Mann den Trümmern Sierakowski's entgegengehen, und eilte selbst mit 8000 Mann von der Besatzung Warschaus ihm nach, um mit diesen vereinten Kräften Suworow in der Fronte anzugreifen, sobald die Lithauer weit genug nach Süden vorangekommen wären. Suworow hatte seinerseits nach dem letzten Siege in Brzesc Stellung genommen, zog einzelne Verstärkungen an sich, und wartete vor einem weiteren Eindringen in Polen auf Nachrichten von Derfelden, welcher damals eine Bewegung auf Grodno machte, und von Fersen, welcher, noch immer jenseit der Weichsel, durch Poninski von jedem Verkehre mit Suworow abgeschnitten war. Fersen war, wie sich denken

läßt, äußerst ungeduldig, seine Verbindung mit Rußland herzustellen, und erschöpfte Wochen lang alle Finten und Künste, um Poninski zu täuschen und den Uebergang über die Weichsel zu erzwingen. Gerade in den Tagen, in welchen Kosciusko sich gegen Suworow in Bewegung setzte, machte er einen neuen Versuch: durch verschiedene Scheinbewegungen brachte er in der That den General Poninski zu dem Glauben, daß er bei Pulawy überzugehen gedenke, und brachte, während dieser seine Streitkräfte dort anhäufte, die seinigen nicht weit davon entfernt bei Koszenice glücklich über den Strom. Hierauf sandte Poninski, stets in seinem Irrthum beharrend, dem Oberfeldherrn die Meldung, daß ein kleiner Theil der Russen auf das rechte Ufer gelangt sei: Kosciusko kam demnach zu dem raschen Beschlusse, diesen in die Weichsel zurückzuschleudern, ehe die Hauptmasse ihm zu Hülfe kommen könnte, und eilte mit seinen 10,000 Mann dem, wie er hoffte, ungleich schwächeren Feinde entgegen. Er kam bis Okrzeja, nur noch wenige Meilen von Fersen's Heer entfernt; dort ließen ihm die zahlreich einlaufenden Meldungen keinen Zweifel mehr über seinen Irrthum; wie aber die Dinge lagen, war eine Schlacht jetzt in jeder Hinsicht unvermeidlich. Er wich also in eine möglichst vortheilhafte Aufstellung bei Maciejowice, wo er sich verschanzte, und Poninski die Weisung gab, auf das Schleunigste sich mit ihm zu vereinigen. Aber für Fersen war jetzt die Krisis nicht weniger erklärt; er hatte hier keine diplomatischen Rücksichten gegen Preußen zu nehmen, und entschloß sich ohne Zaudern zum Angriff. In der Nacht vom 9. auf den 10. October schickte er den General Denisow mit vier Bataillonen, zehn Schwadronen und sechs Kosakenregimentern auf einem weiten Umwege durch Wälder und Sümpfe in die linke Flanke des Feindes; er selbst brach dann mit seiner Hauptmasse bald nach Mitternacht auf, um Maciejowice in der Fronte anzugreifen. Beide erreichten die polnischen Linien fast zu gleicher Zeit beim ersten Grauen des Morgens; es waren großen Theils die Truppen, welche den Aprilaufstand erlebt hatten, und vor Begierde brannten, den Schimpf ihrer Waffenehre und den Mord so vieler Kameraden endlich im Blute der Polen zu sühnen. Das wilde Handgemenge dauerte sechs Stunden; Kosciusko bot alle Hülfsmittel des Talents, seine Rekruten alle Kraft der Verzweiflung auf; endlich aber, bald nach Mittag, griff auch hier die russische Disciplin und Taktik durch, und die polnische Stellung wurde an mehreren Punkten überwältigt. Die Russen gaben an diesem Tage keinen Pardon, sondern hieben unter dem Rufe: denkt an Warschau, die Fliehenden unbarmherzig zusammen. 6000 Polen deckten mit ihren Leibern das Schlachtfeld, 1600 Mann waren verwundet und gefangen,

kaum 2000 retteten sich zu Poninski und mit diesem nach Warschau zurück. Kosciusko hatte bis zum letzten Augenblicke in dem Getümmel gefochten; als endlich Alles vorbei war, wandte auch er sich zur Flucht, wurde aber von einem alten Kosaken Potopyn eingeholt. Er ritt ein schlechtes ermüdetes Pferd, nachdem ihm zwei andere unter dem Leibe erschossen worden, und trug einen weißen Bauernrock, so daß sein Verfolger ihn nicht erkannte und, als der General sich nicht ergeben wollte, ihn durch einen Lanzenstich verwundete und mit einem zweiten Stoße sein Pferd durchbohrte. Es bäumte auf und stürzte mit weitem Sprunge in einen Sumpf; Kosciusko fiel über seinen Kopf hinweg und versank in den Morast bis an die Schulter. Noch einmal raffte er sich auf und suchte zu fliehen, da kam ein russischer Reiterofficier heran und hieb ihn in den Kopf, daß er ohne einen Laut zusammensank [1]). Er wurde nachher in das Schloß von Maciejowice getragen, dort sorgfältig verbunden, und später auf Suworow's Befehl nach Kiew unter die Hut des greisen Feldmarschall Romanzow gebracht.

Dieser Schlag war entscheidend in jedem Sinne. Es war die dritte mörderische Niederlage, es war eine neue große Einbuße an Menschen und Waffen, es war vor Allem der Verlust des unersetzlichen Führers, mit welchem die Vernichtung Polens besiegelt war. Mit ihm war das einzige Band zerrissen, welches die hadernden Factionen nothdürftig zusammengehalten hatte; die Soldaten verzweifelten vollständig an sich, an ihren Lenkern und ihrer Sache; ein einziges Gefühl dumpfer Entmuthigung lag auf dem Lande. Zwar ernannte auf Kollontai's Betreiben der Nationalrath den General Wawrzecki vom lithauischen Heere zum Oberfeldherrn, und wiederholte an alle Truppentheile den Befehl zur schleunigsten Vereinigung bei Warschau, um hier mit gesammelter Kraft die Russen ebenso wie vor einigen Monaten die Preußen abzuwehren. Aber es gab Niemand mehr in dem unglücklichen Lande, welcher noch an die Zukunft und an die Möglichkeit des Gelingens, geglaubt hätte. Die Bauern warfen ihre Sensen weg und verliefen sich zu Hunderten nach Hause; die Soldaten weinten, daß Vater Thaddäus dahin sei, sie glaubten sich überall von Verrath umgeben, und jubelten, wenn Jemand von der Hoffnung einer ehrenvollen Capitulation redete. Der Gedanke zu unterhandeln war jetzt in Warschau auch bei der bürgerlichen Bevölkerung kein todeswürdiges Verbrechen mehr;

---

[1]) Bericht eines Augenzeugen, Preuß. Militär-Wochenblatt, 1829, N. 702. Ebenso nach den Berliner Zeitungen, Moniteur 30. brum. Kosciusko selbst hat stets dagegen protestirt, daß er damals Finis Poloniae gerufen, North-American Review, Nr. 256, S. 366.

der oberste Kriegsrath hätte vermuthlich selbst den Antrag gestellt, wenn nicht neben Kollontai General Zajonczek auch in dieser gepreßten Lage mit voller Schärfe die Fortsetzung des Kampfes begehrt und jede Nachgiebigkeit als niederträchtigen Verrath gebrandmarkt hätte. Freilich die Mittel zur Rettung wußte auch er nicht zu schaffen. Wawrzecki erörterte, daß man auf dem linken Weichselufer sich gegen die Russen nicht behaupten könne, die dort gelegene Vorstadt Praga also räumen und niederbrennen, und sich allein durch den Strom gegen die Russen schützen müsse. Zajonczek stimmte bei, und meinte selbst, daß man dann noch Kräfte genug zu weiteren Angriffen auf Preußen übrig behalten würde. Allein kaum begannen sie ihren Plan dem Nationalrathe zu entwickeln, als dieser die völlige Unmöglichkeit desselben erklärte, da die Russen von Praga aus ein jedes Haus in Warschau zusammenschießen könnten, und bei einem solchen Unheil die Bevölkerung sofort die Capitulation erzwingen würde. Hierauf beschloß man endlich, Praga ebenfalls zu vertheidigen, und fing an um den Ort umher Schanzen und Wälle aufzuwerfen. Ein geringer Trost bei der allgemeinen Niedergeschlagenheit war es, daß es dem Fürsten Poniatowski durch wiederholte Angriffe auf den preußischen Cordon an der Bzurra gelang, die Aufmerksamkeit des unsichern und ängstlichen Grafen Schwerin völlig in Anspruch zu nehmen, so daß Dombrowski und Madalinski, noch über 4000 Mann stark, sich glücklich ihren Verfolgern entzogen und auf polnischen Boden zurückgelangten. Der König von Preußen wüthete über diese Nachlässigkeit seiner Officiere, und bedrängte sie um so ernstlicher mit wiederholten Befehlen, gegen Warschau vorzugehen und den Russen nicht allein den Ruhm des entscheidenden Handelns zu überlassen. Aber war es nun persönliche Unfähigkeit seiner Generale oder das Nachwirken des übeln Beispiels, welches der Feldzug im Sommer gegeben, die preußischen Truppen verharrten in schlaffer Unthätigkeit, und begnügten sich, in einzelnen Vorpostengefechten ihre Stellung an der Bzurra und dem Narew zu behaupten.

Suworow hatte indessen gleich auf die Nachricht von der Schlacht bei Maciejowice sowohl an Fersen als an Derfelden die Weisung gesandt, ohne längeres Zaudern gerades Weges auf Warschau zu marschiren und sich mit ihm einige Meilen vor Praga, bei Minski, zu vereinigen. Die Eile, mit welcher auf Suworow's heftiges Betreiben diese Märsche vollzogen wurden, gereichte sofort einem dritten polnischen Heere zum Verderben, dem lithauischen, welches sich eben damals in Folge der früheren Befehle Kosciusko's von Grodno herüber in drei Colonnen nach Warschau zurückzog. Eine derselben traf mit Derfelden zusammen, erlitt

einigen Verlust, wickelte sich aber durch schleuniges Weichen aus dem Gefechte heraus, und gelangte dann unangefochten in die Hauptstadt. Die zweite stieß überhaupt auf keinen Feind. Dagegen fiel die dritte, unter General Mayen, in die Hände Suworow's und Fersen's, welche so eben ihre Vereinigung bei Minski vollzogen hatten und den Polen bei Kobilka am 26. October dieses Mal auch mit starker Uebermacht entgegentraten. Es war ein Schlagen wie bei Brzesc, der ungleiche Kampf eines zwar tapfern, aber lockern und ungeübten Fußvolks mit einer trefflich geführten, siegessichern, ungestümen Reiterei. Der größte Theil der Colonne wurde zersprengt und aufgerieben, und durch dieses neue Unheil die Entmuthigung der polnischen Truppen in Warschau vollendet. Mokranowski legte gleich nach der Ankunft seine Führerstelle nieder: im Grunde war bei Allen nur eine Stimme, daß die schwachen Erdwerke von Praga nicht haltbar seien. Ignaz Potocki meinte, lieber, als sich den Schrecknissen eines Sturmes aussetzen, solle man die Truppen vor den Schanzen irgend eine Defensivstellung nehmen lassen; Zajonczek aber erklärte das für eine halbe Maßregel, wenn man nicht auch die den Preußen gegenüberstehenden Heerestheile rasch nach Praga sammele, und dann mit starker Ueberzahl einen letzten Angriff auf Suworow versuche. Auf ein so verzweifeltes Mittel wollte dann wieder kein Anderer eingehen, weil man den Preußen doch das Feld nicht ganz frei lassen dürfe, und so blieb es auch jetzt wie früher bei dem Beschlusse, die Schanzen vor Praga zu decken, so lange es angehe. Während dieser fruchtlosen Berathungen hatte ihr unerbittlicher Gegner nicht einen Augenblick verloren. Gleich nach dem Siege von Kobilka ließ er alle Vorkehrungen zu einem Angriffe auf Praga mit stürmender Hand treffen. Zugleich wandte er sich mit nachdrücklichen Aufforderungen an die Preußen, an den General Schwerin, an den König selbst, auf dem linken Weichselufer durch eine engere Einschließung und Bestürmung Warschaus seine Operationen zu unterstützen. Jene traurigen Eifersüchteleien des Sommers lagen dem starken und geraden Sinne des Generals entfernt; er sah nur auf den großen Zweck des Krieges, die möglichst rasche Vertilgung des verhaßten Aufstandes, und nahm dazu die preußischen wie die eigenen Kräfte in Anspruch. In seiner heftigen und oft durch ihre Hast verwirrten Redeweise schrieb er an Schwerin den 30sten: „Sobald der General Derfelden zu mir stößt, welches in etlichen Tagen geschehen muß, so gehe ich mit festem Schritte entscheidend auf Praga los. Warschau soll nicht mehr sein: empörende Brüder an diesem Ufer wandern sehen, sie vertilgen, und zum schreckenvollen Anblick der treulosen Hauptstadt die Fahnen der großmächtigsten Monarchin dort aufstecken, das ist der große Zweck.“

Bei allem nationalen Grimme gegen die Polen ging jedoch sein Wunsch auf eine Unterwerfung durch Vertrag; wesentlich in diesem Sinne begehrte er die Mitwirkung der Preußen, um die Stadt durch die zunehmende Hungersnoth zur Nachgiebigkeit zu bringen. Allein Schwerin blieb in seiner stumpfen Ruhe; in Warschau wagte die Friedenspartei nicht geradezu hervorzutreten, und Derselben langte am 1. November in Kobilka an. Darauf bezog Suworow am 3. ein Lager dicht vor den Verschanzungen Pragas, und gab noch an demselben Tage alle Befehle für den Sturm am folgenden Morgen. An Schwerin schrieb er, wenige Stunden vor dem Beginne des Kampfes: „Mit Gottes Hülfe hoffe ich weitere Fortschritte zu machen. Die herrschende Partei der Verzweifelten macht wenig Anschein zu einer Capitulation; ihr Schicksal sei also das kalte rauchende Schwert, das sie sich selbst auf den Nacken ziehen." Er zeichnete dann sogleich die weiteren Schritte nach der Einnahme von Praga, hoffte auf gleichzeitiges Erscheinen Schwerin's auf der Westseite Warschaus, und meinte, dann würden Hunger und Noth oder einige entschlossene Stunden des Kampfes das große Werk vollenden, in welchem Falle er mit dem besten Herzen die Ehre dieses erhabenen Zwecks mit Preußen theilen würde.

Gleich nach Mitternacht, 4. November, begannen die Truppen die Anlage von drei großen Batterien, von 22, 16 und 48 Geschützen, und eröffneten gegen 3 Uhr Morgens daraus ein heftiges Feuer gegen die feindlichen Verschanzungen. Eine so nachdrückliche Beschießung brachte die Polen auf den Gedanken, daß Suworow nicht einen plötzlichen Ueberfall, sondern eine regelmäßige Belagerung beabsichtige; immer sandte Zajonczek, welcher mit dem Lithauer Jasinski in Praga den Befehl übernommen hatte, nach Warschau hinüber, und bat Wawrzecki, so viel Bürgerwehren wie möglich ihm zur Verstärkung nach Praga zu schicken. Er hatte ungefähr 8000 Mann an Linientruppen, und was von streitfähigen Männern unter den Einwohnern Pragas existirte, etwa 1800 Mann; dazu führte Wawrzecki in höchster Eile jetzt noch 3000 Warschauer Bürger hinüber. Die Verschanzung lief in weitem Abstande von den Häusern in großem Bogen um die Vorstadt herum; ein zweites Erdwerk lag dahinter zum unmittelbaren Schutze des Ortes. Das Feuer der russischen Batterien wurde mit jedem Augenblicke heftiger; darüber bemerkten die Polen nicht, daß die russische Armee, damals 22,000 Mann, in dem Dunkel der Winternacht sich dicht vor den Verschanzungen in sieben Colonnen zum Angriffe aufstellte. Um 5 Uhr gab Suworow durch das Steigen einer Rakete das verabredete Zeichen, und die Truppen, alle den Gedanken an die Warschauer Bluttage im

Herzen, und zum Theil durch Branntwein, zum Theil durch die Sicherheit des Sieges berauscht, stürzten sich mit unendlicher Wuth in den Graben, und dann sofort den Abhang der Schanzen hinan. Die Polen, in der Verwirrung der letzten Tage schlecht verpflegt, matt vor Hunger, Frost und Niedergeschlagenheit, waren völlig überrascht, und leisteten nur an wenigen Stellen ernsthaften Widerstand. Jasinski, der seinen Freunden erklärt hatte, eine Niederlage nicht überleben zu wollen, fiel im Handgemenge; Zajonczek wurde in der ersten Stunde schwer verwundet: als der Tag anbrach, sah er auf allen Punkten die Seinen in wilder Flucht, und entkam mit Mühe über die Brücke nach Warschau, fast in demselben Augenblicke, in welchem die erste feindliche Colonne den Eingang derselben erreichte, und damit der großen Masse der polnischen Besatzung den einzigen Weg zur Rettung abschnitt. Führerlos und verzweifelt wie diese Menschen waren, setzten sie, wo eben jeder stand, den Kampf fort; die Russen fochten mit namenloser Erbitterung, eine Zeit lang ohne Quartier zu geben noch Gefangene zu machen, und da die fliehenden Bürger in ihren Wohnungen Versteck suchten, so zogen sie die Waffen der Verfolger auch dorthin sich nach. Eine Menge wehrloser Menschen, Greise, Frauen und Kinder wurden erschlagen; ein zufällig anwesender preußischer Officier suchte einen Knaben vor dem Bajonnet eines Russen zu retten, erhielt aber von diesem die Antwort: fort mit ihm, wenn er groß wird, so ermordet er einen meiner Brüder — und sah, wie der Mensch das Kind niederstach. Zugleich zündete das Feuer der Geschütze den Ort an mehreren Punkten an; brennende Häuser stürzten über den Leichenhaufen zusammen und sperrten mit ihren Trümmern die Straßen, während am Strome hunderte und aber hunderte verzweifelter Flüchtlinge den letzten Ausweg in den Wellen suchten, und, von feindlichen Kugeln verfolgt, in jämmerlicher Weise ertranken. Endlich gelang es den russischen Führern, auf der Gräuelstätte ihre Stimme geltend zu machen, die Reste der Polen von längerem Widerstande und die eigenen Truppen von weiterem Schlachten abzuhalten, und mehrere tausend Polen als Gefangene aus dem rauchenden Schutte hinwegzubringen. Es war 9 Uhr Morgens, als die Russen sich im vollständigen Besitze Pragas sahen: nur vier Stunden hatte der Kampf gedauert, aber in diesen waren 1400 Russen getödtet oder verwundet worden, es waren 2000 Polen in den Fluthen des Stromes umgekommen und mehr als 10,000 unter dem feindlichen Schwerte gefallen [1]). Das war Polens Ende.

[1]) Suworow's Leben II, 236 berechnet die polnische Besatzung auf 30,000 Mann, die Zahl der Todten auf 15,000, die der Gefangenen auf 14,000. Die polnischen

In Warschau heulten unterdeß die Sturmglocken; die Soldaten standen in muth- und machtloser Wuth in größeren und kleineren Gruppen zusammen; der Pöbel rannte, Verrath schreiend, in wilder Aufregung durch die Straßen. Die Brücke war abgebrochen, um einen plötzlichen Einbruch der Russen zu hindern: so sah man, ohne eine Möglichkeit zu helfen, die Flammen Pragas zum Himmel aufschlagen, hörte den Donner der Schlacht und das Geschrei der Sterbenden, und wurde seit Mittag durch die Kugeln einer am Ufer aufgeführten russischen Batterie selbst bedroht. Nach einer Nacht voll grenzenloser Angst und Verwirrung kam am folgenden Morgen der Stadtrath zu dem Beschlusse, um jeden Preis ein Ende zu machen, und schickte eine Gesandtschaft an den russischen Feldherrn, um seine Bedingungen zu erfahren, und im Namen der Bürgerschaft einen Waffenstillstand zu erflehen. Suworow hatte am 4. November mit dem vollen Selbstbewußtsein des Siegers seine Truppen auf den Wällen von Praga erblickt; er hatte dem Grafen Schwerin in dieser Stimmung statt jedes weiteren Berichtes den kurzen Brief geschrieben: hier bin ich, mit meinen mit Siegeskränzen geschmückten Truppen [1]). Bei dem Anblicke aber der blutgetränkten Straßen war er tief erschüttert, ließ die polnischen Gefangenen auf das Beste pflegen, und gab auch jetzt den Deputirten den erwünschtesten Bescheid. Wenn die polnischen Truppen ohne Zaudern die Waffen niederlegten, sollte ihnen die Freiheit, Sicherheit des Lebens und der Güter gewährt sein; ebenso werde den Einwohnern nicht die geringste Verletzung an Personen und Gütern widerfahren, und volle Vergessenheit des Vergangenen verbürgt werden. Die Bevollmächtigten waren freudig überrascht, und wünschten dem General für seine Milde zu danken. Als sie in sein Zelt traten, fanden sie ihn auf der Erde sitzend; bei ihrem Anblicke aber sprang er auf, rief ihnen Friede, Friede entgegen, umarmte sie, und bat sie nur um möglichst schnellen Abschluß. Allerdings bedurfte es noch einiger Tage, ehe bei dem aufgelösten Zustand in Warschau irgend eine Festsetzung möglich war. Die Mehrzahl der Truppen desertirte freilich zu Hunderten und bald zu Tausenden; manche aber wollten von Entwaffnung nichts hören, und fanden unter dem Pöbel eine Menge

Berichte sagen, daß außer der Besatzung 15,000 friedliche Einwohner umgebracht worden seien. Jedoch hatte Praga 1788 nach Büsching's präciser Angabe nur 6680 Einwohner, und von diesen hatten (Treskow 316 nach einem Augenzeugen) 1800 mitgefochten.

[1]) Ob die bekannte Version seines Briefes an den König von Preußen ächt ist: „Praga raucht, Warschau zittert. Auf den Wällen von Praga. Suworow." — weiß ich nicht zu sagen.

gefährlicher Genossen, so daß es in der Nacht vom 6. auf den 7. November zu einem Auflaufe kam, bei welchem die dem Stadtrathe befreundeten Bürger mit Waffengewalt die Entführung des Königs Stanislaus hindern mußten. Am 7. brachte jedoch Wawrzecki die Reste des Heeres aus Warschau hinaus, worauf dann die Capitulation mit Suworow förmlich unterzeichnet wurde, und am 8. die Russen in feierlichem Einzuge Besitz von der Hauptstadt ergriffen. So entsetzlich war die Zerrüttung und Spannung der letzten Tage gewesen, daß eine Menge der Einwohner sich beinahe mit dankbarer Freude dem Unterwerfer ihres Volkes entgegen drängten, da er ihnen wenigstens Ruhe und persönlichen Frieden versprach. Suworow selbst war bewegt, und wir dürfen wohl glauben, daß es aus seinem Herzen kam, wenn er bei Empfangnahme der Schlüssel der Stadt in die Worte ausbrach: allmächtiger Gott, habe Dank, daß du mich diese Schlüssel nicht so theuer hast bezahlen lassen, wie — die Stimme versagte ihm; er blickte auf Praga zurück, das Volk umher brach in Weinen und Schluchzen aus. Er ritt dann schweigend durch die grüßende Menge hindurch in sein Quartier; der größere Theil der Truppen zog ohne Aufenthalt aus Warschau weiter, um die Entwaffnung des polnischen Heeres zu vollenden. Es bedurfte dazu noch zehn Tage, bis dessen Trümmer vollständig zerstreut wurden, und endlich auch Wawrzecki, welcher südwärts nach Sendomir gerückt war, die Waffen streckte. Madalinski, der sich vorher von ihm entfernt hatte, wurde in Südpreußen, Zajonczek von Harnoncourt auf der Flucht nach Galizien festgehalten. Den polnischen Officieren, welche ihr Wort auf ruhiges Verhalten gaben, hielt Suworow die Verheißungen der Capitulation, und entließ sie unangefochten in ihre Heimath. Dagegen wurden die politischen Häupter Ignaz Potocki, Zakrzewski, Kapustas, Kilinski auf Befehl der Kaiserin nach Petersburg geschickt, dort aber in leidlicher Haft gehalten.

So schloß in völligem Untergang die letzte Gesammterhebung der polnischen Nation. Es trat ein, was geschehen mußte, nachdem ein großes und begabtes Volk den politischen und sittlichen Selbstmord durch zwei Jahrhunderte hindurch an sich vollzogen hatte. Es brach herein mit erschütternder Gewalt, über Schuldige und Unschuldige, in einer Katastrophe, wie sie die Welt seit der Zerstörung Jerusalems nicht furchtbarer gesehen hatte. Man würde bei einem solchen Bilde an Recht und Vorsehung verzweifeln, sähe man nicht auch hier, daß die Nationen nur dann altern und sterben, wenn sie vorher sich selbst zu Grunde gerichtet haben. So hat Polen geendet, durch die eigenen Sünden außer Stande, den geharnischten Nachbarn zu widerstehen.

Was aber diese betrifft, so sollten sie auf der Stelle erfahren, was es sterblichen Menschen bedeutet, sich zu Werkzeugen einer richtenden Vorsehung aufzuwerfen. Sie sahen sich jetzt auf der Höhe des Erfolges, ein jeder im Besitz weitausgedehnter Provinzen des geopferten Landes. Aber an der Beute klebte ihnen unlösbar das Gift der eigenen und der fremden Schuld, und mit dem Gewinne kam im Augenblicke des Ergreifens auch über sie die Vergeltung. Sie kam aus dem bittern, unlöslichen Zwiespalte, der sie unter einander seit dem Ursprung des Krieges trennte, der im Verlaufe desselben immer tiefer, immer heißer geworden war, und jetzt in plötzlichem Ausbruch die gesammte, seit fünf Jahren Europa belastende Krisis zu unseliger Entscheidung führen sollte.

Viertes Capitel.

Oesterreichisch-russischer Theilungsvertrag.

Wir wir gesehen haben, beantragte Rußland im August bei Preußen den Beginn einer abschließenden Verhandlung über Polens Schicksal. Der König, welcher eine solche Eröffnung mit seit Monaten mit Ungeduld erwartete, war über seine Wünsche in der großen Frage vollständig im Klaren. Die Instruction seines neuen für Petersburg bestimmten Gesandten, des Grafen Tauenzien, bewegte sich um folgende Grundgedanken[1]). Nach dem Ausbruche des polnischen Krieges sei eine dritte Theilung viel besser motivirt, als die beiden vorhergehenden, und mit Sicherheit vorauszusehen, wenngleich die Kaiserhöfe sich darüber noch nicht dem Könige eröffnet hätten. Oesterreich insbesondere werde dabei nicht unthätig bleiben, sondern nach seinem Kriegsunglück in Belgien sich beeilen, mit Frankreich Frieden zu machen, und seine Entschädigung in Polen zu suchen. Freilich könne der Kaiser, obwohl er ein kleines Truppencorps in Lublin habe einrücken lassen, seine Ansprüche mit jenen Preußens, welches gegen Polen in voller Macht aufgetreten sei, nicht vergleichen. Der König wünsche für sich alles Land zwischen Schlesien, Südpreußen und der Weichsel zu empfangen. Er halte es für nützlich, wenn zwischen der preußischen und russischen Erwerbung ein schmaler Grenzstreifen bleibe. Dies Fürstenthum denke er Suboff anzubieten, unter der Bedingung, daß er Preußen gegen die österreichischen Zumuthungen unterstütze, und dafür wirke, daß der preußische Antheil

---

[1]) Die Skizze dazu gab nach Lucchesini's Vorschlägen der König schon am 1. Juli; ausgefertigt wurde sie in Berlin am 11. Juli, an Tauenzien abgesandt am 20. August. Dies, wie alles zunächst Folgende, aus den Acten des preußischen Staatsarchivs.

weiter vergrößert werde durch einen Streifen Szamaitens zwischen der Ostsee, der kurischen Grenze und dem Flusse Windau, durch den Rest des Palatinates Plock, und durch ein kleines Stück von Masovien vom rechten Narewufer bis Pultusk. Nach den Umständen möge Tauenzien ein ähnliches Fürstenthum wie für Suboff so auch für Nassau-Siegen zu erwirken suchen.

Was die Form seines Auftretens betraf, so wurde der Gesandte angewiesen, sich in die äußerste Schweigsamkeit zu hüllen, schlechterdings abzuwarten, welche Eröffnungen Rußland zu machen hätte, und erst in deren Beantwortung die Grundsätze seiner Instructionen geltend zu machen.

Tauenzien, welcher am 19. August in Petersburg anlangte, fand dort zunächst eine sehr freundliche Aufnahme, und gab sich für einen Augenblick der Hoffnung hin, ohne große Mühe den österreichischen Einfluß überwinden zu können. Es war die Zeit, in welcher der König die Belagerung von Warschau begann, und nichts wahrscheinlicher war als ein rascher und vollständiger Triumph seiner Waffen. Aber je mehr sich die preußische Kriegführung in Polen verwickelte, desto kühler wurde für Tauenzien die Luft des russischen Hofes. Ich bin erstaunt, schrieb er Anfang September, über die Gleichgültigkeit, mit welcher man in der jetzigen Lage das Verhältniß zu Preußen hier behandelt; das österreichische System hat bereits zu feste Wurzeln geschlagen; es ist mir nicht möglich gewesen, irgend eine Mittheilung über Polen von den russischen Ministern zu erlangen. Darüber kam die Nachricht von dem Rückzuge der Preußen von Warschau an. Bei der nächsten Audienz erschien die Kaiserin mit lachendem Gesichte; kein Mensch hätte vermuthen können, daß sie etwas Ungünstiges vom Kriegsschauplatze vernommen hätte. An Tauenzien ging sie schweigend vorüber. Markoff redete nachher diesen an, um in lehrhaftem Tone die Nothwendigkeit einer besseren Harmonie zwischen Preußen und Oesterreich zu erörtern, so daß Tauenzien das Blut kochte, und er in stolzer Höflichkeit das Gespräch abbrach. Einige Tage später, als er dem Vicekanzler Ostermann den Empfang seiner Instructionen anzeigte und sich zu jeder weiteren Unterhandlung ermächtigt erklärte, sagte ihm Ostermann, welch unendlichen Kummer der Kaiserin die Aufhebung der Belagerung von Warschau gemacht habe, und bezeichnete sie auch im militärischen Sinne als einen Fehlgriff, da mit dem Falle Warschaus der südpreußische Aufstand von selbst erloschen sein würde. Tauenzien hatte dagegen nichts Erhebliches geltend zu machen, und hob seinerseits den Schaden hervor, welchen Fersen's Rechthaberei der Sache gethan, konnte aber mit einer

solchen Andeutung den gereizten Ton des Gespräches nur verschlimmern. Im Allgemeinen überzeugte er sich übrigens mit jedem Tage mehr, daß die Russen keinen andern Gedanken über Polen hatten, als eine vollständige Theilung des Landes. Alle Minister ohne Ausnahme redeten darüber in gleichem Sinne: jeder Rest, welchen man etwa noch bestehen lasse, würde immer frische Verlegenheiten verursachen, und nach kurzer Zeit unter immer neuen Verwicklungen von den Mächten ebenfalls besetzt werden müssen. Die Conferenzen, sagten sie, würden in kürzester Frist eröffnet werden.

Indessen verging ein Tag nach dem andern, und Tauenzien, durch die höfliche Kälte der Russen gereizt, über die unruhige Geschäftigkeit des österreichischen Botschafters in Sorgen, und überhaupt von Natur etwas erregbarer, als es bei diesem Spiele rathsam war, Tauenzien entschloß sich endlich, am 7. October, seinerseits das Eis durch einen vertraulichen Angriff auf Suboff zu brechen. Bei einem stillen abendlichen Besuche enthüllte er ihm die gnädigen Absichten, welche der König hinsichtlich der fürstlichen Ausstattung des Günstlings hege, machte aber zu seiner lebhaften Enttäuschung nur sehr geringen Eindruck. Suboff sprach seine tiefgefühlte Dankbarkeit aus, bezeichnete sich aber als ganz unzulänglich für eine so hohe Stellung, und fürchtete die Unausführbarkeit des ganzen Planes. Er sehe nicht, wo bei den Absichten der Kaiserin ein Platz für ein solches Herzogthum übrig bleibe, und müsse auch einen Widerspruch von österreichischer Seite besorgen. Wenn Preußen und Rußland einig sind, sagte Tauenzien, so kann der Kaiser einen Protest nicht aufrecht halten. Suboff entgegnete darauf nichts, sondern fragte statt dessen, was denn Preußen für sich selbst begehre, und endigte, als Tauenzien hierüber eine Auskunft weigerte, die Unterhaltung mit der Bitte um einige Tage Bedenkzeit.

Die Russen verfehlten nicht, die Ungeduld, welche Tauenzien durch diesen mißlungenen Schritt an den Tag gelegt hatte, auf das Beste auszubeuten. Bei dem nächsten Wiedersehen mit Ostermann forderte der Kanzler geradezu eine Denkschrift über die Ansprüche Preußens als eine nothwendige Vorbereitung der eigentlichen Conferenzen. Tauenzien lehnte es ab, nach dem Inhalte seiner Instruction, und nach dem richtigen Gefühl, daß Rußland die beiden deutschen Mächte zuerst zu hören wünsche, um dann den Schiedsrichter zwischen ihnen zu machen. Am Abend war er wieder bei Suboff, welcher ihm die entschiedene Unmöglichkeit des für ihn vorgeschlagenen Fürstenthums erklärte, und dann den Wunsch der Kaiserin mittheilte, vor dem Beginne der Conferenzen vertrauliche Mittheilungen von jedem der beiden Höfe zu erhalten.

Tauenzien wiederholte seine Verneinung und lenkte das Gespräch auf die österreichischen Ansprüche. Zu seinem Verdrusse entwickelte ihm Suboff die Nothwendigkeit, Oesterreich für seine Anstrengungen gegen die französische Revolution in reichlicher Weise zu belohnen, da sich außerhalb Polens nirgendwo eine Entschädigung für den Kaiser finden wolle. Der Gesandte räumte das ein, betonte aber den Unterschied zwischen den reellen Ansprüchen Preußens als einer in erster Linie gegen Polen kriegführenden Macht, und den Wünschen Oesterreichs, welche dort keinen andern Titel als die Convenienz der europäischen Machtverhältnisse hätten. Hiergegen machte Suboff keine Einwendung weiter: es war jedoch klar, daß Alles eben auf die Frage ankam, in wie weit man jener Convenienz zu Gunsten Oesterreichs folgen würde.

Von nun an verging kein Tag, an dem nicht von irgend einer Seite die Aufforderung wiederholt worden wäre, Tauenzien solle die preußischen Forderungen einreichen. Suboff fuhr fort, ihm ein ganz persönliches Zutrauen entgegenzubringen, und selbst Markoff entzündete den diplomatischen Ehrgeiz des Gesandten mit schwach verhüllten Andeutungen, daß Alles gut werden würde, wenn Preußen nur mit voller Offenheit der Kaiserin entgegenkomme. Am 21. October meldete Tauenzien also seiner Regierung, er habe nicht länger widerstehen können und sich dem russischen Begehren gefügt. Er hatte in seinem Antrage die preußische Forderung noch über seine Instruction hinaus gesteigert, und als Verbindung zwischen Pultusk und Szamaiten alles Land am Narew zwischen Zakrozyn und Tykozyn, und dann die Linie des Niemen zwischen Grodno und Kauen begehrt, im Ganzen ein Gebiet von ungefähr 1300 Quadratmeilen. Oesterreich könnte dann die Palatinate Lublin und Chelm, und vielleicht einige volhynische Bezirke erhalten. Suboff meinte, als er es gelesen, die Forderung sei allerdings etwas ansehnlich, jedoch verhieß er sowohl als Markoff und Ostermann, das Möglichste bei der Kaiserin zu thun. Nur, setzte er hinzu, werde ein eben auftauchendes Gerücht über eine preußische Friedensunterhandlung mit den Franzosen hoffentlich unbegründet sein, da Catharina keine tiefere Kränkung als einen solchen Vertragsbruch Seitens ihres hohen Verbündeten erfahren könne. Tauenzien beeilte sich, dem Gerüchte als einer völlig haltlosen Verläumdung zu widersprechen.

Drei Tage später lief der Bericht über Fersen's Sieg, Kosciusko's Gefangenschaft und Suworow's Marsch auf Warschau ein. An dem Ausgang konnte Niemand zweifeln; das stolze Selbstgefühl der Russen war endlich von jedem Zwange der Verhüllung frei geworden Catharina's Entschließung stand vom ersten Augenblicke an fest. Gleich nach

der Ueberreichung der preußischen Note schickte sie einen Courier nach Wien und begehrte für den kaiserlichen Gesandten, den Grafen Cobenzl, die Vollmacht zum definitiven Abschlusse. Am 30. October erhielt dann Tauenzien die russische Antwort auf seine Note. Sie begann mit der Versicherung, daß Rußland ganz einverstanden mit Preußens Aeußerung sei, nach welcher die gänzliche Theilung Polens im Interesse der eigenen Sicherheit nicht länger verschoben werden könne. Indem sie so die erste Anregung zu dem Schritte, ganz wie 1793, dem preußischen Hofe zuschob, ging sie dann auf Oesterreichs Wünsche über. Nöthig sei eine Abkunft, welche alle Furcht und Eifersucht ausschließe. Die Kaiserin habe Gelegenheit gehabt, die Stimmung Oesterreichs zu erforschen: dieses betrachte Krakau und Sendomir als wesentliche Bollwerke Galiziens, und werde niemals dem preußischen Plane zustimmen. Deshalb richte die Kaiserin an Preußen die Bitte, auf jene beiden Palatinate zu verzichten. Für sich selbst habe sie nur den Wunsch, durch eine klare und reine Grenze die nachbarliche Freundschaft zu sichern. Die Natur selbst habe eine solche gezogen, hier durch den Lauf des Bug, dort des Niemen. Endlich müsse sie auf der bisherigen Abgrenzung Preußens gegen Kurland bestehen, da Rußland in den beiden ersten Theilungen keine Handels- oder Seestadt erhalten habe, und sich gerade an der Küste jetzt nicht verkürzen lassen könne.

Genehmigt also war hiermit für Preußen die von Tauenzien beantragte Erwerbung des Striches am Narew und Niemen, sodann die ursprüngliche Forderung des Landes westlich der Pilica und Weichsel nebst Warschau: verworfen dagegen war der Anspruch auf Krakau, Sendomir und Szamaiten, und die beiden ersten Bezirke für Oesterreich, der letzte für Rußland vorbehalten. Der Unterschied zwischen dem russischen und dem preußischen Plane ergab für Preußen einen Ausfall von mehr als 600 Quadratmeilen mit 800,000 Einwohnern, von denen Rußland etwa ein Fünftel sich selbst und vier Fünftel dem Kaiser Franz zuwenden wollte. In dem Streite zwischen den beiden deutschen Mächten hatte es damit seinen Ausspruch rund und unbedingt zu Oesterreichs Gunsten abgegeben. Wir haben sattsam wahrgenommen, mit welchen Fehlern Preußen seine Lage so weit verschlimmert hatte; wir werden bald sehen, durch welche Mittel Thugut zu diesem großen Ergebniß hindurch gedrungen war.

Eine solche Abweisung nach so viel zutraulicher Freundschaft erschütterte Tauenzien tief. Im ersten Schrecken kam er auf den Gedanken, der König möge ihn nach Wien schicken, wo er den Kaiser, zu einer Ausdehnung seines Antheils nicht auf preußische, sondern auf

russische Kosten zu bestimmen hoffte, ein Plan, dessen Unthunlichkeit nur zu sehr auf der Hand lag, und ihm eine bitter sarkastische Lection Lucchesini's zuzog. Um das Maß seines Leidwesens zu füllen, kam eben jetzt aus Berlin die Meldung von dem Bruche des Haager Vertrags und dem befohlenen Rückzuge Möllendorf's vom Rheine. Die Kaiserin, sagte Ostermann, will nicht urtheilen, ob in der streitigen Frage Preußen oder England im Rechte ist; aber sie begreift nicht, gegen wen in Polen jetzt noch Preußen vermehrter Streitkraft bedürfen sollte. Sie glaubt, fuhr er mit gesteigertem Tone fort, daß Preußens Ruhm bei dem französischen Kriege betheiligt ist; sie meint, daß Preußen sich von dem englischen Gelde nicht so abhängig zeigen sollte: sie sieht, wie sehr sie Recht hatte, keine russischen Truppen zur Verfügung einer so mißgestimmten Coalition zu stellen. Wie glänzend, schloß der Minister, unterscheidet sich hiervon das Benehmen Oesterreichs, welches unausgesetzt trotz aller Opfer den regsten Eifer für den französischen Krieg zeigt. Noch stärker sprach sich Markoff aus. Man hat, rief er, in Preußen bereits die Wohlthaten des Vertrags von 1793 vergessen; man will übersehen, daß Südpreußen eine Entschädigung nicht für einen, sondern für vier bis fünf Feldzüge ist; man setzt sich willkürlich über den bestimmten Artikel des Vertrags hinweg, in welchem man steten Kampf bis zur Unterdrückung der französischen Revolution versprochen hat. Und während die Minister zu Petersburg in so hochfahrend drohendem Tone redeten, erhob gleichzeitig Suworow sein mächtiges Schwert zum tödtlichen Streiche auf Polens Unabhängigkeit. Gewaltiger als jemals früher entfaltete sich die russische Macht, und stellte sich zugleich in unverhülltem Widerstreit den preußischen Ansprüchen gegenüber. Wie ein Hohn klang Ostermann's Frage, gegen wen denn Preußen sich in Polen stärken müsse.

Ende October waren diese Einzelnheiten in Berlin noch unbekannt, aber schon damals zeigte jeder Bericht aus Wien und Petersburg die feindselige oder doch völlig kalte und ungünstige Stimmung der bisherigen Verbündeten. Man ermißt also leicht den Eindruck auf den König, als er in diesem Augenblicke die ihn durchaus überraschende Kunde erhielt, daß der siegreiche bisherige Feind zu Frieden und Freundschaft bereit sei und die beste Gesinnung für ein erfreuliches Abkommen zeige.

Feldmarschall Möllendorf hatte fort und fort von Schmerz aus Basel günstige Berichte empfangen. Die Franzosen trauten Anfangs nicht recht, und meinten, da der Unterhändler keine Vollmacht des Königs vorweise, sei seine Sendung eigentlich nur eine Kriegslist des preußischen Feldherrn zur Einschläferung der republikanischen Generale.

Immer aber setzten sie die Gespräche fort, und Bacher versicherte, daß der Wohlfahrtsausschuß bereit sei, gegen Freilassung der beiderseitigen Kriegsgefangenen[1]), die besetzten preußischen Provinzen glimpflich zu behandeln, er sei auch nicht abgeneigt, zunächst ohne Abschluß eines förmlichen Waffenstillstandes, die Feindseligkeiten zwischen beiden Heeren factisch einzustellen, wenn Möllendorf sich herbeilasse, nach dem Beispiele der Oesterreicher das linke Rheinufer zu räumen. Als nun der Feldmarschall am 19. October in Folge des englischen Bruches seinerseits den königlichen Befehl zum Rückzug über den Rhein erhielt, glaubte er hiernach in der Lage zu sein, den Heimlichkeiten ein Ende zu machen und den König von seinen Baseler Verhandlungen in Kenntniß zu setzen; er sandte zu diesem Behufe seinen Adjutanten Meyerinck, den bisherigen Correspondenten des Schmerz, nach Berlin. Auch auf der deutschen Seite hatte der Feldmarschall in gleichem Sinne weiter gearbeitet. Da die schwedisch-dänische Vermittlung, wie sie der Churfürst von Mainz für das deutsche Reich beantragt hatte, in Berlin unzweckmäßig erschienen war, so meldete jetzt Meyerinck, der Churfürst wolle seinen Antrag dahin abändern, daß das Reich anstatt jener nordischen Höfe den König von Preußen zur Friedensvermittlung auffordern möchte. Zugleich sprach der Major nach seinen Baseler Erkundigungen die Ueberzeugung aus, daß Frankreich mit einem solchen Entschlusse des Königs vollkommen einverstanden sein würde. Das Gewicht dieser Mittheilungen wurde sofort durch eine ganze Reihe entsprechender Nachrichten verstärkt. Der Mainzer Antrag hatte schon jetzt im deutschen Reiche vielfachen Wiederhall gefunden. Nach einander meldeten sich die Landgrafen von Cassel und Darmstadt, der Herzog von Zweibrücken und der Churfürst von Trier um preußische Verwendung bei den vordringenden Franzosen. Der fränkische, der oberrheinische und der churrheinische Kreis kamen zu dem Beschlusse, zugleich den Kaiser und Preußen um Vermittlung bei Frankreich anzugehen, eine Meinung, welche auch Hardenberg lebhaft unterstützte, das Berliner Cabinet aber, da der Kaiser als die eigentlich kriegführende Macht nicht zugleich Vermittler sein könne, als unausführbar abwies. Fast noch erheblicher als diese in Deutschland hervortretende Gesinnung war der Umstand, daß die holländische Regierung mit wiederholten Bitten in Berlin einkam, ihr entweder militärischen Beistand gegen den drohenden französischen Angriff zu leisten, oder sie durch die Eröffnung einer allgemeinen Friedensverhandlung zu erretten. Holland hatte seit dem Beginne des preußisch-englischen Streites für Preußen

[1]) Die Zahl der gefangenen Franzosen war viel größer als jene der Preußen.

Partei genommen, und die Unterbrechung der Subsidie entschieden gemißbilligt. Es hatte dann in seiner Bedrängniß, Ende October, England zu einem Anerbieten an Preußen bestimmt, die Zahlungen wieder aufzunehmen, sobald Preußen dem General Möllendorf Vollmacht zu einer kräftigen Operation gegen die Franzosen gebe: es hatte darauf allerdings die Antwort erhalten, daß jeder Erwägung eines kriegerischen Planes die Erstattung der rückständigen Subsidie vorausgehen müsse, wurde dadurch aber um so dringender in seinem Gesuche, Preußen möge eine Friedensunterhandlung mit Frankreich eröffnen.

Mit einem Worte, während Preußen im Osten überall auf unumwundene Abneigung und verhüllte Abweisung stieß, traf es im Westen das bereitwilligste Entgegenkommen sowohl bei den siegenden Feinden als bei den bedrängten Genossen. Es war deutlich, daß man sich in dem Höhenpunkte einer für alle Zukunft wichtigen Krisis befand.

Trotz aller dieser lockenden Antriebe von der einen, aller jener abstoßenden Drohungen von der andern Seite, wurde dem Könige der Entschluß unendlich schwer. Noch immer war der Abscheu gegen die Jacobiner und Königsmörder in ihm ebenso lebendig, wie am ersten Tage des Krieges. Gleich nach Meyerinck's Ankunft beschied er den Grafen Haugwitz zu sich nach Potsdam [1]). Dieser erwog Möllendorf's Mittheilungen, theilte unter den jetzigen Umständen die Wünsche des Marschalls, fand aber die von Meyerinck berichteten Angaben äußerst locker und unzuverlässig, und bei Weitem noch nicht geeignet zur Eröffnung einer amtlichen Friedensverhandlung. Immer kam er mit dem Könige überein, daß kein Bedenken vorliege, die Gespräche über die Auswechselung der Kriegsgefangenen fortzusetzen, und zu diesem Behufe den Major Meyerinck selbst mit dem Legationssecretär Harnier unter einer Vollmacht des Feldmarschalls nach Basel zu senden; nach dessen Berichten würden dann weitere Entschließungen zu fassen sein. Er meldete dies am 1. November seinem Freunde Hardenberg, theilte ihm zugleich mit, daß nach seinen Ermittlungen in Paris englische und österreichische Agenten in ganz ähnlicher Weise thätig seien, wie Schmerz in Basel, und forderte ihn auf, auch seinerseits über die Gesinnung der Franzosen und die Absichten des Churfürsten von Mainz Erkundigungen einzuziehen. Bald nachher konnte Hardenberg bereits derartige Mittheilungen machen; ein preußischer Kammerherr, Graf Luxburg, besuchte in Privatangelegenheiten den Gesandten Barthelemy in Baden bei Zürich, und meldete dann das Günstigste über dessen gemäßigte Aeußerungen.

---

[1]) Haugwitz an Hardenberg, 1. November.

Zugleich aber hatten die Beförderer des Friedenswerkes in Berlin einen weiteren Schritt gethan, um sich dort noch einen wirksamen Bundesgenossen gegen etwaige Schwankungen des Königs zu verschaffen, und Ende October den geistreichen Bruder des großen Friedrich, den Prinzen Heinrich, in das Geheimniß der Baseler Anknüpfungen gezogen[1]). Er war von jeher ohne Einfluß auf die Regierung seines Neffen gewesen, saß ziemlich einsam auf seinem Schlosse zu Rheinsberg, und beobachtete die politischen Dinge mit einer schwarzsichtigen Schärfe, wie sie bei talentvollen und erregbaren Menschen die Folge erzwungener Unthätigkeit zu sein pflegt. Die beiden großen Ereignisse der letzten Jahre: das Bündniß mit Oesterreich und die Theilung Polens, hatten seine Kritik auf das Heftigste in Bewegung gesetzt. In dem Kriege gegen Frankreich sah er einen Selbstmord Preußens zu Gunsten des stets böswilligen österreichischen Nebenbuhlers. An einer polnischen Theilung hatte vor zwanzig Jahren auch er mitgearbeitet, und gefiel sich darin, die tiefe Verschiedenheit des früheren und des jetzigen Vorganges zu erörtern. Er war ohne die eingehende und umsichtige Besonnenheit des ächten Staatsmanns, aber er war rührig, lebhaft, beredt, und was seinem königlichen Neffen gänzlich fehlte, er war in jedem Augenblicke mit ganzer Seele entschlossen, niemals von streitenden Stimmungen geplagt, in der einmal ergriffenen Auffassung nicht zu erschüttern. Den lang ersehnten Anlaß, einmal eine wichtige Einwirkung zu üben, ergriff er mit warmem Eifer; er lud den Grafen Haugwitz zu einer mündlichen Besprechung am 10. November ein, und trug ihm hier seine Ansicht der allgemeinen Lage vor. Der Graf schrieb ihm dann am folgenden Tage, er habe sich verpflichtet gehalten, dem Könige über das interessante Gespräch Bericht zu erstatten, und dieser habe ihm darauf seine große Freude über das Vertrauen des Prinzen zu dem Minister ausgesprochen. In der That hatte der König dem Grafen erlaubt, die Vorschläge des Prinzen entgegen zu nehmen, hatte ihn aber auch gewarnt, sich durch den Geist, die Hastigkeit und den Ehrgeiz desselben nicht zu schnell fortreißen zu lassen.

So weit war man gediehen, als das preußische Ministerium, noch

---

[1]) Der Prinz schreibt in einem undatirten Briefe an Haugwitz im Frühling 1795: après m'avoir initié dans ces mistères depuis le mois d'Octobre, je devois résister à tous les dégouts etc. Er hat also nicht aus eigener Initiative gehandelt. Wer der Einweihende gewesen, wird in den Acten nicht erwähnt. Da es Haugwitz sicher nicht war (siehe unten), so kann man auf Bischoffwerder, Manstein oder Möllendorf rathen.

ehe Luxburg, Meyerinck oder Prinz Heinrich erhebliche Mittheilungen hatten machen können, Schlag auf Schlag die erschütternde Kunde von Polens Untergang, und dann Tauenzien's Depeschen über Catharina's Parteinahme für Oesterreich und die drohenden Reden der russischen Minister empfing. Damit war jedes weitere Zaudern ausgeschlossen. Am 14. November prüften die Grafen Haugwitz und Struensee mit den Generalen Manstein, Zastrow und Knobloch die russische Note über Polen. Einstimmig waren die drei Officiere der Ansicht, daß Polens Theilung nur dann für Preußen vortheilhaft sei, wenn man die von Tauenzien begehrte Grenze der Weichsel und Narew, des Niemen und Wildau erhalte, daß man im entgegengesetzten Falle, insbesondere bei einer Ausdehnung Oesterreichs auf dem linken Weichselufer, gegen die Theilung überhaupt protestiren, und höchstens eine Grenzverbesserung für jede der drei Mächte zulassen müsse. Wenn man auf diesem Standpunkte beharrte, so war ohne allen Zweifel der Bruch nicht blos mit Oesterreich, sondern auch mit Rußland entschieden. Es war nicht abzusehen, wie weit dies führen konnte: bei der festen und ehrgeizigen Haltung Catharina's, welche jetzt durch Suworow's Siege höher als je in ihrem gebieterischen Sinne gehoben war, mußte man auf das Aergste, auf die Anwendung von bewaffneter Gewalt, gefaßt sein. Nichts lag offenbarer zu Tage, als daß man unter solchen Aussichten den französischen Krieg so rasch wie möglich beendigen müsse. Ob man dann in der That gegen die Kaiserhöfe bis zum Aeußersten schreiten, ob man nach dem Friedensschluß mit Frankreich wirklich auch in der Verfassung und in der Neigung zu einem Kampfe gegen die Kaiserhöfe sein würde, zu einem Kampfe, welcher Preußen möglicher Weise in die gefährlichste Lage des siebenjährigen Krieges zurückversetzen konnte: das war eine Frage für die Zukunft, welcher in diesem Augenblicke alle Geister behutsam aus dem Wege gingen. Denn immerhin lag ja die Möglichkeit vor, daß sie gar nicht zur Erscheinung käme. Immerhin ließ sich hoffen, daß die Kaiserhöfe ihrerseits vor einem solchen Extreme, vor der Gefahr eines französisch-preußisch-polnischen Bündnisses zurücktreten, daß sie den preußischen Anspruch anerkennen würden, sobald Preußen den Kopf aus der Schlinge des französischen Krieges gezogen und seine sämmtlichen Kräfte für die polnische Sache verfügbar gemacht hätte. Die Minister beschlossen also, gegen Rußland die bisherige Forderung aufrecht zu erhalten, und deshalb mit Frankreich die amtliche und definitive Friedensverhandlung zu eröffnen.

Auch jetzt noch bedurften sie übrigens bestimmter Antriebe, um dem Könige die letzte Genehmigung zu entreißen. Dessen erste Regung bei

der Nachricht von Warschaus Fall war der Gedanke gewesen, daß es jetzt keiner Verstärkung seiner Truppen mehr gegen die polnischen Insurgenten bedürfe, und eigenhändig hatte er einen Befehl an Möllendorf geschrieben, den bereits im Marsche befindlichen Hohenlohe mit seinen 20,000 Mann an den Rhein zurückzurufen. Noch immer also hing sein monarchischer Sinn an der Sehnsucht zum Kampfe gegen die Pariser Demagogen. Aber es war die letzte Aufwallung eines dem Tode verfallenen Systems. Die Gewalt der wirklichen Verhältnisse riß auch ihn mit sich fort. Eine lange Denkschrift, welche Prinz Heinrich am 26. November vollendete, entwickelte ihm die Nothwendigkeit des französischen Friedens, vor Allem wegen der Rücksicht auf Polen, da die siegenden Franzosen später vielleicht Preußens Verzicht auf seine polnischen Provinzen zur Friedensbedingung machen könnten. Zur Zeit hoffte der Prinz gegen Anerkennung der französischen Republik die Rückgabe der preußischen Besitzungen auf dem linken Rheinufer und vielleicht einen günstigen Handelsvertrag zu erlangen; er schmeichelte dem Selbstgefühl des Königs, indem er auf die Möglichkeit hinwies, daß Frankreich ihn vielleicht als Vermittler zwischen der Republik und allen Mächten der Coalition annehmen, und der König dann die glorreiche Rolle eines Friedensstifters für ganz Europa gewinnen könnte. Was aber das deutsche Reich betreffe, so dünkte es dem Prinzen allerdings wahrscheinlich, daß die Franzosen einige Opfer verlangen würden, wie z. B. Trier oder Saarbrücken; doch ließe sich auch dies vielleicht abwenden, wenn man ihnen den ehrenvollen Antrag machte, die Garantie für den westfälischen Frieden auf's Neue zu übernehmen. Jedenfalls müsse der König die Stellung des Vermittlers zwischen dem Reiche und Frankreich begehren; dann werde es ihm auch möglich sein, die Erwerbung Bayerns durch Oesterreich zu verhindern, von deren Erstrebung jetzt wieder so vielfache Gerüchte meldeten. Was endlich Holland betraf, wo sich der König für Schwester und Tochter lebhaft interessirte, so wußte der Prinz freilich nur geringe Hoffnung zu geben; Alles hange ab von den militärischen Fortschritten, welche die Franzosen mittlerer Weile auf dieser Seite machten; immer aber fand er auch hier nur einen Grund mehr zur Beschleunigung des ganzen Friedenswerkes. Gerade von dieser Seite kam dann seinen Erörterungen im rechten Augenblicke ein neuer Zwischenfall zu Hülfe. In den letzten Tagen des November meldete der holländische Gesandte, daß seine Regierung in London den förmlichen Antrag auf eine Friedensverhandlung mit Frankreich gestellt, und zugleich im Stillen ihrerseits schon zwei Bevollmächtigte, die Herren Brantsen und Repelaer, in Pichegru's Hauptquartier

abgesandt habe. Dies entschied den König. Am 1. December befahl er, seinen früheren Gesandten in Paris, den Grafen Goltz, nach Berlin zu bescheiden, damit er dort die näheren Aufträge zur Unterhandlung mit Barthelemy in Basel empfange. Unser letzter Bericht, schrieb darauf der greise Minister Finkenstein an seine Collegen, hat also Eindruck gemacht: Gott sei Dank, daß man endlich das Eisen in das Feuer bringt. Alvensleben, nicht weniger erfreut über den Entschluß, war nur in Sorgen über die Erreichung des Zieles: allerdings wird Goltz, sagte er, einen harten Stand haben, um die Schwierigkeiten der Sache und den Hochmuth der Franzosen zu überwinden, während er selbst eingeklemmt ist zwischen der Eifersucht Meyerinck's, den herrischen Rathschlägen Möllendorf's, den Intriguen des General Kalkreuth, den vorbereitenden Instructionen des Prinzen Heinrich, den Immediatbefehlen des Königs, den Privatbriefen Bischoffwerder's, der vom Könige geduldeten Einmischung Hardenberg's, und den officiellen Weisungen des Ministeriums.

Die Instruction, welche in der ersten Decemberwoche unter Benutzung einer von dem Prinzen entworfenen Darlegung aufgestellt wurde, wies Goltz an, vor Allem die Franzosen von der Aufrichtigkeit der preußischen Gesinnung zu überzeugen, und dann zur Erprobung der französischen einen Waffenstillstand zu beantragen. Im Frieden sei Preußen bereit, die französische Republik anzuerkennen, und erwarte dafür die Räumung seiner Provinzen auf dem linken Rheinufer. Es begehre ferner, daß die Reichsstände, welche seine Dazwischenkunft anriefen, sofort zu Stillstand und Neutralität zugelassen würden: es sei der dringende Wunsch des Königs, daß daraus eine preußische Vermittlung zwischen Frankreich einer- und Deutschland und Holland andererseits erwachse. Wenn Frankreich eine Allianz mit Holland, ohne Gebietsabtretung, begehre, so würde Preußen damit einverstanden sein, vorausgesetzt, daß das Haus Oranien seine Stellung behalte, und sich natürlich dann dem französischen Systeme anschließe. Goltz solle sehen, ob er eine Bestimmung zu Gunsten der Emigranten erlangen könne, solle jede Erwähnung der polnischen Sache ablehnen, und untersuchen, ob Oesterreich noch für einen Separatfrieden mit Frankreich und die Erwerbung Bayerns thätig sei.

Da dies Actenstück für's Erste nur die Wünsche Preußens enthielt, so ging die Berathung desselben mit großer Leichtigkeit und Einigkeit von Statten. Zu einer kurzen Erörterung zwischen den Ministern kam es nur bei einem Paragraphen, nach welchem Goltz erforschen sollte, ob Frankreich eine Landabtretung begehre. Alvensleben sprach hier die

Ueberzeugung aus, daß die Franzosen das linke Rheinufer behalten würden, und meinte, man solle Goltz sofort zur Einwilligung bevollmächtigen, da Preußen offenbar nicht im Stande sei, jene aus den eroberten Bezirken wieder hinauszuschlagen[1]). Aber Finkenstein und Haugwitz, obwohl über den letzten Punkt nicht eben hoffnungsvoll, fanden doch, daß solche Erwägungen früh genug kämen, wenn eine so traurige Forderung wirklich erst erschienen sei. Statt dessen wiesen sie im entgegengesetzten Sinne den Gesandten an, Frankreich an seine Gewährleistung des westphälischen Friedens zu erinnern, und die Republik zu einer Erneuerung derselben aufzufordern, eben weil damit eine Verletzung des Reichsgebietes ausgeschlossen sein würde.

Unterdeß hatte man, jetzt mit wesentlich leichterem Herzen, auch die nach Petersburg bestimmte Note festgestellt. Man schob darin, was die Urheberschaft der polnischen Theilung betraf, die Ehre der Erfindung höflich der Kaiserin zurück, und ging dann in eine nähere Untersuchung der verschiedenen Ansprüche ein. Preußen, sagte man, will wie Rußland eine Abkunft, welche alle wahren Interessen harmonisch berücksichtigt. Es hat weder Neid noch Eifersucht gegen Oesterreich: diese Zeiten sind vorbei. Aber es kann keiner Begrenzung zustimmen, welche für den eigenen Staat zerstörend wäre. Nicht der Stärkste soll den stärksten Antheil erhalten; vielmehr liegt im Interesse des Gleichgewichtes selbst eine Begünstigung des Schwächeren. Was insbesondere Krakau betrifft, so wird es als preußische Stadt immer nur ein Vertheidigungsposten sein, weil es im Norden des Gebirges liegt. Dagegen bildet es in Oesterreichs Händen zweifellos eine Angriffsstellung, vermöge deren das preußische Schlesien auf allen Seiten von kaiserlichen Besitzungen umklammert würde. Preußen verfolgt hier also denselben Grundsatz wie Rußland: es will eine klare und reine Grenze. Auch auf seiner Seite hat sie die Natur, hier durch den Lauf der Weichsel, dort des Narew und Niemen gezeichnet. Sollte jedoch, schloß die Note, ein solches Ergebniß nicht zu erzielen sein, so würde Preußen die Fortdauer des Zustandes von 1793 vorziehen, ohne daß überhaupt von einer neuen Theilung Polens die Rede wäre. Tauenzien erhielt seinerseits den Befehl, buchstäblich an dieser Richtschnur zu halten, und sich nicht wie bisher durch Ueberschätzung seiner Erfolge und leichtgläubiges Vertrauen von dem vorgezeichneten Wege verlocken zu lassen.

---

[1]) Dieselbe Ansicht sprach damals Prinz Heinrich aus, welchem übrigens Haugwitz, offenbar um durch sein Einreden nicht weiter behelligt zu werden, erst am 6. December Nachricht von der Berufung des Grafen Goltz gab.

Der König unterzeichnete dieses Actenstück am 28. November. Er hoffte damals große Dinge von der einleuchtenden Bündigkeit seiner Argumente, und von dem günstigen Eindrucke, welchen Hohenlohe's Rückkehr zum Rheine auf die Kaiserin machen würde. Er hatte keine Ahnung davon, daß fast in demselben Augenblicke Thugut die Depesche nach Petersburg absandte, welche die polnische Theilung in entgegengesetztem Sinne und zugleich den Abschluß einer russisch-österreichischen Allianz gegen Preußen entschied.

Wir haben beobachtet, mit welchem Unbehagen der kaiserliche Minister während des Sommers dem Gange der Dinge in Polen folgte, wie er die Fortschritte der preußischen Waffen als eine unmittelbare Gefahr für Oesterreich betrachtete, wie ihn Rußlands Zustimmung dazu mit tiefem Mißtrauen auch gegen die Kaiserin Catharina erfüllte. Allerdings meldete Cobenzl in jedem Briefe, daß die Gesinnung Rußlands vortrefflich, dem Kaiser günstig, den Preußen abgewandt sei, daß nur die augenblickliche Noth das Zusammenwirken russischer und preußischer Truppen erzwungen habe. Aber so lange das preußische Heer eine siegreiche Stellung behauptete, ohne daß Rußland dagegen Protest erhob, blieb Thugut fest in seiner verschlossenen Haltung, wie dringend auch noch Anfang September von Petersburg die Mahnungen kamen, die förmliche Unterhandlung über die Theilung Polens zu eröffnen. Erst als König Friedrich Wilhelm die Belagerung Warschaus aufgab, und seine Truppen entmuthigt nach Südpreußen zurückführte, athmete Thugut auf. Jetzt mußte doch für Rußland die Nothwendigkeit und die Neigung zu fernerer Rücksichtnahme auf Preußen weggefallen sein, und am 11. September erließ der Minister an den Grafen Cobenzl die für die russische Unterhandlung erforderlichen Weisungen. Der Graf sollte hiernach die vier südlichen Palatinate, Krakau, Sendomir, Lublin und Chelm, so wie einen ansehnlichen Theil Volhyniens zwischen Bug und Lipsk begehren, ungefähr 1300 Quadratmeilen; je mehr im Uebrigen Rußland, je weniger Preußen erhalte, desto erwünschter würde es für Oesterreich sein; es sei auf vollständige Theilung Polens zu dringen, und deshalb nicht der Vertrag von 1793 zu wiederholen, sondern eine ganz neue Uebereinkunft zu schließen; außerdem müßte der Kaiser einen französischen Grenzstrich, oder statt dessen eine anderweitige Entschädigung erwerben; im französischen Kriege seien die preußischen Truppen unter kaiserlichen Oberbefehl zu stellen, ein russisches Hülfscorps dagegen würde stets eine principale Rolle erhalten. Als Cobenzl diese Anträge den russischen Ministern vorlegte, hatte er die Freude, sie gegen Preußen wegen des Rückzugs von Warschau höchst entrüstet zu finden; ohne allen Zweifel hatte

Oesterreich jetzt keine besondere Abmachung zwischen Berlin und Petersburg hinter seinem Rücken mehr zu befahren. Daß die Russen zur Zeit keine ausdrückliche Neigung zeigten, dem Kaiser französische Provinzen förmlich zu gewährleisten, hatte bei dem Stande der Kriegsereignisse wenig zu bedeuten, zumal sie jetzt wie früher sich mit Thugut's Plänen gegen Venetien vollkommen einverstanden erklärten. Der einzige Punkt, welcher Schwierigkeit machte, betraf die Abgrenzung der polnischen Beute. Nach allem Vorausgegangenen verstand es sich schon beinahe von selbst, daß Catharina den Oesterreichern Krakau und Sendomir zusprach, und damit die nächste Streitfrage zwischen den beiden deutschen Mächten zu Gunsten des Kaisers entschied. Auch gegen die Zutheilung von Lublin und Chelm an Oesterreich hatte sie nichts zu erinnern; aber mit vollem Nachdrucke forderte sie alles Land im Osten des Bug für sich selbst, und schlug somit dem Kaiser jede Erwerbung in Volhynien rund und kategorisch ab. Nehmt Jegliches, sagte sie, was ihr wollt, in Frankreich oder in Venetien, nehmt deutsche oder türkische Lande; ich bin mit Allem einverstanden: aber in Polen muß der Bug unsere Grenze sein. Dies klang allerdings nicht angenehm in Wien, allein Suworow's gleich nachher eintretende Siege gaben dem russischen Worte einen unwiderstehlichen Nachdruck, und Thugut, dem es vor Allem auf Rußlands Hülfe gegen Preußen ankam, entschloß sich im November zu einer Umarbeitung seines Programms. Er meldete am 13. November dem Grafen Cobenzl, daß er ihm in wenigen Tagen eine neue ausführliche Instruction zusenden werde; es bleibe offenbar unter den gegebenen Umständen nichts übrig, als sich zu fügen und Volhynien aufzugeben. Es kostete aber dieser Entschluß ihm schwere Mühe, denn es dauerte noch bis zum 29. November, ehe die verheißene Instruction wirklich abging. Darin begehrte er nach dem Verzichte auf Volhynien um so nachdrücklicher Krakau, Sendomir, und alles Land zwischen Weichsel und Bug, wobei Cobenzl im schlimmsten Falle höchstens auf die nördlichste Spitze, Warschau gegenüber, verzichten durfte. Er erklärte sich ferner dem vielgeschmähten Vertrag der zweiten Theilung (Januar 1793) beizutreten bereit, wenn Preußen zugleich die sonstigen Entschädigungen Oesterreichs anerkenne. Es kam damit also auch der belgisch-bayerische Tausch wieder auf das Tapet, für welchen jener Vertrag die Mitwirkung und die guten Dienste der beiden nordischen Höfe zusagte. Dann aber forderte er mit verstärkter Bestimmtheit, daß Catharina in besonderer Urkunde wirksame Hülfe gegen Preußen verspreche, falls dieses die österreichischen Erwerbungen in Polen, Frankreich, Venetien oder sonstwo hindern wolle, oder falls es zu Drohungen, Demonstrationen oder Gewaltthätigkeiten gegen

den Kaiser vorginge. Preußen müsse verpflichtet werden, den Krieg gegen Frankreich fortzuführen, Rußland müsse energisch gegen die französischen Neigungen Preußens einschreiten, und jedenfalls den polnischen Antheil Preußens möglichst beschränken. Thugut war wieder in großer Sorge wegen Rußlands Zuverlässigkeit; er fand, daß Catharina fortdauernd Preußen und Oesterreich fast auf gleichem Fuße behandle. Cobenzl's dringendste Sorge müsse es also sein, ein Einverständniß zwischen Rußland und Preußen zu verhindern, denn sonst, bemerkte Thugut, könne sich der Kaiser nach seiner Weisheit zu irgend einem verhängnißvollen Schritte (dem Frieden mit Frankreich) gezwungen sehen.

Während Thugut in solchen Kümmernissen den ganzen November unthätig verstreichen ließ, hatte Cobenzl in Petersburg gegenüber der russischen Ungeduld schwere Tage zu verleben. Er drang auf endliche Absendung eines russischen Hülfscorps gegen Frankreich; Markoff sagte ihm, in einen so unglücklich geführten Krieg könne Rußland seine Truppen nicht hinaussenden, und Suboff bedrängte ihn mit peinlichen Fragen über die militärisch unbegreifliche Räumung Belgiens. Das letzte Wort war dann immer, in keinem Falle könne von Truppenhülfe vor der abschließenden Regelung der polnischen Sache die Rede sein. Als dann Anfang December Thugut's Schreiben vom 13. November in Cobenzl's Hände gelangte, und dieser sich beeilte, den Russen von dem erfreulichen Inhalte Kenntniß zu geben, rief Markoff: nun, in der Hauptsache also sind wir einig; werdet Ihr jetzt, wenn Preußen fortfährt, Schwierigkeiten zu machen, mit uns allein abschließen? Hättet Ihr, fuhr er fort, auf Volhynien bestanden, so hätten wir uns mit Preußen allein vertragen müssen, so dringend ist für uns eine rasche Erledigung. Cobenzl wies auf die ihm in Aussicht gestellte Instruction hin, welche er doch erst abwarten müsse, da seine bisherigen Weisungen sich stets nur auf einen Vertrag zu Dreien, nicht aber zu Zweien bezogen hätten. Uebrigens sprach er seine persönliche Ansicht dahin aus, daß der Abschluß jetzt keine Schwierigkeiten weiter haben werde.

Seitdem zählten die Russen die Tage und die Stunden bis zur Ankunft der ersehnten Instruction. Wann kommt Ihr Courier? fragte Catharina; nach acht Tagen oder nach acht Jahren? Der Vicekanzler Ostermann erklärte endlich dem Grafen Cobenzl, Rußland könne nicht länger warten; wenn der Courier nicht bald erscheine, so müsse Rußland sich mit Preußen verständigen. Um dies schlimmste aller Uebel zu verhüten, entschloß sich Cobenzl, wenngleich nicht leichten Herzens, zu der Erklärung, er halte sich nach der vorläufigen Depesche des 13. November für befugt, in die förmliche Berathung der Theilungssache einzutreten.

Er schlug indessen vor, dem österreichisch-russischen Vertrage die Form einer eigenhändigen Correspondenz zwischen den beiden Herrschern zu geben, wie dies 1782 zwischen Catharina und Joseph beliebt worden war; sein Gedanke war, dadurch seinem Hofe freiere Hand zu eigener Erwägung zu bewahren. Die Russen aber lehnten den Antrag eben wegen des Zeitverlustes ab, und setzten an seine Stelle die Form einer gleichlautenden Erklärung der beiderseitigen Minister. Cobenzl, stets in der Furcht einer russischen Hinwendung zu Preußen, gab auch dazu seine Einwilligung. Damals hatte Tauenzien seine neuesten Weisungen vom 28. Nov. bereits erhalten; die entscheidende Verhandlung konnte also beginnen.

Zuerst hatten am 15. December die russischen Minister, Ostermann, Besborodko und Markoff, eine Conferenz mit Cobenzl. Dieser legte die letzten österreichischen Forderungen vor; es entspann sich eine kurze Verhandlung über Praga und die nördliche Landspitze zwischen Bug und Weichsel; die Russen sagten, daß sie ihrerseits nichts dagegen zu erinnern hätten, hier aber Preußens Zustimmung voraussetzen müßten. Im Uebrigen erklärten sie Preußens Anträge für gehässig und in jeder Hinsicht unannehmbar; sie sprachen die Absicht aus, am folgenden Tage mit Tauenzien darüber zu berathen, wo dann Cobenzl dringend um energische Bekämpfung der preußischen Habgier bat. Wenn sie hier nicht zum Ziele kämen, erläuterten die Russen, würden sie die beiden Gesandten zu einer gemeinsamen Schlußconferenz einladen, und, falls Tauenzien auch dort eigensinnig bliebe, mit Cobenzl allein zum Abschlusse schreiten, in jener Form ministerieller Erklärungen, der einen über die polnische Theilung, der andern über die sonstigen Fragen. Cobenzl wiederholte seine Bedenken wegen der ihm mangelnden Vollmacht, schloß aber mit der Zusage, doch den Schritt auf eigene Verantwortung wagen zu wollen [1]).

Am 16. December folgte dann die erste Conferenz der Russen mit Tauenzien. Ostermann begann sie mit einer Ankündigung, daß die Kaiserin auf die Wünsche der Kurländer einzugehen und das Herzogthum mit dem russischen Reiche zu vereinigen gedenke. Bisher war Preußen gegenüber davon keine Rede gewesen: Tauenzien sprach also sein Befremden aus, und bemerkte, daß der preußisch-russische Bundesvertrag von 1792 ausdrücklich den gegenwärtigen Zustand von Kurland gewährleiste. Aber die Russen waren gegen diesen Einwand gerüstet. Diese Garantie, sagte Ostermann, sei nur gegen die damals in Polen herrschende Reformpartei gerichtet worden und falle mit der Vernichtung Polens von selbst. Es blieb Tauenzien nichts übrig, als Bericht an

---

[1]) Dies Alles nach Thugut's und Cobenzl's Depeschen. Wiener Archiv.

seine Regierung vorzubehalten, welche, wie er meinte, für die Einräumung dieses Punktes anderweitige Rücksicht für ihre Wünsche erwarten dürfe. Er sollte sogleich erfahren, wie mittellos die Lage Preußens durch den Abzug seiner Truppen aus Polen und die dann erfolgten Triumphe Suworow's geworden war. Er entwickelte nach den Sätzen seiner Instruction vom 28. November Preußens Ansprüche auf Krakau und Sendomir. Aber mit unbedingter Zurückweisung traten ihm die Russen entgegen; besonders Markoff vertrat Oesterreichs Interesse in der schärfsten Weise [1]). Zur Widerlegung des österreichischen Satzes, daß Krakau das unentbehrliche Bollwerk für die Sicherheit Galiziens sei, hatte Tauenzien bemerkt, daß unter allen Umständen auf Oesterreichs Nordgrenze mit oder ohne Krakau doch erst die Karpathen die eigentliche Vertheidigungslinie bildeten: Markoff rief ihm entgegen, mit demselben Rechte sei auf die preußische Forderung der Weichselgrenze zu antworten, daß erst an der Oder oder Elbe die wahre Vertheidigung Preußens beginne. Tauenzien gab darauf anheim, ob sich eine Einigung vielleicht rascher erzielen ließe, wenn man auf die gänzliche Theilung Polens verzichte und sich auf die Aneignung einiger Grenzbezirke beschränke. Die Russen erklärten, daß der Wille der Kaiserin in dieser Beziehung unwiderruflich feststehe. Nach langem und heftigem Streite vertagte man die weitere Erörterung, nachdem Tauenzien die Absicht ausgesprochen hatte, am folgenden Tage sein Glück in einer besondern Unterredung mit Cobenzl zu versuchen.

Es verstand sich in doppeltem Maße von selbst, daß er hier nicht das Mindeste erreichte. Cobenzl blieb unerschütterlich auf seinen Sätzen, bestrebte sich aber, des russischen Rückhaltes sicher, den unglücklichen Gegner wenigstens mit freundlicher Höflichkeit ablaufen zu lassen. Noch an demselben Tage empfing er dann auch die lange erwarteten Weisungen vom 29. November und konnte also, auf jeder Seite beruhigt, der demnächstigen gemeinsamen Schlußsitzung entgegensehen. Vorher verhandelte Tauenzien am 18. December noch einmal mit den Russen die künftige Begrenzung auf der lithauischen Seite. Die Russen sprachen die Hoffnung aus, Preußen werde jenen Anspruch auf den szamaitischen Bezirk an der Wildau fallen lassen: sie wünschten Preußen von der kurischen Grenze entfernt zu halten und boten ihm dafür einen kleinen Landstrich zwischen dem Narew und dem Bug. Tauenzien versprach den

---

[1]) Schon 1782 erklärte Großfürst Paul dem damaligen Großherzog Leopold von Toscana, er wisse sehr bestimmt, daß Markoff und Besborodko von Oesterreich gekauft seien. Arneth, Joseph II. und Leopold, I, 119.

Antrag seiner Regierung vorzulegen, und glaubte hierauf bei den Russen einiges Einlenken in Bezug auf Krakau wahrzunehmen.

Die Hoffnung hatte jedoch keinen langen Bestand. Bei der letzten, allgemeinen Conferenz, am 19. December, erhob sich Cobenzl gleich zu Anfang mit vorwärts drängender Ungeduld. Er erörterte, daß Oesterreich unter keinen Umständen auf Krakau verzichten könne, verzichten werde. Ganz Galizien und vor Allem das wichtige Salzwerk von Wiliczka sei bloßgestellt, wenn die Stadt in preußischen Besitz gelange. Tauenzien fiel ein, die Stadt sei bereits preußisches Gebiet, sie sei es nach dem Rechte der Eroberung in einem guten Vertheidigungskriege, sie sei es nach demselben Rechte, nach welchem Oesterreich 1793 in Valenciennes die Huldigung begehrt habe; wie Preußen damals, so möge der Kaiser jetzt dies klare Recht der Waffen anerkennen. Es handelt sich, rief Cobenzl entgegen, jetzt wie damals um Oesterreichs Entschädigung für seine Kriegskosten, um einen Anspruch, welchen Preußen in einer ganzen Reihe von Verträgen gebilligt und gewährleistet hat: ihr werdet nicht behaupten, daß Lublin und Chelm für sich allein eine Entschädigung, wie sie uns von Preußen und von Rußland zugesagt ist, darstellen können. Tauenzien meinte hierauf, er werde sich freuen, wenn dieser Standpunkt einige Geltung bei Rußland finde; solle einmal das sonst natürliche System zu Oesterreichs Gunsten geändert werden, und gehe insbesondere Rußland darauf aus, dem Kaiser eine zusätzliche Wohlthat zu verschaffen, so sei dazu der rechte Weg, daß es nicht einen Dritten verletze, sondern ein Stück des eigenen, an sich unermeßlichen Antheils zum Opfer bringe. Ehe die Russen auf diese nicht ganz unerwartete Wendung etwas erwidern konnten, riß Cobenzl wieder mit großem Eifer das Wort an sich. „Mein Souverain," sagte er, „erkennt die von Rußland erhobenen Forderungen als gerecht und natürlich an; die beiden Höfe sind darüber in vollstem Maße einverstanden und betrachten die russische Grenze als unverrückbar festgestellt. Ihr selbst werdet darüber im Ernste keiner andern Meinung sein: hätte es nun bei eurer Herrschaft über Krakau und Sendomir sein Bewenden, so bliebe offenbar für uns nichts übrig, und zum zweiten Male wäre Oesterreich in seinen gerechten Ansprüchen verkürzt." Die russischen Minister stimmten in vollen Tönen bei, und erklärten wetteifernd, daß Preußen nachgeben müsse. Darauf sprach Tauenzien sein letztes Wort. Er sehe die Unmöglichkeit einer Verständigung. Er habe vernommen, daß Kaiser Franz gegen eine jede Theilung protestiren wolle, bei welcher Oesterreich nicht Krakau und Sendomir erhalte. Er sei nun in dem Falle, einen gleichen Protest seines königlichen Herrn anzukündigen, wenn Krakau und Sen-

domir nicht preußische Provinzen blieben. Bei einer solchen Lage der Dinge sei offenbar die Theilung unthunlich, man könne keinen andern Ausweg ergreifen, als Polen in dem Zustande, wie er vor der letzten Empörung gewesen, zu belassen. Dieser Erklärung aber warfen sich die Russen und Cobenzl wie Ein Mann entgegen. Das ist unmöglich! riefen sie. Die drei Höfe, sagte Ostermann, haben die Nothwendigkeit der Theilung im Interesse der eigenen Sicherheit und Selbsterhaltung anerkannt; Preußen selbst hat sie früher als jeder andere zur Sprache gebracht und ihre Unvermeidlichkeit erörtert; Polen ist todt und dahin für immer, und ein Todter läßt sich nicht beliebig zu neuem Leben erwecken. Cobenzl fand, daß seine Zeit gekommen sei. Wir sind einig in allen Stücken, rief er den Russen zu. Eröffnen wir das Protokoll, zeichnen wir den Vertrag. Will Preußen mit uns gehen, desto besser; wo nicht, so werden wir Preußen entbehren können. Tauenzien erhob sich mit zürnendem Proteste, und die Versammlung löste sich in erklärtem Zerwürfniß auf.

Von diesem Augenblicke an wurde es in Petersburg einsam und still um den preußischen Gesandten. Die Kaiserin war unpäßlich und unsichtbar. Von einer Fortsetzung der Conferenzen war keine Rede mehr, und in Berlin selbst hielt man einen solchen Stillstand für erwünscht, bis man über den Ausgang der Baseler und Pariser Unterhandlung klarer sehe. Als Tauenzien den russischen Vicekanzler am 26. wieder sprach, war Ostermann höflich, einsylbig, in der Haltung eines resignirten Bedauerns. Er ließ erkennen, daß Oesterreich lange geschwankt habe, ob es selbst mit den vier Palatinaten sich begnügen dürfe. Wir können nicht anders, setzte er hinzu, wir müssen uns für Oesterreich interessiren; es hat sich 1788 als unseren guten Verbündeten gezeigt, und damals nur zu wenig geerndtet. Ueber die weiteren Absichten und Entschlüsse der Kaiserhöfe suchte Tauenzien vergebens irgend eine Kunde zu erhalten.

Unterdessen hatte Catharina bereits den Befehl gegeben, nach Cobenzl's Antrag vorzugehen. Es wurden demnach zwei Actenstücke ausgearbeitet, durch welche die beiden Kaiserhöfe ihre gegenseitigen Ansprüche und Willensmeinungen austauschten. Das erste enthielt die Bestimmungen über die Theilung Polens. Nach demselben sollte Rußland alles Land westlich von einer Linie erhalten, welche im Süden den Bug entlang bis Brzesc, dann in gerader Richtung auf Grodno, endlich von hier längs des Niemen bis zur ostpreußischen Grenze lief, im Ganzen 2030 Quadratmeilen. Oesterreich würde die vier Palatinate, also den Bezirk zwischen Pilica, Weichsel und Bug, etwas über 1000

Quadratmeilen, Preußen endlich den Rest, zwischen 700 und 800 Quadratmeilen, empfangen [1]), wie sich versteht, unter der Voraussetzung, daß es die Erwerbung der beiden Kaiserhöfe anerkenne und gewährleiste. Einstweilen würden die letzteren den Vertrag geheim halten, bis nach beiderseitigem Ermessen der Zeitpunkt zu seiner Vorlage in Berlin gekommen wäre. Noch viel wichtiger war dann das zweite jener Actenstücke, eine im Namen der beiden Höfe auszufertigende geheime Erklärung, durch welche dieselben das Gesammtsystem ihrer künftigen Politik feststellten und sich gegenseitig verbürgten. Markoff, welcher die Redaction der Urkunde besorgte, hatte zunächst eine Anzahl der Thugut'schen Sätze aus der Depesche vom 29. November wörtlich herüber genommen. Dann aber sagte er dem Grafen Cobenzl, daß Rußland, nach so großen Zugeständnissen an Oesterreich, wohl auch einige Gegenleistungen erwarten dürfe. Cobenzl entgegnete etwas befremdet, jene Zugeständnisse seien doch nichts als Rußlands Gegenleistung für seine colossalen Erwerbungen bei den letzten polnischen Theilungen: was könne man darüber hinaus noch begehren? Es sind, antwortete Markoff, keine schwierigen Dinge, die ich vorzuschlagen habe, einmal Oesterreichs Beitritt zu dem Vertrage vom 23. Januar 1793 gegenüber Rußland allein, sodann euere Zusage, eintretenden Falles gegen Preußen uns ebenso beizustehen, wie wir euch. Cobenzl beeilte sich, zu diesen Wünschen auf der Stelle seine herzlichste Zustimmung auszusprechen. Endlich aber, fuhr Markoff fort, beantragen wir die Wiederholung der Abmachungen in der geheimen Correspondenz von 1782, betreffend die Gründung eines Königreichs Dacien für ein Mitglied der russischen Kaiserfamilie im Falle eines Krieges mit der Türkei. Er erinnerte den Gesandten an Thugut's Schreiben vom 27. Februar, jenes Schreiben, in welchem Thugut um Verschiebung des Türkenkrieges bis zum französischen Frieden gebeten, für diesen Zeitpunkt aber kräftige Unterstützung der russischen Pläne zugesagt hatte. Hiernach, meinte er, könne der Unterzeichnung, da Rußland lediglich die Aufnahme jenes österreichischen Versprechens in den jetzigen Allianzvertrag begehre, nichts im Wege stehen.

Allerdings nahm nun Cobenzl die Sache keineswegs so leicht. Wie kann ich eine so bedeutungsschwere Bestimmung unterzeichnen, sagte er,

---

[1]) Diese Zahlen weichen von der gewöhnlichen Ueberlieferung ab. Die damaligen Landesvermessungen waren äußerst ungenau; für eine auch nur annähernde Bestimmung giebt es kein anderes Mittel, als auf moderne Karten jene Grenzen einzutragen, und die Größe der Antheile nach ihrem Verhältniß zu den heutigen polnischen Bezirken zu berechnen.

da ich darüber ohne jede Instruction bin? Warum habt ihr nicht früher eure Absichten angemeldet; dann wäre jetzt Alles in regelmäßigem Gange. Ohne Zweifel, erwiderte Markoff, hätten wir so verfahren sollen: aber ich will ehrlich gestehen, daß keiner unserer Minister auf den Gedanken gekommen ist; es ist die Kaiserin selbst, die mir erst so eben den Befehl gegeben hat; sie hängt leidenschaftlich daran; die Sache ist oft genug zwischen den beiden Höfen verhandelt worden; sie ist an sich der österreichischen Regierung genehm, und wenn ihr zur Zeit die Ausführung noch nicht wünscht, so wißt ihr ja sehr gut, daß der vorausgesetzte Fall, ein Angriff der Türken, heute in so weiter Ferne wie jemals liegt. Also, schloß er, denke ich, daß euer Hof auf keiner Seite Schwierigkeiten gegen die Unterzeichnung finden wird. Ja wohl, antwortete Cobenzl, ich glaube gern, daß der Kaiser nach seiner Freundschaft für die Kaiserin seine Zustimmung geben mag; aber ich bin nicht der Kaiser, ich bin außer Stande etwas zu zeichnen, wozu ich keine Vollmacht habe. Und wir, erklärte Markoff, können die ganze geheime Erklärung nicht zeichnen ohne diese Clausel. Und ohne die geheime Erklärung, rief Cobenzl, kann ich auch den polnischen Theilungsvertrag nicht unterschreiben! Und somit wäre, bemerkte Markoff, unsere ganze wichtige und umfassende Unterhandlung an dem einen Punkte gescheitert; das ist unmöglich.

Cobenzl erbat sich Bedenkzeit. Er erwog, daß 1782 zwar Joseph II. die Begehren der Kaiserin ausdrücklich bewilligt, eine ebenso ausdrückliche Zustimmung Catharina's aber für seine Forderungen nicht erhalten habe; es sei also für Oesterreich jedenfalls ein Vortheil, wenn eine solche Zustimmung jetzt erfolge. Ferner enthalte die Clausel eine Wiederholung des russischen Verzichtes auf eigene türkische Eroberungen, da ja nach den Abreden von 1782 ein griechisches Kaiserthum in Constantinopel und ein selbständiges Königreich Dacien geschaffen werden sollten; diese Staaten aber würden, einmal eingerichtet, auch unter der Herrschaft russischer Prinzen nach innerer Nothwendigkeit jeder russischen Oberhoheit widerstreben, weshalb denn auch die russischen Minister, und mit ihnen der Thronfolger Paul, dem Entwurfe von 1782 stets widerstrebt hätten. Genug, er kam zu dem Entschlusse, auch in dieser Frage auf eigene Verantwortung zu handeln und die Clausel in der Hoffnung höchster Genehmigung zu unterschreiben. Um dann vollends die Interessen seines Hofes nach jeder Seite zu decken, stellte er noch die Gegenforderung, daß bei der Erwähnung des österreichischen Beitritts zum Vertrage vom 23. Januar 1793 der bayerisch-belgische Tausch ganz ausdrücklich hervorgehoben würde. Dagegen hatte Markoff nicht das Geringste zu er-

innern, und die Erklärung kam demnach in allseitiger Eintracht zum Schlusse. Da die Kaiserin, hob sie an, sich bereit erklärt hat, dem Kaiser in vollem Umfange zur Erlangung der neuen Entschädigungen beistehen zu wollen, auf welche er nach den Kosten und Opfern des gegenwärtigen Krieges ein Recht, und welche er demnach zur Kenntniß des russischen Hofes gebracht hat, so erklärt zunächst der Kaiser, daß er dem russisch-preußischen Vertrage vom 23. Januar 1793 beitrete, insofern derselbe die Interessen der beiden Kaiserhöfe, den bayerisch-belgischen Tausch und die russischen Erwerbungen in Polen betreffe, welche letzteren der Kaiser von nun an gewährleistet. Es soll ferner die geheime Bestimmung des österreichisch-russischen Bundesvertrages über die ottomanische Pforte jetzt auch auf Preußen ausgedehnt sein, und demnach jeder der beiden Höfe dem andern im Falle eines preußischen Angriffs mit voller Kraft Hülfe leisten. Endlich verspricht der Kaiser im Falle eines neuen gemeinsamen Krieges gegen die Türken, mit allen Mitteln dazu mitzuwirken, daß die Abreden der eigenhändigen Correspondenz Catharina's und Joseph II. vom Jahre 1782 verwirklicht, und namentlich die Moldau, Walachei und Bessarabien zu einem unabhängigen Fürstenthum für ein Mitglied des russischen Kaiserhauses gemacht werden. Dagegen verheißt die Kaiserin, daß Oesterreich dann die türkischen Provinzen erhalte, welche damals Joseph II. zugedacht waren. Sie erklärt ferner, mit allen Mitteln für die weitere Entschädigung Oesterreichs zu wirken, und genehmigt im Voraus, falls das Kriegsglück es dem Kaiser nicht verstatte, sich an Frankreich zu erholen, daß er die von Venedig rechtswidrig besessenen Lande sich in vollem Umfange zueigne, oder sonst irgend eine passende und ausreichende Erwerbung aufsuche. Endlich verpflichtet sich Catharina, dem Kaiser mit allen Kräften beizustehen, wenn Preußen zu feindseligen Demonstrationen und Gewaltthätigkeiten gegen ihn fortschreite.

Diese Urkunden wurden am 3. Januar 1795 von Ostermann, Besborodko, Markoff und Cobenzl unterzeichnet, und die Nachricht von dem großen Acte in der höchsten Eile nach Wien hinüber gesandt. Dort rief sie die höchste Befriedigung hervor. Cobenzl hat sich bewundernswerth benommen, sagte Thugut; das Ereigniß ist das rechte Gegenstück zu dem Vertrage vom 23. Januar; wie damals Preußen uns, so haben wir jetzt Preußen geprellt. Der Gesandte wurde umgehend mit Lob überschüttet, jede seiner Eigenmächtigkeiten bestätigt, und nur in Bezug auf den bayerisch-belgischen Tausch bemerkt, nachdem der Kaiser einst in London und München ausdrücklich auf denselben verzichtet habe, so sei es für den Fall eines Bekanntwerdens der Urkunde vorsichtiger gewesen,

sich mit einem bloßen Hinweis auf den betreffenden Artikel des Januarvertrages zu begnügen, da hierdurch der sachliche Zweck, die Unterstützung des Tauschplanes durch Rußland, in unverfänglicherer Form ebenfalls gesichert worden wäre. Dies aber war auch Thugut's einzige Ausstellung; mit dem Inhalte der Urkunde war er einverstanden nach allen Richtungen. Könnten, sagte er, bei einzelnen Punkten auch kleine Unzuträglichkeiten entstehen, so überwiegt der Vortheil doch bedeutend: jedenfalls ist unser Vertrauensverhältniß zu Rußland erneuert, jede Besorgniß über ein russisch-preußisches Verständniß beseitigt, und unser politisches System wieder auf eine feste Grundlage gestellt. Der Kaiser vollzog mit großer Freude die Ratification der Urkunden und fügte ein eigenhändiges Dankschreiben an Catharina hinzu.

In der That, es war ein großes Ergebniß für den ehrgeizigen Lenker der österreichischen Politik. Für die Gegenwart der Erwerb eines wohlgelegenen und gut abgerundeten Bezirks von tausend Quadratmeilen, für die Zukunft russische Beihülfe zu der Einverleibung Venetiens bei dem einstigen Frieden mit Frankreich, und, falls es dann zum Türkenkriege käme, die Zutheilung von Serbien und Bosnien an Oesterreich. Und was Thugut's Gefühle mehr als jeder materielle Gewinn erquickte, für dies Alles die feste und förmliche Zusage russischer Waffenhülfe gegen das verhaßte Preußen, wenn es gegen irgend eine dieser Festsetzungen Widerspruch zu erheben wagte! Gelangten diese Entwürfe zur Verwirklichung, so war Rußland die allein gebietende Macht im Orient, Oesterreich aber beherrschte durch den Besitz von Venetien, Mailand und Toscana das ganze Italien, so wie es durch Preußens Demüthigung und die Einnahme Bayerns den entscheidenden Einfluß in Deutschland wieder gewann. Bei der Aussicht auf solche Errungenschaften mochte der Kaiser leichten Herzens auf das stets unsichere, stets lästige Belgien, und noch unbedenklicher auf die einst in das Auge gefaßten, jetzt unerreichbar gewordenen französischen Landstriche verzichten. Es leuchtet sogleich ein, welche Bedeutung ein solches Programm für die künftige Weltstellung der Wiener Regierung in sich schloß. Es war, um es mit einem Worte zu sagen, der Uebergang von dem durch den Kaiser geleiteten heiligen römischen Reiche zu dem modernen Großstaat Oesterreich. Hätte man, was 1793 und vielleicht noch Anfang 1794 bei fester Anwendung aller Kräfte möglich war, Belgien behauptet, die nördliche Champagne, einen Theil von Lothringen und den Elsaß hinzugewonnen, so wäre der ganze Westen und Süden des deutschen Reiches ebenso wie der Osten desselben von kaiserlichem Erblande umgeben, und eine Sonderung von Staats- und Reichspolitik in Wien nicht mehr denkbar gewesen. Diesen

Aussichten kehrte Oesterreich jetzt den Rücken, um, nicht in dem deutschen Reiche sondern neben demselben, einen erweiterten und in sich geschlossenen Länderbesitz zu gewinnen, in welchem neben Slaven, Ungarn und Italienern das deutsche Element kaum ein Drittel des Gesammtbestandes liefern würde. Mit den Machtmitteln einer solchen Monarchie konnte man nach Umständen auf eine diplomatische Hegemonie über Italien oder Deutschland oder beide ausgehen, ganz sicher aber mußten fortan die leitenden Gesichtspunkte derselben so wenig deutsch wie italienisch, sondern rein und ausschließlich österreichisch sein.

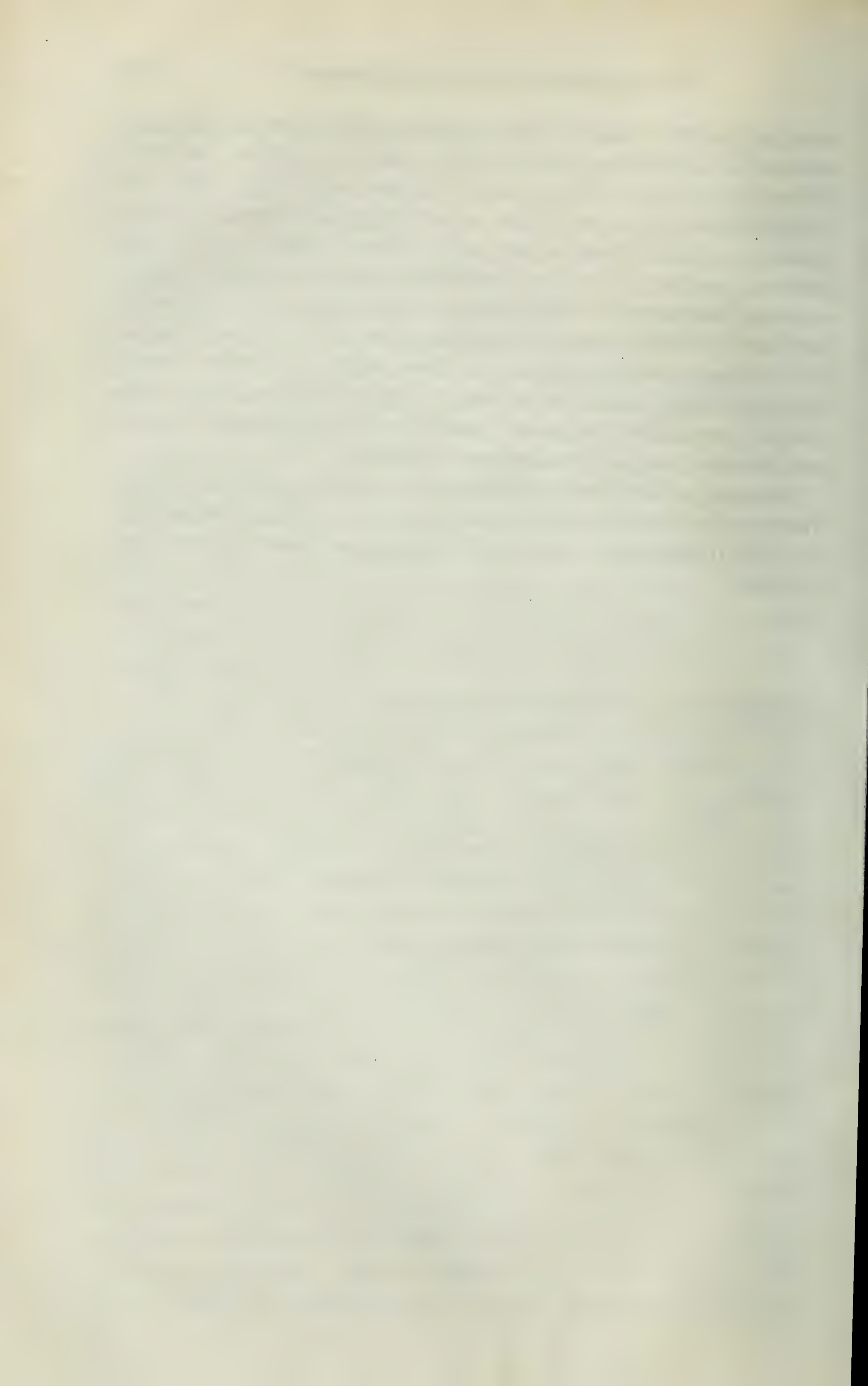
Was Preußen betraf, so hatte Catharina es übernommen, die letzte Note desselben zu beantworten, so weit für den Augenblick eine Antwort nöthig schien. Demnach überreichte Alopeus am 7. Januar in Berlin eine russische Denkschrift, welche zwar über die praktischen Entwürfe der Kaiserhöfe nicht die leiseste Andeutung enthielt, aber durch herbe Sprache und gebieterischen Stolz über die Gesinnungen und Hoffnungen Rußlands keinem Zweifel Raum verstattete. Die Kaiserin, hieß es, habe nur mit äußerstem Befremden die preußische Erklärung vernehmen können, daß man eintretenden Falles die Erhaltung Polens beantrage. Es sei das einer jener Wünsche, wie man sie wohl in seinem Herzen aufsteigen lasse, deren Erfüllung aber nicht zu hoffen erlaubt sei, weil sie der Natur der Dinge widersprechen. Um diese Behauptung zu erweisen, erinnerte Ostermann an den letzten Ausbruch, welcher die Nothwendigkeit der Theilung eines vulkanischen Gebietes unwidersprechlich dargethan habe. Bei der Bestimmung der einzelnen Antheile, fuhr Ostermann fort, haben wir die Regel festgehalten, daß das bestehende Machtverhältniß zwischen den theilenden Staaten keine Aenderung erleiden darf, eben die Regel, welche Preußen bei dem letzten Türkenkriege so scharf gegen Oesterreich durchgeführt hat. In einem freundlichen Tone, welcher den zweischneidigen Hohn nur schwach verhüllte, setzte er hier die Bemerkung hinzu: wir erwähnen jenen Vorgang ohne Furcht, daß man uns noch eine rachsüchtige Erinnerung an Preußens damalige Haltung zutrauen könnte: denn der Verlauf der polnischen Theilung von 1793 hat es ja seitdem aller Welt gezeigt, wie eifrig wir für Preußens Vergrößerung gewirkt haben. Er erörterte dann die Ansprüche der einzelnen Mächte, und wies die Mäßigung und Billigkeit der österreichischen nach. Von diesen ging er auf die russischen über, und hier erreichte der Schwung seiner Sprache die stolzeste Höhe. Es war keine Rede mehr von den früheren Wendungen, eine der deutschen Mächte als Veranlasserin und Urheberin der polnischen Theilungen darzustellen. Vielmehr das gerade Gegentheil wurde jetzt für den russischen Anspruch

auf das ausgedehnteste Loos der Beute geltend gemacht. Man kann es kühn behaupten, sagte Ostermann, daß die Titel der Kaiserin auf ihren polnischen Antheil nicht das Werk eines Augenblicks oder eines Zufalls, sondern daß sie die Schöpfung von dreißig Jahren sind, welche mit Arbeiten, Sorgen und colossalen Ausgaben aller Art erfüllt waren; man kann behaupten, daß, im Vergleiche hiermit, Preußen und Oesterreich alle die Früchte, welche sie in Polen zu erndten haben und künftig erndten werden, ohne Kaufpreis zum Geschenk erhalten. Es war nicht möglich, in sechs Zeilen die Gesammtpolitik Catharina's energischer zu zeichnen, und mit einer brutaleren Offenheit das Verhängniß Polens zu enthüllen. An diesen Hinblick auf das Vergangene schloß endlich Ostermann guten Rath für die Zukunft. Preußen solle bedenken, daß es durch eingehende Nachgiebigkeit sein Bündniß mit Rußland befestige, und damit einen größeren Vortheil erringe, als durch alle Rücksichten auf bequeme Grenzen, welche es bisher geltend gemacht habe. Eine solche Haltung würde den besten Einfluß auf die allgemeine Lage Europas ausüben, während jene chimärische Hoffnung auf französischen Frieden, von welcher man neulich so viel geredet habe, doch schlechterdings kein Ergebniß herbeiführen könnte.

Aus dieser Note ließ sich ohne Mühe herauslesen, daß Rußland nach allen Seiten mit Oesterreich eng verbunden war, daß es eine tiefe Erinnerung an Preußens Eingriff in den letzten Türkenkrieg im Herzen nährte, daß beide Höfe in der polnischen Frage die preußischen Ansprüche verurtheilten, daß sie diesen Willen auch im Falle eines Friedens zwischen Preußen und Frankreich durchzusetzen gedachten. Es mußte unter diesen Umständen in Berlin beinahe als eine Ironie des Geschickes erscheinen, daß nach einer längeren Berathung des Mainzer Antrags der Reichstag zu Regensburg mit großer Mehrheit den Wunsch nach Frieden ausgedrückt, und am 22. December ganz nach Möllendorf's Wünschen den Kaiser und den König von Preußen aufgefordert hatte, gemeinschaftlich Hand an dies segensreiche Werk zu legen. Als dieser Beschluß in Wien zur Verhandlung kam, sprach sich der Reichsvicekanzler scharf dagegen aus, weil eine solche Friedensbettelei im Augenblicke französischer Siege den Stolz der Feinde nur vermehren würde. An sich hatte er ohne Frage Unrecht; wir werden sehen, welche Aussichten bei der tiefen Erschöpfung Frankreichs ein gemeinsames Erbieten aller deutschen Fürsten zu einem billigen Frieden, wohlverstanden unter gleichzeitiger Bereitschaft zu energischem Kampfe im Falle übermüthiger Ablehnung, gehabt hätte. Höchst wahrscheinlich hätte man dann die bisherigen Grenzen und damit auch die bisherige Verfassung des heiligen

römischen Reiches bewahrt. Aber es fehlte in Wien eben an der ersten und letzten Voraussetzung dieser Politik, an dem Streben nach Versöhnung mit Preußen. Wenn Fürst Colloredo votirt hatte, lieber als einen schimpflichen Frieden schließen, müßten Kaiser und Reich mit einander ehrenvoll zu Grunde gehen, so gab am 25. Januar Thugut seine Meinung dahin ab, der Kaiser möge den Reichsschluß einfach bestätigen, Preußen und den Reichsständen die Ausführung überlassen, für diese undankbaren und Oesterreich völlig unnützen Territorien keine weiteren Opfer bringen. Es sei dringend nöthig, daß man in Wien endlich zur Einsicht komme, rein österreichische Politik treibe und sich auf die Stellung einer unabhängigen europäischen Großmacht zurückziehe. Der Kaiser gab darauf dem Reichstage eine völlig nichtssagende Antwort.

So zeigten für Preußen gleichzeitig die russischen Aeußerungen die Nothwendigkeit eines französischen Friedens, und die Regensburger Vorgänge die Unmöglichkeit einer mit Oesterreich gemeinsamen Friedensverhandlung.



Elftes Buch.

Baseler Friede.



Erstes Capitel.

Sturz der Jacobiner.

Die europäischen Mächte drängten sich wetteifernd zum Frieden mit der französischen Republik. Wir haben zunächst zu beobachten, wie sich dort die Verhältnisse seit Robespierre's Sturz gestellt hatten.

Der 9. Thermidor war ein Tag des Jubels für Paris, und bald, wohin die Kunde über ihn gelangte, für Frankreich. So entschieden hatte sich die frühere Herrschaft in Robespierre verkörpert, so fest hatten sich alle localen Machthaber, die Revolutionsausschüsse und die Revolutionsgerichte, die Ortsbehörden und die Volksgesellschaften um den Dictator geschaart, daß der Sturz desselben das ganze Staatsgebäude bis in seine Fundamente erschütterte. In Paris hatte eine Zeit lang kein Mensch das Unglaubliche für möglich gehalten. In den Gefängnissen hatte man noch am 8. die Verhafteten aller ihrer Geräthschaften und Geldmittel beraubt, so daß sie in tödtlicher Angst eine Wiederholung der Massenmorde von 1792 erwarteten; noch am 9. selbst hatte Henriot, bereits im Getümmel des Aufstandes, einen Transport von achtzig Gefangenen auf das Blutgerüst schaffen lassen. So flog die Nachricht von der befreienden Katastrophe als ein völlig überraschendes Glück von Mund zu Mund. Aus der furchtbarsten Erdrückung sah man sich plötzlich emporgehoben, man konnte wieder athmen wie sonst, man sah die Möglichkeit eines menschlichen Lebens wieder. Noch war man von Gefahr und Elend aller Art umgeben, noch rauchte das frischvergossene Blut, noch herrschten alle Gesetze einer beispiellosen Tyrannei: aber die einmal erregte Hoffnung hob den trunkenen Sinn über alle Nöthe hinüber, ein Taumel der Freude erfüllte die Bevölkerung, den ganzen Tag des 10. und die folgende Nacht hindurch waren die Straßen

von wogenden und jubelnden Menschenmassen erfüllt. Die Sitzungen des Revolutionsgerichts waren unterbrochen, der Jacobinerclub geschlossen, die Gemeinderäthe unter der Guillotine gefallen: für den Augenblick schienen alle Werkzeuge der alten Tyrannei zertrümmert. Unter den Siegern verfolgten vornehmlich die Dantonisten ihren Triumph im Sinne der öffentlichen Meinung. Weil sie im November zur Gnade und Menschlichkeit gerathen, hatte sie Robespierre länger als ein halbes Jahr unter steter Todesdrohung gehalten; jetzt konnten sie beweisen, daß Camille Desmoulins im Ernste sein Leben für die Milde geopfert habe, und Legendre und Merlin von Thionville, Tallien und Freron waren unermüdlich, die Gefängnisse zu besuchen und die Verhafteten, die man ohne Untersuchung massenweise eingesperrt hatte, ohne Untersuchung oft zu Hunderten zu entlassen. Es hatte eine Zeit gegeben, in der keiner von ihnen an willkürlicher Grausamkeit hinter Robespierre zurück gestanden; jetzt ließen sie mit gleicher Willkür besseren Regungen freien Lauf: sie hatten ihr Leben lang immer nur dem Augenblicke gedient, und auf den Wellen der öffentlichen Meinung vorwärts zu treiben, schien ihnen stets der Inbegriff politischer Gerechtigkeit.

Im Convente hatten unterdessen ganz andere Gesinnungen die Herrschaft. Dort fühlten sich als die eigentlichen Schöpfer der neuen Epoche die Männer des Wohlfahrtsausschusses, Collot und Billaud, Carnot und Barere, und wer im Sicherheitsausschusse und in der Bergpartei enge zu ihnen hielt. Es waren die Reste oder doch die alten Verbündeten der hebertistischen Partei, die ächtesten Vertreter des Schreckenssystems, welche nur aus Gründen persönlichen Ehrgeizes mit Robespierre zerfallen waren. Ihnen galt der 9. Thermidor durchaus als ein Tag der Vertheidigung, nicht als der Beginn eines neuen, sondern als die Erhaltung des bisherigen Systems; sie hatten gekämpft, um Robespierre's Alleinherrschaft abzuwehren und die ungestörte Fortdauer des revolutionären Wesens für sich zu behaupten. Sie sahen mit erstaunter Entrüstung auf die allgemeine Bewegung; Billaud erhob sich mit Unwillen und Befremdung gegen die Suspension des Revolutionsgerichts, Barere schlug bei der neuen Besetzung desselben Fouquier Tinville als öffentlichen Ankläger vor, und war völlig überrascht, als ein Sturm der Verwerfung ihm entgegentönte, und über Fouquier Absetzung und peinliche Anklage verhängt wurde. Gleich nachher wurde ein anderer Freund und Diener Robespierre's der strafenden Gerechtigkeit des Convents bezeichnet, Lebon, der gefürchtete Proconsul des Norddepartements, und ohne Widerspruch seine einstweilige Verhaftung angeordnet. Dasselbe Schicksal traf einige untergeordnete Werkzeuge der

gestürzten Machthaber, dagegen blieb ein gegen Maignet, den Henker Bedouin's, gerichteter Strafantrag für's Erste ohne Erfolg. Allmählich zeichnete sich die herrschende Stimmung des Convents in festeren Umrissen. Die gemäßigte Partei, das Centrum und die Trümmer der Rechten, seit einem Jahre an Dulden und Schweigen gewöhnt, fielen sofort in diese Haltung zurück, die entscheidende Gewalt blieb noch unbedingt im Besitze des Berges. Aber auch hier fand die Gesinnung Barrere's und Billaud's keinen Raum. Die eifrigsten Montagnards waren von der Meinung erfüllt, daß fortan nicht mehr die Ausschüsse, sondern der Convent in seiner Gesammtheit herrschen, daß man die Versammlung vor dem Despotismus der Ausschüsse ein für alle Mal sichern müsse. So verfügten sie gleich am 11. Thermidor neue Wahlen und eine Berathung über eine vollständig neue Organisation der Regierung. In den Wohlfahrtsausschuß traten neben zwei Jacobinern reinen Blutes, Laloi und Echasseriaux, die beiden Dantonisten Thuriot und Tallien, und zwei Mitglieder des ersten Wohlfahrtsausschusses (April 1793) Bréard und Treilhard. Der leitende Gedanke mochte bei ihnen ungefähr dahin gehen, daß der Convent die ärgsten Auswüchse der Tyrannei abstellen, aber um keinen Preis auf das Princip des bisherigen Systems verzichten dürfe. Man wollte die Anhänger Robespierre's, die Würger und Blutmenschen beseitigen, aber die Allmacht der revolutionären Regierung durch keine gesetzliche Ordnung beschränken lassen. So wurde das Revolutionsgericht beibehalten und neu besetzt; es sollte Recht sprechen nach allen Decreten der Schreckenszeit, mit Ausnahme des Gesetzes vom 22. Prairial; die einzige Milderung, bewirkt durch Bourdon von der Oise, war die Vorschrift, daß in keinem Falle eine Verurtheilung Statt finden solle, wo nicht eine verrätherische oder contrerevolutionäre Absicht erwiesen sei. Auch der Club der Jacobiner wurde in den ersten Tagen des Augusts wieder eröffnet. Er sollte zwar eine neue Reinigung durchmachen und alle Verehrer Robespierre's ausstoßen; jedoch nahmen es „die Brüder und Freunde" unter einander nicht allzugenau, sondern bestätigten jeden Genossen, welcher die Versicherung abgab, daß er in der Nacht des 9. Thermidor an Robespierre's Aufstand keinen Antheil genommen[1]). Der Club konnte also sehr bald in unveränderter Haltung seine Sitzungen wieder eröffnen; nach wie vor

[1]) Dubais, C. N. 4. October: die Epuration war nur ein leerer Schein. Ardouin, Jacobiner 7. vend.: Anfangs bemächtigten sich die Aristokraten der Epuration, bald aber legte der Club den Messieurs, die nur honnêtes gens zulassen wollten, ihr Handwerk.

donnerten seine Reden gegen die Aristokraten, Egoisten und Reichen, und ermahnten den Convent, den feigen Moderantismus durch fortgesetzte revolutionäre Energie zu unterdrücken.

Aber die Dinge gingen dennoch ihren unaufhaltsamen Gang. Die revolutionäre Regierung hatte seit April alle ihre Organe aus Robespierre's Hand empfangen: jede Maßregel, welche die neuen Machthaber gegen Robespierre's Anhang richteten, lähmte unausbleiblich irgend ein Stück des Regierungssystemes selbst. Eine neue Einrichtung der Pariser Bürgergarde war unerläßlich; Henriot hatte als ihr Generalcommandant zweimal, am 31. Mai und am 9. Thermidor, das Dasein des Convents bedroht, und man beschloß jetzt, die gefährliche Würde überhaupt abzuschaffen, und den ganzen Generalstab alle fünf Tage aus den Bezirkscommandanten neu ernennen zu lassen. Damit war es allerdings unmöglich, daß eine Partei sich plötzlich der bewaffneten Macht von Paris bemächtige, aber auch der Convent konnte nicht mehr den früheren militärisch durchgreifenden Einfluß auf die ganze Masse der Bürgerwehren erwarten. Am 13. August kam dann nach langen Verhandlungen die neue Gestaltung der Regierungsausschüsse zu Stande. Wenn bisher alle Befugnisse in dem thatsächlich permanenten Wohlfahrtsausschusse gegipfelt hatten, so wurde jetzt die Anordnung wiederholt, daß zu Anfang jedes Monates drei Mitglieder austreten müßten, und erst nach Ablauf eines Monates wieder wählbar wären; es wurde weiter verfügt, daß der Convent in seiner Gesammtheit der einzige Mittelpunkt der Regierung, die Ausführung aber der Geschäfte im Einzelnen unter sechzehn Ausschüsse vertheilt wäre, der öffentlichen Wohlfahrt für Diplomatie und Krieg, der allgemeinen Sicherheit für die hohe Polizei, der Gesetzgebung für innere Verwaltung und Gerichte, der Finanzen, der Posten, der Heerverwaltung, der Marine u. s. w. Es leuchtet ein, daß mit diesem Systeme der leitende Zweck, die Verhütung jeder Dictatur, vollkommen erreicht, aber auch, daß eine Versammlung von mehr als 600 Mitgliedern zur einheitlichen Lenkung der Regierungsgeschäfte völlig ungeschickt war. Die einzelnen Ausschüsse gingen ihre besonderen Wege, kreuzten und hinderten gegenseitig ihre Operationen, dienten nicht selten verschiedenen Parteizwecken. Im Innern des Convents selbst führte die neue Organisation eine ungleich größere Menge von Mitgliedern in die Geschäfte ein als früher, und verstärkte damit von selbst das Gewicht sowohl der mittleren Ansichten als der persönlichen Mittelmäßigkeiten: nach Außen verlor die Regierung nothwendig an Einheit, Folgerichtigkeit und Wirksamkeit.

Fünf Tage später sah sich der Convent zu einer andern Maßregel

genöthigt, deren Tragweite kaum geringer war. Unter den Regierungsmitteln der Schreckenszeit war, wie wir wissen, keins thätiger und gefürchteter, als die Revolutionsausschüsse. Ueberall standen sie in engster Verbindung mit den Clubs, und seit dem Beginn des Jahres war es eine Hauptsorge Robespierre's gewesen, sie mit zuverlässigen Anhängern zu besetzen und mit unbedingter Gewalt über die Freiheit ihrer Mitbürger auszustatten. Es wäre ein Widersinn für die Besieger Robespierre's gewesen, eine halbe Million tödtlicher Feinde in der bisherigen Macht zu belassen: am 18. August befahl der Convent, daß in Zukunft nur ein Revolutionsausschuß in jedem Districte, und in Paris statt 48 nur noch 12 bestehen, daß die Conventscommissare oder der Sicherheitsausschuß die Mitglieder derselben ernennen, daß diese nur nach festen gesetzlichen Formen Vorladungen und Verhaftungen vornehmen sollten.

Eine weitere Einrichtung der Schreckenszeit fiel am 21. August. Bourdon von der Oise schlug die Abschaffung des Gesetzes vor, nach welchem jeder Besucher einer Sectionsversammlung 40 Sous empfing. Einst hatte Danton es veranlaßt, um den demokratisch gesinnten Arbeitern den regelmäßigen Besuch der Versammlungen möglich zu machen: jetzt berichtete Cambon, daß in keiner Pariser Section in den letzten Monaten jemals mehr als 300 Bürger anwesend gewesen, daß man aber stets den doppelten und dreifachen Geldbetrag in Rechnung gestellt habe. Cambon fand außerdem, daß die häufigen Versammlungen überhaupt nur Unordnung stiften könnten, und beantragte, in Zukunft einzig an den Sonntagen des republikanischen Kalenders, an den Dekaden, Versammlungen zu gestatten. Der Convent genehmigte ohne Widerspruch beide Anträge.

Wie zu den Revolutionsausschüssen und den Sectionsversammlungen, fand sich endlich die neue Regierung auch zu den Gemeindebehörden und den Volksgesellschaften des Reiches gestellt. In allen Departements hatten sich die Mitglieder derselben mit höchstem Eifer zu Robespierre bekannt; die Agenten des Wohlfahrtsausschusses und der Ministerialcommissionen hatten sie durchgängig im Sinne des gestürzten Systems ausgewählt; eine umfassende Aenderung erschien hier als eine Lebensbedingung für die jetzige Herrschaft. So erhielten die Conventscommissare in den Departemens die Weisung, das gesammte Personal der Clubs und der Gemeinderäthe einer genauen Prüfung und Reinigung zu unterziehen, und damit dieselbe in zuverlässigem Sinne geschehe, wurde ein großer Theil der ausgesandten Repräsentanten selbst zurückberufen und durch Anhänger des neuen Zustandes ersetzt.

Durch diese Maßregeln wurde nun das Land eigentlich erst der

Bedeutung des 9. Thermidor inne. Je fester sich Alles, was Demokrat und Jacobiner heißen wollte, in den letzten Monaten um Robespierre's Banner gesammelt hatte, desto gründlicher war jetzt die Niederlage der gesammten Partei. Die Conventscommissare, auch wenn sie anders gewollt hätten, sahen keine Wahl: wenn nicht Robespierristen in den Stadträthen, den Clubs und Revolutionsausschüssen herrschen sollten, so mußten sie Gemäßigte, Besitzende, Constitutionelle, sie mußten überhaupt die bisher unterdrückten Classen, sie mußten den Mittelstand berufen. So eröffneten sich aller Orten die Gefängnisse, die Tausende der Gepeinigten und Verfolgten kehrten in ihre Wohnungen zurück, und kamen nur zu häufig unmittelbar aus dem Kerker in den Genuß der politischen Macht. Zu Hause aber fanden sie in der Regel die ärgste Verödung und Verwüstung. Es gab wenige Familien, die nicht die Hinrichtung eines oder mehrerer Angehörigen zu beklagen hatten; die Revolutionsausschüsse hatten die Häuser und die Güter der Verhafteten unter Sequester gelegt, und dann in zahllosen Fällen selbst das Siegel gebrochen; die Cassen waren geplündert und die Möbel hinweggeschleppt. Wohlhabende und rechtliche Familien fanden sich so, ohne den Schatten eines Vergehens oder einer Anklage, mit einem Schlage beraubt, entehrt, verwaist: die Entrüstung war allgemein und unermeßlich, und von einer Grenze des Reiches zur andern ging durch Millionen der Ruf nach Genugthuung und Vergeltung. Ueberall wurden jetzt die Clubisten, vor denen bisher die Bürger gezittert hatten, zu rächender Haft gebracht; die peinlichen Klagen gegen sie, auf Raub und Diebstahl, auf Nothzucht und Unterschleif, wuchsen zu erdrückender Masse heran: überall, stöhnten die Jacobiner in Paris mit ohnmächtigem Zorne, werden die Patrioten verfolgt, überall erhebt die Aristokratie ihr schmutziges Haupt. Aber auch in der Hauptstadt war durch die letzten Decrete der Zustand verwandelt. In den Sectionsversammlungen ergriffen die Bürger wieder Besitz; aus der Nationalgarde verschwanden die letzten Reste der harten Fäuste; in den Wirthshäusern sammelte sich die Jugend der besitzenden und gebildeten Classen zu lebhaften Demonstrationen gegen die Jacobiner, und selten verging ein Tag, wo nicht im Palais Royal die Parteien in blutiger Rauferei sich gemessen hätten. Unaufhörlich drängten sich die Sectionen an der Schranke des Convents mit racheathmenden Klagen gegen die früheren Revolutionsausschüsse; man begehrte, dem Convente zu lebhaftem Mißbehagen, die Herstellung der Beamtenwahlen durch das Volk; man forderte freien Handelsverkehr im Innern und Frieden mit den Mächten Europas. Als gewaltiges Gährungsmittel machte sich die seit dem Thermidor frei gewordene Presse bemerklich. Die Schreckenszeit

hatte das Gesetz der unbegrenzten Preßfreiheit nicht angetastet, und nur im Einzelnen die mißliebigen Zeitungsschreiber auf die Guillotine geschickt; jetzt gab es also, seitdem man nicht mehr willkürlich köpfte, nicht die geringste Schranke für die Presse, und die volle Wucht dieser Waffe fiel auf die Jacobiner danieder, mit einer Unermüdlichkeit und Ausgelassenheit, wie sie drei Jahre früher das Königthum nicht tödtlicher erfahren hatte. Gegen den Convent trugen Zeitungen und Sectionen einstweilen die größte Ergebenheit zur Schau, da er für den Augenblick mit der allseitig verabscheuten Partei zerfallen war: im Grunde traute auch ihm kein Mensch, vielmehr verachtete man die Mehrzahl der Deputirten, welche alle Gräuel der Schreckenszeit dienstwillig mitgemacht, und ersehnte die Herstellung eines neuen Zustandes, wo unter der Herrschaft verständiger Gesetze das Schicksal des Landes von gebildeten und ehrenwerthen Männern gelenkt werden könnte.

So war die Regierung schwach in ihrer Organisation, schwach durch den Mangel fest anerkannter Grundsätze, schwach durch den Bruch mit ihren früheren Genossen, und schwach durch die Mißachtung ihrer jetzigen Verbündeten. Sie ging unsicher und tastend ihren Weg auf einem von allen Leidenschaften gährenden Boden. Bei einer solchen Lage hielt die augenblickliche Eintracht zwischen den am 9. Thermidor siegreichen Parteien nicht lange vor. In dem neuen Wohlfahrtsausschuß saßen neben einander die Hebertisten Collot und Billaud, und die Dantonisten Thuriot und Tallien; der alte blutige Haß zwischen beiden Fractionen war durch die gemeinsame Gefahr des Thermidor nur für einen Augenblick zurückgedrängt worden, und bald genug brach der tödtliche Zwiespalt mit frischer Erbitterung wieder hervor. Zugleich sahen sich die alten Mitglieder des Ausschusses durch die im ganzen Convente herrschende Eifersucht gegen ihre frühere Macht beengt, und die neuen fanden mit jedem Tage deutlicher, wohin die Richtung des Volkswillens gehe, wo die Gunst der erregten Menge zu erndten sei. Einzelne unter den Dantonisten hatten noch besondere Gründe, welche sie zum Bruche mit den Männern des früheren Ausschusses trieben. Freron war durch enthusiastische Freundschaft mit Camille und Lucile Desmoulins verbunden gewesen, und hatte den Hebertisten des Ausschusses blutige Rache für den Tod seiner Freunde geschworen. Er trat jetzt mit einigen Männern der gemäßigten Partei zusammen, um in der Presse die Führung des Kampfes gegen die früheren Machthaber zu übernehmen; ihre Zeitung „der Volksredner" steigerte von Tag zu Tag eine glühende Polemik gegen Alles, was mit der Politik des letzten Jahres irgendwie in Verbindung stand. Tallien hatte während seiner Sendung nach

Bordeaux die Tochter eines reichen Bankiers, Theresie Cabarrus, kennen gelernt; sie war damals von ihrem ersten Gatten, einem Parlamentsrichter von Fontenoi, getrennt, jung, schön und lebenslustig, und überließ sich ohne großes Widerstreben der Neigung des allmächtigen Deputirten. Ihr Einfluß bewirkte damals eine rasche Aenderung in seinem Auftreten; sie erweckte in ihm den ersten Funken eines menschlichen und verständigen Sinnes, so daß die Jacobiner in Bordeaux über die plötzliche Milde des Repräsentanten gegen die Föderalisten und die Capitalisten der Stadt in große Gährung geriethen. Robespierre rief darauf den verwandelten Collegen in voller Ungnade aus Bordeaux zurück, und ließ Frau von Fontenoi, die ihn nach Paris begleitete, bald nach ihrer Ankunft verhaften. Wenn irgend wer dankte sie der Katastrophe des 9. Thermidor ihre Rettung; und hatte sie schon früher auf Tallien im Sinne der Menschlichkeit eingewirkt, so verdoppelte sie jetzt ihre Bemühungen, ihn zum völligen Bruche mit den Terroristen zu treiben. Die Jacobiner verfolgten sie mit giftigem Hasse und gemeinen Schmähungen; die Bürger, welche zu Hunderten ihr die Befreiung von Kerker und Blutgerüst verdankten, nannten sie Unsere liebe Frau vom Thermidor. Sie war gutmüthigen und lebhaften Sinnes, nicht eben bedeutenden Geistes und keineswegs von strengen Sitten: daß eine Frau ihrer Art eine politische Rolle spielen konnte, war auch ein Zeichen des trüben Zustandes, in welchen Robespierre die französische Gesellschaft hinabgedrückt hatte.

Der Streit, welchen die Dantonisten, oder, wie sie sich jetzt auch wohl nannten, die Thermidorianer im Sinne trugen, kündigte sich durch tägliches Geplänkel mit den Gegnern an. Als am 19. August Louchet über das Aufstreben der Aristokraten klagte, und die Erneuerung des Schreckens begehrte, antwortete ihm ein vielstimmiger Ruf: nicht Schrecken, sondern Gerechtigkeit. Ein anderer Montagnard, Charlier, kam ihm zu Hülfe: Gerechtigkeit für die Patrioten, Schrecken für die Aristokraten. Nein, schallte es zurück, Gerechtigkeit für alle Welt. Wir fordern, sagte Tallien, strenges Gericht gegen alle Feinde des Landes, aber keine Unterscheidung zwischen den Bürgern, als die zwischen den guten und schlechten; wir fordern die Preßfreiheit zum Schutze der Republik, die Preßfreiheit zur Zermalmung der Schurken, die Preßfreiheit oder den Tod. Am 26. August begehrte ein Mitglied die Erwählung der Beamten durch das Volk. Sofort brach der Sturm von allen Seiten los: jetzt will man Wahlen, rief man von dem Berge herab, wo die Hyder der Aristokratie frech in den Sectionen ihr Haupt erhebt. Die Jacobiner erklärten es am Abend für offenen Landesverrath,

verhießen in allen Sectionen dagegen zu wirken, und schickten am 27. eine große Deputation in den Convent, um eine Namensliste aller freigelassenen Gefangenen zu begehren und vor jeder Schwächung der revolutionären Regierung zu warnen. Präsident war an dem Tage Merlin von Thionville, nicht der wenigst eifrige unter den Thermidorianern: er antwortete den Jacobinern mit einer scharfen Ermahnung, auf alle Fälle dem Gesetze gehorsam zu sein, und einige seiner Parteigenossen, Bentabolle und Lecointre von Versailles, riefen den Abgehenden harte Worte nach, sie seien Intriganten und Robespierristen, welche die Regierung fest im Auge habe. Lecointre, ein leicht erregbarer, ehrlicher aber haltungsloser Mensch, erhitzte sich über diese Scenen immer gründlicher. Im Verlaufe der Sitzung erreichte es dann die Linke noch einmal, daß Klagen aus Vaucluse über Maignet's Barbareien ungehört beseitigt wurden; am folgenden Tage wies sie einen Antrag Freron's auf gesetzliche Erklärung der unbedingten Preßfreiheit an die Ausschüsse, zu näherem Berichte über die Strafen des Mißbrauchs. Da war Lecointre's Geduld zu Ende, und ohne auf die Warnung der vorsichtigeren Freunde zu hören, entschloß er sich, den Stier bei den Hörnern zu fassen, und kündigte am 28. eine feierliche Anklage gegen sieben Mitglieder der alten Ausschüsse an. Tallien hatte ihm abgerathen; nachdem jener aber den Kampf eröffnet hatte, entzog sich die Partei ihm nicht mehr. Tallien bestieg unmittelbar nach Lecointre die Rednerbühne, um in längerer Erörterung die Natur und Bestimmung der revolutionären Regierung zu schildern: ohne daß er praktische Anträge brachte, war es deutlich, daß er eine scharfe Kritik des bisherigen, und das umfassende Programm eines neuen Regierungssystems aufstellte. Die Thermidorianer verkündeten so offen wie möglich ihre Trennung vom Berge.

Die übrigen Fractionen der Linken schlossen um so enger zusammen, und waren am folgenden Tage gerüstet, Lecointre's Anklage zu empfangen. Unter tiefer Spannung der Versammlung trug dieser seine Acte vor: es waren 26 Klagepunkte gegen Collot, Billaud und Barere vom Wohlfahrts-, gegen Vouland, Vadier, Amar und David vom Sicherheitsausschusse, auf Theilnahme an allen Freveln Robespierre's, auf Mitschuld an allen Verbrechen der Schreckenszeit. Es gab keinen Menschen im Convente und in Frankreich, welcher die Wahrheit und Weltkundigkeit dieser Anklagen hätte in Zweifel ziehen mögen. Dennoch aber war für den Convent die Frage, welche hier an ihn gestellt wurde, die peinlichste. Sollte er diese Abscheulichkeiten gegenüber dem brausenden Unwillen der Nation mit feierlicher Lüge nochmals sanctioniren? oder sollte er das

Verbrechen als solches brandmarken, und dann vielleicht unter dem Drucke der eigenen Mitschuld erliegen? Ein jüngeres Mitglied der Bergpartei, Goujon, sprach es in leidenschaftlichen Worten aus: was der Wohlfahrtsausschuß gethan, falle auf den ganzen Convent zurück, welcher Robespierre's Tyrannei so lange geduldet; er forderte, um das Vaterland zu retten, sofortiges Abbrechen der Verhandlung. Die Stimmung der Mehrheit kam ihm deutlich entgegen: bei dieser Wahrnehmung aber ersahen die Angeklagten ihren Vortheil, und forderten energisch die Fortsetzung der Debatte zur Erhärtung ihrer Unschuld. Ein langer Tumult erfolgte; Vadier erhob auf der Rednerbühne eine Pistole, mit der er sich entleiben wollte, wenn er nicht gehört würde; endlich ergriff der Präsident, Thuriot, einen Augenblick der Ermattung, und setzte den Uebergang zur Tagesordnung durch, weil die angeklagten Mitglieder stets nach dem Wunsche des Volkes gehandelt hätten. Aber der Berg beruhigte sich bei einen so farblosen Ausgange nicht. Er hatte die Unsicherheit der Gegner und die Besorgniß des Centrums wahrgenommen, und überraschte am 29. August den Convent mit dem Antrag, die Verhandlung auf's Neue zu eröffnen und Lecointre's Beweisstücke zu hören. Es kam hierauf zu einer widerwärtigen Scene. Lecointre, offenbar nicht vorbereitet, hatte keine Urkunden vorzulegen; unter lärmendem Getümmel und wachsender Verhöhnung wurden die 26 Anklagepunkte nochmals verlesen, und dann der Beschluß gefaßt, daß der Convent die Anklage als verläumderisch abweise.

Der Berg hatte im Convente einen vollständigen Sieg errungen. Aber so unzweideutig war die Stimmung in Paris, so einhellig alle Berichte aus den Departements, daß Billaud und seine Genossen selbst die Unhaltbarkeit ihrer Stellung anerkannten, und am 1. September freiwillig aus dem Wohlfahrtsausschusse austraten. Tallien fand es angemessen, ihrem Beispiele zu folgen, und auch Lecointre, von der Linken heftig angefeindet, legte seine Stelle als Secretär nieder. Die Jacobiner ließen sich dadurch nicht abhalten, ihn und Tallien und Freron feierlich aus dem Club auszustoßen. Auch im Convente überwog noch mehrere Tage der Einfluß der Linken; die erledigten Ausschußstellen wurden mit strengen Montagnards besetzt, eine wüthende Adresse des Jacobinerclubs von Dijon mit offener Gunst aufgenommen, ein Antrag auf Aufhebung des Maximum beseitigt, und die Strafgesetze gegen die Emigranten in ihrer vollen Grausamkeit erneuert.

Allein diesem Triumphe war nur eine kurze Frist zugemessen. In Paris zog sich das Unwetter bereits zusammen, dessen Schläge die Machtstellung der Parteien gründlich verwandeln sollten.

Der Revolutionsausschuß von Nantes hatte unter Carrier's Leitung, wie wir früher sahen, viele Tausende der ergriffenen Vendeer erbarmungslos an Ort und Stelle hingewürgt, einmal aber auch dem Pariser Revolutionsgerichte einen Transport von 132 Gefangenen zur Verurtheilung übersandt. Der Proceß war dann verzögert worden, und begann erst Ende August, als das Tribunal neu besetzt und der Geist der Regierung ebenso wie die öffentliche Meinung verwandelt war. Bis dahin war bei der Unterdrückung alles Verkehrs und aller Mittheilung über die Vendee nur die summarische Kunde in Paris bekannt geworden, daß dort ein erbitterter Krieg ohne Schonung von irgend einer Seite geführt werde. Jetzt aber entrollte das gerichtliche Verhör jener Angeklagten die Reihe der namenlosen Gräßlichkeiten in unmittelbarer, ausführlicher Lebendigkeit, das Hinmorden der Kinder, die Entehrung der Frauen, die wiederholten, massenweisen Ertränkungen, die Gräuel der verpesteten Kerker, die brutalen Schwelgereien der Henker. In dem Gerichtssaal drängte sich immer wachsend, in athemloser schaudernder Entrüstung, die Masse der Hörer; die weite Stadt erzitterte von der einen stets wiederholten Frage, ob denn Gräuel dieser Art wirklich, ob sie möglich seien, und immer dröhnender erhob sich, von Tausenden und aber Tausenden wiederholt, der Ruf nach vernichtender Rache und Strafe. Die Jacobiner wurden unruhig unter dem Gewicht der öffentlichen Verwünschung. Auch sonst aus den Departements klangen die Nachrichten ihnen ungünstig: die Clubs von Sedan und St. Omer kündigten ihnen die Verbindung, in Caen feierte das Volk das Andenken der ermordeten Girondisten, im Departement des Ain wurden die namhaftesten Jacobiner als Beutelschneider zur Haft gebracht. Mit der Gefahr wuchs die Erbitterung des Clubs: vortrefflich, rief der Abgeordnete Duhem, daß die Kröten des Sumpfes ihr Haupt erheben, um so leichter werden wir es abschlagen — der Club veranlaßte die Einsperrung eines Mitgliedes, weil der Mann die gerichtliche Vertheidigung der Nanteser übernommen hatte. Die Jacobiner waren bereit, die ganze Fülle des Abscheus, welcher den Nanteser Ausschluß verfolgte, auf sich selbst zu übernehmen.

Unter diesen Umständen geschah, daß Tallien Abends am 10. September beim Eintritt in seine Wohnung von einem Unbekannten mit den Worten erfaßt wurde: Schuft, ich habe dich lange erwartet; in demselben Augenblicke schoß der Angreifer eine Pistole auf Tallien ab, verwundete ihn in der Schulter, und verschwand dann fliehend im Dunkel der Nacht. Es war nicht möglich, seine Spur zu verfolgen; die Missethat selbst blieb unbestraft. Aber mit höchstem Nachdruck ergriffen die

Thermidorianer den Anlaß, um die Jacobiner im Convente zu treffen. Merlin von Thionville zählte in donnernder Rede die mörderischen und rebellischen Drohungen des Clubs auf; jeder Satz seines Vortrags wurde mit stürmischem Beifall aus dem Centrum und den Galerien bedeckt. Als er dann sagte, wenn man den Club nicht geradezu schließen wollte, so dürfte doch kein Abgeordneter mehr den Fuß in jene Mörderhöhle setzen, und nun der Zorn des Berges in tobendem Ausbruch aufbrauste: da erhob sich, zum ersten Male seit Thermidor, Durand-Maillane aus dem Centrum zu der Erklärung, daß das System der verbündeten Clubs eine jede Regierung gefährde. Das Ende war zuletzt ein Beschluß, daß der Wohlfahrtsausschuß über die Lage des Landes umfassenden Bericht erstatten solle.

Am Abend zeigte sich darauf bei den Jacobinern eine fühlbare Einschüchterung. Es war deutlich, daß die Mehrheit im Convente verloren ging, wenn das Centrum, wie es heute geschehen war, aus seiner Zurückhaltung hervortrat. Vergebens suchte Collot am 12. September die Lage zu wenden; sein Antrag auf Wiederverhaftung der entlassenen Aristokraten blieb ohne Folge. Meaulle begehrte mit nicht besserem Erfolge die Freilassung der Patrioten, denen man wegen angeblicher gemeiner Verbrechen den Proceß mache: Merlin schnitt die Verhandlung mit der kurzen Frage ab, ob der Convent die Diebe und Falschmünzer den Gerichten entziehen wolle? Am 14. ging der Proceß der Nanteser zu Ende; das Revolutionsgericht erkannte sie Alle als unschuldige Opfer einer entsetzlichen Tyrannei, und verband mit ihrer Lossprechung sofort den Befehl, ihre Verfolger, die Mitglieder des Nanteser Revolutionsausschusses, in Anklagestand zu setzen. Die Pariser feierten den Spruch mit verdoppelten Tumulten gegen die Jacobiner, die sich nicht mehr im Palais Royal, ja kaum auf den Straßen blicken lassen durften, ohne den Zorn der bürgerlichen Jugend zu erwecken. Die letztere fing an, sich für diese Straßenkämpfe förmlich zu organisiren: sie trugen graue Röcke mit schwarzen Krägen, hohe Halsbinden und einen Trauerflor am Arm zur Erinnerung an die Hinrichtungen der Schreckenszeit; ihre Waffe war Anfangs ein schwerer Spazierstock, bis sich weiterhin Freron und Tallien der Sache annahm, und ihre „goldene Jugend" mit Säbeln und Flinten ausrüsteten und ganz militärisch einübten [1]. Die Regierung

---

[1]) Die Bezeichnung jeunesse dorée ist, wie Adolf Schmidt gezeigt hat, erst später die herrschende geworden, doch kommt sie auch in einigen gleichzeitigen Zeugnissen vor, und ich finde um so weniger Grund davon abzugehen, als sie ganz denselben Sinn hat, wie die anderen zeitgenössischen Ausdrücke, muscadins u. s. w.

hatte bei der Erschlaffung aller Staatseinrichtungen kein Mittel, den Frieden auf den Straßen zu sichern, und ließ die Streitenden beinahe unthätig gewähren. Es war vergebens, daß am 20. September Robert Lindet, das am wenigsten bescholtene Mitglied des alten Wohlfahrtsausschusses, den angeordneten Bericht über die Lage des Landes abstattete, in demselben sehr geschickt der herrschenden Meinung die Trostlosigkeit des innern Zustandes einräumte, eine Menge Verbesserungen in Aussicht stellte, und nur ermahnte, das Vergangene vergangen sein zu lassen, und nicht durch Rachgier dem Vaterlande neue Wunden zu schlagen. Es war das vom Standpunkte einer kühlen politischen Weisheit geredet, welche den Millionen Mißhandelter, Beraubter, auf den Tod Beleidigter nur wie ein dreister Hohn erscheinen konnte: wie dürfte man, fragten sie, jetzt von Amnestie reden, wo noch nicht die geringste Bürgschaft gegen die Wiederkehr des Unheils vorliege, wo Billaud und Collot noch im Convente säßen, wo Maignet fortfahre in Avignon zu wüthen, wo die Jacobiner unaufhörlich in Abordnungen und Adressen die Wiederverhaftung der eben Befreiten forderten. In derselben Sitzung, in welcher Lindet seine wohlfeilen Ermahnungen zur Eintracht gespendet, hatte der Convent eine Deputation aus Lyon empfangen, welche in einfach erschütternden Worten ihre fürchterliche Lage schilderte; auch hier kam neben der politischen Verfolgung eine Menge gemeiner Räuberei zur Sprache, und der Convent befahl einen Bericht der Ausschüsse über Lyon binnen drei Tagen. Hatte man hier ein Bild von den alten Sünden der Schreckenszeit gesehen, so erschien am folgenden Tage ein Beispiel von dem jetzigen Treiben der Jacobiner. Die Conventscommissare Serre und Auguis berichteten aus Marseille, daß der dortige Club neue Gefängnißmorde betreibe und sich zu offener Rebellion gegen die Commissare anschicke. Wenige Tage nachher erfuhr man, daß der Aufstand ausgebrochen, das Leben der Commissare bedroht, die Ruhe nur durch Einschreiten der Linientruppen hergestellt worden sei. Dann kam der Krieg in der Vendee zur Sprache, die Unthaten der Höllencolonnen, die Barbarei der Generale Turreau, Huchet, Grignon: es waren freilich keine anderen Thatsachen, als sie der Convent zu Robespierre's Zeiten mit gehorsamer Billigung erfahren hatte, jetzt aber wurde nur Eine Stimme der Entrüstung laut, und jene Generale ohne Widerspruch in Anklagestand gesetzt. Dazwischen kamen immer neue Meldungen über die Unbändigkeit der Clubs: der Marseiller hatte den Pariser Brüdern ein neues Bataillon zu Verfügung gestellt, ein anderer die Conventscommissare gescholten, daß sie ohne seine Mitwirkung neue Beamte ernannt, ein dritter die Clubs für die einzig ächten Organe

der Volkssouveränität erklärt. Allen voran waren, wie immer, die Pariser Jacobiner; sie rührten sich in verschiedenen Sectionen, störten durch Unfug aller Art, wenn etwa die Bürger eine Ergebenheitsadresse an den Convent beriethen, bezichtigten jeden Gegner mit heftigen Schmähreden des Royalismus, und drohten mit baldiger Zerschmetterung aller Widersacher. Im Convente selbst wurden in Folge dieser Dinge eine Menge Rügen, Verhaftungen, polizeilicher Maßregeln verfügt, und draußen die Stimmung der Bürger immer heftiger gegen die unverbesserlichen Unruhstifter erbittert.

Die Thermidorianer hielten die Zeit zu einem neuen Versuche gegen die feindlichen Häupter gekommen. Am 3. October erhob Legendre wiederum peinliche Anklage gegen Billaud, Collot und Barere. Cambon suchte Barere, seinen früheren Genossen im ersten Wohlfahrtsausschusse, zu vertheidigen: ein Mitschuldiger Robespierre's könne der Mann nicht sein, der kurz vor dem 31. Mai eine geheime Anklageacte gegen Robespierre, Danton und Pache angelegt habe. Aber Clauzel zermalmte sofort diese Erinnerung an zweifelhafte ältere Verdienste. Haben Billaud und Barere nicht das Gesetz vom 22. Prairial unterstützt? sind nicht gerade in den letzten Wochen vor Robespierre's Sturz durch sie die meisten Opfer gefallen? hat nicht Billaud die Permanenz des Wohlfahrtsausschusses verlängern, nicht Barere als öffentlichen Ankläger Fouquier Tinville beibehalten wollen? Collot d'Herbois trat darauf der Anklage mit fester Stirn und stolzer Ruhe entgegen. „Stets sind Carnot, Prieur, Lindet mit unseren Schritten einverstanden gewesen. Der Wohlfahrtsausschuß in seiner Gesammtheit haftet dafür. Sind wir aber Alle schuldig, so ist es auch der Convent, der jeden Tag thun konnte, was er am 9. Thermidor gethan hat." Er entwickelte darauf die Gründe, welche den Ausschuß hätten abhalten müssen, früher als geschehen zu Robespierre's Sturze zu schreiten, und schloß mit der Erklärung, daß er völlig von der ehrenwerthen und patriotischen Gesinnung ihres Anklägers überzeugt sei. Die Sicherheit seines Auftretens machte Eindruck, in der Versammlung wurde ein gewisses Schwanken bemerkbar; und als Merlin von Thionville den Antrag auf Ueberweisung der Anklage an eine Commission einbrachte, erhob die Bergpartei einen solchen Tumult, daß endlich Breard einfache Tagesordnung forderte und mit einem Hinblick auf die Schadenfreude der Fremden bei solchem Hader durchsetzte.

Es war noch einmal ein Sieg der Linken. Aber er bedeutete nur die augenblickliche Abwehr einer erdrückenden Gefahr, und keineswegs eine erhebliche Aenderung der Lage. Am 6. October schieden auch Carnot,

Lindet und Prieur aus dem Wohlfahrtsausschusse; am 7. hob der Convent den Kriegszustand in Lyon auf und gab der Stadt den alten Namen zurück. Am 13. brachte Merlin den Grimm gegen die Terroristen in helle Flammen, indem er eine Depesche aus Nantes vorlegte, nach welcher ein Generaladjutant so eben, ohne Urtheil noch Recht, 39 Weiber, Kinder und Säuglinge hatte ersäufen lassen. Ein Sturm der äußersten Empörung brach los. Viele Stimmen forderten sofortige Aechtung des Cannibalen. Aber Merlin rief: nimmermehr, er ist zu verhaften und über seine mächtigeren Mitschuldigen zu verhören. Dies wurde beschlossen, und zugleich das Revolutionsgericht angewiesen, mit Aussetzung jeder andern Sache den Proceß gegen den Ausschuß von Nantes zu verfolgen. Schon am nächsten Tage war darauf die Anklageacte fertig; die Verhandlungen begannen ohne Aufenthalt, und brachten sogleich ein neues heißes Aufwogen der öffentlichen Meinung in Paris. Unter diesen Eindrücken erhoben sich die Regierungsausschüsse zu entscheidenden Schritten gegen den mächtigen Club. Am 16. October legte in ihrem Namen Delmas einen Gesetzentwurf vor, welcher den Volksgesellschaften alle Verbrüderungen und Ausschreiben unter Gesammtnamen verbot, einer jeden die Einreichung genauer Mitgliederlisten auferlegte, und alle Petitionen mit den Namen der einzelnen Bittsteller zu unterzeichnen befahl. Diese Bestimmungen ließen das Recht der persönlichen Meinungsäußerung unangetastet, zerschnitten aber das furchtbare Netz corporativer Verbindungen, mit welchem die Jacobiner drei Jahre lang Frankreich bedeckt und beherrscht hatten. Es entspann sich also eine äußerst lebhafte Verhandlung im Convente. Die Linke erhob sich heftig gegen eine solche Verletzung der Menschenrechte, der ewigen Grundsätze, des patriotischen Verdienstes, während von den Thermidorianern vor allen Bourdon geltend machte, wie die verbundenen Clubs eine gefährliche Aristokratie, eine mit dem Convent rivalisirende Gewalt bildeten. Merlin, Bentabolle, Rewbell stimmten nachdrücklich ein; eine Menge eifriger Montagnards, die sich bisher zwischen Herbertisten und Dantonisten neutral gehalten, traten der Mehrheit bei, und das Gesetz wurde unaufhaltsam durch alle Bestimmungen durchgesetzt. Die Jacobiner knirschten in den neuen Zügel, wagten aber keinen offenen Widerstand. Lejeune machte den alten Helden der Partei bittere Vorwürfe, daß sie im Convent ein schuldiges Schweigen beobachtet hätten; wir sind, entgegnete Billaud, seit Monaten in drückender Lage, unser Reden würde der Sache nicht genützt, sondern geschadet haben. Ja wohl, rief Fayau, die Aristokratie bedrängt uns, eine Million Müßiggänger sucht Frankreich zu beherrschen, schon hört man das Wort Pöbel wieder. Bassal suchte zu trösten: auch im

Jahre 1791 sei ein ähnliches Gesetz erlassen worden, und rasch genug habe der Club die Fesseln gesprengt. Freilich, setzte er hinzu, ist die öffentliche Meinung jetzt dem Club entfremdet, unsere Hoffnung steht auf der Zukunft.

In der Gegenwart aber schwoll die Fluth der Vergeltung ihnen täglich wachsend zu Häupten. Jede Sitzung des Revolutionsgerichtes enthüllte neue namenlose Verbrechen der Nanteser Terroristen: noch heute ist es unmöglich, diese Verhandlungen ohne Grauen zu lesen; wie mußten sie auf die Masse der Hörer wirken, denen das Entsetzliche in frischer Lebendigkeit und Gegenwärtigkeit vor Augen stand. Abläugnung oder Beschönigung war bei der Unzahl der Frevel nicht denkbar, und vom ersten Augenblicke des Processes griffen die Angeklagten zu dem letzten Mittel ihrer Vertheidigung, zu der stets wiederholten Aussage, daß sie willenlose Werkzeuge in der Hand des allein und allmächtig schaltenden Conventscommissars, in der Hand Carrier's gewesen. Es gelang ihnen nicht, sich selbst zu reinigen, aber mit jedem Tage häuften sie die Beweise gegen ihren Mitschuldigen. Mit der Verzweiflung überwiesener Verbrecher klagten sie über Ungerechtigkeit, daß man sie, die Diener, verfolge, während der Meister aller Verruchtheit fortdauernd in den Reihen der Gesetzgeber sitze. Sie riefen nach Carrier, und tausend Zuhörer stimmten ein in ihren Ruf: Carrier, Carrier! Noch immer sträubte man sich im Convente, den ersten Schritt zur Verfolgung eines Abgeordneten zu thun, aber die Aufregung des Volkes ließ keine Wahl, und am 20. October brachte André Dumont die Frage zur Verhandlung. Tallien erklärte sich einverstanden, daß der Convent nicht schweigen könne, begehrte aber die höchste Vorsicht gegen die Wiederkehr politischer Justizmorde, und beantragte die Einsetzung einer besondern Commission, welche über das einzuhaltende Verfahren Bericht erstatten sollte. Dies gab der gemäßigten Partei Veranlassung zu einer äußerst folgenreichen Erhebung.

Schon einige Tage früher war einmal jener 73 Abgeordneten Erwähnung geschehen, welche im Sommer 1793 einen Protest gegen den 31. Mai unterzeichnet hatten, deshalb im September verhaftet, und seitdem vielfach mit dem Tode bedroht worden waren. Jetzt erhob sich einer ihrer Parteigenossen im Convente: ihr begehrt mit großem Rechte, sagte er, feste Gerechtigkeit für Carrier, Bericht, Beweisstücke, Verhandlung; nichts ist nöthiger und unerläßlicher. Aber nichts der Art ist den 73 Verhafteten zu Theil geworden, Niemand hat sie vernommen, kein Beweis eines Vergehens ist gegen sie geführt worden, der Bericht über sie, der vor einem Jahre erstattet werden sollte, ist noch nicht vorhanden:

ich fordere ihre sofortige Wiederherstellung. Die Mehrheit widerstand; auch mehrere Thermidorianer zeigten Besorgniß. Es handelt sich hier, rief Thuriot, um eine große Frage; sollen wir dem 31. Mai den Proceß machen? Dem Tage, welcher der Revolution ihre siegreiche Energie verliehen und Frankreich errettet hat? Der Convent in seinem jetzigen Zustand will das allgemeine Beste; lassen wir ihn, wie er ist; der Eintritt der 73 könnte ein gefährlicher Hebel für jegliche Reaction werden.

In der That, die Maßregel konnte den Charakter des Convents vollständig verwandeln. Bis jetzt hatte es sich nur um einen Streit zwischen den Fractionen des Berges gehandelt, deren eine sich der öffentlichen Meinung und dem gemäßigten Centrum annäherte, um mit deren Unterstützung der andern die Herrschaft zu entreißen. Durch den Eintritt aber der 73 konnte geschehen, daß das Centrum und die Rechte für sich allein eine feste Mehrheit gewannen, da sehr oft die Sitzungen nicht über 260 anwesende Mitglieder zählten; dann hatten die Dantonisten, die bis Ende 1793 in aller Wildheit mit den anderen Fractionen des Berges gewetteifert, schlechterdings keine Gewähr, daß sie nicht eine gleiche Vergeltung erlebten, wie sie selbst sie den Hebertisten zu bereiten eben im Begriffe standen. Weder Tallien noch Merlin wollten eine Verläugnung des 31. Mai gestatten. So stutzig waren sie durch den Antrag geworden, daß sie nicht einmal die Bitte einer Pariser Section um Aufhebung des Gesetzes über die Verdächtigen erhören mochten.

Aber die Wucht der öffentlichen Meinung und, was mehr ist, die unerbittliche Logik der Thatsachen trieb sie vorwärts. Am 23. October brachten die Ausschüsse den Gesetzentwurf über das Verfahren ein, welches bei Klagen gegen einen Deputirten zu beobachten wäre. Die schützenden Formen waren in der That nicht gespart, zuerst eine Erklärung der Regierungsausschüsse, daß Grund zur Prüfung vorliege, dann Bildung einer Commission von 21 Mitgliedern durch das Loos, hierauf Untersuchung der von den Ausschüssen bezeichneten Verdachtsgründe, ohne Rücksicht auf irgend sonstige Beschwerden, sodann Bericht der Commissare, daß Grund zur Anklage vorhanden sei, nach drei Tagen Verhandlung des Convents, an welcher der Denuncirte Theil nimmt, hierauf endlich Beschluß des Convents über die Anklage, und Verweisung des Beklagten vor das zuständige Gericht, welches wieder nur über die vom Convente bezeichneten Klagepunkte, ohne Rücksicht auf sonstige Beschwerden, urtheilen darf. Es dauerte fast eine Woche, bis diese weitschichtigen Bestimmungen festgestellt waren: in Paris wurde es immer unruhiger, die Jacobiner suchten die Arbeiter der Vorstädte in Bewegung zu setzen, eine

ihnen befreundete Gesellschaft, der Wahlclub, von einem heftigen Fanatiker, Babeuf, geleitet, predigte offenen Ungehorsam gegen den Convent. Die Regierung mußte nachdrücklicher voranschreiten. Sie löste den Wahlclub auf, verhaftete eine Anzahl der ärgsten Schreier, und am 29. gaben die Ausschüsse die Erklärung ab, daß Grund zur Untersuchung gegen Carrier vorliege. Sofort wurde dann die Commission der 21 erlooſt, und das Verfahren begonnen.

Das Ergebniß konnte, wenn der Proceß nicht im Keime erstickt wurde, nicht zweifelhaft sein, und am deutlichsten sahen es die Mitglieder des alten Wohlfahrtsausschusses voraus. Die Nanteser Terroristen hatten sich auf Carrier's Befehle berufen, Carrier selbst aber hatte die Befehle des Ausschusses vollstreckt. Dieselbe Logik, welche jetzt den Repräsentanten ereilte, bedrohte unabweislich auch die Häupter Billaud's und Collot's. So gedrängt, brach Billaud am 3. November aus der bisherigen Zurückhaltung bei den Jacobinern hervor. Ein Redner hatte gegen die Aufkäufer, die goldene Jugend, die Tallien und Freron gedonnert, ein anderer Klage geführt, daß bei Carrier's Proceß von den Verbrechen der Vendeer nicht geredet wurde: darauf erklärte Billaud, es gehe jetzt her in Paris wie zur Zeit des Blutbades im Marsfeld, aber der Löwe sei nicht todt, er werde vielmehr furchtbar erwachen und alle seine Feinde zerreißen. Die Heere, rief er, stehen sich gegenüber, die Patrioten sind in den Laufgräben, die Bresche ist offen, das Volk wird sich mit unwiderstehlichem Angriff erheben. Ein lautes, langes Jauchzen der Versammlung begleitete die ingrimmigen Worte.

Die Hoffnung des Clubs stand damals vor Allem auf der traurigen Lage, in welcher sich bei dem Herannahen des Winters die arbeitenden Classen befanden. Die communistische Gesetzgebung des vorigen Herbstes, welche binnen wenigen Monaten den Ackerbau, die Industrie und den Handel zerstört hatte, fiel jetzt auf ihre Urheber zurück. Bis zum Thermidor hatte die Hauptstadt, und in derselben das Proletariat sie vergleichsweise am wenigsten empfunden, da der Staat durch seine Requisitionen Paris verproviantirte, und dem demokratischen Pöbel durch den Sold des Revolutionsheeres, der Revolutionsausschüsse und der Volksversammlungen fortdauernden Unterhalt zuwandte. Diese Quellen waren jetzt geschlossen, und das Elend der Arbeiter wurde äußerst drückend. Die Zufuhr des Getreides wurde mit höchster Mühe nur nothdürftig hergestellt, an Brennmaterialien war der empfindlichste Mangel, die gewöhnlichsten Colonialwaaren, z. B. der Zucker, kaum mehr anzutreffen. Noch bestanden die Gesetze über Aufkauf und Maxi-

mum, aber seitdem man nicht mehr die Uebertreter in Eisen schmiedete, beobachtete sie kein Mensch mehr: wer nur Assignaten bot, mußte entweder fabelhafte Nennwerthe erlegen, oder sich mit dem schlechtesten Ausschusse der Waare begnügen. Die einzige Wirkung, welche diese Gesetze unter solchen Umständen noch hatten, war fortgesetzte Erschwerung des Handels, und damit der Ernährung des Volkes. Mehrmals war bereits im Convente von der förmlichen Aufhebung des Maximum die Rede gewesen, indeß hatte die Abneigung der Montagnards oder die Furcht vor dem Proletariate die Entschließung immer noch hinausgeschoben: für die Jacobiner war es das wünschenswertheste Thema, dem hungernden Volke die Nichtbeachtung des Gesetzes als die einzige Quelle seiner Leiden zu schildern, und damit die niederen Classen zu neuem Kampfe gegen die bürgerliche Bevölkerung aufzuregen.

Im Convente achtete die Mehrheit diese Gefahren keineswegs gering. Am 4. November befahl sie den Ausschüssen einen eingehenden Bericht über das Maximum zu erstatten, am 5. brachte Bentabolle die aufrührerische Rede Billaud's bei den Jacobinern zur Sprache. Der Berg erhob auf der Stelle ein wildes Getümmel, die Mehrheit aber ließ sich nicht erschüttern. Tallien erklärte, daß alle diese Umtriebe nur den Zweck hätten, die Blutmenschen der gerechten Bestrafung zu entziehen; Bourdon fand, daß der Convent einst gegen die Aristokratie mit gutem Grunde die ärmeren Classen aufgerufen habe; aber wie bei einer Feuersbrunst haben sich auch hier unreine Elemente zugesellt, Banditen und Diebe, die sich jetzt rühren, weil ihr die Ordnung herstellen wollt. Die Jacobiner allein, rief Legendre, bewegen sich, aber hinter euch steht im Falle einer Revolte das ganze Volk; schreitet ein gegen jedes Mitglied, welches Empörung zu predigen wagt, und vertraut im Uebrigen eurem Sicherheitsausschusse, der alle Factionen rechts und links erdrücken wird.

Tag für Tag wiederholten sich seitdem diese Scenen, wo die Verhandlung vom ersten Worte an sich in Streit und Getümmel umsetzte, wilder Zorn den Saal erfüllte, und persönliche Beschimpfung zwischen Links und Rechts hin und her flog. Heute erschien ein Antrag des Centrum: kein Deputirter dürfe Clubist sein; morgen einer des Berges: kein Deputirter dürfe eine Zeitung schreiben. Von Links her erschallten heftige Drohungen, wenn man durch Erschütterung des Maximum dem armen Volke die Lebensmittel vertheuere; die Rechte brachte dagegen Berichte aus dem Süden über die schamlose Tyrannei, welche die Clubs in Dijon und Avignon bisher ausgeübt hatten. Nicht weniger geräuschvoll ging es bei den Jacobinern zu: sie zürnten, daß das Unerhörte

geschehe, daß das Revolutionsgericht Chouans und Vendeer als Zeugen gegen die Nanteser Patrioten vernehme; sie klagten Tallien des Landesverrathes an, weil er einen faulen Frieden mit den fremden Mächten anstrebe. Am 9. November meldete die Commission der 21, daß ihre Ansicht über Carrier gebildet sei, und übermorgen der Bericht erstattet werden könne: auf allen Seiten empfand man, daß der Augenblick der Entscheidung herannahe, und die Thermidorianer beschlossen, mit raschem Handstreich den Gegnern zuvorzukommen. Am Abend war die goldene Jugend in allen Kaffeehäusern des Palais Royal in Bewegung, und forderte mit tobendem Geschrei die Schließung der Jacobiner. Freron selbst war unter ihnen, und feuerte ihren Muth durch schürende Reden an, bis endlich eine starke Colonne zum sofortigen Sturme gegen den Club aufbrach. Die Jacobiner waren zahlreich zur Sitzung versammelt, die Galerie mit dem gewohnten Haufen demokratischer Brüder und Schwestern besetzt. Bei dem Herannahen der Gegner barricadirten sie die Eingänge, erduldeten eine Weile hindurch einen Steinhagel, mit welchem die Angreifer die Fenster zertrümmerten, und suchten sich endlich, unter der Anführung einiger Deputirten des Berges, durch einen Ausfall zu befreien. Ein wüstes Handgemenge auf der Straße erfolgte, in welchem die Jacobiner zuletzt unterlagen und in ihren Saal zurückgetrieben wurden. Die Weiber suchten sich darauf durch die Flucht zu retten, wurden aber meistens ergriffen, und unter jubelndem Hohn gegen die Furien der Guillotine, die Schülerinnen Robespierre's, ausgepeitscht. Ueber all diesem Tumulte erschienen Patrouillen der Polizei und Mitglieder der Regierungsausschüsse, und begannen eine Unterhandlung mit den Angreifern, deren schließliches Ergebniß war, daß den Jacobinern freier Abzug bewilligt, dieser aber allerdings nur unter einer Fülle von Spott und Injurie vollzogen wurde.

So unbedeutend der Vorgang im Vergleiche zu den großen Straßenkämpfen früherer und späterer Zeit sich äußerlich darstellte, so vernichtend war er für die politische Existenz des einst so gewaltigen Clubs. Es war gerade tödtlich, daß seine Mißhandlung ein völlig unbedeutender Spectakel blieb, daß keine Hand sich für ihn rührte, daß selbst die hungernden Arbeiter nur an ihre Noth, aber nicht mehr an die Jacobiner dachten. Wie grollte der Berg, als auf seine Racheanträge im Convent der Sicherheitsausschuß mit der kühlen Erörterung antwortete, daß das beste Mittel zur Verhütung ähnlichen Unfugs die Schließung des Clubs sein würde. Die Linke nahm alle Kraft ihrer Dialektik, ihrer Leidenschaft, ihrer Lungen zusammen, und setzte in der That eine nochmalige Berichterstattung durch die Ausschüsse durch. Für den 11.

November hatte sie eine Deputation Seitens eines demokratisch gesinnten Pariser Bezirkes aufgetrieben, welche mit der ganzen Phraseologie von 1793 die Bestrafung der ruchlosen Tumultuanten begehrte; die Mehrheit aber ging trotz alles Polterns und Stampfens der Linken darüber hinweg, und wandte sich mit gesammelter Ungeduld zur Tagesordnung, welche den Berichterstatter der 21 auf die Rednerbühne berief. Da trat plötzlich ein allgemeines athemloses Schweigen an die Stelle des bisherigen Getümmels. Der Bericht der Commission hatte mit großer Vorsicht alle Vergehen Carrier's ausgeschieden, deren Verantwortung auf seine Vorgesetzten zurückzuschieben war, stellte aber auch dann noch eine lange Reihe von Beschwerdepunkten zusammen, und schloß mit der Erklärung der Commission, daß nach ihrer Ueberzeugung Grund zur Anklage gegen Carrier vorhanden sei. Die Regel des Verfahrens gab hierauf dem Beschuldigten selbst das Wort. Carrier sprach mehrere Stunden lang, oft in höchster Leidenschaft, zuweilen in heftiger Verwirrung; im Ganzen hielt er den Standpunkt fest, daß er nur den Willen des Ausschusses, des Convents, des Gesetzes vollstreckt, und die heilige Sache der Freiheit gegen die Fanatiker der Vendee vertheidigt habe. Irgend eine Wirkung war davon nicht zu erwarten, denn mit diesen Erwägungen mußte der Convent sich abgefunden haben, ehe er das Verfahren überhaupt eröffnete. Trotz lebhaftem Widerspruch des Berges wurde Carrier's einstweilige Verhaftung angeordnet. In derselben Stunde, in welcher er das Gefängniß betrat, entschied die Regierung über das Schicksal des Clubs, welcher ein halbes Jahr früher Carrier's Unthaten so häufig mit wildem Jubel ermuthigt hatte. Am 12. November eröffnete der Wohlfahrtsausschuß dem Convente, daß in der vergangenen Nacht die Regierung die Schließung der Jacobiner verfügt habe. Sie wagten, sagte Laignelot, mit euch zu rivalisiren, sie kündigten an, die Bresche sei geöffnet: so müssen sie es erfahren, daß es in der Republik nur Eine nationale Gewalt giebt. Ein donnernder, nicht endender Beifall des Convents und der Galerien gab der Mittheilung die öffentliche Sanction.

Es schien der Mehrheit mit gutem Rechte ein sehr bedeutender Erfolg. Der gefährlichste Mittelpunkt für alle Bestrebungen der gestürzten Machthaber war mit dem großen Club gesprengt: der Angriff auf den gesammten alten Wohlfahrtsausschuß war mit Carrier's Verfolgung begonnen. Legendre brachte seine Klagen gegen Billaud und Genossen wieder in Erinnerung, und so ausgesprochen war die Ungunst des Convents, daß die Linke selbst dem aufbrausenden Billaud das Wort abschnitt. Während dann in fünf Sitzungen die Anklageacte gegen Carrier verhandelt wurde, nahm der Convent aus allen Theilen des

Reiches immer lautere Klagen über die Leiden der Schreckenszeit entgegen. In den Bezirken des Gard, Herault, Aveyron waren eine Menge friedfertiger Bauern verhaftet, die Kaufleute verfolgt, die Reichen geplündert worden; ein blutdürstiges Revolutionsgericht hatte von Nimes aus den Mord weithin durch die Umgegend getragen; der Name des Vorsitzenden, Courbis, der ganz willkürlich die Gefangenen zum Schaffot oder den Galeeren verurtheilt oder in die giftigen Moräste Cayennes geschickt hatte, war verflucht im ganzen Süden. Mit zornigem Erstaunen vernahm man aus Puy de Dome, Cantal, Corrèze, daß dort die von Couthon eingesetzten Blutgerichte noch 3 Monate nach dem 9. Thermidor ihre Verbrechen fortgesetzt, und alle Besitzenden ohne weiteren Grund als ihren Reichthum eingekerkert hatten. Das maßlose Elend hatte dann unter den Menschen maßlose Erregung und Erbitterung bewirkt. In Montbrison umgab einen constitutionellen Priester eine zahlreiche Secte, welche die verfluchte Heimath verlassen und in Jerusalem unter der Herrschaft Christi ein neues Reich gründen wollte. Aehnliche Erscheinungen wiederholten sich im Departement der Ardèche, wo ebenfalls, wie in Puy de Dome, die Genossen Couthon's gewüthet hatten, und die Bauern, jetzt wie drei Jahre früher, in den Tiefen des Gebirges bei eidweigernden Priestern sich tröstenden Zuspruch für die Leiden der Revolution suchten. Noch stärker aber als die Sehnsucht nach Trost vom Himmel war in den Gemüthern der Durst nach Rache auf Erden. Es gab in jenen Gegenden kein Departement, wo die Behörden nicht mit gespannter Sorge Tag für Tag einen Ausbruch der kochenden Wuth gegen die Jacobiner erwarteten. Im Westen des Reiches, in der Vendee und Bretagne, hatte der Bürgerkrieg keine Stunde ausgesetzt, und wenn er nicht mit so großartiger Kraft wie im vorigen Jahre auftrat, den Schauplatz seiner Unternehmungen fortdauernd ausgedehnt.

Es war dort allerdings gewiß, daß die Rebellen seit den großen Siegen der Republik über das Ausland schlechterdings nicht mehr hoffen konnten, ihrerseits die Herrschaft des Convents in Frankreich zu stürzen: es war aber eben so deutlich, daß bei dem bisherigen System unerbittlicher Strenge die Insurgenten mit dem Muthe der Verzweiflung fortkämpfen, und die Republik noch Jahre lang ihre beste Kraft in dem jammervollen aussichtslosen Bürgerkriege zusetzen würde. Die Generale, welche dort im Felde standen, erklärten dem Wohlfahrtsausschusse unaufhörlich, daß die Masse der Bevölkerung keinen politischen Zweck mehr bei dem Kampfe habe, daß sie aber nicht zu bewältigen sei, so lange jeder Einzelne unter ihnen für die Rettung seines Lebens und Eigen=

thums streite, daß also eine Amnestie großen Styls das einzige und ausreichende Mittel zur Beruhigung dieser Provinzen sei. Trotz allem Abscheu gegen Robespierre entschlossen sich die jetzigen Machthaber nicht leicht zu einem solchen Acte der Gnade gegen rebellische Royalisten: allein die Verhältnisse und die öffentliche Meinung drängten, und am 1. December wurde die begehrte Amnestie von dem Convente bewilligt. Carnot erstattete den Bericht, welcher den Beschluß in Antrag stellte, und keine Stimme wagte einen Widerspruch zu erheben, als er bemerkte, daß nach den bestehenden Gesetzen in der Vendee nicht blos jeder Bewaffnete, sondern jeder eidweigernde Priester, jeder Föderalist, jeder Einwohner, der mit den Rebellen irgend welchen Verkehr gehabt, des Todes schuldig sei, daß sich aber mehr als zwei Drittel der Bevölkerung in diesem Falle befänden, und unter diesem System ein Ende des Krieges nicht abzusehen sei. Das Decret, welches hierauf einem Jeden, der binnen einem Monat die Waffen niederlege, völliges Verzeihen zusicherte, war somit eine feierliche Verurtheilung der von der früheren Regierung geübten Schreckenspolitik.

Unter diesen Umständen wurde Lecointre nicht zum zweiten Male der Verläumdung bezichtigt, als er am 5. December seine Anklage gegen die Mitglieder der alten Ausschüsse erneuerte. Eine Deputation des unglücklichen Dorfes Bedouin war an der Schranke erschienen, hatte das Grausen der Versammlung durch die Schilderung ihres Elends erregt, und Legendre brach aus: in Nantes ließ Carrier ersäufen, in Arras wüthete Lebon, in Orange mordete Maignet, und der Wohlfahrtsausschuß schwieg zu allem Frevel; es ist unerläßlich, seine Mitglieder zur Rechenschaft zu ziehen. Da erhob sich Lecointre und erklärte, daß er jetzt die urkundlichen Beweise für seine Anklage besitze. Fast ohne weitere Verhandlung kam es darauf, dem neuen Gesetze entsprechend, zu einem Decrete, welches den drei Regierungsausschüssen befahl, in kürzester Frist über Bedouin und Alles, was damit zusammenhänge, dem Convente Bericht zu erstatten.

Ein Schlag nach dem andern fiel jetzt auf die niedergeworfene Partei. Nachdem man den Vendeern Amnestie geboten, war den 73 verhafteten Deputirten, denen weder Rebellion noch sonst ein Vergehen als die Aeußerung einer abweichenden Meinung zur Last lag, unmöglich die Herstellung länger zu versagen. Am 8. December wurden sie, und dazu noch drei andere ebenso willkürlich ausgeschlossene Mitglieder, unter großem Jubel des Centrums wieder auf ihre Sitze zurückberufen. Die Mehrheit war damit den gemäßigten Fractionen gesichert, und das Schicksal der jacobinischen Führer im Voraus besiegelt. Am folgenden

Tage aber regte Gregoire eine noch viel tiefer greifende Frage an, indem er ein Gesuch des geächteten Girondisten Lanjuinais um Wiedereinsetzung zur Sprache brachte. Lanjuinais war wie Buzot und Vergniaud wegen offener Auflehnung gegen die Revolution des 31. Mai der Acht verfallen: wenn der Convent ihn als unschuldig Verfolgten anerkannte, so erklärte er damit den 31. Mai für eine rechtlose Gewaltthat und sprach über die Rechtsbeständigkeit seiner eigenen Herrschaft seit jenem verhängnißvollen Tage ein vernichtendes Urtheil aus. Die Mehrheit war unschlüssig, aber wagte doch gegenüber der öffentlichen Meinung keine förmliche Verwerfung: sie beauftragte die drei Ausschüsse mit einem Berichte binnen drei Tagen. Während sie beriethen, rührten sich draußen die Parteien um die Wette. Die Arbeiter von St. Antoine waren durch Hunger und Winterkälte in Bewegung und kündigten gewaltige Massenpetitionen an. Die Jacobiner hatten aus allen Departements die Mitglieder der alten Revolutionsausschüsse in die Hauptstadt berufen, um für den Fall eines Ausbruchs verstärkt und vereinigt zu sein. Die Pariser Bürger aber lauschten mit racheburstigem Ohre den letzten Verhandlungen des Nanteser Processes, bei welchen Carrier die Stirne frei und stolz emportrug, so daß seine Sicherheit und Todesverachtung nach so erdrückenden Verbrechen abwechselnd Entrüstung und Schauder erregte. Am 16. kam das Gericht zu dem Urtheile, daß Carrier und zwei seiner Mitangeklagten des Todes schuldig, die übrigen der vorgeworfenen Verbrechen überwiesen, aber wegen Mangels contrerevolutionärer Absichten freizusprechen seien. Die drei Verurtheilten wurden sofort zum Richtplatze abgeführt, aber ihr Tod vermochte nicht den öffentlichen Unwillen abzukühlen, welcher durch die Loslassung ihrer Genossen hervorgerufen worden war. Es dröhnte so gewaltig in Paris, daß der Convent sich bemüßigt fand, die Elenden auf's Neue verhaften zu lassen, und nach einem so argen Verstoße gegen die Gerechtigkeit eine neue Besetzung des Revolutionsgerichtes zu verfügen.

Inmitten dieser wechselnden Aufregung erstatteten die Ausschüsse ihren Bericht über die geächteten Girondisten. Er war äußerst kurz, ein treuer Ausdruck der unsichern Lage, der allseitigen Spannung. Nach derselben patriotischen Gesinnung, sagte Merlin von Douay, mit der wir die 73 Deputirten wieder zugelassen haben, begehren die Ausschüsse, daß die Geächteten nicht weiter verfolgt, aber auch nicht in den Convent zurückberufen werden. Es war die Amnestie anstatt der Wiedereinsetzung; man bot den Opfern des 31. Mai die persönliche Schonung, um Schonung für das Andenken des 31. Mai zu erhalten. Die Rechte murrte und forderte Verhandlung. Merlin sagte: wollt ihr die öffentliche

Meinung zum Verderben der ganzen Revolution aufrufen? Wir verlangen, entgegnete Saladin, keine Gnade für unsere Collegen, sondern Gerechtigkeit; sind sie schuldig, so sollen sie das Schaffot besteigen, sind sie unschuldig, so müssen sie ihre Sitze wieder einnehmen. Aber die Thermidorianer, welche sämmtlich einst sich am 31. Mai betheiligt hatten, hielten dieses Mal größtentheils zur Linken: jedes weitere Wort in dieser Sache, rief Legendre, wäre ein Unheil für das Vaterland. Die Versammlung bewegte sich stürmisch, der Ordnungsruf des Präsidenten konnte sich nicht mehr geltend machen, rechts forderten mehr als hundert Stimmen den Namensaufruf, links begehrte man Abführung und Verhaftung aller Tumultuanten. Unter lebhaftem Geräusch erklärte endlich der Präsident den Antrag der Ausschüsse für angenommen, und löste die Sitzung auf.

Es war ein mühseliger Sieg der Linken, der ihre Gegner nicht lange von neuen Angriffen zurückschreckte. Am 24. December hielt ein eifriger Montagnard einen langen Vortrag über die Gefahren des Vaterlandes, über das Thema, daß die Freiheit des Handels nur den Wucherern, die Freiheit der Presse einzig den Aristokraten zum Vortheil gereiche. Als seine Freunde darauf den Druck der Rede begehrten, fragte Legendre: wie lange soll der Convent sich von einigen Schurken hinter das Licht führen lassen? Die Linke erhob sich darauf in lärmendem Zorn, Einer sprang mit dem Stocke auf Legendre ein, und ein furchtbares Getöse brach in dem ganzen Saale los. Legendre erklärte sogleich, er habe nur die drei großen Verbrecher gemeint, die Mitglieder des alten Wohlfahrtsausschusses, die er schon so häufig angeklagt habe. Collot wollte antworten, aber wie sehr auch seine Freunde sich abmühten, ihm das Wort zu verschaffen, die Mehrheit weigerte ihm durch wiederholte Tagesordnung das Gehör. So erneuerte sich der Kampf in jeder Sitzung. Die Rechte hatte ihre Beute fest im Auge, und kam bei jedem Gegenstande unerbittlich zurück auf das Begehren sofortiger Entscheidung. Am 25. erfuhr man von neuen Umtrieben der Jacobiner in Marseille: natürlich, sagte Couturier, die Verbrecher bleiben überall in Bewegung, so lange ihre Häupter ungestraft sind; warum zaudern die Ausschüsse mit ihrem Berichte über Lecointre's Anklage? Am 26. erzählte Clauzel von jacobinischen Wühlereien in Paris, um mit dem Antrage zu schließen, daß gleich morgen die Ausschüsse über Lecointre's Anklage berichten sollten. „Ganz Frankreich, rief er, fordert die Bestrafung von Carrier's Meistern. Vergeblich erläuteren sie, daß Robespierre ihr Feind gewesen, daß sie zum Sturze des Tyrannen das Beste gethan. Wir wissen, wie sich dies verhält. Robespierre wollte sie ächten, um die

Herrschaft nicht mit ihnen zu theilen; sie halfen ihn stürzen, um die Tyrannei allein zu besitzen." Kaum hatte er geschlossen, als die Mehrheit die Abstimmung begehrte, und sofort seinen Antrag zum Beschluß erhob. Da stürzte Duhem, einer der lebhaftesten und heftigsten Jacobiner, auf die Rednerbühne. Wenn Clauzel, schrie er, der ein ehrloser Verläumder ist, seine Anklagen nicht beweist, so erkläre ich, daß ich mit eigener Hand ihn todtschlagen werde. Das Wort setzte die ganze Versammlung in Flammen; man wollte Duhem von der Tribüne reißen, in das Gefängniß abführen lassen; er hielt aus, zog, sich wie zum Ringkampfe rüstend, die Halsbinde ab, und wiederholte seine Schmähungen. Zuletzt begnügte sich die Mehrheit, ihm durch Nichtbeachtung und Tagesordnung den Mund zu schließen. Nach Clauzel's Antrag brachten dann am 27. December die Ausschüsse den so heftig geforderten Bericht: sie fanden, daß es keinen Anlaß zur Verfolgung gebe bei Bouland, Amar, David, daß dagegen Grund zur Untersuchung bei Barere, Billaud, Collot und Vadier vorliege. Der Convent weigerte jede weitere Verhandlung und beschloß die sofortige Bildung der Commission der 21. Die Angeklagten sprachen ihre Freude aus, daß man ihnen endlich die Möglichkeit gebe, die langen Verläumdungen zu vernichten, und sie nicht ferner zu einem Schweigen verurtheile, welches ihre Feinde für ein schuldbewußtes Eingeständniß erklärten.

Es war genau fünf Monate nach dem 9. Thermidor. Damals hatte Collot als Präsident des Convents dem andringenden Robespierre hartnäckig das Wort verweigert; jetzt dankte er selbst dem Convente, daß er ihm durch die Anklage auf Leben und Tod das Wort ertheile. In Paris aber kam unter der goldenen Jugend ein Lied auf, das Erwachen des Volkes; und während die jacobinischen Fractionen sich im Convente mit wildem Hasse bekämpften, hörte man tagtäglich die Bürger singen:

Alle haben sie getrunken unsrer besten Bürger Blut,
Alle sendet sie zur Hölle, Tod der ganzen Mörderbrut.

Zweites Capitel.

Herstellung der Girondisten.

Während der Verhandlungen über Carrier, Billaud und Collot war der Winter vollständig über Paris hereingebrochen, und eine Zeit begann, wie sie die große Hauptstadt seit Jahrhunderten nicht gesehen hatte. Ein volles Jahr hindurch hatte es dort keinen Menschen gegeben, welcher eine Stunde seines Lebens und seiner Habe sicher gewesen wäre. Der Schrecken der unmittelbaren Todesnähe hatte auf allen Gemüthern gelegen; die vollständige Rechtlosigkeit hatte die Kraft der Arbeit und die Fähigkeit des Genusses vertilgt und alle Bande der Familie, der Nachbarschaft, des geselligen Verkehrs zerrissen. Als dann die Tyrannei plötzlich zusammenbrach, war es, als wenn mit einem Schlage ein ganz neues Leben begänne. Wie eine Bevölkerung, die aus der Heimath vor dem Anbruche eines Vulkans entflohen war, inmitten der Trümmer und der Zerstörung die Reste der vertrauten Stätten begrüßt, wie sie sich einzurichten und zu arbeiten beginnt und unter Entbehrungen aller Art sich durch jubelnden Genuß für langes Leiden entschädigt: so war die Lage und die Stimmung der Pariser Bürger nach Robespierre's Fall. Keinen Schritt konnte man thun, keinen Tag verleben, ohne auf Spuren der früheren Drangsal zu stoßen. Es gab wenige Familien, die nicht dem Schaffot oder dem Kriege ihre Opfer gebracht; es gab keinen Stand noch Beruf, der nicht eine tiefe Zerrüttung seines Wohlstandes empfunden hätte. Die Regierung Robespierre's hatte, wie wir früher sahen, durch ihre vollständige Rechtlosigkeit und Gewaltthätigkeit alle Theile des Landes, alle Classen des Volkes, alle Arten des Gewerbes gelähmt: Niemand wollte arbeiten, weil Niemand des Ertrags einen Augenblick sicher war, Alles ließ sich dazu an, daß die Staatsbehörde

der einzige Eigenthümer, Ackerbauer, Fabrikant und Kaufmann im Lande wurde. Die Folgen dieses mörderischen Systems machten sich schon bei Robespierre's Lebzeiten fühlbar und wurden nach dem Sturze des Dictators mit jedem Monate empfindlicher. So reichen Ertrag der Boden des Ackers in diesem Jahre geliefert, so war zuletzt die Verkehrtheit der Menschen doch stärker als die Freigebigkeit der Natur, und mit dem Herbste begann eine Theuerung der Lebensmittel, welche im Laufe des Winters zu völliger Hungersnoth stieg. Man hatte die ländlichen Arbeiter zu Rekruten gemacht, die Pferde für die Heere requirirt, die Grundbesitzer zu Tausenden eingekerkert, die Bauern durch die Spottpreise des Maximum von den Märkten verscheucht. So kamen die bittersten Klagen aus allen Städten; die Behörden waren mit den höchsten Anstrengungen und Opfern nicht mehr im Stande, das erforderliche Getreide zu beschaffen. Mit dem Fleische stand es in den meisten Departements etwas besser als mit dem Brode, weil das Gesetz des Maximum vergessen hatte, das lebende Vieh zu tarifiren; die Bauern hatten also zu Robespierre's Zeit so wenig wie möglich geschlachtet und brachten jetzt gegen gute Bezahlung so viel Fleisch wie man wollte zu Markte. Nur die Hauptstadt nahm an dieser Wohlthat den geringsten Antheil: denn seit Jahrhunderten hatte sie ihre bedeutendste Zufuhr aus dem Westen, aus der Bretagne und der Vendee erhalten, und diese Landstriche waren durch den Bürgerkrieg vollkommen erschöpft. Schon im Sommer durften demnach die Metzger nur gegen polizeiliche Karten den Bürgern Fleisch verabreichen, und im Herbste sank die tägliche Portion auf ein Viertelpfund für den Kopf. So lebten viele Tausende sonst wohlhabender Leute jetzt Monate lang von Kräutern und Gemüsen; statt des Brodes half man sich mit kalten Kartoffeln, welche in Paris damals reichlicher als sonst zu haben waren, nachdem Hebert und Genossen alle Luxusgärten bei Todesstrafe in Kartoffelpflanzungen zu verwandeln befohlen hatten. Auch der Reiche, der etwa ein Bankett veranstaltete, setzte zu der Einladung die Bitte, der Gast möge sein Brod sich mitbringen. An jedem Morgen waren die Thüren der Bäcker durch wirre und klagende Haufen belagert, die schon wenige Stunden nach Mitternacht sich anzusammeln begannen, bei strenger Winterkälte sehnsüchtig den Morgen erharrten und, sobald der Schalter sich öffnete, in wildem Getümmel sich durch einander drängten, um endlich wenige Unzen eines feuchten und klebrigen Teiges zu erhaschen, den nur der gierige Hunger noch genießbar fand. Die Temperatur ging gegen den Schluß des Jahres längere Zeit auf 18 Grad Kälte hinab, und zu dem Mangel an Lebensmitteln gesellte sich aus gleichen Gründen ein drücken-

der Ausfall an Brennmaterial. Die Wälder waren verwüstet, die Canäle verfallen, die Straßen verkommen; Holzflößer und Kohlenhändler vermieden die Städte, wo die Polizei oder die Pöbelrotten ihnen ihre Waaren gegen werthloses Papier wegnahmen. So wie bei diesen elementarsten Bedürfnissen, ging es mehr oder weniger bei allen Zweigen des Gewerbes und der Industrie. Die meisten Fabriken standen still, nachdem der Staat die Arbeiter und die Rohstoffe in Requisition gesetzt hatte. Der auswärtige Handel existirte nicht mehr; was der Krieg verschont hatte, war durch das absolute Verbot der Geldausfuhr zu Grunde gegangen, und fast ein Jahr lang war der bloße Titel eines Kaufmanns bei den Jacobinern ebenso wie der eines Priesters und Edelmanns ein Grund zu tödtlicher Verfolgung gewesen. Jedermann hatte darauf seine Capitalien zurückgezogen, seine Thätigkeit eingestellt, seine Verbindungen abgebrochen.

Seit dem Sturze Robespierre's war nun allerdings auch in diesen Verhältnissen eine Wendung eingetreten. Das Maximum, welches trotz alles Schreckens niemals zu völliger Herrschaft gelangt war, wurde auf der Stelle ein todter Buchstabe, seitdem nicht jede Uebertretung mit Fallbeil und Deportation geahndet wurde. Damit sahen Handwerker, Kaufleute, Fabrikanten wieder eine Möglichkeit, zu arbeiten und zu erwerben; und die bürgerliche Thätigkeit begann sich auf's Neue zu regen. Aber die Schwierigkeiten waren unermeßlich. Durch die colossalen Güterconfiscationen waren alle Vermögensverhältnisse verschoben; in Paris gehörte damals die Hälfte der Häuser der Republik und wurde in unordentlichen Veräußerungen verschleudert. Die Assignaten sanken täglich, und rissen in ihre Unsicherheit den Credit des Staates und aller einzelnen Bürger rettungslos hinein. Noch fühlte sich Niemand der Zukunft auf irgend einer Seite sicher, Niemand wagte, eine Anlage auf die Dauer zu machen, noch erschien es wie eine Thorheit, dem Augenblicke etwas abzubrechen und für ein ungewisses Morgen zu sammeln oder zu sparen. So brach denn die Grundstimmung von Jubel und Freude, welche seit dem 9. Thermidor die Massen erfüllte, und sich durch keine Entbehrung noch Hinderung zerstören ließ, mit tumultuarischer Heftigkeit an den Tag. Das Leben war so lange werthlos gewesen, jetzt wollte man den Reiz des Daseins schlürfen um jeden Preis. Wer irgendwie eine Handvoll Assignaten oder Silbermünzen hatte, eilte, sie in frischem Genusse zu verzehren; der Drang zum jauchzenden Ergreifen des Moments pulsirte in vollem Ungestüm. Im Herbste waren alle Theater wieder eröffnet und wurden mit unendlichem Eifer besucht. Man würzte sich die Vorstellungen durch rau=

schendes Eingreifen des Publikums: den einen Abend mußte ein jacobinisch gesinnter Schauspieler auf den Knieen für seine Politik Abbitte thun; am folgenden kletterte die goldene Jugend auf die Bühne, um Marat's Büste zu zertrümmern; am dritten unterbrach man die Vorstellung mit dem Gesange reactionärer Lieder oder durch eine Rauferei mit zürnenden Jacobinern. Ebenso belebt wie die Theater waren die Schenk- und Kaffeehäuser; in allen Stadttheilen erklang aus ihnen Abend auf Abend die Tanzmusik; man erinnerte sich, daß man zur Schreckenszeit, Jammer und Zorn im Herzen, auf Befehl der Regierung bei den Nationalfesten hatte tanzen müssen, und stürzte sich mit doppelter Ausgelassenheit in den jubelnden Wirbel. Auch diese Fröhlichkeit erhielt aber ihre besondere Farbe, ihre grellen Lichter und schwarzen Schatten durch die Erinnerungen und Stimmungen der Revolution. In den Sälen der vornehmeren Classe fand sich damals eine höchst gemischte Gesellschaft zusammen, einflußreiche Staatsmänner, reich gewordene Speculanten, strahlende und gefällige Damen; man trieb hohe Politik unter Becherklang und Liebesintriguen; die Frauen erschienen in einem Costüm, das man antik nannte, weil es nichts verhüllte; die neue Aristokratie der Revolution schwamm in jeder Art eines üppigen und frechen Genießens dahin. In anderen Kreisen nahm man keinen Genossen auf, der nicht einen Verwandten durch die Guillotine verloren hatte; die Balltoilette ahmte das kurzgeschorene Haar und den zurückgeschlagenen Kragen der zur Enthauptung Geführten nach, und der Tänzer forderte seine Dame mit einem Kopfnicken auf, welches an das Hinunterfallen des abgeschlagenen Hauptes erinnern sollte. Wurde das Wetter einmal etwas milder, so schmückten sich zahlreiche Gärten mit bunten Lampen und Blumengewinden, und Bälle und Schmause rauschten bei Mondschein und Fackelschimmer im Freien ab. Dem allgemeinen Zudrang genügten die vorhandenen Gesellschaftslocale nicht lange; immer neue Einrichtungen entstanden; es kam vor, daß ein Speculant den Klosterhof der Karmeliten, an dessen Wänden noch die Blutspuren des 2. September sichtbar waren, daß ein Anderer die kaum verebneten Gräber des Kirchhofs von St. Sulpiz als Tanzboden decorirte: der in der Schreckenszeit überreizte und abgestumpfte Sinn nahm keinen Anstoß daran, und diese von Blut und Moder umwitterten Bälle wurden besucht wie alle anderen. So lagen die entsetzlichsten Contraste hart und schneidend neben einander. Wenn die fröhlichen Massen sich gegen Morgen nach Hause verloren, begegneten sie in den schwach beleuchteten Straßen bereits den hungernden und frierenden Gestalten, welche von 2 Uhr an ihre elende Belagerung der Bäckerläden begannen. Und

während im äußersten Ringe der Stadt, auf den Boulevards, alle Arten von Genuß und Verschwendung sich anhäuften, war es eine Viertelstunde weiter vor den Thoren gefährlich zu weilen; bei der allgemeinen Nahrungslosigkeit und der Schlaffheit des Regiments waren die Straßen höchst unsicher, und unaufhörlich vernahm man von Raubanfällen durch zahlreiche Banden, so daß sich kein Postwagen ohne Bedeckung in das Freie wagte.

Diese Züge werden hinreichen, um die Beschaffenheit und die Gefahren des Zustandes zu charakterisiren. Die Führer der gemäßigten Partei im Convente erkannten deutlich, daß es vor Allem darauf ankomme, die Quellen der Production und die Wege der Arbeit dem Volke wieder zu eröffnen, und seit Anfang November verging keine Woche, ohne daß diese Fragen die Aufmerksamkeit der Versammlung fesselten. Der Verlauf war ganz ähnlich wie in dem politischen Parteienkampf. Die Linke verdammte mit höchstem Unwillen jedes Abweichen von dem bisherigen System. Sie erklärte, daß Aufhebung des Maximum und Freiheit des Handels nichts Anderes bedeute als Ueberlieferung des Volkes an die Habsucht der Egoisten, der Aufkäufer, der Wucherer; der Staat sei verpflichtet, das Dasein jedes Bürgers zu garantiren, und dürfe folglich nicht gestatten, daß ein engherziger Krämer den armen Handwerker durch unerschwingliche Waarenpreise zur Verzweiflung treibe. Die Mehrheit war lange Zeit bedenklich und zweifelhaft. Die tödtliche Verderblichkeit des Maximum war ihr freilich klar genug, aber sie besorgte gefährliche Erschütterungen in dem Augenblicke des Uebergangs zu besseren Grundsätzen. Es war nur zu wahrscheinlich, daß mit der Abschaffung der Zwangspreise für eine Weile, bis die Belebung der Production sich fühlbar machen konnte, die Theurung aller Waaren noch zunehmen, die Bedrängniß also und die Unzufriedenheit der armen Classen wachsen würde. Die erste Veranlassung zum Maximum hatte, wie wir wissen, der Umstand gegeben, daß die Verkäufer einen Unterschied zwischen Geld und Assignaten machten: man fürchtete auch jetzt, daß die Aufhebung desselben eine solche Unterscheidung verstärken, d. h. den Cours des Papiergeldes drücken würde, und da der Staat ausschließlich von Assignaten lebte, schien jeder andere Uebelstand erträglicher als weiteres Sinken des Papiers. So schritt man äußerst langsam voran. Am 8. November hatte man des Breiteren die Unmöglichkeit erörtert, daß der Bauer zu dem gesetzlichen Preise das Getreide erzeugen könne; verschiedene Vorschläge kreuzten sich, auf allmählich sinkendes Maximum, auf verschiedene Tarife im Norden und Süden des Reichs; man begnügte sich endlich, den Bauern einen kleinen Zuschlag

auf den bisherigen Kornpreis zuzugestehen. Wie die Production im Innern, kam auch der Verkehr mit dem Auslande zur Sprache; die Schreckenszeit hatte beide in gleichem Maße zerstört. Am 9. November beantragte Johannot die Aufhebung des Sequesters, welches man über die Güter der Unterthanen aller kriegführenden Mächte verhängt hatte; die Mächte hatten natürlich Repressalien ergriffen, und Johannot konnte nachweisen, daß Frankreich in Folge der Maßregel etwa 20 Millionen fremden Gutes confiscirt, französische Bürger dagegen über 50 eingebüßt hatten. Trotzdem war er noch nicht im Stande, den lärmenden Widerspruch der Jacobiner zu besiegen und die Mehrheit zu gewinnen. Ein anderes Hinderniß des auswärtigen Verkehrs war das unumschränkte Recht der Behörden zu Requisitionen aller Art gewesen; kein Ausländer hatte eine Waarensendung wagen mögen, die sofort nach Ueberschreitung der französischen Grenze von dem ersten Conventscommissar angehalten und zu willkürlichem Spottpreise in Besitz genommen werden konnte. Hier gelang es nun der Regierung am 26. November, einen entscheidenden Schritt zu thun, und ein Decret zu erwirken, welches den auswärtigen Handel mit nothwendigen Lebensbedürfnissen, und am 27., mit allen nicht verbotenen Waaren völlig freigab, und gegen jede Anwendung des Requisitionsrechtes sicherte. Dieser erste Erfolg machte Luft. Am 2. und 3. December gab es neue Verhandlung über den Mangel an Brod, an Kohlen und Holz; der Wohlfahrtsausschuß hatte bei der drängenden Noth wieder einmal revolutionäre Maßregeln ergriffen, nämlich außerordentliche Holzschläge angeordnet, und Cambon selbst rief aus, wenn man dergleichen in allen Departements wiederholte, so wären die Forsten des Landes auf immer ruinirt. Am 7. kamen ähnliche Klagen über den Mangel an Flachs und Hanf; man beantragte Vorschüsse an die Fabrikanten, Bildung eines Handelsraths und Aehnliches; da rief Thibaudeau: alle Behörden, alle Vorschüsse werden nichts helfen; die einzige Rettung liegt in der vollen Handelsfreiheit und der Abschaffung des Maximum. Andere Stimmen gesellten sich hinzu, das Maximum sei bereits durch die Gewalt der Thatsachen zerrissen, sonst hätte längst nicht ein rechtschaffener Kaufmann mehr bestehen können; und das Ergebniß war ein Befehl an die Ausschüsse, über die ganze Frage abschließenden Bericht zu erstatten.

Es waren dieselben Tage, in welchen Carrier vor dem Revolutionsgerichte stand, und Lecointre seine Anklage gegen Collot und Genossen erneuern konnte.

Während die Ausschüsse den Inhalt des Berichtes im Einzelnen erwogen, kamen immer neue Wendungen der großen Frage vor den

Convent, immer neue Folgen der allseitigen Rechtslosigkeit, welche die Schreckensherrschaft über Frankreich verhängt hatte. Am 10. December erschien ein trauriger Zug an der Schranke der Versammlung, Wittwen und Waisen hingerichteter Bürger, deren Güter nach der revolutionären Gesetzgebung dem Staate verfallen waren. Die Hinterbliebenen schilderten nun ihre grenzenlose Noth: die Behörden hatten mit dem Eigenthum des Mannes auch das Vermögen der Frau, mit dem Besitz des Vaters das mütterliche Erbe der Kinder confiscirt; sie hatten mit den Häusern und Capitalien die sämmtlichen Mobilien, Kleider, Leibwäsche, Geräthe an sich gerissen, und die Unglücklichen hülflos und mittellos auf die Straße gestoßen. In einer menschlichen Aufwallung befahl der Convent den Ausschüssen eine nähere Berichterstattung, und verfügte sofort für die noch vorhandenen Mobiliare die Einstellung der Verkäufe. Gleich nachher aber machten sich wieder revolutionäre Bedenken geltend. Wenn ihr das Mobiliar zurückgebt, sagte Lecointre, so werdet ihr bald auch die Güter hergeben müssen; ihr verdammt damit die ganze Revolution; ihr findet keine Käufer mehr für eure Domänen, und zerstört eure Finanzen, indem ihr den Assignaten die Grundlage einer festen Hypothek entzieht; mit einem Worte, ihr könnt nicht mehr einhalten in der Reaction. Der Convent, noch immer in schwankender Haltung, ließ sich dadurch einschüchtern und nahm seine Verfügung zurück. Acht Tage später regte eine ganz ähnliche Frage dieselben Besorgnisse an. Merlin von Douai brachte im Namen der Regierung einen Bericht über Elsasser Bauern, welche im Herbste 1793 vor dem Wüthen des Eulogius Schneider aus dem Lande geflohen waren; Schneider hatte mehrere Tausende niedermachen lassen, über 30,000 hatten sich über den Rhein hinüber gerettet und waren damit der tödtlichen Strenge des Emigrantengesetzes verfallen. Aehnliches war im Norden an der belgischen Grenze geschehen; aus Lyon waren eine Menge der tüchtigsten Arbeiter vor den Schrecken des Bürgerkriegs geflohen; von 30,000 Webstühlen arbeiteten damals nur noch 1800. Nichts schien erheblicher, als so viele fleißige Arme dem Nährstande des Reiches zurückzugeben, und Merlin bewirkte demnach ein Decret, welches die Geflohenen aufforderte, sich zur Untersuchung ihrer Sache vor den Conventscommissaren ihrer Departements zu stellen. Auch hier erhoben sich jedoch die Deputirten des Berges mit höchstem Ungestüm: nichts Empfindlicheres gebe es als die Gesetze gegen die Emigranten; lasse man einen zurückkommen, so würden unter gleichem Vorwande die anderen sämmtlich sich einstellen, würden ihre Güter zurückbegehren, damit das Pfand der Assignaten vernichten und dem sinkenden Credit des Staates den Todesstoß ver-

setzen. Es gelang ihnen etwas später in der That, die Zurücknahme des Decretes zu erwirken: der Convent wünschte innerhalb des neuen Frankreich allerdings zu Recht und Freiheit umzukehren, die Emigranten aber ohne Unterschied schienen ihm, nicht anders als Priester und Edelleute, verpestete und rechtlose Bestandtheile des alten Regime zu sein.

Unter so erregten und wechselnden Stimmungen empfing der Convent am 22. December den Bericht über das Maximum. Von Johannot und Giraud erstattet, lautete er, wie zu erwarten war, auf volle Beseitigung des communistischen Systems; er beantragte eine genaue Prüfung des gesammten Finanzstandes, Freiheit des Handels, Verringerung der Eingangszölle, Freigebung der Güter der Unterthanen von kriegführenden Mächten, endlich Aufhebung des Maximum. Der Convent beschloß zuerst behufs reiflicher Erwägung eine Aussetzung auf drei Tage. Aber die Gemüther der Freunde wie der Gegner waren nicht so lange mehr zu halten. Schon am 23. brach Lecointre das Eis mit dem Antrage, das Maximum sonst aufzuheben, und nur für das nothwendigste Bedürfniß des Volkes, für das Getreide bestehen zu lassen. Sofort erhob sich die Bewegung auf allen Seiten. Man hielt ihm entgegen, daß also der französische Bauer sein Getreide für 18 L. weggeben müsse, während der Staat tagtäglich den fremden Verkäufern 50 bezahle, daß der Gutsbesitzer dem Tagelöhner, der vor drei Jahren 2 L. empfangen, jetzt das Vierfache geben müsse, daß wie der Arbeitslohn jedes Geräth im Preise gestiegen sei, daß die Erzeugungskosten bedeutend höher ständen als der Preis des Getreides im Maximum. Ohne Aufenthalt ging der Beschluß durch, daß von dem heutigen Tage an alle Preistaxen für Waaren aller Art aufgehoben seien. In den folgenden Sitzungen wurde das Gesetz in seinen einzelnen Artikeln durchberathen, das Recht dr Requisition auf die Bedürfnisse der Heere und der Hauptstadt eingeschränkt, und alle anhängigen Strafprocesse wegen Ueberschreitung des Maximum niedergeschlagen. Während unsere Regierung, sagte Boissy d'Anglas, die Ergebnisse der Revolution dem Volke auf allen Seiten, hier gegen die Royalisten und die Emigranten, dort gegen die Blutmenschen und Mordgesellen zu sichern sucht, zeigt sie sich in gleichem Maße als revolutionär aber auch als republikanisch, d. h. gerecht und gesetzlich; sie erstrebt das Eigenthum zu schützen, den Credit zu erwecken, den vernichteten Handel wieder zu beleben.

Die Urheber dieser großen Herstellung erlebten sogleich die Genugthuung, daß keine der unheilvollen Weissagungen, mit denen die Gegner ihren Widerstand unterstützt hatten, sich verwirklichte. Wohl blieb noch lange die Theuerung entsetzlich: die Schreckensherrschaft hatte eben zwei Jahre lang die Production gelähmt und den Verkehr vernichtet, und ehe

die neue Erndte eintrat, hätte kein System der Welt aus Nichts Etwas machen und den Mangel in Ueberfluß verwandeln können. Aber die Fortdauer des Maximum hätte auch für die Zukunft das Elend und die Nahrungslosigkeit verewigt, und die Freigebung des Tarifes brachte für den Augenblick wenigstens keine Verschlimmerung des Zustandes. Denn die Waarenpreise erfuhren nur eine geringe Steigerung, welche vollkommen mit dem Course der Assignaten Schritt hielt, und diese sanken allerdings mit jeder Woche im Werthe, aber in keinem stärkeren Verhältnisse, als es unter allen Umständen mit oder ohne Maximum nach der Vermehrung ihrer Masse und der Unsicherheit ihrer Versilberung der Fall gewesen war. Während der Schreckenszeit waren sie von 45 auf 33, und vom 9. Thermidor bis zum 23. December von 33 auf 22 Procent hinabgegangen; und eben dieses allmähliche Fallen setzte auch jetzt sich fort. Einen Monat nach Aufhebung des Maximum standen sie auf 19, vier Wochen weiter auf 17 Procent [1]). Robespierre selbst würde dies ebenso wenig verhindert haben, wie er im Sommer einen Cours von 40 hatte behaupten können.

Unmittelbar an die Beseitigung der Zwangspreise schloß sich, 29. December, die Aufhebung des Sequesters auf die Güter deutscher, englischer, spanischer Unterthanen. Drei Tage nachher sprengte Johannot eine andere Lieblingsmaßregel der Schreckenszeit, das Verbot der Ausfuhr baaren Geldes und der edeln Metalle überhaupt. Ausführlich erörterte hierbei Boissy d'Anglas, daß man keine fremden Waaren erhalte, wenn man sie nicht schließlich bezahle, entweder mit baarem Gelde oder mit anderen Waaren bezahle; Waaren aber könne Frankreich nicht ausführen, denn seine Fabriken seien ruinirt, also müsse es seine Geldzahlungen wieder aufnehmen. Er schilderte, wie die frühere Regierung dies freilich auch gewußt, und das Verbot nur erlassen habe, um alles französische Geld in der eignen Casse zu sammeln, und, wie der einzige Eigenthümer, so auch der einzige Kaufmann in Frankreich zu werden. Unsere Ministerialcommission für den Handel, sagte er, war ein riesenhaftes Institut, welches 10,000 Beamte besoldete, mit ganz Europa Geschäft machte und namenlose Summen kostete: fragen wir aber nach ihren Leistungen, so ergiebt sich, daß sie von dem wichtigsten Artikel, dem Getreide, in den neunzehn Monaten ihres Bestehens $2\frac{1}{2}$ Million

---

[1]) Nach den Aufzeichnungen des französischen Finanzministeriums (bei Ramel finances de la France en l'an IX), womit die gleichzeitigen Notirungen der Schweizer (Yvernois, coup d'œil sur les assignats) genau übereinstimmen. Die tausendfach wiederholten Angaben, daß sie der alte Wohlfahrtsausschuß al pari erhalten, daß sie seit Neujahr 1795 reißend gesunken, sind nur der Widerhall jacobinischer Pamphlete.

Centner eingeführt hat, also kaum so viel, wie das französische Volk für den Verzehr von drei Tagen bedarf: so wenig ist auch die mächtigste Staatsgewalt im Stande, das freie Wirken selbständiger Kräfte zu ersetzen. Boissy d'Anglas ließ nach diesen Gesichtspunkten wenige Tage später die Auflösung der Commission verfügen. Sie war, rief er aus, in demselben Geiste wie alle Maßregeln des unseligen Systems gedacht; sie sollte den ganzen Handel des Reiches in die Hand nehmen, ebenso wie andere Behörden des allmächtigen Staates sich des Ackerbaus und der Fabrikation zu bemächtigen hatten. Frankreich wäre unter dieser Herrschaft zu einer Corporation von Mönchen geworden.

Nachdem diese großen Entscheidungen gefallen waren, hatte der Convent einige ruhigere Wochen. Von Außen kamen die erfreulichsten Nachrichten: die französischen Heere drangen damals in Holland ein, der Friede mit Toscana gelangte zum Abschlusse, die preußische Unterhandlung in Basel zeigte günstige Aussichten: man sah die Möglichkeit vor sich, binnen kurzer Frist zu der größten aller Segnungen und Heilungen, zu der Herstellung des allgemeinen Friedens, zu gelangen. Der Masse der Bevölkerung war es hochwillkommen; wir wissen, wie enge die Kriegspolitik mit der Erhitzung der Revolution zusammen gehangen hatte, und die Bürger ersehnten den Frieden nach Außen mit gleicher Inbrunst wie die Ordnung im Innern. Die Masse war darüber fast einstimmig, und die gemäßigte Partei im Convente hatte Gründe genug, um nicht geradezu Widerspruch dagegen zu erheben. Denn die Rekrutirung machte nach den unermeßlichen Anstrengungen und Verlusten des vorigen Jahres die größten Schwierigkeiten, und noch peinlicher drückte die grenzenlose Geldnoth, welche die materielle Ausrüstung der Truppen nach allen Richtungen lähmte, und ohne die Hülfsquellen der eroberten Landschaften die völlige Zerrüttung der Heere zur raschen Folge gehabt hätte. Die Jacobiner freilich zogen hieraus den entgegengesetzten Schluß: eben weil man zu Hause kein Geld mehr habe, müsse man die Eroberungen weit und weiter ausdehnen, und die so befreiten Franzosen auf Kosten ihrer knechtischen Nachbarn ernähren. Kaum aber hatten sie diese Meinung hier und da verlauten lassen, so erhob sich dagegen der öffentliche Unwillen mit lebhaftem Nachdrucke. Wenn eine Pariser Section an den Schranken des Convents erschien, so fehlte in ihren Warnungen gegen die Schreckensmänner nicht leicht die Bemerkung, daß sie unter allen anderen Verbrechen sich auch der Erschwerung des heilsamen und nothwendigen Friedens schuldig machten. Die Mehrheit des Convents, die Ausschüsse und die Regierung vermieden es, sich in bündiger Weise darüber auszusprechen. Innerhalb der herrschenden Partei selbst gingen

die Meinungen noch sehr stark auseinander; die Mehrheit vermochte sich in der auswärtigen so wenig wie in der inneren Politik von der revolutionären Ueberlieferung völlig loszureißen, und suchte hier wie dort eine mittlere Haltung zu behaupten. Man war einverstanden über gewisse allgemeine Formeln: der Convent wolle die Freiheit und die Gerechtigkeit, er beseitige zugleich die Royalisten und die Terroristen, er wünsche Frieden nach Außen, aber nur einen sichern und ehrenvollen Frieden. Wenn es jedoch darauf ankam, diese Sätze praktisch zu machen und auf den einzelnen Fall anzuwenden, so trat eine mannichfache Verschiedenheit der Stimmungen hervor, und allmählich sonderten sich innerhalb der Majorität drei scharf charakterisirte Gruppen.

Zwischen den Jacobinern und den Thermidorianern hatte sich unter dem Titel der Unabhängigen eine Gruppe von Männern zusammengeschlossen, Alle der früheren großen Bergpartei angehörig, durch thätige Theilnahme an den allgemeinen Maßregeln der Schreckenszeit bezeichnet, jedoch unbetheiligt bei den Factionskämpfen zwischen Danton, Hebert und Robespierre. Sie machten hiernach keine Schwierigkeit, Alles abzuschaffen, was sich als besondere Schöpfung Hebert's und Robespierre's nachweisen ließ, waren aber entschlossen, in keinem Falle sich das Geringste von den Errungenschaften der Revolution bis etwa zum Frühling 1793 abdringen zu lassen. Es war in ihrem Sinne, daß Barras eine festliche Begehung des 21. Januar, des Todestages Ludwig XVI., verfügen ließ; unter ihren Führern war ferner Merlin von Douai, der Redacteur des furchtbaren Gesetzes gegen die Verdächtigen, sodann Cambacérès, der am 22. Januar die weitere Haft der Kinder Ludwig XVI. gegen einen milderen Antrag auf Verbannung durchsetzte, endlich der Abbé Siéyès, der nach jahrelangem Schweigen wieder auf die Rednerbühne trat, und nach alter Weise durch eine geheimnißvolle Isolirung zwischen den Parteien Allen zu imponiren suchte. Keiner unter ihnen hätte damals einen Zweifel an der Fortdauer der Republik, an der Herstellung der Assignaten, an der Behauptung des confiscirten Gutes, sei es der Kirche oder der Emigranten geduldet: in der auswärtigen Politik neigten sie durchaus zu Krieg und Eroberung, und unterstützten einzelne Friedensversuche nur als Streitmittel gegen die übrigen Staaten Europas. So unterschied sie zuletzt von den reinen Jacobinern kein Grundsatz des Rechtes und der Gerechtigkeit, sondern nur eine abweichende Haltung in den augenblicklichen Verhältnissen, nach welcher sie die verhaßten Häupter der früheren Tyrannei Preis gaben, die Straßentumulte des souveränen Pöbels unterdrücken, die communistischen Gesetze abschaffen halfen. Ihre innere Neigung gehörte sonst vollständig der Linken; hätten sie Billaud

und Collot nicht persönlich gefürchtet, so würden sie gerne mit den Jacobinern sich ausgesöhnt und den Bund mit dem Blute der Royalisten besiegelt haben. Was sie vor Allem bestimmte, war die Gewißheit, daß ihre Vergangenheit sie unwiderruflich vernichtete, wenn die Reaction über die von ihnen behauptete Linie hinausging.

Gerade umgekehrt drängte der gleiche Trieb der Selbsterhaltung die Thermidorianer, damals etwa 150 Mitglieder, immer stärker nach Rechts hinüber. Auch sie hatten einst ihre Hand in das Blut des 2. September und des 21. Januar getaucht, aber das Vergangene war für sie durch ihren neuen Bruch mit den Jacobinern völlig verdunkelt. Sie sahen ihr Verderben am sichersten vor Augen, nicht wenn die früher gestürzten Parteien, sondern wenn die Männer der Schreckenszeit wieder zur Herrschaft gelangten. Um dieses Allerschlimmste zu verhüten, waren sie bereit zu jedem Zugeständniß an die älteren Parteien; sie bekämpften die Jacobiner mit tödtlicher Wuth und die Royalisten mit schlaffer Gelindigkeit. Ja, schon im Herbste 1794 finden wir ihre Häupter in eifrig unterhaltenen Beziehungen mit ausgewanderten Constitutionellen und liberalen Monarchisten. Gemeinsam erwägen sie die Mittel zum Sturze der Jacobiner, die Zurückberufung der 73, die Herstellung der Girondisten, und die Thermidorianer scheuen nicht zurück, wenn ihre neuen Verbündeten die Verfassung von 1791 und die Verpflanzung Ludwig XVII. aus dem Kerker des Tempels auf den constitutionellen Thron zur Sprache bringen. Noch mehr: in dem grundsatzlosen Streben, um jeden Preis ihre persönliche Stellung zu sichern, ließen sich Tallien und mehrere seiner Freunde auch mit den Agenten der ausgewanderten Prinzen ein: am 8. Januar 1795 konnte der Graf von Provence einem Genossen seines Exiles melden, es scheine sicher, daß Tallien der Monarchie gewonnen sei, wenn er auch nicht gerade die richtigsten Ansichten über eine gute Monarchie habe. Ehrlichkeit und Vertrauen war freilich bei diesen Verhandlungen auf keiner Seite. Die Monarchisten fanden Tallien und Freron verächtlich nach ihrer Fähigkeit und noch verächtlicher nach ihrem Charakter; diese aber hätten sich bei einer neuen Wendung der Dinge nicht einen Augenblick besonnen, ihre geheimen Berather kalten Blutes auf das Schaffot zu senden. Es kam ihnen nur darauf an, mit allen Mitteln ihren Einfluß auf die Pariser Bürgerschaft zu stärken, und für alle Fälle der Zukunft ihr persönliches Geschick zu decken.

Der dritte Bruchtheil der Mehrheit bestand aus den Resten des Centrums und der alten Rechten, seit dem Eintritt der 73 beiläufig 230 Mitgliedern, als deren bedeutendste Führer noch immer Boissy d'Anglas, Durand-Maillane und Thibaudeau galten. Die Meisten unter

ihnen hatten früher in völliger Nichtigkeit nach den Geboten der jedesmaligen Machthaber votirt, hatten am ersten Tage des Convents ohne eigene Ueberzeugung die Republik ausrufen helfen, dann gegen die Hinrichtung Ludwig XVI. gestimmt, die Revolution des 31. Mai mit Schrecken und Abscheu erlebt. Die entsetzlichen Erfahrungen seit dieser Zeit hatten sie weiter aufgeklärt, und ihnen sogar einen Grad von Entschlossenheit gegeben, dessen Nothwendigkeit ihnen allmählich durch die lange Reihe ihrer früheren Niederlagen klar geworden war. Es war ein öffentliches Geheimniß, daß nur die Wenigsten unter ihnen die Republik für lebensfähig hielten, daß sie vielmehr bei der ersten Möglichkeit offen für die Herstellung des Königthums auftreten würden. Die Thermidorianer, welche als alte Königsmörder den Thron nicht ohne feste Garantien für sich selbst aufrichten lassen wollten, betrachteten sie deshalb mit scheuem Mißtrauen, welches die Gemäßigten jenen aus Herzensgrund und in vollem Maße vergalten [1]). Immer hielten beide Fractionen einstweilen zusammen, setzten im Innern den Kampf gegen die Jacobiner fort, und wünschten nach Außen einen baldigen und glimpflichen Friedensschluß. Es war ganz in diesem Sinne, daß sie sich während des Winters sogar zu Unterhandlungen mit der Vendee und den Chouans herbeiließen, und die sonst immer als Räuber und Banditen bezeichneten Rebellen beinahe als selbständige Macht anerkannten. Es ist hier die Stelle, auf die Ereignisse des gewaltigen Bürgerkriegs in dem letzten Jahre zurückzublicken.

Der Kampf in der Vendee, nach den großen Niederlagen im Norden der Loire im Begriffe zu erlöschen, war, wie wir sahen, durch die namenlosen Gräuel der Turreau'schen Höllencolonnen auf's Neue entflammt worden. Obgleich Turreau über 70,000 Mann unter seinen Befehlen hatte, war er doch nicht im Stande, die Schaaren Stofflet's, Marigny's, Charette's zu überwältigen. Die gesammte Bevölkerung war in die Wälder geflohen, in deren pfadlose Tiefen die Republikaner sich nicht hineinwagten; trotz allem Ungemach des Wetters, des Hungers, der Entbehrungen jeglicher Art hielten sie standhaft aus, und setzten den ungleichen Kampf gegen ihre Bedränger mit heldenmüthiger Ausdauer fort. Vor Allem war Charette unermüdlich und unerschöpflich; zwischen den feindlichen Colonnen war er in unaufhörlicher Bewegung, nirgends zu finden und zu greifen, bis er selbst seinen Vortheil ersah, und mit plötzlichem Ansturm einen vereinzelten Gegner überwältigte; dann ging der Alarm durch die nächsten Divisionen der Republikaner,

[1]) Mallet du Pan mémoires II, 120 ff.

aber vor den herbeieilenden Verstärkungen war Charette sofort verschwunden, um nach wenigen Tagen am entgegengesetzten Ende des Kriegsschauplatzes zu blutigem Schrecken des Feindes wieder empor zu tauchen. So ging dies fort, den ganzen Frühling hindurch; zugleich verwilderten und erschlafften Turreau's Soldaten durch die unaufhörliche Mordbrennerei in den besetzten Landschaften; im Mai 1794 war es so weit gekommen, daß sie nirgendwo vor den Bauern das Feld zu halten wagten, daß Turreau sich völlig aus Poitou und Anjou zurückzog, daß Charette und Stofflet in beiden Provinzen sich eine vollständige militärische und politische Organisation geben konnten. Damals rief Carnot den General Turreau ab, und gab trotz Robespierre's Widerstreben dem Nachfolger desselben, General Vimeux, die Erlaubniß zu einer menschlicheren Kriegführung. Dieser zog seine Truppen in verschanzte Lager an der Grenze des Landes zusammen, und begann seine Thätigkeit mit einer Proclamation, wodürch er den Bauern einen Waffenstillstand bis zum 19. Juli ankündigte. Die Vendeer benutzten diese Pause, die Einrichtungen ihrer Landesverwaltung zu vervollständigen, und eine Correspondenz mit England, dem britischen Ministerium und dem Grafen Artois zu eröffnen. Auf Vimeux's Friedensworte gaben sie wenig; zu häufig hatten sie die Unsicherheit der republikanischen Verheißungen erfahren; es war vor Allem ein Geistlicher, der Abbé Bernier, ein unruhiger, ehrgeiziger, verschlagener Mann, welcher zunächst bei Stofflet, und durch diesen bei Charette jeden Gedanken an Frieden mit der Republik verhinderte. Vimeux fiel darüber bei dem Wohlfahrtsausschuß in Ungnade und wurde durch General Dumas ersetzt; der Kampf begann auf's Neue, hatte aber für die Republikaner keine besseren Erfolge. Vielmehr erstürmte Charette zwei ihrer befestigten Lager, und ließ einzelne seiner Banden bis unter die Mauern von Nantes streifen, so daß General Canclaux, welcher im October an Dumas' Stelle trat, hierauf der Regierung unverhohlen erklärte, es sei nöthig, daß die Republik den ersten Schritt zum Frieden dem Feinde entgegen thue, die Truppen seien erschöpft, die Vendee, die man habe vernichten wollen, triumphire.

Wenig besser stand es damals um die republikanische Sache in der benachbarten Provinz, der Bretagne. Die Bauern dieser weit ausgedehnten Halbinsel hatten bis dahin ihre celtische Eigenthümlichkeit fast ungeändert bewahrt. Nicht ein Zehntel von ihnen verstand französisch; sie lebten auf ihren zerstreut liegenden Höfen in denselben Sitten, Trachten und Arbeitsweisen, wie sie vor siebzehn Jahrhunderten die römische Eroberung dort angetroffen hatte. Sie hatten eine ganz

mittelalterliche Anhänglichkeit an ihre Religion und Kirche, deren Dogmen und Feste sie sich übrigens mit einer Menge populären, altheidnischen Aberglaubens geschmückt hätten. Von Staat und Politik hatten sie kaum eine Vorstellung: die bourbonische Regierung hatte keinen Versuch gemacht, ihre Verwaltung den starren, listigen und genügsamen Menschen aufzubringen, sondern die Steuererhebung gewählten Vertrauensmännern der Bauern, und die Rechtspflege den adligen Gutsherren und dem Parlamente zu Rennes überlassen. Soldat wurde nur, wer sich freiwillig anwerben ließ; viele Tausende aber stählten dafür ihre militärische Kraft in einem ewigen Kriege gegen die Zoll- und Salzwachen der Regierung. Als die Revolution eintrat, waren die Bauern zufrieden, daß sie die gutsherrlichen Rechte und das Salzregal beseitigte; die Stimmung schlug aber völlig um, als die Verfolgung des Clerus begann und im Frühling 1793 die erste große Rekrutirung der 300,000 Mann verfügt wurde. Es gab heftige Tumulte in allen Bezirken; es kam aber nicht wie in der Vendee zu einem großen Zusammenhang der einzelnen Insurrectionen, und die städtischen Bürgergarden trieben die Aufständischen meistens zu Paaren, so daß General Canclaux, welcher damals in Rennes befehligte, schon im Mai mit vollem Erfolge die Conventscommissare zu einer gemäßigten Haltung veranlassen konnte, welche durch Schonung der Prediger und Aufschub der Rekrutirung die Gemüther großen Theils beschwichtigte. Vor allen seinen Genossen hatte sich in der Bewegung ein armer Bauer Jean Cottereau hervorgethan, dessen Familie den Spitznamen der Chouans oder Nachteulen (chat-huans) trug; er war sein Leben lang Schleichhändler gewesen, einmal ergriffen aber vom König begnadigt worden, und nach seiner Körperkraft, Unerschrockenheit und heißen Andacht stets der Held und Führer seiner Dorfgenossen gewesen. Von ihm kam die Bezeichnung der Chouans an alle Aufständischen der Bretagne, obwohl er selbst nie mehr als einige hundert Bauern führte, die ihm, wie sie sagten, aus Freundschaft gehorsam waren. Im Sommer 1793 griff dann der Streit der Gironde und des Berges auch in diese Gegenden ein. Graf Joseph von Puisaye, ein Mitglied des liberalen Adels in der Constituante, hatte sich in der Normandie mit Buzot und dessen Genossen zur Bekämpfung des Convents verbunden; ein stattlicher, hochgewachsener Mann von höchster Geschmeidigkeit für jede Lebenslage, ohne militärisches Talent, aber erfüllt von persönlichem Muthe und Abenteuerlust, imponirend und gewinnend, gleich geschickt um bretonische Schmuggler und englische Minister zu begeistern, gleich bereit, im Bauernrock den kleinen Krieg der Wälder mitzumachen und im adligen

Luxus des Residenzlebens zu glänzen. Nach dem Falle der Gironde warf er sich in die Reihen der Chouans, gewann schnell ihr Zutrauen und war unablässig bestrebt, ihre zahlreichen Banden wieder in Bewegung und in eine feste Heereseinheit zu bringen. Es kostete große Mühe. Die Bretons waren störrischer, eigensinniger und schwerfälliger als die Vendeer, grausamer gegen den Feind und ungeduldiger gegen einen ordnenden Oberbefehl. Darüber erfolgte aber der Einbruch des großen Vendeerheeres, die Siege von Laval und Dol, der Marsch quer durch die ganze Halbinsel auf Granville. Eine Anzahl bretonischer Freiwilliger war schon früher zu den Vendeern gestoßen, darunter der riesenhafte und tollkühne Georges Cadoudal; Jean Chouan eilte nach der Schlacht von Laval zu ihnen, Puisaye wurde durch die feindlichen Truppen daran gehindert. Der Aufstand aber ergriff sogleich vier Fünftel der Provinz, und die endliche Niederlage des Vendeerheeres gab dem Lande die Ruhe mit nichten wieder. Wohl war der brennende Baum unter den Schlägen der Republikaner gefallen, aber die Funken waren um so weiter umhergesprüht und hatten zahllose kleine Brände entzündet. Cadoudal führte seitdem in der Heimath den Kampf auf eigene Faust, Herr von Boishardi, ein Edelmann alten Geschlechtes, regte die Bauern in Morbihan auf, Jean Cottereau hielt Mans und die Umgegend in Athem. Sie lieferten keine großen Treffen, machten aber Jagd auf jede vereinzelte Truppe, nahmen die Cassen und Posten weg, hoben die republikanischen Beamten auf, und beschäftigten durch diesen rastlosen kleinen Krieg eine ganze feindliche Armee. Puisaye gab ihnen allmählich eine festere Organisation, brachte einen haltungslosen, aber muthigen Abenteurer, einen angeblichen Baron Cormatin [1]), als obersten Lenker aller Operationen bei den meisten Banden zur Anerkennung, und eilte dann im Sommer 1795 nach London, um mit der englischen Regierung ein großes Zusammenwirken zu verabreden. Im October hatten die Republikaner solche Einbußen erlitten, daß der Wohlfahrtsausschuß seinen besten Feldherrn, den glorreichen Erretter Landaus, den General Hoche, zur Bekämpfung der Chouans aussandte. Dieser, als Staatsmann ebenso scharfblickend wie energisch als Soldat, berichtete nach wenigen Wochen in ähnlichem Sinne wie Canclaux aus der Vendee: er erklärte, daß dieser Krieg ohne versöhnliche Beruhigung der Gemüther nicht zu

[1]) Nach einer Note im Moniteur 3. Juni 1796 wäre er der Sohn eines Dorfbarbiers und seine Baronie im Monde gewesen; er hätte den amerikanischen Krieg mitgemacht, dort sich den Lameths angeschlossen, mit ihnen später Demagogie getrieben, sich dann aber in Bouillé's Dienst für die Flucht des Königs compromittirt, so daß er hätte emigriren müssen.

beendigen sei, und der Wohlfahrtsausschuß bequemte sich, wie wir sahen, Anfang December zum Erlaß einer umfassenden Amnestie für alle Diejenigen, welche binnen einem Monat die Waffen niederlegen würden.

Jedermann wußte, daß es nur die Einleitung zu förmlichen Friedensunterhandlungen war. General Canclaux und der Conventscommissar Ruelle boten Alles auf, um mit Charette anzuknüpfen; es war eine in Nantes lebende Creolin, Madame Gasnier, welche früher mit aufopfernder Menschenliebe gefangene Royalisten verpflegt und gegen Carrier's Mordbanden geschützt hatte, und jetzt, nicht ohne eigene Gefahr, zu Charette hindurchdrang und ihm am 28. December die ersten Friedensworte überbrachte. Seine erste Antwort war das Begehren sofortiger Herstellung des Königs auf seinem Throne; bald aber griffen auch bei ihm bescheidenere Erwägungen Platz Die Vendee, obwohl bis zur Stunde siegreich, war in entsetzlicher Lage. Das Land war durch die langen Kriege bis auf den Tod erschöpft. Wenigstens ein Drittel der Bevölkerung war im Kampfe, im Kerker, durch Noth und Elend umgekommen. Die meisten Orte waren niedergebrannt, oder doch von den Bewohnern verlassen: in der Stadt Chollet hatte ein einziger Mensch ausgehalten, mußte aber bei jedem Gange nach Nahrung sich in den einsamen Straßen gegen die Wölfe vertheidigen, welche hier die Wohnstätte der Menschen eingenommen hatten. Charette war der Meinung, das Land habe reichlich seine Opferwilligkeit zum Tode für König und Kirche gezeigt; es sei an der Zeit, nicht blos an die politischen Gewalten, sondern auch an Glück und Leiden der einzelnen Menschen zu denken. Seine Officiere stimmten ihrem Führer bei, einen ehrenhaften Frieden nicht zurückzuweisen, und zwei derselben gingen nach Nantes, um die Bedingungen eines solchen mit den Conventscommissaren festzustellen. Diese forderten vor Allem die Anerkennung der republikanischen Regierung, und die Vendeer waren bereit, dieselbe zu gewähren. Dagegen stellten sie eine Reihe von Begehren, welche thatsächlich die Vendee zu einem Staat im Staate machen mußten. Es sollten dort weder Departements- noch Districtsbehörden im Namen der Republik gebildet, der katholische Gottesdienst frei und ungehindert ausgeübt, das Land für seine Kriegskosten entschädigt, und Charette's Truppen als Landwehr im republikanischen Solde unter den Waffen gehalten und von ihren bisherigen Führern befehligt werden. Die Commissare konnten eine solche Selbständigkeit der Provinz nicht genehmigen, beharrten aber bei der Versicherung höchster Friedensliebe, und äußerten in ihren Privatgesprächen sogar eine volle Bereitwilligkeit, baldmöglichst zur Herstellung der Monarchie beizutragen. Charette fing bei solcher Nachgiebigkeit

beinahe zu zweifeln an, ob die Unterhandlung ehrlich gemeint sei, indessen bestätigten alle Nachrichten aus Paris den Aufschwung der monarchischen Parteien, und er beschloß, es darauf zu wagen. Dagegen wollten Stofflet und Bernier von keinem Frieden hören, der nicht mit der Erhebung Ludwig XVII. auf den Thron seiner Väter begänne: Stofflet rief aus: der König oder der Tod, und begann sogleich wieder die Feindseligkeiten. Nichts desto weniger fand sich Charette zu einer Zusammenkunft auf dem Schlosse La Jaunais, eine Stunde von Nantes, ein, und dort kam am 18. Februar der Abschluß zu Stande. Allerdings vermieden die Conventscommissare die Form eines zweiseitigen Vertrags, und Charette ließ sich gefallen, daß der Inhalt der Uebereinkunft durch Verfügungen der Commissare publicirt wurde; in der Sache aber erhielt er mehrere sehr wichtige Zugeständnisse. Festgestellt wurde eine unumschränkte Freiheit des Gottesdienstes, die Einlösung des royalistischen Papiergeldes bis zum Betrage von zwei Millionen, Amnestie, Schutz und Unterstützung für alle Einwohner ohne Unterschied, Bildung einer Landwehr von 2000 Mann, Entbindung der jungen Mannschaft von sonstigem Kriegsdienst, erhebliche Geldzahlungen an die bedeutenderen Führer der Royalisten[1]). Die sachliche Schwierigkeit, diese Einrichtungen durchzuführen, werden wir später kennen lernen: das Schlimmste war, daß von Anfang an auf beiden Seiten das Vertrauen zur Ehrlichkeit des Gegners fehlte. Charette hatte davon ein lebhaftes Gefühl, und verkündete es den Tag nach dem Friedensschlusse seinen Bauern. „Glaubt ihr, sagte er, daß ich seit gestern Republikaner geworden bin? Was wir geschlossen haben, ist kein Frieden, sondern ein Stillstand, der uns unentbehrlich war. Unter seinem Schutze können wir die Hülfe der Monarchen Europas erwarten, die uns so oft verheißen ist: wir behalten unsere Waffen und unser Banner, und wenn der Feind uns eine Falle gestellt hat, so werden wir sie leicht vermeiden, da wir sie voraussehen, und ich in eurer Mitte bleibe."

Indeß wie unsicher alle diese Verhältnisse lagen, die Thatsache, daß Charette die Republik und diese die innere Selbständigkeit der Vendee anerkannt hatte, war für den Augenblick vorhanden und wirkte unaufhaltsam weiter. Der Krieg zwischen Stofflet und Canclaux setzte sich in einzelnen blutigen Gefechten fort, aber es war keine Rede mehr von dem früheren Systeme unerbittlicher Vernichtung, und die Republikaner waren unermüdlich, nach jedem Zusammenstoße ihre Schritte zur

---

[1]) Der letzte Punkt bildete den einzigen Inhalt einiger vielbesprochenen geheimen Artikel.

Versöhnung zu erneuern. In der Betragne umwarb, mit umfassenden Vollmachten Hoche's und der Conventscommissare versehen, der junge General Humbert den leichtsinnigen und bestimmbaren Cormatin so wie den gefürchtetsten der bretonischen Bandenführer, den kühnen und festen Boishardi. Die Gespräche wiederholten sich den December und Januar hindurch, und schon am 12. Februar erklärten Cormatin und einige andere Häupter sich bereit, auf die Bedingungen Charette's ihrerseits abzuschließen. Fester als in der Vendee war auch hier das Zutrauen weder hüben noch drüben. Cormatin hatte noch am 31. December dem Grafen Puisaye gemeldet, daß es nie zum Abschluß kommen werde, daß er nur unterhandle, um hinzuhalten und mit Charette in Verbindung zu kommen; General Hoche aber begehrte auf die Nachricht, daß einige hundert Emigranten von London her gelandet seien, 10,000 Mann Verstärkung vom Wohlfahrtsausschuß. Aber hier wie in der Vendee wirkte auf beiden Seiten das Gefühl der völligen Erschöpfung; der Weg der Sühne war einmal betreten, und ein Häuptling nach dem andern erklärte seine Unterwerfung unter die Bedingungen von La Jaunais. Auf allen Punkten reiften die Dinge zu einer zeitweiligen Beruhigung des hartgeprüften Landes.

Es kam dazu, daß in denselben Wochen der Convent einen höchst erheblichen Schritt that, um die Hauptquelle des Bürgerkriegs zu schließen: den großen kirchlichen Hader. Anfangs, wie wir wissen, hatte die revolutionäre Verfolgung nur die eidweigernden Priester getroffen, während der constitutionelle Clerus als salarirte Staatskirche organisirt wurde. Seit 1793 aber kam die Reihe auch an die constitutionelle Kirche. Man beseitigte für ihre Priester den Cölibat, klagte dieselben ebenso wie die Eidweigerer des Aberglaubens und des Fanatismus an, proclamirte endlich als neue Staatsreligion den Cultus der Vernunft, schloß die Kirchen und verhängte jede Art der Verfolgung über jeden katholischen Priester. An dieser Feindseligkeit der Revolution gegen den Katholicismus wurde wenig geändert, als Robespierre die Anerkennung des höchsten Wesens decretiren ließ, und als der 9. Thermidor die Katastrophe der Schreckensherrschaft herbeiführte. Die demokratischen Führer wußten sehr wohl, daß die Mehrheit des französischen Volkes katholischen Gesinnungen anhing; sie sahen nicht minder deutlich, daß diese Gesinnung den revolutionären Grundsätzen auf das Schneidendste widersprach. Die eine dieser Thatsachen hatte sie bisher gehindert, nach der formellen Consequenz der Menschenrechte die kirchlichen Einrichtungen unbedingt der individuellen Freiheit zu überlassen; sie hatten vielmehr, um das Volk auch wider seinen Willen von der clerikalen

Vormundschaft zu befreien, sich stets auf den Grundsatz der Staats=religion gestellt, und als solche anstatt des römischkatholischen Bekennt=nisses der Reihe nach den Cultus der constitutionellen Kirche, jenen der Vernunft, und endlich des höchsten Wesens proclamirt. Alle diese Versuche, obwohl mit schrankenloser Härte und allen Mitteln des demo=kratischen Terrorismus unternommen, waren in der Hauptsache fehl=geschlagen: keiner hatte vollständig die Geister zu überzeugen und die Herzen zu gewinnen vermocht, ja es war die Unzulänglichkeit bei jedem derselben um so deutlicher, je weiter er sich von den Anschauungen der alten Religion entfernt hatte. Nichts destoweniger glaubten Viele unter den Montagnards die Hoffnung noch nicht aufgeben zu sollen. Sie be=hielten das Ziel unverrückt im Auge, und gedachten nur, entsprechend dem seit Thermidor aufgekommenen Geiste, mildere und zugleich klügere Mittel zu verwenden. An die Stelle der brutalen Gewalt sollte nach einer an sich sehr richtigen Erwägung die allmähliche Erziehung, die langsame Umbildung der Sitte treten. Sie drangen also darauf, daß durch die Sorge der Regierung das aufwachsende Geschlecht in den Schulen von den Banden des Aberglaubens befreit und mit dem Geiste reiner Philosophie getränkt werde, daß man auf die Sitten der Er=wachsenen im demokratischen Sinne einwirken sollte, indem man sie von der Feier der Sonntage entwöhne, und möglichst ansprechende Festlich=keiten an den republikanischen Feiertagen, den Dekaden, einrichte. Un=glücklicher Weise waren die Schulen zum größten Theile zerstört, und die Schöpfung eines neuen Unterrichtswesens bisher nur auf dem Papiere geblieben. Die Versuche der Dekadenfeste aber machten ein trauriges Fiasco. Das Volk hatte keinen Geschmack mehr an den republikanischen Idyllen, mit welchen man ein Jahr lang die Guillotine umgeben hatte. Die jacobinischen Montagnards waren äußerst ungeduldig. Unaufhörlich wiederholten sie die Erklärung, daß das Anwachsen des Fanatismus die höchste Gefahr für die Freiheit sei, daß man dringend eines Mittels bedürfe, um eine Radicalcur der Gesinnungen zu bewirken.

Sie hatten so weit ganz Recht, daß die Zukunft ihres politischen Ideals auf Sand gebaut war, wenn sie nicht die katholischen Anschauungen durch etwas Anderes ersetzten. Aber eine bestehende Religion verdrängt man nicht allein durch Kritik und Wissenschaft, noch auch durch Decrete und Verwaltungsmaßregeln: man verdrängt sie nur durch eine neue stärkere Religion. Luther blieb im Vortheil gegenüber den Päpsten seiner Zeit, weil er das religiöse Gefühl der Menschen energischer anzu=regen und zu befriedigen wußte, als diese, und nicht anders erfochten hundert Jahre später die Schüler Loyola's ihre Siege, weil sie der

seelenlos gewordenen Theologie der Lutheraner einen frischen religiösen Enthusiasmus entgegensetzten. Den Montagnards aber fehlte zur Gründung einer neuen Staatsreligion an der Stelle der katholischen nicht mehr und nicht weniger als die Religion [1]). Ueber die Beziehungen des Menschen zum Menschen hatten sie ein völlig ausgearbeitetes neues System von Moral, Politik und Völkerrecht; über das Verhältniß des Menschen zum Unendlichen hatten sie nichts als die Negation: kein Wunder, daß ihre Ergebnisse negativ blieben.

So hatten sie weder die alte Kirche zu zerstören noch einen neuen Cultus zu erbauen vermocht! Sollte der Krieg und die Gewaltthat auf religiösem Gebiet einmal aufhören, o gab es keine Wahl mehr für die revolutionäre Regierung. Wie bedenklich es auch ihren Machthabern bei der zweifellos christlichen Gesinnung der Volksmassen erscheinen mochte: man mußte sich bequemen, als die einzige Grundlage des kirchlichen Wesens die individuelle Freiheit anzuerkennen. Der Convent ging schwer daran: er kam hier ebenso widerstrebend zu einem reinen Entschlusse, wie auf dem ökonomischen Gebiete. Aber hier wie dort drängte ihn die Consequenz der Thatsachen unwiderstehlich vorwärts. Schon im September 1794 hatte die Finanznoth auf Cambon's Antrag zu einem Decrete geführt, welches den wichtigen Grundsatz aussprach: der Staat bezahlt hinfort weder die Kosten noch die Gehälter irgend eines Cultus. Wenn man so den äußeren Bestand der Kirchen auf die freiwilligen Beiträge ihrer Gläubigen anwies, war es schwer, der Folgerung auszuweichen, dann auch die Rechtsordnung derselben auf die gleiche Basis zu stellen und die kirchlichen Vorschriften des Staates zurückzuziehen. Indessen noch mancher Monat verging, ehe der Convent die Bündigkeit dieses Schlusses anerkannte. Noch im December appellirte Gregoire vergebens an sein Mitleid und sein Rechtsgefühl, um der jammervollen Verfolgung der Priester ein Ende zu machen; noch im Januar erließ man ein Decret, welches die Beobachtung aller gegen die Eidweigerer erlassenen Strafgesetze mit neuem Nachdruck einschärfte. Die Zustände in Paris, in den Departements, in der Vendee mußten ihren Druck

[1]) Dies scheint mir die einfache Antwort auf Edgar Quinet's Buch über die Revolution, dessen Inhalt in dem einen Satze liegt: die Revolution hat deshalb ihr Ziel verfehlt, weil sie die katholische Kirche nicht völlig hat vernichten können. Ich bestreite ihm wahrhaftig nicht, daß die katholische Confession eines Volkes eine große Erschwerung für die Herstellung eines liberalen oder republikanischen Staatswesens ist; so lange aber eine liberale Partei nicht im Stande ist, die ihr feindliche Hierarchie auf dem religiösen Boden selbst zu besiegen, wird sie nichts Verkehrteres thun können, als den Widersacher durch materielle Verfolgung zu stärken.

auf den Convent noch weiter verstärken, bis endlich im Namen der Regierungsausschüsse Boissy d'Anglas das entscheidende Gesetz am 21. Februar der Versammlung vorlegte. Die Stimmung derselben war noch immer der Art, daß der Berichterstatter ihr die Freiheit der Culte hauptsächlich deshalb empfahl, um der Religion den Reiz des Martyriums zu entziehen, und damit der durch das künftige System des öffentlichen Unterrichts verbreiteten Philosophie die Wege zu öffnen. Von nun an soll das religiöse Dogma und der religiöse Cultus vollständig Sache jedes einzelnen Bürgers sein, die religiösen Gemeinschaften ohne Begünstigung noch Einschränkung nach den allgemeinen Gesetzen über das Vereinswesen behandelt werden, der Staat auf die religiösen Irrthümer mit aufgeklärter Toleranz herabblicken. Das Gesetz bestimmte demnach, daß die Ausübung keines Cultus gestört werden dürfe; da der Staat zu den Kosten desselben nichts beiträgt, so duldet er keinen Gottesdienst in den Kirchen, weil diese Eigenthum der Nation geworden sind; da der Cultus mit dem öffentlichen Leben nichts mehr zu thun hat, so dürfen die Bethäuser äußerlich nicht als solche bezeichnet, die Gemeinde nicht öffentlich zum Gottesdienst berufen, kein Gottesdienst außerhalb der Bethäuser vorgenommen werden. Um das Maß dieser Beschränkungen zu füllen, fügte der Convent dem Gesetze noch die ausdrückliche Bestimmung hinzu, daß durch dasselbe die bestehenden Strafgesetze gegen die Eidweigerer nicht aufgehoben sein sollten, eine Verfügung, die in diesem Zusammenhang bis zur Absurdität barbarisch war. Man hatte die Eidweigerer mit Strafen bedroht, weil sie einem vom Staate erlassenen Gesetze, der Civilconstitution des Clerus, ihre Anerkennung versagten. Nun aber war die constitutionelle Kirche im November 1793 durch die revolutionären Gewalten selbst zerschlagen, ihre Trümmer waren jetzt durch das neue Gesetz zu einer Privatassociation wie die Gemeinden der Protestanten und Juden erklärt worden: und nach wie vor sollte an den katholischen Priestern die Weigerung des Eides auf ein nicht mehr bestehendes Verfassungsgesetz mit den grausamsten Strafen geahndet werden. Auch den schlimmsten Launen der Gewalthaber fehlt niemals die rechtfertigende juristische Theorie: hier erfand man sich die Beweisführung, daß diese Priester zur Zeit des bestehenden Gesetzes ihre Strafe verwirkt hätten, und nun gleichsam ein wohlerworbenes Recht auf dieselbe besäßen, so daß man ohne Rechtsverletzung ihnen den Genuß der einmal zuerkannten Leiden nicht entziehen dürfe.

Das neue Gesetz war also äußerst unvollkommen. Es verkündete als sein leitendes Princip nicht blos die individuelle Glaubensfreiheit, sondern die völlige Trennung der Kirche vom Staat: wenn bis dahin

der Staat sich als allmächtigen Gebieter über die Kirche erhoben, so erklärte er jetzt seine unbedingte Nichtigkeit in den kirchlichen Fragen; auch hier schwankte die Revolution von einem Extrem zu andern. Sie entschädigte sich dann in der Praxis, indem sie die eben verkündete Freiheit durch eine Reihe willkürlicher Beschränkungen verkümmerte, theils kleinlicher Chicanen, wie das Verbot der Glocken, theils gehässiger Reste der Verfolgung, wie die Fortdauer der Strafgesetze gegen die Eidweigerer. Indessen trotz all dieser Mängel war im Vergleiche mit dem bisherigen Zustande das Gesetz vom 3. Ventose ein unermeßlicher Fortschritt. Eine Masse von Härte, Druck und Elend wurde dadurch mit einem Schlage weggeräumt, das Gewissen vieler Millionen beruhigt, der offene Kriegsstand zwischen Staat und Kirche beseitigt. Wenigstens im Princip hatte die Revolution auf den Anspruch verzichtet, die vorhandenen Menschen mit herrischem Befehle zu neuen Ueberzeugungen zu zwingen.

Alle diese Vorgänge regten nun bei den Jacobinern und deren Gesinnungsgenossen den lebhaftesten Ingrimm an. Der Convent verhandelte mit den „Räubern" der Vendee wie Macht gegen Macht; er bestrafte die Anführer der Höllencolonnen, als wenn gute revolutionäre Gesinnung keine Rechtfertigung mehr für Mord und Brand und Nothzucht wäre; er überließ es den Krämern, die Preise für ihre Waaren selbst zu setzen, mochte das arme Volk, mochten die Männer des 10. August und 2. September zusehen, wie sie durch harte Arbeit ihren Hunger stillten. Die Emigranten kamen trotz aller Strafgesetze haufenweise in das Land zurück; die goldene Jugend warf Marat's Büste in die Kloaken, und der Convent entfernte Marat's Gebeine aus dem Pantheon; royalistische Flugschriften wurden massenweise in Paris verkauft, und die Verfasser, wenn man sie überhaupt verfolgte, von dem Revolutionsgerichte freigesprochen. Die Bergpartei erregte über alle diese Dinge täglich neuen Sturm im Convente; der Abgeordnete Duhem, ein höchst leidenschaftlicher und lebhafter Mensch, trieb es so arg, daß er endlich für sein Schimpfen und Tumultuiren mit mehrtägigem Gefängniß bestraft wurde, worauf dann Choudieu und Cambon erklärten, die ganze Partei wolle ihre Genossen in die Haft begleiten, Dumont aber entgegnete, daß alle diese Störungen nur auf Hinderung des nahen, ersehnten Friedens mit dem Auslande berechnet wären, weil die Blutmenschen wüßten, daß ihre Herrschaft von den heimkehrenden Armeen nicht geduldet werden würde. Im Februar mehrten sich die Anzeichen, daß die Jacobiner ihre bedrohten Häupter im Nothfall durch einen Gewaltstreich zu befreien und die niederen Classen gegen den Convent auf-

zuwiegeln gedächten. Trotz der unausgesetzten Kornzufuhren gingen Gerüchte, daß die Magazine leer seien und die Bäcker in den nächsten Tagen kein Brod liefern würden; in der Umgegend aber wurden Menschen ergriffen, welche die Getreidefuhren anhielten und die Gemeinden ermahnten, sie für sich selbst zu verwenden, weil Paris reichlich versehen sei. Es gab denn täglich Tumulte an den Bäckerläden, Klagen über ungenügende Lieferung, Zorn über stets wachsenden Mangel. Die Regierung erörterte dagegen, daß der Mehlverbrauch außerordentlich stark sei; unter dem alten Regime, bei zahlreicherer Bevölkerung und größerem Fremdenzufluß, habe man täglich 1500 Säcke bedurft; jetzt würden 1900, oft 2000 und mehr an einem Tage ausgegeben und verzehrt. Boissy d'Anglas, welcher diese Mittheilungen machte, schloß mit der Erklärung, daß es die Anhänger Robespierre's seien, welche die Aufregung schürten, um den Proceß gegen Collot und Genossen zu hindern. Dazwischen vernahm man von jacobinischen Schilderhebungen in Nancy, Toulon, Marseille: sie wurden freilich rasch unterdrückt, fachten aber die Erbitterung der Bürger immer auf's Neue an, und mehrere Pariser Sectionen forderten ein um das andere Mal die rasche Bestrafung der großen Verbrecher. Die Commission der 21 war in angestrengter Thätigkeit, und bat einige Male um Aufschub wegen der ungeheuern Masse des zu bewältigenden Materials. Endlich, von allen Seiten her gedrängt, brachte Saladin am 2. März ihren mit tiefster Spannung angehörten Bericht. Er entwickelte in mehrstündigem Vortrage noch einmal die endlose Reihe der grausamen und gesetzlosen Bedrückungen, womit die Schreckensherrschaft das Land heimgesucht hatte, und schloß mit dem Antrage, die vier bezichtigten Abgeordneten vor das Revolutionsgericht zu senden. Legendre ließ dann unter großem Beifall die sofortige Verhaftung der Angeklagten verfügen, worauf Collot mit immer gleich fester Haltung begehrte, man solle freilich seine Thaten auf das Strengste untersuchen, das Urtheil aber nach dem Grundsatze fällen, daß alles Nothwendige gerecht und straflos sei — denn sonst, rief er aus, ist Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft getödtet, und die Revolution in ihrer Gesammtheit verurtheilt. Die Verhandlung über die Anklageacte wurde hierauf, um den verfolgten Mitgliedern Raum zu ihrer Vertheidigung und dem Convente Muße zur Erwägung zu geben, auf den 22. März festgesetzt.

Die öffentliche Meinung war unterdessen in gleichem Sinne nach einer entgegengesetzten Richtung thätig gewesen. Wie sie die peinliche Anklage gegen Collot entschied, nahm sie damals auch die Sache der geächteten Girondisten wieder auf. Am 1. März erschienen zahlreiche

Abordnungen aus drei Pariser Sectionen an den Schranken, um die Herstellung dieser rechtswidrig Verurtheilten zu begehren. Die Gemäßigten waren stets dafür gewesen; die Thermidorianer, eines neuen heißen Kampfes mit den Jacobinern gewärtig, ließen die früheren Einwendungen fallen, selbst unter den Unabhängigen folgten zahlreiche Stimmen dem Drucke der populären Bewegung. So kam es am 8. März zu der entscheidenden Verhandlung. Chenier stellte den Antrag: die Zurückberufung sei gerecht, sie werde von der gebietenden Stimme der Nation begehrt, sie werde keine Schritte einer neuen Rachsucht im Convente veranlassen. Vom Berge herab nahm Bentabolle das Wort zu lebhaftem Widerspruche. Man scheint, sagte er, die Tragweite eines solchen Beschlusses nicht zu ermessen: woher kommen wir? wohin will man uns führen? Mehrere Stimmen unterbrachen ihn mit der Antwort: aus der Tyrannei zur Republik. Er nahm seine Erörterung wieder auf: man vergißt, daß mehrere dieser Abgeordneten unter dem Drucke einer förmlichen peinlichen Anklage stehen — diese Anklage, riefen die Gegner dazwischen, ist im Convente selbst durch den Druck des Schreckens erpreßt worden. Dann, brach er aus, sind alle eure Gesetze so gut wie jene Anklagen nichtig, der Schrecken hat in gleichem Maße Tag für Tag den Convent beherrscht. Ein großer Tumult unterbrach ihn von allen Seiten; man erinnerte, wie der Convent bei der Ausstoßung der Girondisten von bewaffneten Schaaren umringt, im Saale gefangen gehalten, von Gewalt und Mord bedroht gewesen wäre. Also, rief er, den 31. Mai wollt ihr angreifen — ja, ja, ertönte es von Rechts — so greift ihr die Pariser Bürger an, die 80,000, welche den 31. Mai gemacht haben. André Dumont erhob sich mit großem Eifer: nicht die 80,000 Unwissenden wollen wir verfolgen, sondern die boshaften Führer, welche das Volk damals zur Gesetzwidrigkeit verführt haben. Die Nachwelt, erörterte Siéyès in längerer Rede, wird die Geschichte des Convents in zwei Abschnitte theilen: vor dem 31. Mai war der Convent durch das mißleitete Volk, nach ihm das Volk durch den geknechteten Convent unterdrückt. Nun bestieg das Organ der Regierungsausschüsse Merlin von Douai die Rednerbühne. Ich sage nicht, begann er, daß Muth nöthig ist, um meinen Auftrag zu vollziehen, aber ich sage, daß ich keine Möglichkeit hatte, ihn abzulehnen. Er legte dann den Thatbestand vor, und schloß mit dem Antrage, da die Faction der Tyrannen, auf die man im December noch habe Rücksicht nehmen müssen, nicht mehr gefährlich sei, so möge der Convent mit einem großen Acte der Gerechtigkeit die Ausgestoßenen auf ihre Sitze zurückrufen.

Ein langer, lauter Beifall begleitete den Schluß seiner Rede. Bei der Abstimmung sprach der einzige Goujon ein Nein, einige Mitglieder der Linken enthielten sich des Votums. So kamen die noch übrigen Opfer des jacobinischen Parteienkampfes zur politischen Wirksamkeit zurück. Es waren sechzehn Gerettete, darunter Louvet, Lanjuinais, Doulcet-Pontécoulant, Isnard, Larivière. Warum, rief Chenier, hat es kein schützendes Asyl gegeben, um vor den Henkern die Beredtsamkeit Vergniaud's und das Genie Condorcet's zu retten? Am folgenden Tage wurde einhellig das Fest abgeschafft, welches einst der Berg zur Verherrlichung des 31. Mai angeordnet hatte, und am 20. März auf den Antrag Boissy d'Anglas' und Tallien's verfügt, daß die confiscirten Güter der Verurtheilten nicht weiter verkauft werden, vielmehr die Ausschüsse über die Rückgabe derselben näher berichten sollten. In der That, nachdem der Convent den 31. Mai verurtheilt, und den Widerstand dagegen für eine gerechte Sache erklärt hatte, wie konnte man fortan die Confiscation der Güter rechtfertigen, welche die Tyrannei des Berges einst über die Vertreter des Rechtes verhängt hatte?

Es gab manche Maßregeln, welche den Jacobinern schädlicher, aber keine, welche ihnen empfindlicher hätte sein können. Die Erklärung, daß der 31. Mai ein Tag nicht des Rechtes, sondern der Gewaltthat gewesen, verdammte die Politik des Berges von dem ersten Augenblicke des Convents an. Hatte die Gironde, wie es jetzt die Nation durch ihr höchstes Organ verkündete, gesetzlich und rechtlich gehandelt, so war der Tod Ludwig XVI. ein gemeiner Mord und die Dictatur des Wohlfahrtsausschusses eine rohe Tyrannei gewesen. Dann war die Frage über das Schicksal Collot's und Billaud's von vorne herein entschieden, und nur eine zufällige Gnade mochte dem Einen oder dem Andern ihrer Anhänger das verwirkte Dasein retten. Die Partei spannte also alle Kräfte an, um für eine so tödtliche Beleidigung entscheidende Rache zu nehmen. Sie warf ohne Rückhalt dem Wohlfahrtsausschusse, als er Vollmacht für den Vertrag mit Toscana begehrte, den Verdacht in das Gesicht, daß man ihm keine ehrenhafte Vertretung Frankreichs gegen das Ausland zutrauen, daß man ihm die Befugniß zu geheimen Artikeln nicht gewähren könne. Es war bekannt genug, daß der Frieden mit Preußen, der ohne geheime Artikel nicht zu vollenden war, von der Ertheilung jener Befugniß abhing; die Pariser Presse forderte sie also aus allen Tönen, und drängte auf Frieden, auch wenn man auf jede Eroberung verzichten müsse: die Jacobiner aber stürmten um so heftiger, daß die Patrioten jeden Separatfrieden eben deshalb abweisen müßten, weil die Aristokraten und Egoisten ihn mit

boshafter Niederträchtigkeit begehrten. Mit jedem Tage wurde es deutlicher, daß der Friede nicht ohne eine neue Niederlage der Jacobiner möglich sein würde, aber auch, daß ein neuer gewaltsamer Zusammenstoß mit ihnen dicht bevorstehe.

Die Bewegung in den Arbeiterbezirken nahm einen stets bedenklicheren Charakter an. Nach einem Antrage Boissy d'Anglas' wurde am 15. März beschlossen, daß jeder Einwohner von Paris täglich 1, jeder Arbeiter schweren Gewerbes aber 1½ Pfund Brod erhalten sollte, und darauf meldete Boissy am 16., daß die Arbeiter in St. Anton auf die verderblichen Umtriebe der Ruhestörer nicht eingehen wollten. Aber gleich am folgenden Tage kam ein starker Volkshaufen angeblich als Deputation der Sectionen Finisterre und Observatoire an die Schranke des Convents, um Linderung der Hungersnoth zu begehren, und das Bedauern auszusprechen, daß sie für eine Revolution, welche sie verderben ließe, so viele Opfer gebracht hätten. Thibaudeau gab ihnen als Präsident eine strenge Antwort, und Boissy d'Anglas legte die Nachweise vor, daß die städtische Verwaltung dem Gesetze entsprechend gestern der Hälfte der Bevölkerung Mehl für 1½ Pfund, der andern für ein Pfund Brod auf den Kopf geliefert hätten. Die Bittsteller wollten aber nicht vom Platze weichen, schlugen mit den Fäusten auf die Schranke und schrieen nach Brod. Darüber gab es Lärm im Vorsaal, wo eine Anzahl betrunkener Weiber zum Aufstand ermahnte, große Menschenmassen wiederholt einzubrechen versuchten, und erst das Einschreiten der bewaffneten Macht die Ruhe wieder herstellte. Daß der ganze Auftritt auf Bestellung gemacht war, zeigte sich Tags nachher, als die beiden Sectionen, in deren Namen die Bittsteller aufgetreten waren, die Erklärung abgaben, daß ihnen die Sache völlig fremd und unbekannt sei: um so deutlicher war es, daß man den Tumult nur als Vorspiel stärkerer Unruhe zu betrachten hatte. Am 19. März verkündete die Linke wieder einen Punkt des Programms, welches in den bevorstehenden Kämpfen durchgefochten werden sollte. Lecointre von Versailles, der erste Angreifer Billaud's und Collot's, war in seiner kurzsichtigen Erregbarkeit durch die Rückberufung der Girondisten tief erschreckt worden; er hatte seine bisherigen Freunde sofort verlassen und war zum Berge zurückgetreten, und drängte sich mit derselben Hast wie früher von Rechts, so jetzt von Links her in die erste Reihe der Kämpfenden. In einer zweistündigen Rede entwickelte er den Antrag, daß die Zeit der revolutionären Regierung vorüber, daß es dringendes Bedürfniß sei, zu einem definitiven Zustande zu gelangen, daß der Convent ohne alles Zaudern die Verfassung von 1793 in Wirksamkeit setzen müsse. Seit-

dem der Berg den Besitz der Regierungsgewalt und die Mehrheit im Convente verloren, hatten schon manches Mal seine Mitglieder an jene Verfassung erinnert, welche unter anderen Verhältnissen die Partei selbst auf das Eilfertigste suspendirt hatte. Allerdings hatten sie wenig Hoffnung, daß neue Wahlen in Frankreich den Jacobinern die Mehrheit im gesetzgebenden Körper zurückgeben würde, aber sie wußten, daß unter jener Verfassung, welche dem Volke unbegrenztes Vereinsrecht, unbedingtes Insurrectionsrecht und unzweideutigen Anspruch auf Ernährung durch den Staat gewährleistete, überhaupt keine feste Regierung möglich war. So griffen sie mit höchstem Eifer auf das im Lande beinahe vergessene Gesetz zurück, dessen Proclamation ja an sich selbst auch die Ehrenrettung des 31. Mai in sich schloß. Auch Lecointre feierte diesen Revolutionstag in seiner Rede neben dem 14. Juli und dem 10. August; die Linke klatschte, die Mehrheit tumultuirte; mit Mühe rang sich der Redner bis zum Schlusse seines Vortrags hindurch, und der Convent wies seinen Antrag an die Ausschüsse zum Bericht.

Indessen näherte sich der Tag, an welchem die Verhandlung über Collot und Genossen beginnen sollte, und die Jacobiner verdoppelten ihre Anstrengungen für die Rettung der alten Häupter. Allmählich gelang es ihnen, bei den Arbeitern der Vorstädte wieder Boden zu gewinnen, und am 21. März kam eine Deputation von St. Anton, um bessere Ernährung des Volkes und die Verfassung von 1793 zu begehren. Ein Haufen von mehreren Tausenden hatte sich ihnen angeschlossen, wartete vor den Tuilerien des Ergebnisses, und beschäftigte sich indessen mit einer nachdrücklichen Jagd auf die goldene Jugend, deren Mehrere schwer geprügelt oder in die Teiche des Schloßgartens getaucht wurden. Im Convente antwortete zunächst der Präsident Thibaudeau den Bittstellern, daß man niemals die hinterlistigen Petitionen, welche an die Versammlung gebracht worden, den robusten und ehrlichen Freiheitsfreunden von St. Anton zugeschrieben hätte. Dann erhob sich Tallien gegen die Menschen, „welche heute die Verfassung so eifrig begehren, die sie einst selbst in einen Kasten verschlossen haben", und begehrte unter stetem Getöse des Berges einen baldigen Beschluß über die Mittel, die Verfassung zur Wirksamkeit zu bringen. Darüber erschien eine städtische Section, um ihren Haß gegen die Terroristen auszudrücken und deren Entwaffnung zu begehren, und nun verließ Thibaudeau den Präsidentensessel, um von der Rednerbühne herab das entscheidende Wort des Tages auszusprechen. Niemals, rief er aus, werde ich für die sofortige Wirksamkeit einer Verfassung stimmen, welche nicht demokratisch ist, da sie die Nationalvertretung auf's Neue der Macht der Jacobiner

und des Pariser Stadtraths überliefern würde, welche dem gesetzgebenden Körper kein Recht zur Polizei in seiner Residenz überträgt, welche jedem Bruchtheil des Volkes die Befugniß zu Unordnung und Aufständen giebt. Er forderte Vertagung der Sache bis zu einem Ausschußberichte. Der Convent begrüßte den geharnischten Vortrag, welcher den Kern der Frage mit festem Griffe erfaßte, mit lebhaftem Beifall, und beschloß auf Legendre's Antrag die Bildung einer besonderen Commission, welche die zur Einführung der Verfassung erforderlichen organischen Gesetze vorschlagen sollte. Niemand konnte sich über den wirklichen Sinn des Decretes täuschen. Auf das Begehren der Verfassung von 1793 hatte die Mehrheit mit dem Beschlusse einer neuen Verfassung geantwortet. Sie antwortete weiter, indem sie auf Siéyès' Antrag ein Gesetz über hohe Polizei erließ, welches jeden Auflauf, jede Bedrohung der Republik, des Convents, der Deputirten, der Behörden mit der Strafe der Verbannung bedrohte, Maßregeln zum schnellen Aufgebot der Nationalgarden vorsah, und für den Fall eines Aufstandes in Paris den Abgeordneten oder deren Stellvertretern Chalons als Ort einer neuen Versammlung anwies, welcher allein die Behörden und Truppen Gehorsam zu leisten hätten.

So gewappnet begann der Convent am 22. März die Verhandlung über die beklagten Mitglieder der gestürzten Regierung. Robert Lindet, Carnot, Prieur von der Cote d'Or, die geachtetsten ihrer Collegen, erhoben sich zu ihrer Vertheidigung: Lindet schilderte die untrennbare Verantwortung des gesammten Ausschusses und des Convents, nach der es unmöglich sei, einzelne Mitglieder zur Verfolgung und Strafe auszusondern; Carnot entwickelte denselben Gedanken, indem er darlegte, wie die Arbeitsmasse die Ausschußmitglieder gezwungen hätte, sich in die einzelnen Zweige zu theilen und dann unbesehens die Verfügungen der Collegen zu unterzeichnen; Prieur begehrte wie seine Freunde, daß man ihn unter der Anklage mitbegreife, und die frühere Regierung im Ganzen prüfe. Alle sprachen mit großem Stolze von den Erfolgen des alten Wohlfahrtsausschusses, und erregten damit mehr als einmal den lebhaften Unwillen der Mehrheit; die Zuhörergalerien, überwiegend mit den Schaaren der goldenen Jugend besetzt, sangen dazwischen das Erwachen des Volks und hinderten die Gegner am Anstimmen der Marseillaise. Eine volle Woche ging unter diesen endlosen Erörterungen dahin, in welchen die Parteien sich gegenseitig alle Vergehen und Verbrechen der Schreckenszeit entgegenschleuderten: der Ausgang war, wie die Stärke und der Entschluß der Parteien sich dabei zeichnete, schon am ersten Tage unzweifelhaft. Die Jacobiner rührten sich in der Stadt

mit krampfhaftem Eifer, störten, wo sie konnten, die Brodlieferungen und hetzten die Vorstädter zu neuen Sturmpetitionen beim Convente. Am 27. kam eine Deputation von Weibern aus den Hallen der Altstadt, um Brod zu fordern. Boissy d'Anglas, welchen als Vorsteher der Verpflegungsbehörde das Volk den Mehlmann oder Hungermann nannte, gab an, daß seit vier Monaten Paris 850,000 Centner Getreide und gestern 714,000 Pfund Brod erhalten habe, übrigens sei es in den letzten Tagen den Unruhstiftern gelungen, die Zufuhren in's Stocken zu bringen, so daß die Regierung bewaffnete Abtheilungen zur Deckung derselben ausgeschickt habe. Die Weiber standen indeß an der Schranke und begleiteten Boissy's Rede mit ihrem steten Geschrei nach Brod, bis man die Wache rief, sie hinauszubringen. Vier Tage später erschien eine neue Deputation der Antonsvorstadt, beschwerte sich über die Aufhebung des Maximum, erinnerte, daß die Insurrection gegen Unterdrückung Bürgerpflicht sei, und begehrte die Befreiung der verhafteten Patrioten, die Beseitigung der Hungersnoth, die Verkündung der Verfassung von 1793. Der Präsident Pelet entgegnete, der Convent strebe den Handel, dessen Wurzeln eine verbrecherische Partei verletzt habe, herzustellen, er bearbeite die organischen Verfassungsgesetze und werde jede Störung seiner Arbeiten zu ahnden wissen. Dieses Mal waren die Galerien mit Arbeitern und Hallendamen besetzt, und verhöhnten jeden Redner der Mehrheit; die Bittsteller an der Schranke redeten in die Verhandlung hinein, und Goujon nahm ihren Unfug mit rückhaltloser Keckheit in Schutz. Alles war für einen großen Schlag am kommenden Tage vorbereitet.

Am 1. April (12. Germinal) war die Linke vom ersten Augenblicke an in stürmischer Erregung. Crassous forderte die Befreiung aller seit dem 9. Thermidor Verhafteten, Ruamps erklärte, daß der Royalismus schamloser als je hervortrete, Bourgeois hob die Faust gegen unterbrechende Rufe der Rechten und kam am Fuß der Rednerbühne mit Tallien und Bourdon in ein Handgemenge. Eine Abordnung der Section Unité forderte dann den Convent auf, an seinem Posten zu bleiben und die großen Verbrecher zu richten; Thuriot donnerte dagegen, daß nur der Royalismus in solchem Tone reden könne, und klagte die Mehrheit an, daß sie zu der monarchischen Verfassung von 1791 zurückwolle. Eben hatte hierauf Boissy d'Anglas begonnen, die Mißbräuche des früheren Systems der Volksverpflegung zu schildern, als ein gewaltiger Lärm an den Thüren des Saales entstand, die Wache nach kurzem Getümmel überwältigt wurde, und eine brausende Menschenmasse, die Hüte schwenkend, unter dem Geschrei nach Brod den untern Theil

des Saales überfluthete. Alle Verhandlung war unterbrochen, wo ein Redner einen Vortrag versuchte, fiel die Menge mit dem Rufe: Brod! Brod! ein; der Präsident bat die Masse zu defiliren, die Weiber blieben hartnäckig bei demselben Worte: Brod, Brod! Endlich trat ein Mensch aus dem Haufen vor, ein Führer am 31. Mai, Namens Vaneck, und forderte im Auftrag des Volkes die Vernichtung der Wucherer, die Verfassung von 1793, die Freiheit der Patrioten — dann folgte wieder eine lange Scene wirren Getümmels; neue Menschenschwärme drangen ein; der Präsident, von der Linken heftig aufgefordert, die Forderungen der Patrioten zur Abstimmung zu bringen, weigerte hartnäckig jede Fragestellung, bis der Saal geräumt sei; in ihren Zank ließen die Volkshaufen fortdauernd den Ruf nach Brod ertönen. Beinahe vier Stunden dauerte dieser anarchische Zustand, bis endlich Hülfe von Außen erschien. Die Regierungsausschüsse hatten gleich bei dem Beginne des Tumults in den benachbarten wohlhabenden Quartieren Generalmarsch schlagen lassen; allmählich sammelten sich die Bataillone, und bei ihrer Ankunft hielten die Insurgenten es für angemessen, das Weite zu suchen. Hierauf schritt der Convent ohne Zaudern zu scharfen Maßregeln der Strafe und künftigen Sicherung. Auf Isabeau's Antrag erklärte er, daß ein Attentat gegen die Nationalvertretung geschehen, und daß die Urheber desselben dem Criminalgericht von Paris zu überliefern seien. Es wurde bemerkt, daß mehrere Mitglieder der Linken den Präsidenten einen Royalisten genannt, daß der Auflauf die Befreiung der angeklagten Mitglieder zum Zweck gehabt habe, und unter stürmischem Beifall ließ André Dumont die sofortige Deportation der vier Angeklagten nach Cayenne, Bourdon von der Oise die Verhaftung drei anderer Montagnards, Choudieu, Chasles, Foussedoire, verfügen. Ein Mitglied nach dem andern erhob sich, um seinen Betrag zu der Geschichte der jacobinischen Sünden zu geben. Da wurden Leonard Bourdon, der Septembrist von Orleans, Ruamps, weil er die Ausschüsse des Verraths bezichtigt hatte, Duhem, welchen das Volk der Vorstädte das Schild der Sansculotterie nannte, Amar, der nächste Freund Billaud's und Fouquier's, als Mitschuldige des Aufstandes zur Haft gebracht und ihre Abführung nach dem Schlosse Ham angeordnet. Man vernahm weiter, daß in einzelnen Stadttheilen die Conventscommissare von dem Volke geschmäht und mißhandelt worden seien, und Barras bewirkte darauf die Ernennung des gerade in Paris befindlichen General Pichegru zum Oberbefehlshaber der hauptstädtischen Streitkräfte. Dieser stellte ohne besondere Schwierigkeit die Ruhe in allen Quartieren her, so daß er schon am 3. April dem Convente den lakonischen Bericht abstatten konnte,

alle Befehle desselben seien ausgeführt. Indessen wurde der Zorn der Mehrheit auf's Neue angefacht, als aus verschiedenen Departements die Nachricht von jacobinischen Tumulten einlief, welche, mit dem Pariser gleichzeitig und ähnliche Begehren vor sich her tragend, die Existenz einer großen, das halbe Reich umfassenden Verschwörung argwohnen ließen. In Amiens hatte ein Pöbelhaufen die Korntransporte geplündert, in Rouen hatte man die Freiheit der verfolgten Patrioten gefordert, in Marseille hatte der Conventscommissar Cadroy ein jacobinisch gesinntes Bataillon aus der Stadt entfernen müssen, um einen Ausbruch zu verhüten, in Toulon hielt nur die Furcht vor den Waffen der Garnison die gährenden Arbeiter im Zaume. Hierauf kam der Sicherheitsausschuß in einem allgemeinen Berichte über den Aufstand zu dem Schlusse, daß die Bergpartei des Convents den Mittelpunkt der Verschwörung bilde, und außer den bereits verhafteten Mitgliedern noch Thuriot, Cambon, Granet, Hentz, Bayle, Levasseur, Crassous und Lecointre als Anstifter und Lenker des Aufstandes bezichtigt seien. Der Convent erließ gegen Alle ohne Zaudern das Haftdecret.

Der Erfolg der Mehrheit war vollständig. Die jacobinische Partei war gebändigt in Paris, zersprengt und mundtodt im Convente. Die erste Frucht dieses Sieges kam den auswärtigen Beziehungen zu Gute; die Regierung konnte den Frieden mit Preußen zum Abschlusse bringen.

Drittes Capitel.

Friede von Basel.

Es war Ende 1794 deutlich, daß die Lage der Dinge auf allen Seiten zum Frieden zwischen Frankreich und Deutschland reif war.

Auf der französischen Seite war man in vollem Zuge des Fortschrittes und des Sieges begriffen. Die Unabhängigkeit des Landes war glänzend errettet, die Achtung vor seiner Macht in Europa größer als jemals im 18. Jahrhundert. Zugleich aber waren die inneren Hülfsquellen in höchster Erschöpfung, und die Sehnsucht nach Ruhe und Frieden in der Bevölkerung allgemein. Es lag vor Allem in dem Interesse der gemäßigten Partei, welche neun Zehntel der Nation in ihrer Gesinnung vertrat, so schnell wie möglich mit dem Auslande zum Abschluß zu kommen. Denn mit schreckenvoller Sicherheit hatte der Lauf der Revolution es allen Parteien klar gemacht, daß Eroberung nach Außen gleichbedeutend war mit der Umwälzung im Innern, daß, wer feste Ordnung im Innern ersehnte, bleibenden Frieden nach Außen erstreben mußte.

Wie wünschenswerth für Deutschland ein ehrenhafter Friede war, bedarf keiner Erörterung. Die beiden Hauptmächte lagen in offenem Hader über Polen, welcher Oesterreich bis zu einem förmlichen Bündniß mit Rußland gegen Preußen führte. Preußen war tief erschöpft durch die doppelte kriegerische Aufstellung am Rheine und an der Weichsel, und mußte, wenn gleich ununterrichtet über die näheren Absichten der Kaiserhöfe, nach der Haltung derselben das Schlimmste besorgen. Die übrigen Reichsstände waren völlig ohnmächtig, und obgleich gespalten unter sich durch den Kampf des österreichischen und preußischen Einflusses, einmüthig in einer unbedingten Sehnsucht nach Frieden. Nachdem Bel-

gien und das linke Rheinufer in Feindeshand gefallen, war bei einer Fortsetzung des Kampfes unter solchen Umständen nur immer wachsendes Unheil zu erwarten.

Auf beiden Seiten also war gleich dringendes Bedürfniß zum Frieden vorhanden. Auf beiden Seiten forderte das wahre Interesse der Nation einen möglichst sicheren, zukunftreichen Frieden, einen Frieden also, welcher auch dem Gegner Beruhigung und Befriedigung gewährte. Als Preußen seine Unterhandlung in Basel begann, war gegründete Hoffnung für die Erreichung dieses, für ganz Europa tröstlichen Zieles vorhanden. In Regensburg sprach sich die Gesinnung der deutschen Reichsstände mit immer wachsendem Nachdruck für möglichst raschen Frieden aus, in Paris gewann mit jedem Tage die Partei der Gemäßigten breiteren Boden, und forderte die Volksstimme immer heftiger die gründliche Beendigung der heillosen Kriegsdrangsal. Die preußische Regierung willigte deshalb gerne ein, als der Wohlfahrtsausschuß die Sendung eines Vertrauensmannes nach Paris als wünschenswerth bezeichnete, mit welchem er unmittelbar über die Gesinnung und das Interesse der beiden Staaten eine vorläufige Auseinandersetzung pflegen könnte. Legationssecretär Harnier, welcher eine Zeit lang an den Baseler Gesprächen Theil genommen hatte, erhielt am 19. December den Befehl, aus Berlin nach Basel zurückzukehren, und von dort nach Paris abzugehen.

Leider gelang in diesen Wochen den französischen Waffen ein neuer Erfolg, welcher das Machtverhältniß in höchstem Maße ungünstig für Deutschland stellte, und in Paris die Versuchung zu erobernder und revolutionärer Politik bedenklich steigerte. Holland fiel in die Hand der Franzosen.

Wir haben oben gesehen, wie in der Mitte des September der Herzog von York, durch die innere Zerrüttung seines Heeres entmuthigt, seine Stellung auf der Donger Haide aufgab, Nordbrabant räumte, und sich noch etwa 30,000 Mann stark hinter die Maas auf das Gebiet der vereinigten Provinzen zurückzog. Als vorgeschobene Posten in dem jetzt von dem Feinde überschwemmten Lande blieben die Festungen Herzogenbusch mit dem starken Fort Crevecoeur, dann weiter stromaufwärts Grave und Venloo, stromabwärts aber Breda und endlich Bergen op Zoom zurück. Das französische Nordheer zählte damals nicht mehr als 48,000 Mann, war durch den langen Feldzug stark ermüdet, schlecht gekleidet und unvollständig bewaffnet, und vor Allem von Belagerungsgeschütz vollständig entblößt. Wäre in dem Heere der Verbündeten noch Halt und Nerv gewesen, so hätte einem so wenig überlegenen Gegner

ein zäher und langer Widerstand geleistet werden können. Aber die Niedergeschlagenheit und Auflösung war allgemein; die Truppen wichen unter York's schlaffer Führung täglich mehr aus der Zucht, und die Officiere waren uneinig unter sich und unsicher bei jeder Begegnung mit dem Feinde. So capitulirten denn auch jene Festungen in der schmählichsten Weise, sobald die Republikaner vor den Wällen derselben erschienen. Bei den holländischen Unruhen von 1787 hatte ein Bürgermeister Daendels sich unter den Patrioten hervorgethan, war nach der Unterdrückung derselben aus dem Lande geflohen, und nach dem Ausbruche der französischen Revolution in die Legion der batavischen Patrioten eingetreten, mit welcher Dumouriez 1793 seinen Angriff auf Holland zu eröffnen gedachte. Auch jetzt war er wieder in den ersten Reihen der Kämpfer, welche die ihm verhaßte oranische Herrschaft bedrängten; er erschien am 27. September mit einer kleinen französischen Schaar vor Crevecoeur, und begann aus seinen leichten Feldkanonen den Platz zu beschießen. Er bedurfte aber keiner langen Anstrengung: der Befehlshaber, Oberst Tiboel, steckte sogleich die weiße Fahne auf, und überlieferte gegen freien Abzug das Fort. Die Sieger fanden dort 42 schwere Geschütze, mit welchen Pichegru ohne Zaudern die Berennung von Herzogenbusch eröffnete. Das Land war weit und breit überschwemmt, die Annäherung an die Festung nur auf wenigen schmalen Dämmen möglich, das Feuer der Belagerer also sehr vereinzelt und von geringer Wirksamkeit. Allein die Besatzung war nicht zahlreich, die Bürgerschaft verzagt, der Befehlshaber, ein Prinz von Hessen-Philippsthal, ein altersschwacher Greis, und als die Franzosen bei Crevecoeur dem in die Ebene geleiteten Wasser die Schleusen in den Strom zurück eröffneten und damit das Land trocken legten, capitulirte der Prinz, ohne daß die Festung irgend beschädigt gewesen, am 10. October. Ebenso schmählich öffnete General Pfister das seinem Befehl anvertraute Venloo dem Feinde nach zweitägiger Einschließung am 24., ehe auch nur ein Kanonenschuß gefallen war. Die verbündete Armee stand indeß unthätig an der Maas; der Herzog von York zog bei dem stürmischen Herbstwetter die Truppen planlos hin und her, beschloß gleich nach dem Fall von Crevecoeur weiteren Rückzug hinter die Waal, ließ sich jedoch durch das dringende Flehen der Holländer bestimmen, einen Theil seiner Truppen noch auf dem linken Ufer stehen zu lassen. Die holländischen Regimenter waren völlig demoralisirt, so daß General Hanstein einmal seinen Hessen die Weisung gab, jeden Holländer, der ohne Befehl zum Rückzug weiche, niederzuschießen. Nymwegen, die bedeutendste Festung vor der Waal, war auch jetzt weder vollständig bewaffnet, noch aus-

reichend mit Lebensmitteln versehen. Die Bauern, die man zum Landsturm aufbot, antworteten, man werde sie doch im Stiche lassen, und die Franzosen sie dann mit doppelter Härte heimsuchen. Bei solcher Stimmung der Vertheidiger war es kein Wunder, daß gleich der erste Versuch der Franzosen, die Maas zu überschreiten, vollständig glückte. Bei Alphen vollzogen sie auf einer einzigen Pontonbrücke am 18. und 19. October, 30,000 Mann stark, den Uebergang, wobei die Verbündeten sie 36 Stunden lang vollkommen ungestört ließen, dann aber, in mehreren scharfen Einzelngefechten geschlagen, nach allen Richtungen über die Waal zurückwichen. Hierauf wurde Nymwegen von den Franzosen am 1. November eingeschlossen. Den Verbündeten schien die Lage so hoffnungslos, daß ein sonst äußerst tüchtiger Officier, der hessische General Wurmb, sich offen weigerte, als Befehlshaber des Platzes sich gefangen nehmen zu lassen; General Wallmoden, welchem York an dieser Stelle den Oberfehl übertragen, verfügte dann schon am 3. die Räumung der Stadt, welche auf einer Schiffbrücke über den Fluß in solcher Uebereilung erfolgte, daß man den letzten Heerestheil der Colonne, 1100 Holländer, durch zu hastiges Anzünden der Brücke der feindlichen Gefangenschaft Preis gab. Damit war der Landstrich zwischen Rhein und Maas von der deutschen Grenze bis zur Insel Bommel in französischen Händen. Allerdings war für die vereinigten Provinzen noch immer eine starke Stromdeckung durch die breite Waal und den reißenden Leck vorhanden, zwischen welchen Flüssen die Hauptmasse der Verbündeten jetzt aufgestellt war. Aber bereits kündigte sich der Winter mit eisigem Nordwinde an, und die Lage der Truppen konnte eine verhängnißvolle werden, wenn die ruhiger strömende Waal eher zufror als der Leck, und dann die feindliche Uebermacht jene überschreiten konnte, während der noch offene Leck den Verbündeten den Rückzug sperrte. Dem Herzog von York wurde es bei einer solchen Möglichkeit unheimlich zu Sinne, so daß er das Heer am 2. December verließ, um nach England zurückzukehren, den Oberbefehl aber gemeinsam dem Hannoveraner Wallmoden und dem Engländer Hartcourt übertrug und damit die Ohnmacht desselben vervollständigte.

Diese Ereignisse konnten nicht verfehlen, auf den inneren Zustand der vereinigten Niederlande eine entscheidende Wirkung auszuüben. Jedermann sah die feindliche Invasion in dichtester Nähe. Die Masse der Bevölkerung war in unruhiger und banger Aufregung, die Beamten und Officiere der Regierung durch völlige Hoffnungslosigkeit gelähmt. Dagegen rührte sich, was jemals früher zu der patriotischen Partei gehört hatte, bei der Versunkenheit der Behörden und den Fortschritten

der Befreier mit rückhaltlosem Muthe. Schon zu Anfang 1794 hatten die Führer der Partei sich mit den Pariser Machthabern in Verständniß gesetzt; in allen Städten wurden kleine Volksgesellschaften zur Erhitzung der Gemüther errichtet, Geld und Waffen gesammelt, sogar eine Anzahl kleiner Schiffe ausgerüstet. Die ausgewanderten Patrioten, unter ihnen der rastlose Daendels immer voran, verbreiteten von der Grenze her revolutionäre Flugschriften unter den Bauern, welche durch die Rohheit der englischen Soldaten bereits mit gründlichem Hasse gegen die Verbündeten erfüllt waren. Die Regierung, von Innen und Außen gleich schwer bedroht, wandte sich an ihre mächtigen Bundesgenossen mit verzweifelten Bitten um Hülfe. Da kam denn von England der Vorschlag, das bisher österreichische Belgien, welches jetzt von Thugut als reine Last für die Monarchie erklärt worden war, mit Holland zu verbinden, und damit hoffentlich in Paris die Neigung zum Frieden zu steigern. Preußen erklärte sich vollkommen einverstanden mit diesem Gedanken, so wie mit jedem Schritte, der zur Herstellung des Friedens führen könnte. Nur das im Augenblick allein Wesentliche, Schutz durch die Waffen, Verstärkung der kämpfenden Truppen, war weder in Berlin noch in London zu erlangen. Oesterreich, welches so eben sich mit der russischen Regierung über die kräftige Fortsetzung des Revolutionskrieges einigte, sandte allerdings einen Heertheil von 20,000 Mann unter General Allvintzy, welcher hinter dem Rhein zwischen Emmerich und Arnheim Stellung nahm, zuweilen über den Strom herüber mit den Franzosen Schüsse wechselte, und damit zwar die westliche Flanke des verbündeten Heeres stützte, zur Vertheidigung aber des innern Landes nichts beitrug[1]). So beschloß der Prinz von Oranien endlich eine demüthige Friedensbitte an den siegenden Feind zu bringen, und auf eine Aeußerung des Conventscommissars beim Nordheere, Lacombe St. Michel, daß Frankreich keine Vergrößerung beabsichtige, die Herren Repelaar und Brantsen zu einer Separatunterhandlung nach Paris zu senden. Die Sache wurde dringlicher, als am 12. December General Moreau, welcher damals anstatt des erkrankten Pichegru den Oberbefehl führte, auf Daendels' unablässiges Treiben einen nachdrücklichen Angriff gegen die Insel Bommel unternahm, und zu gleicher Zeit die Stellung der Hannoveraner und Hessen an der oberen Waal alarmirte. Indeß gelang es den

[1]) Die Stärke von 20,000 Mann giebt Ditfurth, nach Porbeck und der österreichischen militärischen Zeitschrift von 1820. Vivenot redet von 30,000 Mann, vielleicht nach einem effectiven Standesausweis, der, wie er an einer andern Stelle sagt, als solcher stets ein Drittel mehr angiebt, als wirklich vorhanden ist.

Holländern, die Franzosen aus der Insel wieder über die Maas zurückzuwerfen; Moreau fand seine Truppen nicht weniger als seine Gegner der Ruhe bedürftig, und der Conventscommissar Bellegarde erklärte den durchreisenden Gesandten, wenn Holland den Frieden ehrlich unterhandeln und alle seine auswärtigen Verträge einer Revision unterziehen wolle, so würde man in Paris von einer weiteren Verfolgung der Feindseligkeit abstehen.

In der That vergingen hierauf einige Wochen auf dem Kriegsschauplatze in tiefer Stille. Aber schon am 18. December erklärte sich auch dort die furchtbare Strenge dieses Winters; die Maas und die Waal begannen mit Treibeis zu gehen, und dieses staute sich bald an vielen Stellen, so daß beide Flüsse sich mit breiten Eisdecken bedeckten; am 27. stand die Kälte auf 17 Grad, und sowohl die Maas als die Waal waren vollkommen zugefroren, während der Leck noch immer offen war, und durch große, rasch hinabströmende Eisschollen die Schifffahrt hinderte. Die verbündeten Generale blickten mit ängstlicher Unentschlossenheit umher. Hartcourt erließ am 24. einen Befehl an seine Untergebenen, daß sie überlegen sollten, was im Fall eines französischen Angriffs auf das jetzt völlig offene Land zu thun sei. Ehe jedoch dieses Ueberlegen irgend ein Ergebniß gehabt, setzte sich Pichegru am 27. in Bewegung, jagte die holländischen Truppen aus der Insel Bommel hinaus und verfolgte sie in raschem Zuge auch über die Eisfläche der Waal hinüber, worauf sich das am nördlichen Ufer dieses Flusses, bei Tuyl, aufgestellte Hauptcorps der Holländer gänzlich auflöste und in wilder Flucht bis Utrecht lief. 2000 Franzosen setzten sich darauf als vorgeschobener Posten in Tuyl fest; Pichegru wagte seine Hauptmasse noch nicht die Waal passiren zu lassen, weil das Eis zwar die Menschen, aber noch nicht die Geschütze trug, und die Engländer und Hessen schlugen dann am 29. den Feind noch einmal vom rechten Waalufer zurück. Die wichtige Insel aber blieb in französischen Händen, und am 4. Januar begann der Feind einen neuen Angriff mit verstärkten Massen. Wohl bestanden einzelne der hessischen und hannoverschen Abtheilungen rühmliche Gefechte, General Hartcourt aber erklärte geradezu, daß seine Truppen nicht mehr kampffähig seien, und Wallmoden gab am 10. Januar den Befehl zum Rückzug hinter den Leck. Ein plötzliches Thauwetter, welches damals einfiel, gab noch einmal Aussicht, diese letzte Schutzwehr Hollands behaupten zu können, allein bereits am 14. erneuerte sich die Kälte in gesteigertem Maße, und nun verwandelte sich auch der Leck in eine einzige feste Eisdecke. Das verbündete Heer war auf 23,000 Mann zusammengeschmolzen, und diese durch Entbehrungen

aller Art, Strapazen und Unordnung in dem traurigsten Zustande. Wallmoden sah sich außer Stande, dem mehr als doppelt mächtigen Feinde länger zu widerstehen, und verfügte am 15. den weiteren Rückzug hinter die Yssel, und damit das Verlassen Hollands. Unter unsäglichen Leiden, durch ein dünn bewohntes, schlecht angebautes Land, bei einer Kälte von 20 Grad mit spärlicher Kost und abgerissener Kleidung schleppten sich die Soldaten vorwärts. Eine Menge Geschütze und Fuhrwerke mußten zurückgelassen werden, da die Pferde auf dem Glatteise der elenden Straßen zusammenbrachen; auf den Lazarethwagen erfroren die Verwundeten und Kranken; die Bauern, durch die Plünderungen und Mordbrennereien der Engländer auf das Höchste erbittert, erschlugen jeden Nachzügler, der ermattet hinter dem Marsche des Heeres zurückblieb. Obgleich der Feind nicht verfolgte, zeigte sich doch sogleich, daß bei dieser Stimmung des Landes, bei der Auflösung des Heeres und der Schwierigkeit der Verpflegung auch an der Yssel kein Halten war, und der jammervolle Rückzug setzte sich ohne Zaudern hinter die Ems nach Deutschland fort.

Unterdessen hatten die holländischen Abgeordneten am 8. Januar ihre erste Audienz bei dem Wohlfahrtsausschusse. Da sie aber für die Bewilligung des Friedens nichts zu bieten hatten als die Anerkennung der französischen Republik, so wurden sie in großer Ungnade entlassen. Auch waren die holländischen Patrioten mit großem Eifer gegen sie thätig, und als Repelaar auf eigene Verantwortung dem Ausschusse eine Kriegs-Contribution von 80 Millionen Gulden anbot, wenn Pichegru Halt mache, erklärten sich die Patrioten zu einer brüderlichen Beisteuer von 100 bereit, wenn Pichegru Amsterdam einnehme und die oranische Herrschaft stürze. Es war begreiflich, daß bei solchem Zwiespalt der Holländer der Ausschuß den Dingen ihren Lauf ließ. Pichegru sendete die eine Hälfte seiner Truppen an die Yssel, die andere führte er in das Innere von Holland. Am 17. erreichte er Utrecht, am 20. Amsterdam, am 23. besetzte die Division Bonneau über Dordrecht und Rotterdam vorgehend den Haag. Der Erbstatthalter hatte sich mit seiner Familie am 18. auf einer kleinen Fischerbarke nach England eingeschifft, die Regierung löste sich auf, und im ganzen Lande ergriffen die Ausschüsse und Clubs der Patrioten das Heft der Verwaltung. Der Wohlfahrtsausschuß hatte ihnen das Versprechen gegeben, daß er, ihre Gesinnung anerkennend und auf ihre künftigen Dienste bauend, das Land nicht als erobertes, sondern als verbündetes behandeln wolle. Dies schloß starke Requisitionen für die Verpflegung der Truppen nicht aus; sonst aber wurde vollkommene Mannszucht gehalten, den Patrioten die Einrichtung

des neuen Staatswesens überlassen, und das öffentliche wie das private Eigenthum respectirt. Es war dies eine nicht blos menschliche, sondern auch kluge Politik. Anfangs hatten die Seeleute der Kriegsflotte, fast alle eifrig oranisch gesinnt, daran gedacht, die Schiffe aus dem Texel nach England zu führen, um sie nicht den verhaßten Franzosen zur Beute werden zu lassen: die Gemeinden Seelands hatten erwogen, die englische Regierung um Besatzung und Flottenhülfe für ihre Inseln zu bitten, was die Franzosen vielleicht zu Monate langen Anstrengungen genöthigt hätte. Bei dem freundlichen Auftreten aber der französischen Führer gelang es den Patrioten, ihre Landsleute zu Vertrag und Nachgiebigkeit zu bestimmen. Die Schiffe capitulirten, als sich eine französische Reiterschaar auf dem Eise des Texel zeigte; Seeland unterwarf sich ohne Schwertstreich der neuen Ordnung der Dinge. Ebenso unblutig und unter frohem Entgegenkommen der Bevölkerung vollzogen im Februar die Generale Moreau und Souham die Besetzung der friesischen Provinzen zwischen Yssel und Ems.

Der Schlag für die Coalition war niederschmetternd. Die Streit- und Geldkräfte Hollands waren damit in den Dienst des an sich übermächtigen Feindes übergegangen. Im kommenden Frühling mußte Niederdeutschland den Angriff von 70,000 Mann erfrischter, wohlverpflegter, siegsvertrauender Truppen erwarten, und die Reichsstände, auf welchen die Deckung dieser Lande wesentlich ruhte, Preußen, Hannover, Hessen, waren an ihren Hülfsquellen ebenso wie an ihrer Streitlust geschädigt. Dagegen war in Paris der Jubel und der Siegesstolz gewaltig, und die Fraction der Unabhängigen, welche nach Außen die revolutionäre Politik fortzusetzen wünschte, bekam im Wohlfahrtsausschusse ein entschiedenes Uebergewicht über die Tendenzen der gemäßigten Partei. Freilich, riefen sie, wir wollen Frieden, aber nur einen ruhmreichen Frieden. Was das bedeute, mußte Harnier sogleich erfahren.

Er wurde am 7. Januar zum ersten Male in den Wohlfahrtsausschuß eingeführt, und pflog dann noch am 8. und 9. täglich eine Stunde mit den Mitgliedern Berathung. Sie alle erklärten ihm einstimmig, daß Preußen und Frankreich gleiche Interessen hätten, ja daß beide Länder auf ein enges und festes Bündniß angewiesen seien. Denn Oesterreich, durch seine neuen Verluste erbittert, würde nicht säumen, seine alten Pläne gegen die Freiheit der Reichsstände wieder aufzunehmen. Rußland aber strebe geradezu nach der Weltherrschaft, und nichts sei wichtiger, als ihm einen furchtbaren Damm entgegenzusetzen, indem man um ein französisch-preußisches Bündniß die Schweden und Dänen, die Türken und Polen schaare. Frankreich könnte dann ohne

Schwierigkeit Hannover einnehmen, und hierin Preußen eine reiche Entschädigung für den kleinen Verlust seiner linksrheinischen Provinzen überliefern. Die anderen Reichsstände, immer schwach, immer schwankend, müßten zu einer unwiderruflichen Entscheidung gezwungen werden, weil sie sonst immer unter Oesterreichs Einfluß zurücksänken. Also könne Frankreich keinen Waffenstillstand bewilligen, sondern sich nur zu definitivem Frieden bereit erklären. Es müsse deshalb auch auf dem Besitze von Mainz bestehen, und überhaupt den Rhein als seine nothwendige Naturgrenze betrachten. Dies Princip sei unwiderruflich: zugleich aber sei Frankreich gerne erbötig, den dort einbüßenden Fürsten eine Entschädigung zu verschaffen, sei es auf Kosten Oesterreichs, sei es durch andere Mittel.

Das verhängnißschwere Wort war ausgesprochen, und die Hoffnung auf einen einfachen, beiderseits ehrenhaften Frieden, mit welcher Preußen in die Unterhandlung eingetreten war, weit hinweggerückt. Harnier bemühte sich, seine Gegner umzustimmen. Er erörterte, daß die Abreißung der Rheinlande das ganze römische Reich über den Haufen werfen, unabsehbare Verwicklungen erzeugen, Frankreich selbst in immer neue Kriegswirren stürzen würde. Er hob den Widerspruch hervor, daß man als französisches Interesse die Vergrößerung Preußens bezeichne, und diese mit der Wegnahme preußischer Provinzen beginne; daß man das deutsche Reich unter Preußens Banner zu schaaren wünsche, und dem König zumuthe, dem Falle von Mainz und Cöln ruhig zuzusehen. Man muß glauben, rief er, daß ihr eben nur die grenzenlose Fortdauer des Krieges wollt; ihr werdet sie auf diesem Wege finden, und mit eurer Begehrlichkeit endlich ganz Deutschland unter die Waffen bringen. Ihr thut uns Unrecht, sagten die Franzosen; wir haben die lebhafteste Sehnsucht nach Frieden. Uebrigens, setzte Einer hinzu, wissen wir, daß Deutschland diese Stimmung gründlich theilt; niemals werdet ihr einen Volkskrieg gegen uns entflammen.

Die Verhandlung kam dann auf den Vorschlag einer französisch-preußischen Allianz zurück. Harnier sprach sofort unter Betheuerung der freundschaftlichsten Gesinnung die Unmöglichkeit eines activen Bündnisses aus. Unser dringendstes Interesse, sagte er, ist die Vermittlung eines allgemeinen Friedens zwischen dem deutschen Reiche und der französischen Republik; dies wäre unmöglich, sobald wir bei eurem Streite mit Oesterreich gegen den Kaiser Partei ergriffen. Der Ausschuß sprach hierüber ein lebhaftes Bedauern aus. Eine förmliche Vermittlung zwischen sich und den deutschen Ständen könne die Republik nicht zulassen; sie werde Preußens gute Dienste in dieser Sache gerne aner-

kennen, aber keinem Reichsstande eine unmittelbare Verhandlung weigern. Am schlimmsten aber sei es, daß die Verweigerung des Bündnisses einen entscheidenden Einfluß auf die Bedingungen des preußischen Friedens haben müsse. Dem verbündeten Preußen würde die Republik mit Freude eine bestimmte Entschädigung zugesagt haben, für das blos neutrale könne sie eine solche nicht verheißen. Harnier fand, dies heiße den Frieden im Keime ersticken. Es sei ihm äußerst zweifelhaft, ob seine Regierung überhaupt in den Verlust des linken Rheinufers willigen werde, es sei aber völlig gewiß, daß ohne eine ausreichende Entschädigung der Krieg unvermeidlich bleibe: darauf ließ der Ausschuß sich endlich nach langem Verhandeln zu einer Erklärung herbei, daß er auf dem Besitz des linken Rheinufers bestehe, aber nichts dagegen habe, und nach Umständen selbst dazu mitwirken wolle, daß Preußen ein entsprechendes Gebiet auf dem rechten Rheinufer erlange.

Mit so trüben Aussichten mußte Harnier nach Basel zurückgehen. Barthelemy, welcher dort am 12. mit Goltz die officielle Unterhandlung eröffnete, gab persönlich die besten Gesinnungen kund, zeichnete aber die Lage dahin, daß der ersehnten preußischen Vermittlung zwischen Deutschland und Frankreich drei große Hindernisse in Paris entgegenarbeiteten: die jacobinische Partei, der Einfluß Englands, die Intriguen Oesterreichs. Daß diese beiden Mächte unter der Hand mit dem Wohlfahrtsausschusse verhandelten, kam auch sonst zu Tage. In Wien erklärte Anfang December der Reichsvicekanzler Colloredo dem bayerischen Geschäftsträger, daß die kriegführenden Mächte beinahe einverstanden seien, und der Churfürst wahrscheinlich einen Theil seines Gebietes werde opfern müssen. Anfang Januar erfuhr man weiter, daß der Bruder des Kaisers, Großherzog Ferdinand von Toscana, den Ritter Carletti nach Paris sende, um seinen Frieden mit der Republik zu unterhandeln; bei der nahen Verwandtschaft beider Höfe bezweifelte Niemand, daß die Hauptaufgabe des Ritters in der Vorbereitung eines österreichisch-französischen Friedens bestehe. Es kam jetzt für die preußische Regierung darauf an, Angesichts dieser mannichfaltigen Schwierigkeiten ihren Entschluß zu fassen.

Die Ansichten der Minister in Berlin gingen weit auseinander. Der alte Finkenstein wollte dem Wohlfahrtsausschusse sofort erklären, daß die Forderung des linken Rheinufers den Frieden unmöglich mache. Frankreich hatte zuletzt kein geringeres Interesse am Frieden als Preußen; es war möglich genug, daß es sein Begehren fallen ließ, wenn es Preußen unter allen Umständen entschlossen sah. Aber allerdings, die Gefahren waren nicht gering, wenn diese Hoffnung täuschte, wenn der Krieg im Frühling sich mit verdoppeltem Ungestüm erneuerte, und dann

Preußen, in Westphalen durch die Franzosen bedrängt, in Polen gegen die beiden Kaiserhöfe völlig wehrlos wurde. Und wenn nun vollends Oesterreich, während der König sich für die Rettung der Rheinlande opferte und mit Frankreich gründlich überwarf, dann seinerseits mit dem Wohlfahrtsausschuß abschloß, und sich für seine sonstigen Pläne durch die Abtretung des linken Rheinufers den Beistand Frankreichs sicherte?

Alvensleben warf denn auch die Meinung Finkenstein's weit hinweg. „So schnell wie möglich," schrieb er, „und um jeden Preis müssen wir zu unserem Separatfrieden mit Frankreich zu kommen suchen, damit wir nicht in die entsetzliche Lage gerathen, ohne irgend welche Hülfsquellen schlecht mit den Kaiserhöfen und noch schlechter mit Frankreich zu stehen. Die Kaiserhöfe werden uns die bisher gemachten Schritte nie vergeben, und Frankreich wird jetzt, nach der vollendeten Eroberung Hollands, seine Forderungen nicht herabstimmen. Unsere Geldmittel sind mit dem Monat März vollständig zu Ende; wir haben weder Credit im Auslande, wie der schlechte Erfolg der letzten Anleihe zeigt — noch weitere Quellen im Innern, darüber läßt das Finanzministerium keinen Zweifel. Noch weniger dürfen wir eine stärkere Rekrutirung im Lande wagen, denn der Sinn der ganzen Nation ist so heftig gegen diesen Krieg, daß ein längeres Verharren darin selbst die erprobte Treue der preußischen Unterthanen erschüttern könnte. Und das Schlimmste ist, daß wir die Siege unserer Alliirten beinahe ebenso zu fürchten haben, wie den Triumph unserer Feinde. Bei der Gesinnung der Kaiserhöfe gegen uns wäre jeder Erfolg, den Oesterreich gegen die Franzosen erränge, ein Schritt zu unserem Verderben." So kam er zu dem Schlusse, daß man vollständig auf den vom Wohlfahrtsausschusse bezeichneten Standpunkt hinübertreten, und ein französisch-preußisches Bündniß wenistens vorbereiten müsse, indem man in die Abtretung der preußischen Provinzen auf dem linken Rheinufer unter der Bedingung einwillige, daß Frankreich der Krone Preußen ihre gesammten Lande, und dazu die Erwerbung Polens bis an die Weichsel gewährleiste.

Alvensleben, sehr nachdrücklich von dem Prinzen Heinrich unterstützt, entwickelte, wie man sieht, die volle Kehrseite von Finkenstein's System. Dieser wollte vor Allem das linke Rheinufer, jener vor Allem das Land bis zur Weichsel behaupten. Dieser hoffte Frankreich, jener Oesterreich einzuschüchtern. Beide mußten es, wenn dieser Versuch nicht gelang, auf weiteren Krieg, dieser mit Frankreich, jener mit Oesterreich ankommen lassen; beide mußten sich sagen, daß in einem solchen Fall, hier der Kaiser, dort die Republik ein höchst unzuverlässiger Bundes-

genosse sein würde. Was also Alvensleben über die Erschöpfung Preußens an Geld und Soldaten, über die Unmöglichkeit weiterer Kriegführung sagte, diente in gleichem Maße, seinen Antrag wie die Meinung Finkenstein's zu widerlegen.

Dazu kam entscheidend die persönliche Stimmung des Königs. Er war seit dem polnischen Feldzuge fortdauernd kränklich, verstimmt, erfüllt von der Sehnsucht nach Ruhe. Die Spannkraft seines Wesens war völlig gebrochen, er wollte keinen Weg betreten, dessen gerade Richtung nicht auf sichern, schnellen Frieden ging. Am nachdrücklichsten aber verwarf er jeden Gedanken an ein französisches Bündniß. Die Revolution hatte ihm das ganze Volk zuwider gemacht; er duldete keinen französischen Koch am Hofe, keinen französischen Tänzer am Theater; es gab keinen Vortheil auf der Welt, der ihn zur Genossenschaft mit dem Convente hätte verlocken können. So verhetzt und verbittert dann auf der andern Seite die Beziehungen zu Oesterreich waren, so schwer ging der König an den Gedanken eines offenen Bruches mit dem Kaiser. Im vollem Gegensatz zu Friedrich II. bewegte er sich wie die Mehrzahl seiner Vorfahren in ghibellinischer und reichsfürstlicher Gesinnung, welche trotz aller politischen Gegensätze und Eifersuchten doch immer einen Rest der alten Devotion gegen das Reichsoberhaupt im Herzen behielt. Auch von der Kaiserin Catharina vermochte er sich innerlich nicht ganz loszureißen, nicht ganz dem Gedanken zu entsagen, daß sich das gute Vernehmen irgendwie herstellen lassen müßte. Die Summe seiner Wünsche war also, sich aus dem französischen Kriege möglichst rasch herauszuwickeln, ohne jedoch die Brücken nach Wien und Petersburg abzuwerfen. Damals errang Graf Haugwitz die erste Stelle in seinem Vertrauen, indem er diese Neigungen des Monarchen diplomatisch formulirte, und danach die erforderlichen Weisungen für Goltz feststellte.

Haugwitz meinte wie der König, daß das erste Bedürfniß Preußens der Frieden, der sofortige, allseitige Frieden sei. Der französische Anspruch auf das Rheinland erschien ihm sehr verdrießlich, aber für Preußen immer zu ertragen, wenn es für sich selbst einen entsprechenden Zuwachs an Gebiet und Einfluß erhalte. Er wollte also deshalb nicht aufbrausen, wie Finkenstein, und die Unterhandlung nicht abbrechen. Aber nicht minder übereilt dünkte ihm Alvensleben's Vorschlag. Wenn auch Preußen vom Kriege zurücktrat, so blieben immer noch Oesterreich und England gegen die Franzosen im Felde, und ein Sieg derselben war — allerdings nicht wahrscheinlich, aber doch nicht unmöglich. In wie alberner Stellung würde dann aber Preußen stehen, wenn es jetzt seine clevischen Lande an Frankreich abgetreten hätte. Hieraus ergab sich für

den Unterhändler in Basel die Erklärung, Preußen sei über die plötzlichen Eroberungsgelüste der Franzosen erstaunt und befremdet, könne aber über den Gegenstand derselben für jetzt sich nicht aussprechen; es sei vielmehr einleuchtend, daß die Abtretung des linken Rheinufers nicht bei einem preußischen Separatvertrag, sondern erst bei dem künftigen allgemeinen Frieden erörtert werden könne. Der König, der in diesen Sätzen seine ganze Gesinnung fand, unterzeichnete eine hienach bemessene Instruction für Goltz am 28. Januar.

Der Charakter dieses Beschlusses ist deutlich genug. Er war freilich etwas besser als die positive Abtretung der linksrheinischen Lande. Aber, wie er stand, war und blieb er doch ein Act des Kleinmuths, ein Verzicht Preußens auf die Stellung einer leitenden und entscheidenden Großmacht. Er überlieferte nicht selbst das deutsche Grenzland den Franzosen, aber er lehnte ab, es mit preußischer Kraft zu vertheidigen. Man kann dabei, wie uns jetzt die Verhältnisse offen liegen, nicht mehr von Bundesbruch gegen Oesterreich, oder von Verrath am deutschen Vaterlande reden. Nachdem Oesterreich am 3. Januar mit Rußland einen Waffenbund gegen Preußen geschlossen, wäre es mehr als kindisch gewesen, wenn es von Preußen fernere Waffenhülfe gegen Frankreich erwartet hätte. Nachdem das deutsche Reich in den drei Kriegsjahren außer den englischen Söldnern kaum 20,000 Mann gestellt, und so eben den Wunsch nach Frieden in der flehentlichsten Weise ausgesprochen hatte, besaß es keinen Titel mehr zur Beschwerde über die Baseler Unterhandlung. Ueberhaupt aber, wo existirte damals ein politisches Nationalbewußtsein in Deutschland? Es wäre die Umkehrung aller historischen Gerechtigkeit, wenn man die Baseler Friedensstifter oder den Kaiser Franz nach dem Maße einer damals nicht vorhandenen Nationalpolitik beurtheilen wollte. Um so bestimmter aber ist zu wiederholen, daß Preußen durch das System des Grafen Haugwitz sich selbst zu politischer Nichtigkeit verurtheilte. Ein solcher Act politischen Selbstmordes ist nie zu rechtfertigen: er ist höchstens durch Gründe der zwingendsten Art zu entschuldigen. Es fragt sich, ob solche Gründe in der damaligen Lage vorhanden waren.

Auf die finanzielle und militärische Erschöpfung des Staates ist in diesem Zusammenhange nicht viel zu geben. Sie war vorhanden, und bedeutend genug, um die Regierung von jedem Kampfe für ein fremdes Interesse, wäre es auch noch so löblich und nützlich gewesen, zurückzuhalten. Aber wo es sich um eine Lebensfrage des eigenen Daseins handelte, so ist zu sagen, daß Preußen seit 1792 nicht den dritten Theil der Anstrengungen gemacht hatte, durch welche Frankreich

binnen einem Jahre aus tiefer Ohnmacht an die Spitze Europas getreten war.

Die auswärtigen Beziehungen waren im höchsten Grade verwickelt und gefahrenreich. Untersuchen wir, welche Momente in der Masse der damaligen Wirren die eigentlich entscheidenden waren, oder hätten sein müssen, so treten zwei, schlechthin überragende Punkte hervor, der eine zur Rechtfertigung, der andere als Anklage gegen das preußische System.

Der eine war der sehr nahe liegende Argwohn, daß, wenn Preußen sich wegen der Rheingrenze mit Frankreich auf's Neue überworfen habe, dann Oesterreich keinen Augenblick zaudern würde, durch die Abtretung des linken Ufers sich die Freundschaft des Wohlfahrtsausschusses zu erwerben. Was sollte aus Preußen werden, wenn es, im Innern durch drei Kriegsjahre geschwächt, mit Rußland über Polen zerfallen, mit England seit dem Herbste außer Verkehr, sich dann der vereinten Macht des Kaisers und der Republik gegenüber fände? Es ist vollkommen begreiflich, daß die bloße Möglichkeit einer solchen Gefahr den Grafen Alvensleben mit Schrecken erfüllte, und dem Grafen Haugwitz das Bewußtsein eines muthigen Verhaltens gab, wenn er wenigstens gegen die sofortige Abtretung der Rheinlande sich sträubte.

So drängte die Haltung des Wiener Cabinets das preußische zum Frieden beinahe um jeden Preis. Dagegen stand, nicht minder eindringlich zu Festigkeit und Keckheit mahnend, die Betrachtung der Pariser Verhältnisse.

Es waren die Wochen, in welchen der Proceß Barere die gemäßigte Partei täglich verstärkte, die Unabhängigen immer weiter von den Jacobinern entfernte, die öffentliche Meinung immer heftiger im conservativen und friedliebenden Sinne erregte. Die französischen Heere waren trotz aller Siege in elender Entblößung: was nach dem colossalen Menschenverbrauche des vorigen Jahres davon noch übrig war, lebte allein von den Hülfsquellen der eroberten Landschaften; Frankreich selbst war auf lange außer Stande, etwas für seine Vertheidiger zu thun. Die Bevölkerung in ihrer unermeßlichen Mehrheit wollte Frieden, und wenn ein Redner im Convente einmal von Ruhm und Ausdehnung sprach, so antwortete die Presse und das Volk mit Verwünschungen des Haders. Die Regierung mußte dieser Ungeduld binnen kurzer Frist ein Ergebniß vorlegen, wenn sie nicht der Fluth des öffentlichen Unwillens erliegen wollte. Einer der scharfsichtigsten Beobachter konnte damals sagen: wenn die Republik nicht in zwei Monaten dem Volke den Frieden schenkt, so wird das Volk die Monarchie herstellen.

Diese Dinge waren nicht, wie die Umtriebe Thugut's, in Dunkel

gehüllt. Sie lagen offenkundig vor den Augen Europas. Es gab nichts Wichtigeres und Dringenderes für die Selbsterhaltung des Wohlfahrtsausschusses als den Abschluß des preußischen Vertrages ohne irgend eine Zögerung. Wenn Alvensleben Gründe fand, um des Friedens willen jede französische Forderung zu genehmigen, so hatte der Ausschuß doppelten Antrieb, um des Friedens willen keine preußische Bedingung zurückzuweisen. Der Verlauf der Unterhandlung wird uns das bei jedem Schritte bestätigen. Der Rücktritt Preußens von der Coalition war damals eine Lebensfrage für die Existenz der Republik; es ist uns in keiner Hinsicht zweifelhaft, daß sie dieselbe auch mit der Räumung der Rheinlande bezahlt hätte.

So sehen wir die beiden Unterhändler beinahe in gleicher Lage. Jeder von ihnen ist durch zwingende Verhältnisse zur Nachgiebigkeit genöthigt, wenn der Andere fest bleibt. Die Frage ist die, wer die schärfere Einsicht, den festeren Willen, das größere Selbstvertrauen besitzt, und mit Beschämung müssen wir es aussprechen, das Uebergewicht dieser Tugenden war damals auf der Seite der Fremden, und dem Feinde blieb auf dem Congresse wie auf dem Schlachtfelde der Sieg.

Graf Goltz hatte am 23. Januar sein erstes amtliches Gespräch mit Barthelemy. Er begehrte zunächst einen Waffenstillstand für die Dauer der Unterhandlung; Barthelemy erklärte sich einverstanden, und bat den Ausschuß um die betreffende Vollmacht. Es ist wieder charakteristisch für die beiderseitige Lage, daß auf die Nachricht hiervon gleichzeitig aus Berlin wie aus Paris die Weisung einlief, man solle die Sache nicht durch Verhandlungen über einen Waffenstillstand aufhalten, es komme darauf an, sich so schnell wie möglich über den Frieden in's Klare zu setzen. Wenn dazu Aussicht vorhanden sei, erklärte sich übrigens der Ausschuß gerne bereit, keine weiteren Feindseligkeiten gegen das preußische Gebiet, insbesondere gegen die Festung Wesel, zu veranlassen. Preußischer Seits hatte man sich am 29. Januar mit Wien verständigt, daß nach dem Verluste Hollands General Möllendorf den Mittelrhein dem Schutze des Reichsheeres überlassen und eine Aufstellung in Westphalen nehmen sollte. Der Ausschuß hatte kaum davon gehört, als er seine volle Zustimmung dazu aussprach, Möllendorf in keiner Weise zu beunruhigen verhieß, und sich selbst zu einem Scheinangriff auf Westphalen erbot, wenn etwa Preußen einen solchen Vorwand für seine Bewegung beim österreichischen Cabinet bedürfen würde. Wir wollen, schrieb der Ausschuß an Barthelemy, Alles thun, was den Frieden fördern kann, wir verwerfen auch den Waffenstillstand nur, weil er höchst wahrscheinlich den Abschluß verzögern würde.

Unterdeß erlitt jedoch die Unterhandlung einen unvermutheten Aufenthalt, indem Goltz, welcher in Basel schon unpäßlich angekommen war, Ende Januar ernstlich erkrankte und nach wenigen Tagen an einem gallischen Fieber starb. Das Ministerium beauftragte einstweilen Harnier, die Besprechungen fortzuführen, und er war es, welcher durch eine Depesche vom 13. Februar jene Entschließungen des Königs vom 28. Januar zur Ausführung empfing. Er sollte danach geltend machen, daß die Abtretung des linken Rheinufers gar nicht zu seiner Unterhandlung gehöre, sondern erst bei dem allgemeinen Frieden zu erörtern sei. Höchstens dürfe, daß dem so sei, daß die Bestimmung der Grenzen auf den allgemeinen Frieden zurückgestellt bleibe, im Vertrage erwähnt werden. Es sei zu wünschen, daß der Wohlfahrtsausschuß einen Entwurf für den Friedensvertrag vorlege. Barthelemy erklärte sich bei dem Allen ohne Schwierigkeit gleicher Meinung. Man müsse sehen, erklärte er, einen mezzo termino zu finden, um die Grenzfrage hinauszuschieben. Nur das Eine bemerkte er, daß an eine Räumung der linksrheinischen Lande durch die französischen Truppen für jetzt nicht zu denken sei. Auf dem rechten Ufer, fand er, möchte sich zur Verhütung aller Reibungen die Feststellung einer bestimmten Demarcationslinie für die künftig neutralen Lande empfehlen. Damit war Haugwitz völlig einverstanden, und seinerseits schon darauf gefaßt, die militärische Besetzung des linken Ufers bis zum Frieden zuzugestehen. Der Weg zur Uebereinkunft schien demnach auf allen Seiten geebnet.

In Paris bewirkte aber die Kunde von dieser Wendung eine sehr verdrießliche Stimmung bei den Machthabern. Sie hatten nach Meyerinck's früheren Eröffnungen, so wie nach Harnier's Reden in Paris die ausdrückliche, sofortige Abtretung der Rheinlande sicher erwartet. Die Hinweisung auf den allgemeinen Frieden ersetzte ihnen das keineswegs, wenn die preußischen Unterhändler auch noch so ausführlich die künftige Bereitwilligkeit ihrer Regierung schilderten. Gebunden blieb Preußen an solche Hindeutungen keinen Augenblick länger, als sein politisches Interesse damit übereinstimmte. Wohlunterrichtet über die Friedenssehnsucht in Berlin, beschlossen sie also, einen Versuch auf die Schwäche des Gegners zu machen, und ihm das ersehnte Zugeständniß durch heftige Drohung zu entreißen.

Preußen, schrieben sie an Barthelemy den 1. März, macht plötzlich Weiterungen; seine Aufrichtigkeit wird uns zweifelhaft durch sein Sträuben gegen die Abtretung der eroberten Lande; wir nehmen unsere Bewilligung hinsichtlich Wesels zurück, und weisen unsere Generale an, lediglich nach militärischen Rücksichten zu verfahren. Die Gesandten zu

Basel waren im ersten Augenblicke beunruhigt, indessen erbot sich Barthelemy selbst, gegen den Beschluß Verwahrung zu erheben, und Harnier meldete nach Berlin, es sei kein Ernst bei der Drohung, wenn man nur auf seinem Standpunkt fest bleibe. Als die Minister ihm beipflichteten und von dem scheinbaren Kriegslärmen keine Notiz nahmen, lenkte denn auch der Wohlfahrtsausschuß sogleich wieder ein. Die Wolken, schrieb er bereits am 11. März, welche sich über der preußischen Unterhandlung zu lagern schienen, haben sich durch Barthelemy's Erläuterungen zerstreut. Er überschickte dem Gesandten den von Preußen gewünschten Vertragsentwurf.

Dieser entsprach denn, in einer dem französischen Interesse möglichst angenäherten Fassung, den bisher von Haugwitz aufgestellten Grundsätzen durchaus. Es sollte danach Frieden und Freundschaft zwischen der Republik und dem Könige, als solchem wie als Churfürsten und Reichsstand sein, keiner den Feinden des andern Unterstützung oder Durchmarsch gewähren. Die französischen Truppen sollten die preußischen Lande auf dem rechten Rheinufer räumen. Sie sollten die preußischen Provinzen auf dem linken Ufer besetzt halten. Diese Lande (Artikel 6) würden bei dem allgemeinen Frieden das Schicksal der übrigen linksrheinischen Reichslande theilen. Frankreich wird (Artikel 9) die guten Dienste des Königs zu Gunsten der Reichsstände annehmen, welche mit der Republik in unmittelbare Verhandlung treten wollen. Zu diesen Hauptsätzen kam eine Nachschrift, deren Annahme jedoch ausdrücklich nicht zur Bedingung des Abschlusses gemacht wurde. Um unsere preußischen Beziehungen, bemerkte der Ausschuß, mit unserem allgemeinen Systeme in Einklang zu setzen, wünschen wir in einen geheimen Artikel eine Aufforderung oder besser eine Art von Abrede zu bringen, daß Preußen sich zu einem Plane sei es einer bewaffneten Neutralität, sei es eines offenen Bundes mit Schweden, Dänemark und vielleicht Holland verstehen möchte. Wenn Preußen dazu nicht geneigt wäre, wollte man darauf nicht bestehen; im Uebrigen erwartete man sicher den sofortigen Abschluß. Es ist unser Ultimatum, schrieb der Ausschuß am 16. März, jede Verzögerung würde uns mit Verdruß erfüllen. Und am 19.: eile, dränge zum Schlusse; die Augenblicke sind kostbar; erlangen wir den Frieden nicht, so ist jeder Tag ein Verlust für die Siege unserer Armeen, welche ohne diese Verhandlungen längst in wohlhabenden Gegenden wären, während sie jetzt in ausgesogenen Landstrichen hungern.

Harnier würde nach seiner persönlichen Gesinnung diesem Eifer des Ausschusses gerne entgegengekommen sein. Indessen mußte auch er sofort entgegnen, daß Preußen sich auf jene nordischen Allianzen für

jetzt nicht einlassen, und den sechsten Artikel nicht ohne die Aussicht auf Entschädigung annehmen könne. Dann aber hatte bereits am 28. Februar der König den Minister der fränkischen Provinzen, Hardenberg, zum Nachfolger des Grafen Goltz ernannt, und so war zunächst dessen Ankunft in Basel abzuwarten. Hardenberg war ein gebildeter und geistreicher Mann, von bequemen und stattlichen Formen, freien Sinnes und lebhaften Temperaments, eine Natur ohne historische Größe, aber auch ohne schwerfällige Enge, ein Charakter, welcher freilich nicht den späteren Krisen seines Staates, der damaligen Lage aber vollkommen gewachsen, und dem Minister Haugwitz ebenso wie dem König an Muth und Frische bei Weitem überlegen war. Er hatte schon im Januar seine Meinung über den Frieden dahin entwickelt, daß er für den Staat unerläßlich sei, auch wenn Oesterreich und England unter den Waffen blieben, daß man jedoch jedes Ansinnen eines Bündnisses mit Frankreich zurückweisen, und auf feste Neutralität für sich und die gleichgesinnten Reichsstände sich beschränken müsse. Eine solche, meinte er weiter, sei für Frankreich so nützlich und wichtig, daß man sie bei einiger Festigkeit auch ohne territoriale Opfer erhalten werde: er stimmte also ganz mit Finkenstein überein, das französische Begehren des linken Rheinufers unbedingt und nachdrücklich von der Hand zu weisen. Bei diesen Gesinnungen las er mit lebhaftem Bedauern die Instruction, welche ihm seine Regierung nach Basel mitgab. Haugwitz that darin den französischen Wünschen einen Schritt entgegen, indem er die eventuelle Abtretung der Rheinlande, falls Preußen für seine dortigen Verluste entschädigt würde, genehmigte, und sich nur die Verweisung dieses Zugeständnisses in einen abgesonderten und geheimen Artikel ausbedang. Im Uebrigen sollte Hardenberg als Demarcationslinie wo möglich den Rhein, sonst eine Linie von Frankfurt über Limburg, Altenkirchen, Elberfeld an die Ruhr und den Rhein auswirken, für Preußen einen bestimmten Einfluß auf die Ordnung der deutschen Angelegenheiten beim allgemeinen Frieden vorbehalten, und sich um eine angemessene Entschädigung für das Haus Oranien bemühen.

Unterwegs, im Breisgau, empfing Hardenberg dazu das französische Ultimatum. Er vermißte sogleich darin das feste Versprechen einer Entschädigung für die von Preußen künftig abzutretenden Lande, die Feststellung einer Demarcationslinie, die Versorgung des Hauses Oranien. Er fand keinen Grund noch Zweck, die Franzosen so wohlfeilen Kaufes loszulassen. Kurz zuvor hatte er einen Bericht des Grafen Luxburg, welcher aus der Schweiz durch den Elsaß zurückgereist war, über dessen dortige Wahrnehmungen erhalten, aus welchem wir einige Stellen ein=

rücken wollen. „Das Volk," schrieb Luxburg, „verabscheut die Revolution, die ihm Widerwärtigkeiten aller Art gebracht hat. Wird ihm nicht der Friede bald gegeben, so wird es ihn sich selbst durch den Sturz Aller schaffen, die ihn verhindern. Ueberall ist Arbeitermangel, ein großer Theil der Aecker liegt unbebaut, die Männer sind bei den Regimentern oder in den Lazarethen. Es fehlt an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen; gutes Brod ist erstaunlich selten. Auf allen Gesichtern liegt Unzufriedenheit und Entmuthigung, und Jedermann spricht seine Entrüstung über den öffentlichen Zustand rückhaltlos aus. Von der Republik will man nichts mehr wissen, freilich auch nicht von den Bourbonen; irgend einen deutschen Prinzen nähme man mit Freuden zum Könige. Ein vierter Feldzug, wenn er mit Energie und Eintracht, ohne eigennützige Hintergedanken geführt würde, böte die größten Aussichten. Schlechterdings darf man bei der Unterhandlung den Franzosen nicht die eigene Friedenssehnsucht zeigen; im Gegentheil, man muß ihnen erklären, wie gut man den traurigen Zustand ihrer Heere und ihrer Landschaften kennt, und sie mit verdoppeltem Nachdruck angreifen und vernichten wird, wenn sie unbillige Forderungen machen." Hardenberg war ganz und gar von der Richtigkeit dieser Anschauungen durchdrungen. Er nahm davon am 16. März Veranlassung, noch einmal bei seinen Vorgesetzten auf die allgemeinen Grundsätze zurückzukommen. „Ich möchte nicht gerne," schrieb er, „über einen geheimen Artikel hinausgehen, welcher über die Grenzfrage in möglichst unbestimmten Ausdrücken eine freundschaftliche Verständigung beim allgemeinen Frieden verhieße. Frankreich hat das überwiegende Interesse, uns von der Coalition zu trennen, und würde sich, wenn es sonst diesen höchsten Zweck nicht erreichen könnte, zur Annahme eines solchen Ultimatum bequemen. Allerdings wäre es dafür ersprießlich, wenn ich zwei Sehnen an meinem Bogen hätte, und den Franzosen eine drohende und kriegerische Haltung zeigen könnte, falls sie auf meine Anträge nicht eingingen." Es war ohne Frage das einzig Richtige und Würdige. Aber Alvensleben wüthete. Er war außer sich über diese kriegerische Stimmung, mit der man die einfachste Unterhandlung verwirren könne. Auch Haugwitz meinte, der sechste Artikel sei ganz der preußische, wenn man ihn zu einem geheimen machen und das Versprechen einer Entschädigung erlangen könne; auch biete die in der Nachschrift vorgeschlagene bewaffnete Neutralität die bequemste Form, um daran die Forderung einer Demarcationslinie zu knüpfen. Für Oranien könne man sich nur verwenden, aber den Frieden nicht davon abhängig machen. Zu Hardenberg's zweiter Sehne endlich habe man kein Mittel. Hiernach wurde der Gesandte beschieden.

Hardenberg beklagte diese Schwäche um so mehr, als alle seine Wahrnehmungen in Basel ihm die Richtigkeit seiner Ansicht bestätigten. Was dort aus Paris verlautete, zeigte die Sehnsucht der Nation nach dem Frieden, die Unmöglichkeit, dem Lande fernere Kriegslasten aufzulegen, das Emporstreben der gemäßigten und der monarchischen Parteien. Der französische Gesandtschaftssecretär Bacher selbst ließ ihm eine Notiz zukommen, er solle nichts übereilen, nach einigen Wochen werde Frankreich gefügiger werden. Durch seine Regierung abgehalten, diese Lage gründlich auszubeuten, beschloß er wenigstens das Mögliche zu thun. In der ersten Berathung mit Barthelemy (21. März), in der er den preußischen Vertragsentwurf vorlegte, kam er auf das Begehren eines vorläufigen Waffenstillstandes zurück, da nach dem Anspruche Frankreichs auf die Rheinlande die Unterhandlung sich vielleicht in die Länge ziehen würde. Barthelemy sagte, auf der Rheingrenze werde Frankreich um jeden Preis bestehen, im Uebrigen sei er zu jeder Concession, zu geheimen Artikeln und Demarcationslinien bereit, und wolle wegen des Stillstandes seine Regierung befragen. Der Wohlfahrtsausschuß nahm es mit höchster Empfindlichkeit auf. Was! rief er aus (25. März), kommen wieder Zögerungen zum Vorschein? Wir bleiben bei unserem sechsten Artikel ohne geheime Paragraphen; wir geben keinen Stillstand; wir müssen zur Entscheidung gelangen. Vier Tage später kam aber ein fernerer Bericht Barthelemy's, daß Hardenberg in seiner Stellung beharre, daß er das linke Rheinufer entweder gar nicht, oder nur in einem geheimen Artikel unter fester Garantie einer preußischen Entschädigung erwähnen wolle; und der Ausschuß beschloß zum zweiten Male, einen Schritt zurück zu thun, und die preußische Forderung zu genehmigen. Mittlerer Weile war jedoch Hardenberg mit einem neuen Begehren hervorgetreten. Das französische Ultimatum acceptirte die Verwendung des Königs für diejenigen Reichsstände, welche mit der Republik in unmittelbare Verhandlung treten wollten. Hardenberg erörterte nun, wie Oesterreich mit allen Mitteln zu verhindern suchen würde, daß auf solche Art der preußische Separatvertrag sich thatsächlich zum Reichsfrieden erweitere; er erklärte es für unerläßlich, daß man den Reichsständen einen sofortigen Nutzen eines solchen Verhaltens in Aussicht stellte, und forderte also einen Zusatz zum neunten Artikel: Frankreich werde drei Monate lang jeden Reichsstand im Osten des Rheins, welcher preußische Verwendung anrufe, nicht als feindlich behandeln. Darüber gerieth denn der Wohlfahrtsausschuß in ernstlichen Unwillen. „Argwöhnischen Augen," schrieb er an Barthelemy, „könnte Hardenberg geradezu als ein Minister der Coalition erscheinen. Dieser

Zusatz ist völlig unstatthaft. Er würde unsere ganze Kriegführung auf dem rechten Rheinufer unmöglich machen. Denn jeder Reichsstand, den unsere Truppen heimsuchten, würde sogleich die preußische Verwendung anrufen, und sich damit ein Vierteljahr gegen unsere Angriffe decken. Wir sind mit unserer Geduld am Ende; wir wollen keine Zögerung mehr; wir fordern ein reines Ja oder ein sofortiges Nein". (30. März). Ehe diese Depesche in Basel anlangte, einigten sich dort die Gesandten am 1. April über den Hauptpunkt, über die Fassung der Artikel in Betreff der Rheinlande. Die französischen Truppen, hieß es dort, bleiben im Besitze der linksrheinischen Provinzen des Königs; jede endgültige Abrede über diese Lande bleibt bis zum Reichsfrieden ausgesetzt. Ein geheimer Artikel erklärte dann: wenn das Reich das linke Rheinufer der Republik überläßt, so wird der König sich mit derselben über die Abtretung seiner dortgelegenen Provinzen gegen eine näher zu ermittelnde Landentschädigung verständigen. Was die Demarcationslinie betraf, so war das Hauptbedenken der Franzosen, daß Hannover durch dieselbe gedeckt werde, während man von dem Churfürsten keine ehrliche Neutralität erwarten könne; Hardenberg sprach darauf die Bereitwilligkeit seines Hofes aus, im Nothfalle das Land in militärische Verwahrung zu nehmen und damit die Neutralität desselben zu sichern. Der Wohlfahrtsausschuß hatte indeß am 31. seine Zustimmung zu Hardenberg's geheimen Artikeln wiederholt; dieses Schreiben kam am 4. April in Basel an, und da Hardenberg unerschütterlich auf seinem Zusatze beharrte, so entschloß sich Barthelemy, trotz der Depesche vom 30., auf eigene Verantwortung auch diese Einräumung zu machen. So wurde der Friede am 5. April unterzeichnet. Der Wohlfahrtsausschuß erwog am 9., daß der Zusatz gegen seine ausdrückliche Vorschrift angenommen worden, daß aber die Annahme keinen ausreichenden Grund enthalte, um Frankreich der Vortheile eines für ganz Europa wichtigen Friedens zu berauben, und gab dem Vertrage seine Genehmigung.

Hardenberg war durch die kleinen Erfolge, welche er in dem Verlauf der Unterhandlung durchgesetzt, mit dem ganzen Werke einiger Maßen versöhnt. Besonderes Gewicht legte er, nicht anders als der Wohlfahrtsausschuß, auf den zuletzt errungenen Zusatz: er hoffte, daß in Folge dessen binnen kurzer Frist das ganze Reich neutral, und damit dem österreichischen Einflusse entzogen sein würde. Noch größer war die Genugthuung bei den Ministern, welche sich seit Wochen in den Verlust des linken Rheinufers gefunden hatten, und mit dem Bilde einer stattlichen Entschädigung für Preußen sich ganz befriedigt fanden. Sie theilten Hardenberg's Hoffnung, daß die große Mehrzahl der Reichs-

stände sich anschließen würde; sie sahen auch sonst in Europa die Dinge sich zu einem Systeme allgemeinen Friedens neigen. In Madrid erklärte Alcudia dem preußischen Gesandten, sein Hof würde nicht einen Augenblick zaudern, dem Beispiele Preußens zu folgen, sobald dieses mit Frankreich zum Abschluß käme. Toscana hatte bereits im Februar seinen Vertrag in Paris geschlossen. In Basel eröffnete ein venetianischer Staatsmann dem Herrn von Hardenberg, daß er einen Auftrag vom sardinischen König habe, für diesen preußische Vermittlung zum Frieden mit Frankreich anzurufen: der König selbst halte allerdings einen Separatvertrag für bedenklich, aber die Prinzen und Minister drängten ihn dazu mit solchem Eifer, daß er nicht länger widerstehen, sondern sich zu einem Frieden auf Grund des alten Besitzstandes herbeilassen wolle. Barthelemy, mit welchem Hardenberg darüber vorläufig Rücksprache nahm, versicherte, daß seine Regierung mit Freude auf die Unterhandlung eingehen, und, da sie nicht wohl das einmal einverleibte Savoyen wieder zurückgeben könne, den König dafür mit Mailand, sobald dies den Oesterreichern entrissen sei, gerne entschädigen würde. Noch viel wichtiger aber erschien die damalige Entwicklung der Pariser Angelegenheiten, wo seit dem Tage des 12. Germinal die gemäßigte Partei sich immer mehr in der Herrschaft befestigte, und die Führer derselben sich unverhohlen für den Verzicht auf das linke Rheinufer aussprachen. Hardenberg, in Basel beschäftigt, mit Barthelemy die Demarcationslinie im Einzelnen festzustellen, berichtete am 20. April, daß er die sichersten Mittheilungen über die Gesinnungen der Gemäßigten habe, daß diese mit Sardinien wie mit Preußen auf den alten Besitzstand abschließen würden, wenn die beiden Staaten dann ein Bündniß mit Frankreich eingingen, daß es also vor Allem dringend wäre, auf Grund der Baseler Zusatzartikel preußischer Seits die Unterhandlung des Reichsfriedens in die Hand zu nehmen, und dabei ohne Umschweife mit der Basis des alten Besitzstandes hervorzutreten. Er hatte darüber mehrfache Erörterungen mit Barthelemy, und der französische Staatsmann, obwohl äußerst zurückhaltend über die Ansichten seiner Regierung, ließ doch klar erkennen, daß er selbst und seine Parteigenossen in Paris mit den Ansichten Hardenberg's einverstanden, und von dem Nutzen einer wahren, d. h. einer uneigennützigen Friedenspolitik für Frankreich höchlich durchdrungen seien.

Noch einmal überließ sich die preußische Regierung der Hoffnung, den Baseler Vertrag zu einem allgemeinen Frieden mit Erhaltung des gesammten Reichsgebietes zu entwickeln.

Zwölftes Buch.

Ende des französischen Nationalconvents.



Erstes Capitel.

Die Constitutionellen.

Der Sieg des 12. Germinal war ein neues Signal für die Masse des französischen Volkes, sich aller Reste und Spuren der Schreckenszeit vollständig zu entledigen. In hundert Richtungen, auf dem geselligen wie auf dem politischen Gebiete, machte sich dies Streben geltend. Das republikanische Duzen kam aus dem Gebrauche; nirgends, selbst nicht in den Schenken der untersten Classen, ertönte mehr die Carmagnole und das Ça ira; sogar das erste Kriegslied der Revolution, die Marseillaise, war durch die Gunst der Jacobiner anrüchig geworden, und durfte an öffentlichen Orten nicht mehr zum Vorschein kommen. Von der republikanischen Woche wollte Niemand hören; über den Decadi wurde gespottet, der alte Sonntag aller Orten gefeiert; Bürger und Bauern drängten sich zum christlichen Gottesdienste. Der Convent hatte, wie wir sahen, durch das Gesetz vom 21. Februar die Cultusfreiheit als private Angelegenheit anerkannt, jedoch den öffentlichen Gottesdienst und vor Allem die Benutzung der Kirchen verboten; in zahllosen Gemeinden aber nahmen weder das Volk noch die Behörden auf die beschränkenden Bestimmungen des Decrets irgend welche Rücksicht, und wenn einmal ein eifriger Beamter gegen den Geistlichen einschreiten wollte, so erklärten ihm die Bürger, sie hätten den Pfarrer zum Gottesdienste genöthigt; sie gehörten auch zum souveränen Volke, und wüßten, daß der Widerstand gegen jede Tyrannei heilige Bürgerpflicht sei. Durchgängig gaben die Gemeinden dabei den eidweigernden Priestern den Vorzug: begreiflich genug, da diese durch das Ausharren in tödtlicher Verfolgung eine gewissenhafte Ueberzeugungstreue an den Tag gelegt hatten, während in die Reihe des constitutionellen Clerus eine Menge

verrufenen Gesindels eingedrungen war. Ueberall wurde es ausgesprochen, daß die Zurückgabe der geistlichen Güter wenigstens in so weit erfolgen müsse, um die Bedürfnisse der Seelsorge und des Cultus zu decken. Die Zeiten waren vorbei, in welchen man den Clerus als einen mächtigen Stand des alten Staates gehaßt und gefürchtet hatte: man hatte nur die Erinnerung an den gemeinen Frevel der Jacobiner gegen Alles, was dem Volke seit einem Jahrtausend heilig gewesen war. Auch jetzt dachten die Bauern nicht wieder den Zehnten zu zahlen, aber sie wollten ächte Taufe, kirchliche Trauung, christliches Begräbniß. Wie über die Kirche war man über den Adel gestimmt. Niemand meinte, daß eine Herstellung seiner politischen und gutsherrlichen Vorrechte, oder daß auch nur eine Wiederbelebung der Parlamente denkbar sei. Aber der schärfste Stachel des früheren Hasses, der Abscheu gegen die landesverrätherische Emigration, hatte seine Spitze völlig verloren. Wie hätte es anders sein können? Nach den furchtbaren Verfolgungen der beiden letzten Jahre war die Zahl der Geflüchteten so angewachsen, daß die Ritter von Coblenz nicht ein Zehntel ihrer Masse bildeten: vor dem Dolche und dem Beile der Jacobiner hatten seitdem Constitutionelle und Girondisten, Kaufleute und Bauern, Monarchisten und Republikaner sich über die Grenze gerettet, oft zu Hunderten und zu Tausenden, und hatten keine andere Sehnsucht, als in das Vaterland, gleichviel unter welcher Verfassung, zurückzukehren. Es kam dazu, daß in zahllosen Fällen die Willkür der Machthaber lange Reihen von Namen in die Liste der Emigranten eingetragen hatte, deren Träger ununterbrochen in Frankreich geblieben waren. Eine Menge Soldaten, welche für die Republik an der Grenze kämpften, waren in diesem Falle; die Güter ihrer Eltern lagen seitdem unter Sequester, und die Familien kümmerten in bitterer Noth dahin. Trotz dem Sturze des Schreckens bestand, wie wir sahen, die Gesetzgebung über die Emigranten fort, und noch zu Ende 1794 hatte der Convent sie durch ein neues Decret in der alten Härte wiederholt. Aber es fand sich Niemand mehr, sie auszuführen. Die Geflüchteten kamen überall in die Heimath zurück; die Ortsbehörden strichen sie ohne Weiteres von der Liste, oder drückten über ihre Anwesenheit das Auge zu. In den meisten Orten wäre ein strengeres Verfahren gefährlich für die öffentliche Ruhe gewesen, so entschieden war die allgemeine Sympathie auf der Seite der Verfolgten: die Bürger hinderten durch energische Drohung jede Anzeige oder gerichtliche Maßregel und wählten nicht selten die Zurückgekehrten selbst zu irgend einem Amte. Unter solchen Umständen kam der Verkauf der zu Staatsgut gewordenen Besitzungen der Ausgewanderten in den meisten Departe-

ments in's Stocken; Jedermann sagte, es sei eine Schande, sie den rechtmäßigen Eigenthümern, vorausgesetzt, daß diese nicht die Waffen gegen Frankreich getragen hätten, länger vorzuenthalten. Wir wissen, daß die Finanzen der Republik wesentlich auf jenen Confiscationen beruhten, da man nur durch deren Veräußerung die Assignaten im Course behaupten konnte: dem Convente war deshalb jene Haltung der Bürger im höchsten Grade widerwärtig, da er außer der Nichtachtung seiner Gesetze auch geradezu die Quelle des Bankerottes darin erblicken mußte. Die Bevölkerung aber ließ sich das wenig kümmern. Der unermeßlichen Mehrheit lag nicht das Mindeste an der guten Stimmung des Convents. Freilich unterstützte sie ihn gegen die Jacobiner, allein sicher nicht aus Verehrung für jenen, sondern schlechterdings nur aus Haß gegen diese: im Allgemeinen stand die republikanische Regierung in der tiefsten Mißachtung, und kein Beschluß war populärer im Lande, als jener vom 21. März, welcher die Entwerfung einer neuen Verfassung ankündigte. Daß diese nicht im jacobinischen Sinne ausfallen würde, war bei der Lage der Dinge mit Sicherheit zu vermuthen: alles Uebrige war den Bürgern gleichgültig, wenn nur endlich neue Menschen zur Gewalt kämen, ehrenhafte, gebildete, rechtliche Männer anstatt der unsaubern und leidenschaftlichen Demagogen, welche durch ihre rohen und gemeinen Zänkereien das Ansehen der Regierung und die Festigkeit des Zustandes täglich mehr untergruben. Die Presse und die Literatur machte aus dieser Gesinnung durchaus kein Hehl: die Mehrzahl der Zeitungen und Broschüren redete mit offener Geringschätzung oder feindlichem Mißtrauen von der republikanischen Regierungsform. Es müsse etwas geschehen, um aus dem endlosen Wogen des Parteienhaders wieder auf festen Boden zu kommen; man müsse eine selbständige, feste, dauerhafte Regierung haben; das sei ein Vorzug der Monarchie, daß sie die eigene Stätigkeit allen öffentlichen Verhältnissen mittheile, und dadurch der bürgerlichen Freiheit die beste Gewähr verleihe; die Verfassung von 1791 habe nur deshalb dieses Ziel verfehlt, weil das Mißtrauen gegen den König die Kraft der Regierung zu sehr gelähmt habe. In Paris hörte man Handwerker und Arbeiter die Frage verhandeln, ob unter der Monarchie das Korn ebenso selten und das Brod ebenso theuer wie unter der Republik gewesen; unter der goldenen Jugend ging der Spruch umher, daß acht und neun gleich siebzehn sei, mit anderen Worten, daß die Revolution von 89 mit der Thronbesteigung Ludwig XVII. endigen müsse.

Wenn solche Aeußerungen im Convente zur Sprache kamen, so pflegte der republikanische Sinn der Mitglieder hoch aufzuwallen, und

besonders die Independenten und einige Enthusiasten von der Gironde riefen dann mit großem Zorne, daß man über dem Kampfe gegen die Schreckensmänner den Streit gegen das Königthum nicht vergessen dürfe. Indeß war man für's Erste noch zu tief in die jacobinischen Händel verwickelt, man hatte noch zu viele unvollendete und dringende Aufgaben der Herstellung vor sich, und vor Allem, man besaß zu wenig innere Kraft zum Widerstande gegen die öffentliche Meinung, als daß die Mehrheit des Convents aus der bisherigen Richtung so schnell hätte herausgedrängt werden können. Mochte hier und da bei den ruhigen Bürgern ein Zug von monarchischer Gesinnung anklingen: man wußte doch sehr wohl, daß diese nur aus Sehnsucht nach bleibender Ruhe entspringe, und eben deshalb nicht leicht zu Gewaltmitteln greifen würde. Mochte bei ihnen manches respectwidrige Wort gegen den Convent vernommen werden: noch konnte man ihre Gunst zu erwerben hoffen, wenn man die Schäden der Schreckenszeit redlich zu beseitigen fortfuhr. Die Hauptsache war aber, daß der Convent keine anderen Helfer und Stützen mehr hatte als die goldene Jugend und die ordentlichen Bürger, daß er von den Jacobinern das Schlimmste befürchten mußte, daß es eine Existenzfrage für ihn war, einer Wiederholung des 12. Germinal gründlich vorzubauen. Man verstärkte also schon am 3. April den Wohlfahrtsausschuß, dessen Mitglieder der Last der Geschäfte erlagen, auf sechzehn Personen. Man schritt dann am 10. zu einer Maßregel, welche schon oft von den Pariser Sectionen gefordert, früher aber von dem mißtrauischen Convente stets verweigert worden war: man befahl eine allgemeine Entwaffnung aller der Bürger, welche sich an der Tyrannei der Schreckenszeit auf irgend eine Weise betheiligt hätten. Die Gemeinden, und in Paris die Sectionen sollten dies Geschäft vollziehen. Während man auf diese Art die Jacobiner wehrlos zu machen hoffte, suchte der Convent die besitzende und gemäßigte Classe für seinen Dienst zu stärken, indem er eine neue Organisation der Pariser Bürgergarde verfügte, und sich dabei enge an die Grundsätze von 1791 anschloß. Auf diese Grundsätze griff er damals auch in der Verwaltung des Landes zurück: das Gesetz vom 4. December 1793 [1]) wurde aufgehoben, und den Behörden der Departements und Districte die Wirksamkeit von 1791 hergestellt. Nur die Wahl der Personen wagte man noch nicht dem Volke wieder zu geben, sondern behielt sie einstweilen den Ausschüssen und Commissaren des Convents vor.

Wenn man so die Sache des Convents völlig mit jener der

[1]) Band II. S. 441.

Bürgerschaften verschmolz, so lag es in der Natur der Dinge, daß die großen Restaurationen von Recht und Eigenthum wieder mit doppeltem Nachdruck zur Sprache kamen. Nach dem Aufstande der Girondisten waren im Sommer und Herbste 1793 viele Hunderte ihrer Anhänger als Föderalisten geächtet worden: nachdem der Convent die Führer der Partei als die Vertreter der guten Sache anerkannt und, so viele ihrer noch lebten, in seine Mitte zurückgerufen hatte, wäre es ein Widersinn gewesen, die untergeordneten Opfer des 31. Mai noch länger zu verfolgen. Am 11. April wurden also alle hiermit zusammenhängenden Aechtungen zurückgenommen und zugleich das tyrannische Gesetz vom 10. März 1793, welches ohne nähere Begriffsbestimmung alle Feinde der Revolution in die Acht erklärte, aufgehoben. Vier Tage nachher erneuerte dann Johannot den großen Antrag auf Streichung der Confiscation aus dem französischen Strafrechte, und Herausgabe der Güter der Hingerichteten an ihre Familien. Er entwickelte, daß die Opfer der Schreckenszeit zum größten Theile ohne wirklichen Rechtsgang gemordet seien, daß das Blut der Unschuld an diesen Besitzungen der Nation hafte, daß der Credit des Staates nur durch einen durchgreifenden Act der Reinigung und Sühne gerettet werden könne. Die Stimmung der Mehrheit war so günstig, daß auf der Stelle unter lebhaftem Beifallklatschen der Antrag decretirt wurde. Dann aber kamen wieder Bedenken. Rewbell rief, es sei Unrecht, ein so wichtiges Decret in schnellem Jubel zu erlassen; hier sei eine Menge der größten Interessen zu erwägen, wenn das Ganze nicht ausschließlich den Royalisten zu Gute kommen sollte. Einige Thermidorianer, welche an dem Hervortreten der kirchlichen Bewegung Anstoß genommen, kamen ihm zu Hülfe, und die Mehrheit bequemte sich zu einem nochmaligen Aufschub. Am 18. April erneuerte Rewbell seinen Widerspruch. In ruhigen Zeiten, räumte er ein, sei die Confiscation ungerecht, weil sie außer dem Verbrecher auch dessen unschuldige Familie treffe. Aber in einer Zeit der Revolution, in einer Zeit politischen Parteikampfes sei es die Pflicht des Siegers, den Nachkommen der Besiegten die Erneuerung des Kampfes unmöglich zu machen. Habe doch auch Johannot zugegeben, daß die Emigranten von den Hingerichteten zu unterscheiden und als offene Feinde des Landes nach Kriegsrecht zu behandeln seien: er werde aber nicht läugnen können, daß ein großer Theil der Hingerichteten in offener Rebellion gestanden und ebenso wie die Emigranten die Waffen gegen die Republik getragen hätten. Er fordere also, daß man vor Allem die Veräußerung der Emigrantengüter vollende, daß man sodann zu einem festen Beschlusse über das Vermögen der Eltern von Emi=

granten komme: erst wenn dies geschehen, möge man die Frage über die Güter der Hingerichteten weiter in Erwägung ziehen.

Der Convent schwankte. Wer mit einigem Nachdruck seine Abneigung gegen Ausgewanderte und Königthum anrief, verfehlte selten seine Wirkung bei dem großen Haufen der Mitglieder. Es kam zu einem Beschlusse, daß die Ausschüsse zunächst über das Vermögen der Eltern von Emigranten Bericht erstatten sollten. Unmittelbar darauf empfing aber seine Stimmung eine andere Farbe, indem der Sicherheitsausschuß Anzeige machte, daß ein neuer Aufstandsversuch der Jacobiner entdeckt worden sei: morgen oder übermorgen sollten mehrere Colonnen aus der Antonsvorstadt hervorbrechen, das Arsenal und die Regierungsausschüsse überwältigen, die verhafteten Patrioten befreien. Dies führte zu lebhaften Zornausbrüchen gegen die unverbesserlichen Terroristen, und lenkte die eben nach links gerichtete Strömung der Gemüther wieder scharf nach rechts hinüber. Als dann weiter auch aus mehreren Provinzen jacobinische Tumulte berichtet wurden, verdrängte die nähere Furcht vor den Männern des Schreckens die sonstigen Besorgnisse, und die Ansichten der gemäßigten Partei erhielten auf's Neue die Oberhand. Am 25. April wurde fast ohne Streitigkeit ein Gesetz angenommen, welches die Börsen wieder eröffnete und den Handel mit Gold und Silber verstattete; der Antrag der Linken, damit wenigstens Maßregeln zur Abwehr des Aufkaufs und Wuchers zu verbinden, ging ohne Berathung in dem Murren der Mehrheit zu Grunde. Es war dies ein Punkt, an dem, wie wir wissen, die communistische Tendenz der Schreckenszeit stets ihren schärfsten Ausdruck gefunden hatte; eine so kurze Erledigung desselben war also für die Umwandlung der Dinge und der Gemüther höchst bezeichnend.

An demselben Tage begann der Convent die von Rewbell beantragte Verhandlung über die Eltern der Emigranten. Wir haben früher erwähnt, daß auf der Höhe des Schreckens der Convent die Besitzungen aller Bürger, deren Söhne emigrirt waren, unter Sequester gelegt hatte, weil sie vermuthlich, sagte man, zu dem Verbrechen ihrer Söhne hülfreiche Hand geleistet, und weil die Nation sich das künftige Erbe des Emigranten sichern müsse. Eine Menge unschuldiger Familien waren dadurch in völlige Hülflosigkeit gestürzt, und lebten seitdem als Bettler von der Unterstützung ihrer Gemeinden oder der Gnade des Staates. Das jetzt vorgelegte Gesetz wagte noch immer nicht, sich einfach nach dem Grundsatze zu halten, daß Niemand für das Verbrechen eines Andern gestraft werden dürfe, und daß es also ein wahnsinniger Frevel sei, ein Gut zu confisciren, weil es künftig vielleicht einmal einem

Emigranten gehören könnte. Es befahl vielmehr aus jeder Vermögensmasse dieser Art die Aussonderung und definitive Einziehung der Erbportion des Emigranten; es verordnete dann aber, daß dem Ascendenten desselben der Rest zurückgegeben, und bestimmte zu lebhaftem Zorne der Linken, daß bei der Bestimmung der Erbportion dem Vater ein ansehnliches Präcipuum angerechnet werden sollte.

Parallel mit dieser Erörterung in der Zeit und der Richtung ging dann die Verhandlung über die Güter der Hingerichteten. Mehrere Girondisten, Doulcet, Louvet, Lanjuinais, welche die Gräuel der Schreckenszeit am eigenen Leibe empfunden hatten, boten alle Kraft auf, um hier den Convent zu einem ganzen Entschlusse im Sinne des Rechts und der Sitte fortzureißen. Aber sie hatten keinen leichten Stand. Denn obwohl sie durch die ganze Wucht der öffentlichen Meinung, welche in tausend Stimmen gebieterisch an das Ohr der Machthaber schlug, getragen wurden, so stand ihrem patriotischen Streben die empfindlichste aller Sorgen des Convents entgegen, die Sorge um den Bestand der einzigen Einnahme des Staates, die Sorge um den Credit der Assignaten, deren Pfand durch die begehrte Erstattung um ein Drittel, vielleicht um die Hälfte geschmälert wurde. Auch hieß es den Grundsätzen der Unabhängigen an das Leben greifen, wenn man, wie es hier geschah, eine Erklärung forderte, die Revolution sei in ihrer kriegerischen Allmacht durch die Rücksicht auf ein Recht beschränkt, und Rewbell und Genossen boten alle Mittel auf, um das Ergebniß, wenn nicht zu hindern, so doch abzuschwächen, wenn nicht die Güter, so doch das Princip zu retten. Es kam denn endlich am 3. Mai zu einem Gesetze, welches die Strafe der Güterconfiscation für Ausgewanderte, Assignatenfälscher und verrätherische Generale aufrecht erhielt, die Güter aber der Hingerichteten seit dem 10. März 1793 wegen politischer Vergehungen den Familien zurückzugeben befahl. So war den Gemäßigten endlich für den Augenblick die Schließung der furchtbaren Wunde gelungen, und wenn die Linke den revolutionären Grundsatz bewahrt hatte, so war er doch auf für die nächste Zukunft, Dank Lanjuinais' und Doulcet's Bemühungen, mit Unfruchtbarkeit geschlagen. Die Unsittlichkeit der Confiscation wurde seitdem von dem öffentlichen Gewissen in ganz Europa anerkannt.

Kaum als einen geringeren Erfolg betrachtete es die gemäßigte Partei, daß in denselben Wochen das Versöhnungswerk in den westlichen Provinzen zum Abschlusse gelangte. In der Vendee vollzog sich der Vertrag von La Jaunais für den Moment ohne Hinderniß. Charette erschien persönlich in Nantes, wurde von den republikanischen Behörden

mit Auszeichnung empfangen und von der Bevölkerung trotz seiner weißen Cocarde mit Jubel begrüßt. Seitdem lebte er in ruhiger Zurückgezogenheit in seinem Hauptquartier zu Belleville, und da die Conventscommissare die Bauern des Marais in ihren innern Angelegenheiten gewähren ließen, so schien für den Augenblick jede Spur des tödtlichen Gegensatzes in jenen Landstrichen verwischt. Stofflet, der Anfangs den Frieden von La Jaunais störrisch abgewiesen, fand sich täglich mehr von seinen Anhängern verlassen, von den sämmtlichen Streitkräften Canclaux's immer stärker gedrängt, und bequemte sich endlich am 2. Mai zu einem Vertrage in St. Florent, durch welchen er Charette's Bedingungen annahm, und damit die Vendee in ihrem ganzen Umfang in Frieden setzte. Schwieriger zeigte sich fortdauernd die Beruhigung der Chouans in der Bretagne. Nachdem einmal dem Eifer des General Humbert jene erste Anknüpfung gelungen, hatten sich allerdings die Besprechungen fortgesetzt, und sich allmählich auf die meisten der wichtigeren Bandenführer ausgedehnt. Aber einerseits war hier nicht wie in der Vendee ein fest geordneter Oberbefehl vorhanden, vielmehr zeigte sich Cormatin's Ansehen bei jedem Schritte äußerst unzuverlässig, und ein in Wahrheit wirksamer Vertrag bedurfte also einer besondern Unterhandlung mit jedem einzelnen Häuptling. Andererseits verharrte General Hoche in der Ueberzeugung, daß die Chouans es nicht redlich mit dem Frieden meinten und damit nur Zeit bis zur bevorstehenden Landung der Emigranten zu gewinnen suchten: er zeigte sich demnach bei der Verhandlung völlig ungefüge und abgeschlossen, sandte eine Verwahrung nach der andern an den Wohlfahrtsausschuß, und sprach den bittersten Unmuth über die blinde Leichtgläubigkeit der Conventscommissare aus. Es kam so weit, daß der Ausschuß ihn mit entschiedener Ungnade bedrohte, und ihm endlich die Hälfte seines Commandos entzog, ihn auf den Befehl des Heeres von Brest (südliche Bretagne) beschränkte, das Heer von Cherbourg aber (westliche Normandie) dem General Aubert-Dubayet übertrug. Erst hierauf gewannen die Conventscommissare so weit Boden, um mit Cormatin und 22 anderen Häuptern der Chouans einen förmlichen Vertrag zu schließen. Es geschah am 20. April zu La Mabilais, wieder auf ganz ähnliche Bedingungen, wie sie in der Vendee bewilligt worden waren.

Die gemäßigte Partei, welche neben diesen Herstellungen im Innern damals den preußischen Vertrag vollendet und eine Unterhandlung mit Spanien beginnen sah, überließ sich der Hoffnung, einem schönen Ziele, einer allseitigen Heilung und Beschwichtigung, der Beendigung der Revolution durch allgemeinen Frieden nahe zu sein. Ohne Zweifel stand im

Mittelpunkte dieser Bestrebungen das Werk der neuen Verfassung, und auch hierfür wurde damals ein wesentlicher Schritt gethan. Am 18. April erstattete Cambacérès den Bericht der Commission für die organischen Gesetze, worin er, angeblich um die Reihenfolge ihrer Arbeiten zu erörtern, den Umfang der nothwendigen Reformen und das Bedürfniß einer völlig neuen Arbeit statt der Verfassung von 1793 darlegte. Es erhob sich kein Widerstand von einer Seite: es wurde beschlossen, die Commission auf elf Mitglieder zu verstärken und deren Wahl am 23. vorzunehmen. Siéyès hatte seit 1789 einen so entschiedenen Ruf als der ächte Künstler in Verfassungssachen, er war damals so zweifellos der Führer der Unabhängigen geworden, daß sein Name auch hier vor Allen aus der Wahlurne hervorging. Indessen war er zu stolz, um mit zehn anderen Menschen seinen Ruhm zu theilen, oder zog er in diesem Augenblick die praktische Thätigkeit im Wohlfahrtsausschusse vor, genug, er lehnte die Theilnahme ab. Auch Cambacérès und Merlin von Douai, wie jener damals Mitglieder des Ausschusses, entschieden sich in gleicher Art. In die Verfassungscommission gelangten dann Thibaudeau, Larévellière, Lesage, Boissy d'Anglas, Creuzé-Latouche, Louvet, Daunou, Berlier, Lanjuinais, Durand-Maillane und Baudin von den Ardennen. Die Gemäßigten und Girondisten überwogen also bedeutend, und auch von den Unabhängigen hatte die Abstimmung in Daunou, Berlier und Larévellière nur die besonnensten und gebildetsten bezeichnet.

Um so weniger war man auf der Linken mit diesem Ergebniß, so wie überhaupt mit der Entwicklung der letzten Wochen zufrieden. Wenn Frankreich auf diesem Wege vielleicht einer beruhigten Zukunft entgegengeführt wurde, so hatte die Gegenwart für den Convent allerdings ihre dunkeln Schatten. Wohl wurden Johannot, Boissy, Lanjuinais als die Urheber der Gütererstattung von aller Welt gepriesen, aber nur um so schneidender stand neben diesem Preise der Einzelnen die Abneigung gegen den Convent im Ganzen. Niemand fühlte Liebe oder Verehrung für eine Versammlung, welche ein Jahr hindurch sich zum stummen Werkzeuge der entsetzlichsten Tyrannei gemacht, und sich auch jetzt noch nicht von einer Menge fluchbeladener Mitglieder gereinigt hatte. Die Regierung der Ausschüsse war dabei schwach und schwankend durch den steten Wechsel der Personen und der Parteieinflüsse. Sie hatte kein Geld für irgend einen Zweig des öffentlichen Dienstes; sie hatte zur Sicherung von Gehorsam und Ordnung weder die Bürgergarden Lafayette's noch Henriot's disciplinirte Pöbelhaufen, während die Truppen weit an den Grenzen entfernt standen; die Regierung trieb also hülf- und mittellos vor jedem Andrang der öffentlichen Meinung dahin. Im

Wohlfahrts- wie im Sicherheitsausschusse hatten damals die Unabhängigen die Mehrheit, Männer im Grunde ihres Herzens von jacobinischem Stoffe, die stets für das erste Merkmal der Freiheit die Unterdrückung der Freiheitsfeinde gehalten hatten. Sie sahen mit verhaltenem Ingrimm das straflose Zurückkehren der Emigranten und das öffentliche Auftreten der eidweigernden Priester; sie setzten also am 25. April beim Convente ein Decret durch, daß Niemand auf anderem Wege als durch einen Conventsbeschluß von der Emigrantenliste gestrichen werden könnte. Sie zürnten nicht weniger über die unbefangenen Zeitungsartikel, welche täglich die Tugenden Ludwig XVI. und die Sünden seiner Mörder besprachen; zuweilen ermannten sie sich und ließen einen royalistischen Verfasser einsperren: dann aber gab es einen Sturm in zwanzig Blättern, und die goldene Jugend tobte so lange auf Preßfreiheit oder Tod, bis der Ausschuß in friedfertiger Klugheit nachgab und die Freiheit des Gefangenen bewilligte. Das Gesetz über die Entwaffnung der Terroristen hatte in Paris die lebhafteste Bewegung hervorgebracht; die Sectionen erfüllten sich mit persönlichen Händeln, die bedrohten Jacobiner überhäuften den Sicherheitsausschuß mit dringenden Gesuchen um Schutz gegen den tobenden Zorn ihrer Mitbürger. Diese warteten einstweilen, bis die neue Einrichtuug der Bürgergarde vollendet wäre, bis sie die Waffen in den Händen hätten; dann aber sollte die Rache für die Frevel des letzten Jahres alle Schuldigen unaufhaltsam treffen. Noch mißlicher klangen die Nachrichten aus den Departements, insbesondere des Südens; die Conventscommissare meldeten überallher einstimmig, daß die Bevölkerung sich selbst helfen würde, wenn der Convent nicht rasche Maßregeln zur Bestrafung der seit 1793 geübten Unthaten ergreife. Thibaudeau selbst, obwohl gründlich von seinen früheren demokratischen Ansichten bekehrt und ein hervorragender Führer der gemäßigten Partei, hielt die Fortdauer eines so anarchischen Zustandes für unerträglich, und überraschte den Convent mit einem Antrage, bis zur Einführung der neuen Verfassung alle Regierungsgewalt im Wohlfahrtsausschusse auf's Neue zusammenzufassen. Die jacobinischen Mitglieder riefen ihm lauten Beifall zu; die Mehrzahl seiner Freunde aber schrie auf über einen solchen Ansatz zum Despotismus. Lanjuinais erklärte bei diesem Anlasse, zur tiefen Entrüstung der gesammten Linken, daß nicht eher ein gedeihlicher Zustand eintreten werde, bis die regierende von der gesetzgebenden Gewalt geschieden, und die letztere zwei getrennten Körperschaften übertragen sei. Ehe es jedoch hierüber zu einer Entscheidung kam, brachte Chénier im Namen der Ausschüsse am 1. Mai einen Bericht über die Lage des Landes, in welchem er alle jene Beschwerden über die

Schwäche der Beamten, die Keckheit der Presse, der Priester und der Emigranten in drohendem Tone zur Sprache brachte. Man fordert, sagte er, tagtäglich als ein hohes Freiheitsrecht die Befugniß, den Royalismus zu preisen; verrätherische Manifeste zu Gunsten des Königthums werden massenhaft in der Dauphiné und der Bretagne ausgestreut; Lyon ist durch mehrere politische Morde befleckt; eine große Energie ist nöthig, um die Republik zu erretten. Es wurde hiernach verfügt, daß alle zurückgekehrten Emigranten und widerspenstigen Priester sogleich zu verhaften, alle royalistischen Schriften peinlich zu verfolgen und ihre Urheber zu verbannen, die Entwaffnung der Terroristen durch den Sicherheitsausschuß zu beaufsichtigen seien. Es war vergebens, daß Tallien die Presse gegen die Beschränkung zu schützen suchte: der Convent war entschieden unter dem Eindrucke der Reactionsfurcht, und genehmigte einen Artikel des Gesetzes nach dem andern. Nur einen Antrag, welcher jeden Bruch des Februargesetzes über die Kirchen mit Gefängniß bedrohte, brachten Thibaudeau und Lanjuinais mit scharfer Hinweisung auf die Stimmung der Vendee zur Verwerfung.

Die Richtung, welche die Ausschüsse an diesem Tage der Mehrheit gegeben hatten, erhielt für eine Weile festeren Bestand durch traurige Nachrichten aus dem Süden. Man muß sich erinnern, wie in Lyon und Marseille, in Avignon und Orange, in Toulon und Arles die Genossen Robespierre's und Hebert's gewüthet hatten, wie dort keine Familie existirte, die nicht in Leben und Gut getroffen worden: um die Gluth des Zornes zu verstehen, mit welcher das Volk jetzt die Schergen jener Tyrannei unverfolgt in seiner Mitte dahinleben und die Beute ihrer Unthaten genießen sah. Nur zum kleineren Theile waren sie verhaftet, aber auch dann war ihre Ueberführung auf gerichtlichem Wege nicht immer sicher, und in keinem Falle rasch zu erreichen. So kochte die Gährung fort und fort; politische Umtriebe gesellten sich hinzu; die heimkehrenden Emigranten vermittelten zahlreiche Anknüpfungen mit den geflüchteten Prinzen. Im Laufe des Frühlings bildeten sich zuerst in Lyon und bald auf hundert Punkten des Landes bewaffnete Schaaren, welche sich Compagnien Jesu, Jehu oder der Sonne nannten, und das Amt der Strafe eigenmächtig in die Hand nahmen. Die Mitglieder von Collot's und Maignet's Blutcommissionen, die Spürer der terroristischen Polizei, die Genossen der alten Revolutionsausschüsse waren ihres Lebens nicht mehr sicher. In Lyon rief man am hellen Tage auf der Straße hinter einem Vorübergehenden: halte den Mathevon (d. h. den Jacobiner), und dies Wort genügte, daß er gefaßt und erdolcht oder in den Strom geschleudert wurde. Am 5. Mai stand ein

verrufener Spion von Collot's Polizei vor Gericht, und das Volk verlangte gegen ihn das Todesurtheil ohne Aufschub. Als die Richter an den gesetzlichen Proceßformen festhielten, brach die Masse los, erschlug den Angeklagten, und wälzte sich hierauf in entfesselter Racheluft zum Gefängniß. Die anwesende bewaffnete Macht war nicht zahlreich und ohne feste Leitung; das Volk erstürmte den Zugang und ermordete in wildem Toben 97 verhaftete Terroristen. Der Repräsentant Boissel erschien auf der Blutstätte, als Alles vorüber war: die Menschen umringten ihn mit Betheuerungen ihres guten Sinnes, erzählten selbst was geschehen, schilderten eifrig, welch verruchte Mörder die Erschlagenen gewesen, und klagten bitterlich über die Truppe, welche sie an der That habe hindern wollen. Nicht minder grausenvolle Scenen vollzogen sich am 11. Mai in Aix, wo das Volk ebenfalls den Kerker erbrach und ohne Erbarmen dreißig Gefangene niedermachte, hier unter den Augen des Conventscommissar Chambon, der mit schwachen Worten Gesetzlichkeit empfahl, im Herzen aber die Gesinnung der wüthenden Menge theilte. Es war natürlich, daß solche Vorgänge in Paris zu Gunsten der Jacobiner und gegen die Monarchisten und Emigranten ausgebeutet wurden. Bereits am 10. Mai wurden die Vollmachten des Wohlfahrtsausschusses nicht ganz so weit wie Thibaudeau beantragt hatte, immer aber sehr ansehnlich verstärkt. Mit Nachdruck schritt man darauf gegen die Zügellosigkeit der Zeitungen ein, und nahm auf keine Verwahrung Rücksicht. Daß die Bürger in mehreren Sectionen Beschlüsse zu Gunsten der Preßfreiheit faßten, bestimmte den Ausschuß um so mehr, die Rüstung der Nationalgarde zu verzögern. Die Entwaffnung der Terroristen kam in völliges Stocken; der Sicherheitsausschuß fand jede Einwendung eines Beklagten gerechtfertigt, und der Convent hatte kein Ohr für die Beschwerde der Sectionen, daß das heilsame Gesetz unausgeführt bleibe. Wenn der Wohlfahrtsausschuß die Lyoner Berichte las, so fand er die Jesuscompagnien doch für sein eigenes Bestehen gefährlicher als alle Jacobiner: diese Machthaber, zum größten Theile ohne sittliche Ueberzeugung und politisches Princip, und von den Ereignissen bald nach Rechts bald nach Links geworfen, hatten zuletzt kein anderes Ziel, als für ihre Personen die Macht und deren Genüsse zu behaupten, und deshalb von den streitenden Parteien abwechselnd die eine gegen die andere zu gebrauchen. Hatten sie am 12. Germinal die Terroristen durch die großen Theils monarchisch gesinnten Bürger gebändigt, so schonten und schützten sie jetzt für den herannahenden Kampf gegen die Royalisten die Reste der Jacobiner.

Aber es war ihnen nicht gegönnt, sich lange auf derselben Linie ohne Störung voran zu bewegen.

Die Theuerung, wie wir sie im Winter beobachtet, dauerte fort, und konnte der Natur der Sache nach vor dem Eintreten der Erndte nicht gelinder werden. Im Gegentheil, da durch den allseitigen Kriegsstand der auswärtige Handel im höchsten Maße erschwert war, mußte mit jedem Monate fortgesetzter Consumtion der Ausfall in den Vorräthen empfindlicher werden; es war im Mai den Pariser Behörden unmöglich, der Bevölkerung die im März festgestellte Tagesration von einem oder anderthalb Pfund Brod zu beschaffen, und man mußte sich freuen, wenn man zu einem halben Pfund Brod etwa noch ein halbes Pfund Reis liefern konnte. So war das Elend der niedern Classe groß, und die Einflüsterungen der Jacobiner gewannen auf ihrem alten Boden der Vorstädte wieder Raum. Die äußerste Linke des Convents war am 12. Germinal allerdings besiegt und decimirt, aber keineswegs vernichtet oder in ihren Gesinnungen verwandelt worden. Ihre Mitglieder sahen mit wilder Entrüstung die Erfolge der Gemäßigten während des April, und empfanden eine glühende Schadenfreude bei den Sorgen des Convents wegen der Royalisten in den ersten Maiwochen. Als die Ausschüsse damals die Jacobiner vor Entwaffnung und sonstiger Bedrängnisse zu schirmen begannen, waren die Mitglieder des Berges auf das Weiteste von jeder Dankbarkeit entfernt; wohl aber faßten sie auf der Stelle mit grimmiger Freude den Gedanken, den Augenblick zu benutzen und, so lange ihnen noch die freiere Regung vergönnt war, einen kühnen Handstreich zur Wiedereroberung der Macht zu versuchen. Die Abgeordneten Goujon und Bourbotte werden als die thätigsten Führer des Unternehmens bezeichnet; neben ihnen wirkten in den Vorstädten Thuriot und Cambon, welche sich nach dem 12. Germinal der Haft durch glückliche Flucht entzogen hatten. Die Noth der Arbeiter bot ihnen entzündliches Material in Menge, die Mordscenen im Süden und die Drohungen der Pariser Bürger verliehen ihnen das Bewußtsein einer gerechten Sache, und der offene Zwiespalt, der zwischen der Regierung und den hauptstädtischen Sectionen eben wegen der neuen Begünstigung der Jacobiner eingetreten war, gab diesen Hoffnung, zuerst den vereinzelten Convent, und dann mit dessen Decreten die Bürger zu überwältigen. Der Plan war, ähnlich wie am 12. Germinal: mit einer tosenden Sturmpetition auf Brod, Verfassung von 1793 und Befreiung der Patrioten, die Sitzung des Convents zu unterbrechen, dann die feindliche Mehrheit der Versammlung zu sprengen, die Linke allein als die ächte Vertretung der Nation zu constituiren und, während

draußen andere Colonnen des Volkes das Stadthaus und das Arsenal besetzten, die bisherige Regierung aufzulösen und das System von 1793 zu erneuern. Man fand die Vorstädter in solchen Massen bereitwillig, daß man den Plan des Aufstandes am 19. Mai durch den Druck zu veröffentlichen wagte: am Nachmittage gab es Tumulte in verschiedenen Straßen, wo die Insurgenten den Kampf der harten Fäuste gegen die zarten Hände erklärten, und die Galerien des Convents störten die Verhandlungen durch unbändiges Geschrei und tobendes Klatschen bei jeder Aeußerung eines jacobinischen Redners.

In der Frühe des 20. Mai (1. Prairial) begann schon vor fünf Uhr in den Vorstädten der Lärm des Generalmarsches und das Heulen der Sturmglocke, um die Aufständischen unter die Waffen zu rufen. Die Regierungsausschüsse traten eilig zusammen und befahlen gegen acht Uhr in den übrigen Sectionen der Stadt Rappell zur Sammlung der Bürgerwehr zu schlagen. Als drei Stunden später die Sitzung des Convents begann, war es in der Umgebung der Tuilerien noch ziemlich ruhig, die Galerien aber waren mit dichten Weibermassen besetzt, welche durch Geschrei und Gelächter alle Verhandlung unmöglich machten. Die Diener des Convents waren völlig ohnmächtig dagegen, die bewaffnete Macht der Sectionen wollte nicht zusammenkommen, die goldene Jugend erwog in den Cafés des Palais Royal, wer die schlimmsten Jacobiner seien, die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses oder die Arbeiter der Antonsvorstadt. Der Präsident übertrug endlich einem zufällig anwesenden Brigadegeneral den Oberbefehl über die Vertheidigung des Convents, und dieser versah ein halbes Dutzend junger Männer mit Hetzpeitschen, worauf dann unter wüstem Geheul die Galerien geräumt wurden. Während dieses Lärmens aber erschien an dem Haupteingange des Saales ein erster Schwarm bewaffneter Arbeiter, zertrümmerte die Thür und erfüllte die unteren Räume: einzelne Deputirte warfen sich ihm persönlich entgegen, ein Zug Gensdarmen erschien zum Schutze der Volksvertretung, und die Insurgenten wurden mit Säbelhieben hinausgedrängt. Aber man stand erst am Anfange der Gefahr. Draußen tönten die Sturmglocken in allen Quartieren, das Lärmen auf dem Carousselplatz wuchs mit jeder Minute, und erst von einer Section war ein schwaches Bataillon angelangt, um die Zugänge des Sitzungssaales zu besetzen. Gegen vier Uhr erfolgte ein neuer Einbruch der Insurgenten mit verstärkten Massen; an der Thür des Saales selbst wurde gekämpft, die Nationalgarde mit Flintenschüssen überwältigt, und nun brauste die Menschenmasse, über den Leib des Abgeordneten Féraud hinweg, der sich ihr verzweifelt entgegengeworfen hatte, in den Raum hinein, und zunächst auf

das Bureau des Präsidenten zu, um von diesem die begehrten Decrete zu erzwingen. Dort saß an diesem Tage Boissy d'Anglas, als Stellvertreter des greisen und schwachen Vernier, blaß, unbeweglich, unerschütterlich. Das Volk überhäufte ihn mit Schimpfworten, hob die Fäuste und Bajonnette gegen ihn, schrie nach Abstimmung, Brod und Decreten. Féraud, der sich wieder aufgerafft, stürzte herbei, den Präsidenten zu decken; als er eine auf Boissy gerichtete Pike hinwegschlug, streckte ihn selbst ein Pistolenschuß nieder. Er wurde dann hinausgeschleppt, draußen vollends getödtet, und hierauf sein blutiges Haupt auf einem Speere hereingetragen nnd Boissy vorgehalten, welcher es ehrerbietig grüßte, sonst aber auch in diesem Augenblicke fest und ruhig blieb. Die Lenker des Aufstandes sahen, daß ein großer Theil der Deputirten vor dem Tumulte gewichen war, und wünschten jetzt ihre Anträge zur Beschlußnahme zu bringen. Allein auch für sie war es nicht möglich, zum Worte zu kommen; unaufhörlich strömte die Menge ab und zu, trank und jubilirte, schrie nach Brod und Freiheit; es dauerte mehrere Stunden, bis Goujon und seine Genossen eine Art von Verhandlung zu Stande brachten. Mittlerer Weile hatte das Gerücht über diesen Unfug denn doch eine Anzahl Sectionen in Bewegung gebracht, so daß mit Dunkelwerden mehrere Bataillone Bürgergarden auf dem Platze versammelt waren: aber Niemand von ihnen wußte, wo sich die Regierungsausschüsse befänden und ob überhaupt noch eine Regierung existirte. Im Saale hatte Boissy mit den Secretären das Bureau verlassen; gegen neun Uhr trieben die Montagnards den alten Vernier in den Präsidentensessel, und ließen durch das Volk die noch anwesenden Deputirten unten in der Mitte des Saales zusammendrängen; darauf stellten Goujon, Romme, Soubrany ihre patriotischen Anträge, und jeder wurde auf der Stelle durch Hüteschwenken als Gesetz ausgerufen. Indeß fehlte es an Secretären, sie aufzuzeichnen, und erst nach eilf Uhr bewirkte Goujon die Ernennung eines Vollziehungsausschusses, welcher die Regierung in die Hand nehmen und die bisherigen Ausschüsse verhaften sollte. In diesem Augenblicke aber war es den letzteren gelungen, mit der Bürgergarde in Vernehmen zu treten und weitere Verstärkung heranzuziehen: gleich nachher nahm Boissy den Präsidentenstuhl wieder ein, und als eben der revolutionäre Ausschuß sich in Bewegung setzen wollte, erschienen an der Thür Legendre, Chénier und andere Thermidorianer mit Bewaffneten. Auf der Stelle begann das Handgemenge. Die Aufständischen wurden zurückgedrängt, erhielten jedoch ihrerseits Verstärkung und trieben unter lautem Siegesruf des Berges noch einmal die Truppen hinaus. Da wirbelte aber draußen der Generalmarsch: durch alle Ein-

gänge, das Bajonnet gefällt, drangen die Bataillone in dichten Massen vor, und die Empörer retteten sich in unordentlicher Flucht auf die Galerien, durch einige Nebenthüren oder durch die Fenster. Dreizehn Montagnards, die sich besonders bei dem Getümmel hervorgethan, wurden festgehalten und sogleich in Haft genommen. Mitternacht war vorüber, als sich der Convent endlich wieder im vollen Besitz seiner Freiheit sah. Die Stadt war ruhig, und nur aus der Section Cité herüber vernahm man vereinzelte Trommelwirbel.

Noch aber war die Meuterei nicht zu Ende. Vielmehr kam am folgenden Morgen gleich im Beginne der Sitzung die Nachricht, daß auf dem Stadthause sich ein Convent des souveränen Volkes gebildet habe, daß aber die Bataillone der gutgesinnten Sectionen bereits gegen denselben auf dem Marsche seien. Alle Redner sprachen mit der schärfsten Energie gegen die Terroristen: die wackern Bürger, die man Royalisten schmäht, sagt Lariviere, sind nicht gefährlich; man hatte dagegen die Jacobiner aus den Gefängnissen entlassen, jetzt seht ihr, wie sie ihre Freiheit gebraucht haben. Mittags erfuhr man, daß die Rebellen sich aus dem Stadthause in die Antonsstadt zurückgezogen hatten; die Nationalgarde drang ihnen nach, sah sich aber plötzlich von überlegenen Haufen mit dem Geschütze der Vorstadt bedroht, und wagte keinen Kampf. Gegen fünf Uhr langten die Weichenden vor den Tuilerien an, von den Massen der Vorstädter hastig verfolgt; der Präsident verkündigte den Deputirten, daß die feindlichen Kanonen auf das Schloß gerichtet seien, und Legendre rief: ich hoffe, daß der Convent auf seinem Posten aushält, das Schlimmste, was uns widerfahren kann, ist der Tod. Eine peinliche halbstündige Stille folgte; draußen verhandelten die Kanoniere der beiden Parteien, und die Bürger meldeten den Beginn einer versöhnlichen Stimmung bei den Vorstädtern, wenn man nur glimpfliche Miene zeige, Hoffnung auf Lebensmittel und Aussicht auf baldigen Erlaß der Verfassung gebe. Der Convent erließ auf der Stelle ein allerdings doppeldeutiges Decret: stets beschäftigt, hieß es, mit der Sorge um Lebensmittel, befiehlt der Convent seiner Commission der Eilf binnen vier Tagen die organischen Gesetze der Verfassung vorzulegen. Auf eine weitere Nachricht über die Wünsche des Volkes wurde das Gesetz, betreffend den Handel mit Silber und Gold aufgehoben, und die Güter der Eltern von Emigranten auf's Neue unter Sequester gelegt. Hierauf empfing man eine Abordnung der Vorstädter, welche noch sehr gebieterisch auftrat, aber von dem Präsidenten umarmt wurde und die besten Zusicherungen erhielt. Darauf kam auf dem Platze die Versöhnung der

Parteien zu Stande, und die Vorstädter zogen mit stolzem Siegesbewußtsein nach Hause.

Erlangt hatten sie freilich nichts als schöne Worte, und der Convent wartete mit knirschender Ungeduld des Augenblicks, sie seine Macht empfinden zu lassen. Mitten im Lärmen des 20. hatte der Wohlfahrtsausschuß den entscheidenden Schritt gethan und einen Befehl an das Nordheer geschickt, 3000 Mann Reiterei in Eilmärschen nach Paris abrücken zu lassen. Am Abend des 22. Mai trafen sie ein, und starke Infanteriecolonnen waren gleichzeitig von verschiedenen Punkten her im Anmarsch. Nun endlich fühlte sich die Regierung stark auf eigenen Füßen, und war gründlich entschlossen, ihre Kraft zu gebrauchen. Am 23. wurden die Abgeordneten Aubry, Delmas und Gillet mit dem Oberbefehl über die bewaffnete Macht beauftragt, die strengsten Verordnungen gegen jede Anstalt zur Meuterei erlassen, und ein Kriegsgericht zur unnachsichtlichen Bestrafung der Aufrührer niedergesetzt. Als St. Anton die Auslieferung seiner Geschütze und der Mörder Féraud's weigerte, erging die Drohung einer sofortigen Beschießung, und noch am Abend wurde die vollständige Unterwerfung erzwungen. In allen Stadttheilen setzten sich ohne Unterbrechung die Verhaftungen fort; die Sectionen erhielten jetzt den Befehl, in Permanenz zu bleiben, bis die Entwaffnung der Terroristen vollendet wäre; zugleich wurde bei strenger Ahndung die Ablieferung aller Piken befohlen, und von den Bürgern selbst mit regem Eifer in das Werk gesetzt. Auch die neue Einrichtung der Nationalgarde kam jetzt in raschen Zug: alle Arbeiter, Dienstboten, Heimath- und Besitzlosen wurden vom Dienste entbunden, dafür wurden Grenadier- und Reitercompagnien aus Freiwilligen der besitzenden Classe gebildet. Man war wieder vollständig in das Geleise der ersten Aprilwochen zurückgekehrt, und beeiferte sich bei jedem Anlasse, den bisher als monarchisch verrufenen Bürgerschaften vollständige Ehrenerklärung zu geben.

Die Jacobiner selbst thaten das Ihrige, diese Stimmung nicht verrauchen zu lassen. Kaum war man ihrer in Paris Herr geworden, so lief die Nachricht ein, daß am 17. Mai ihre Genossen zu Toulon sich in großem Aufstande erhoben uud der Stadt völlig bemeistert hatten. Seit mehreren Wochen schrieben von dort die Conventscommissare mit lebhafter Sorge, daß in dem wichtigen Hafenplatze aus allen südlichen Departements die Uebelgesinnten zusammenströmten, daß die Tausende der Hafenarbeiter sich in bedenklicher Gährung befänden, daß die an sich zu schwache Garnison und ein Theil der Mannschaft auf der Kriegsflotte nicht frei von jacobinischen Elementen sei. Nun sollte die Flotte eben zu einem Angriffe gegen die Engländer auf Corsica auslaufen,

was den Aufwieglern den vielleicht wichtigsten Theil der gehofften Beute entzogen hätte; gleichzeitig erfuhren sie die Massenmorde ihrer Genossen in Aix und Lyon, und entschlossen sich, vielleicht auch über die Pariser Entwürfe unterrichtet, nicht länger zu zaudern. Am 17. Mai gab es die ersten Tumulte in der Stadt, am 18. schlugen die Hafenarbeiter los, die Garnison wagte oder wollte keinen Widerstand wagen; einer der Repräsentanten schoß sich verzweifelnd eine Kugel durch den Kopf; der andere, Niou, entkam mit knapper Noth auf die in der großen Rhede geankerte Flotte. Es war einige Tage zweifelhaft, ob er hier die Mannszucht aufrecht halten würde: zum Glück war kurz vorher eine Abtheilung der Brester Flotte eingelaufen, und deren feste und pflichttreue Haltung schüchterte die Mißvergnügten unter den Toulоner Matrosen ein. In der Stadt hielten die Aufständischen, etwa 8000 Bewaffnete, leidliche Ordnung, verkündeten aber die Absicht, zunächst auf Marseille zu ziehen, diese Commune mit sich fortzureißen, und dann in gesammelter Kraft den Pariser Brüdern zu Hülfe zu kommen. Hier galt es offenbar entschlossenen Widerstand, und die Regierung zauderte nicht, den Conventscommissaren im Süden die umfassendste Vollmacht zuzusenden. Es bedurfte aber nicht erst des Anstoßes von Oben, um an Ort und Stelle alle Kräfte zur Gegenwehr zu entflammen. Wohin im Süden die Kunde gelangte: die Jacobiner herrschen in Toulon, erhob sich die Bevölkerung mit wildem Ungestüm. Einer der Conventscommissare in Marseille, Chiappe, eilte unerschrockenen Muthes allein in die empörte Stadt hinüber, um wo möglich durch das befehlende Wort des Convents die Unterwerfung herbeizuführen; er fand aber kein Gehör und mußte nach mehrtägiger Haft sich glücklich schätzen, unversehrt zu entkommen. Sein College Isnard zog indessen einige militärische Führer und geübte Truppentheile vom italienischen Heere herbei; die Bürger schlossen sich zu Tausenden mit Begeisterung an; es bezeichnete ihre Stimmung, daß Isnard ihnen beim Auszuge zurief: wenn ihr nicht hinlängliche Waffen habt, so grabt die Leichen eurer hingewürgten Brüder aus der Erde und erschlagt mit ihren Gebeinen die Mörder. Einige Stunden vor Toulon trafen sie die in lockerer Ordnung heranziehenden Rebellen: die Jacobiner zählten 3000 Mann mit zwölf Geschützen, während die Conventscommissare über eine mehr als dreifache Stärke verfügten; dennoch leisteten die Insurgenten fünf Stunden lang einen hartnäckigen Widerstand, bis endlich die Tüchtigkeit der Führung das Uebergewicht ihrer Gegner entschied, und die Rebellen in wilder Flucht auseinandersprengte. Am 31. unterwarf sich Toulon auf Gnade und Ungnade.

In Paris folgte man mit höchster Erregung den verschiedenen Wendungen dieses Aufstandes. Es war nur Eine Stimme, daß man mit einer so unverbesserlichen Faction gründlich endigen müsse. Am 24. Mai wurden Pache, Bouchotte und sechs ihrer Genossen aus dem alten Kriegsministerium des Berges vor das peinliche Gericht gewiesen, und der Gesetzgebungsausschuß beauftragt, in kürzester Frist über alle Repräsentanten zu berichten, welche als Commissare bei den Provinzen oder bei den Heeren ihren Charakter durch Gesetzwidrigkeiten irgend welcher Art befleckt hätten. In den nächstfolgenden Tagen wurden noch acht weitere Montagnards wegen Betheiligung am 1. Prairial in Anklagestand versetzt, am 28. alle Mitglieder der alten Regierungsausschüsse, mit Ausnahme Carnot's, Prieur's von der Cote d'Or und Louis' vom Niederrhein, zur Haft gebracht, am 1. Juni nochmals acht Deputirte des Berges den schon früher vor Gericht gestellten Collegen nachgeschickt. Gleichzeitig kam auch der Proceß Lebon's, der schon seit Monaten eingeleitet war, in Gang; Fouquier Tinville war mit fünfzehn Genossen bereits am 7. Mai unter den Verwünschungen einer zahllosen Menschenmenge auf der Guillotine gefallen; am 17. Juni verurtheilte das Kriegsgericht Goujon, Romme, Soubrany, Duquesnoy, Bourbotte und Duroy zum Tode wegen ihrer Schuld an der Empörung des 1. Prairial. Die Verhandlungen über diese Strafacte brachten wieder die schwärzesten Schatten der Schreckenszeit in frische Erinnerung; die Bevölkerung vernahm mit stets heißerer Erbitterung die Nichtswürdigkeiten des Pariser Revolutionsgerichtes, Lebon's wahnsinniges Wüthen in Arras, die grausenvollen und ekelhaften Einzelnheiten aus dem Treiben anderer Commissare, — wie der Eine den Scharfrichter an seine Tafel gezogen, der Andere öffentliches und privates Eigenthum geplündert, der Dritte bei einem patriotischen Feste im Theater völlig nackt erschienen und gegen die anwesenden Frauen die unfläthigsten Reden geführt, wie sie Alle das Blut der Schuldigen und Unschuldigen ohne Unterscheidung vergossen hätten. Die unmittelbaren Folgen dieser Eindrücke waren die Aufhebung des Revolutionsgerichts, welches über zwei Jahre der Schrecken Frankreichs gewesen, die Beseitigung des Februargesetzes über die Kirchen, so daß von nun an der öffentliche Gottesdienst jedem Priester wieder verstattet wurde, der eine einfache Erklärung der Unterwerfung unter die Staatsgesetze abgab, und eine Vollmacht für den Gesetzgebungsausschuß, auch ohne Decret des Convents Streichungen von der Emigrantenliste vorzunehmen. Es ist nöthig, sagte etwas später Séveſtre, die Redeweise wie die Einrichtungen unserer alten Tyrannen zu beseitigen; wir müssen das Wort Revolutionär aus der Sprache unserer Gesetze verbannen, und

folglich den Revolutionsausschüssen, die unter diesem Titel den Fluch der Nation auf sich geladen haben, wieder die ursprüngliche Bezeichnung Aufsichtsausschüsse geben. Es wurde mit Beifall verfügt, und sofort drängten sich die Anträge ähnlichen Schlages, die rothe Jacobinermütze, die im Grunde die Kappe der Galeerensclaven sei, zu verbieten, von der überall angepinselten Inschrift: Freiheit oder Tod die beiden letzten Worte zu tilgen, jede Erinnerung an den blutigen Schmutz der Pöbelherrschaft auszumerzen. Es war erst ein Jahr, daß der Convent der Rede Billaud's, man müsse von allem Vorhandenen das Gegentheil einführen, rasenden Beifall geklatscht hatte; er schien jetzt kein anderes Bestreben zu haben, als die eigenen Schöpfungen zu stürzen und von den eigenen Thaten das Gegentheil zu thun.

Die öffentliche Meinung war damit im höchsten Grade einverstanden. In Paris wie in den Departements machte die unendliche Mehrheit der Einwohner gar kein Hehl mehr daraus, daß die Fortdauer der Republik unmöglich, daß die Herstellung einer constitutionellen Monarchie die einzige Rettung für Frankreich sei. Wer irgend wie seit 1792 republikanische Politik getrieben, sah sich, gleichviel ob Girondist oder Hebertist, ob Anhänger Danton's oder Robespierre's, in der Gesellschaft gemieden, von jedem Amte ausgeschlossen, bei dem geringsten Anlasse peinlicher Verfolgung ausgesetzt. Der Girondist Lehardy war damals in Rouen: von meiner Familie, berichtete er nachher dem Convente, waren dreizehn Personen während der Schreckenszeit geächtet, dennoch wurde ich dem mißleiteten Volke als Terrorist verdächtigt und aller Orten mit den ärgsten Schmähungen verfolgt; wenn ich einen Royalisten oder Emigranten vor Gericht wies, so mißhandelte das Volk jeden Patrioten, der als Zeuge gegen ihn aufzutreten wagte; an allen öffentlichen Orten hörte ich die Rufe, daß der Krieg gegen England eine Thorheit sei, daß Frankreich einen König haben müsse. So ist der Zustand, schloß er, in Rouen, so in allen benachbarten Bezirken. So ist er, fielen eine Menge Stimmen ein, in allen Departements. In Paris, wo damals wie immer die politische Stimmung sich am kräftigsten und deutlichsten ausprägte, begehrten neun Zehntel der Bürger unverhohlen die Verfassung von 1791, mit solchen Aenderungen, wie sie das Interesse der Ruhe und Ordnung erfordere. Mit diesem Wunsche verband sich übrigens bei den Meisten eine tiefe Unlust zu politischem Handeln oder gar zu bewaffneter Auflehnung gegen die einmal bestehende Regierung; man wollte überhaupt keine Revolution mehr, auch nicht gegen die revolutionären Machthaber. Nicht weniger ausgesprochen war endlich bei den Massen die Abneigung gegen das alte Regime, gegen die

Herstellung des alten Adels, der alten Hierarchie, der unumschränkten Monarchie von Gottes Gnaden, und kein Irrthum war verkehrter, als wenn die geflüchteten Prinzen und die bewaffnete Emigration auf jene conservativen Tendenzen Hoffnungen für ihre Wünsche und Interessen bauten. Vielmehr richteten sich in Paris alle Augen der monarchisch Gesinnten ausschließlich auf den einzigen Sprößling des Könighauses, welchen ein unseliges Geschick von den übrigen Mitgliedern seiner Familie getrennt hatte, auf den Gefangenen des Tempels, den nächsten Erben der zertrümmerten Krone, den Sohn Ludwig XVI. Den Einen galt er ohne Weiteres als ihr gesetzlicher König, für die Anderen war es eine entscheidende Empfehlung, daß er ein Gefangener der Revolution war, daß man ihn also auf den Thron erheben konnte, ohne irgend eine Umgebung aus dem alten Regime, und bei seiner Jugend auf lange hin ohne eine wirkliche persönliche Macht. Man hätte damit, glaubte man, den großen Grundsatz der Monarchie gewonnen, ohne irgend eine Gefährdung der neuen, seit 1789 entstandenen Interessen. Diese Ansichten hatten ihre Vertretung bis in die Verfassungscommission des Convents hinein. Lanjuinais, Boissy, Lesage und der alte Durand bekannten ihren Collegen ihre monarchische Ueberzeugung. Sie sahen freilich gleich, daß sie damit nicht durchdringen würden, daß bei der Commission, und noch entschiedener bei der Gesammtheit des Convents kein Verfassungsplan erreichbar sei, welcher nicht den Titel der Republik an seiner Spitze trage. Sie wagten indessen einen vermittelnden Vorschlag. Sie beantragten vor Allem, daß die neue Verfassung dem Unwesen der bisherigen vielköpfigen Verwaltung ein Ende mache, und nach dem amerikanischen Muster, auf welches ihre Collegen vielfach Bezug nahmen, einen Präsidenten an die Spitze der Regierung stellte. Sie meinten, daß sich dann alle Vortheile der Monarchie und Republik vereinen, und eine Verschmelzung aller Parteien hoffen lasse, wenn man den jungen Ludwig zum Präsidenten mache und anstatt eines Vicepräsidenten die wirkliche Gewalt einem aus dem Convente entnommenen Regentschaftsrathe übertrage. Auch gegen einen solchen Entwurf hatten ihre republikanischen Genossen schwere Bedenken: immer aber war die Richtung der Gemüther in Paris so unzweifelhaft, daß eine große Zahl der gemäßigten Deputirten dem Plane gewonnen wurde, und die Commission sich zu einer ruhigen und eingehenden Erwägung herbeiließ. Die Existenz eines armen, gequälten, von der Welt beinahe vergessenen Kindes schien somit plötzlich wieder ein Gegenstand von höchster politischer Bedeutung zu werden.

Wußten diese Männer, als sie über die Erhebung des jungen

Prinzen auf den Thron Frankreichs beriethen, in welcher Lage dieser Erbe von fünfzig Königen war? Gab es keine Ahnung unter ihnen, daß der Knabe, dem sie eine Krone zudachten, in diesem Augenblicke das Opfer einer langen Peinigung, eines planmäßigen Mordes wurde? Oder fehlte es ihnen an Muth, einen Schritt für die Rettung des Lebens zu thun, welches der Schlußstein ihres neuen Staatsgebäudes werden sollte?

Seit der furchtbaren Nacht des 3. Juli 1793, in welcher der Sohn aus den Armen der Mutter gerissen wurde, war das Dasein des jungen Ludwig eine einzige Kette der empörendsten Mißhandlungen und Qualen gewesen. Niemand kann die von sorgsamer Hand gesammelten Nachrichten über das Marthyrium des Unglücklichen ohne schaudernde Beklemmung lesen. Der Schuster Simon, ein Nachbar und Verehrer Marat's, war auf dessen Empfehlung durch Robespierre zum Hüter des jungen Capet bestellt worden. Er war roh und gemein, von unbändigem Jähzorn, und völlig verwildert in dem revolutionären Fanatismus. Er hatte, als er sein Amt übernahm, keinen Gedanken als die brutale Schadenfreude, den jungen Prinzen zu einem schmutzigen Sansculotten zu machen und ihn nebenbei alle Sünden des königlichen Despotismus entgelten zu lassen. Der junge Wolf, erklärte er dem Sicherheitsausschusse, ist zum Hochmuth erzogen, meistern werde ich ihn, aber ich stehe nicht dafür, daß er darüber berstet. Uebrigens, was wollt ihr? Ihn deportiren? — Nein. — Todtschlagen? — Nein. — Verbannen? — Nein. — Nun zum Teufel, was wollt ihr denn? — Die Antwort lautete: wir wollen ihn los sein. Simon bedurfte nichts weiter. Die Mißhandlung des schwachen Kindes wurde seine tägliche Erquickung in der Langenweile des Gefängnisses, sein Zeitvertreib und sein patriotisches Amt. Er steckte den Prinzen in sansculottische Tracht, nöthigte ihn, eine Jacobinermütze zu tragen, berauschte ihn mit Branntwein und ließ ihn unzüchtige Lieder nachsingen. Dazwischen kamen Schmähungen, Schläge, Mißhandlungen aller Art, bei jeder Erinnerung des Kindes an seine Eltern, bei jeder Zuckung gegen die erniedrigende Ungebühr, bei jeder Nachricht von einem Siege der Vendeer oder der Oesterreicher. Die einzelnen, von Simon's Frau oder anderen Augenzeugen berichteten Scenen sind herzzerschneidend. Eines Tages prügelte und trat der Unmensch den Knaben, weil er nicht nachsagen wollte: meine Mutter ist eine Hure. Ein anderes Mal wurde Simon in der Nacht erweckt und hörte, daß das Kind im Bette knieend betete. Ich will dich lehren, schrie er, deine Paternoster zu flennen, goß ihm einen Kübel eisig kalten Wassers über den Leib und das Lager, und zwang es unter Schlägen

mit einem eisenbeschlagenen Schuh, den Rest der Winternacht in dem naßkalten Bette zuzubringen. Geraume Zeit hindurch setzte der neunjährige Knabe seinem Henker einen Widerstand von wunderbarer Ausdauer und Geistesklarheit entgegen, erduldete alle Quälereien mit stillem Weinen und unterdrückte sein Stöhnen, damit seine Mutter es nicht höre und deshalb betrübt werde. Endlich aber war seine physische Kraft erschöpft; er verharrte hartnäckig schweigend und niedergeschlagenen Blickes, ohne Wort und Regung, mit welcher Brutalität ihn sein Peiniger auch treffen mochte. Im Januar 1794 verließ Simon den Tempel, um als Mitglied des Stadtrathes revolutionäre Politik zu treiben und am 9. Thermidor auf Robespierre's Schaffot zu enden: das Loos des gefangenen Knaben wurde aber damit nur verschlimmert. Robespierre verfügte, es bedürfe für den jungen Capet keines besonderen Wächters, und der Stadtrath ließ darauf den Prinzen in eine kleine Zelle sperren, in welcher er volle sechs Monate ohne irgend eine Gesellschaft im tiefsten Abgrunde des Elendes ausharren mußte. Durch ein Gitter in der Thüre schob man ihm einmal am Tage seine Nahrung zu, ein kleines Stück Fleisch, Brod und Wasser; in der Nacht erschienen, oft zwei- und dreimal, die Commissare des Stadtraths, um die Anwesenheit ihres Opfers zu constatiren, und riefen mit Schimpfworten und Drohungen das Kind aus seinem Schlummer an das Gitter. Sonst sah er keinen Menschen, empfing kein Wasser zum Waschen, keinen Wechsel der Kleidung oder des Lagers; nicht einmal die Unreinigkeiten wurden aus dem stets verschlossenen, niemals gelüfteten Raume entfernt. Und dieses wohlüberlegte, langsame Hinmorden vollzog sich sechs Monate hindurch an einem unglücklichen, liebenswürdigen Kinde, dessen einziges Vergehen seine Abstammung war.

Am 10. Thermidor erschien Barras mit zahlreichem Gefolge im Tempel und kündigte einem Ausschußmitgliede der dortigen Section, Laurent, einem eifrigen Patrioten und gutmüthigen wackeren Menschen, an, daß er zum Hüter der beiden königlichen Kinder ernannt sei. Laurent trat seinen Posten in der Nacht des 11. an. Er war erstaunt, als man ihn bei düsterem Laternenschimmer an den Eingang der verpesteten Höhle führte, aus der erst auf wiederholtes Rufen eine matte Stimme antwortete: aber welch ein Entsetzen befiel ihn, als er am andern Morgen die Thüre erbrechen ließ und in die Stätte des Jammers selbst eindrang. In dieser giftigen Atmosphäre lag auf schmutzigem Lager, in halb verfaulte Lumpen gehüllt, das blasse abgemagerte Kind, die Haare verwirrt, der Kopf mit Ausschlag, der Nacken mit eiternden Geschwüren, der Körper mit wimmelndem Ungeziefer bedeckt;

die Augen waren weit geöffnet, aber matt und erloschen; der Rücken krumm zusammengezogen, alle Gelenke angeschwollen oder blutig wund. Das Essen des letzten Tages stand fast unberührt; die geistige Regsamkeit war beinahe erloschen; auf die erschrockenen Fragen Laurent's gab der Knabe keine Antwort, und seufzte endlich: ich will sterben. Laurent war auf das Tiefste erschüttert und erlangte durch seine nachdrücklichen Berichte von der Regierung die Erlaubniß, wenigstens das Nothdürftigste zu einer menschlichen Behandlung des Kindes vorzukehren. Es wurde gebadet, in ein reinliches Bett gebracht, mit frischer Kleidung versehen; man brachte es an die Luft und ließ ihm ärztliche Behandlung angedeihen. Aber sein armes junges Leben war unwiderruflich geknickt. Es erduldete die Freundlichkeit wie früher die Mißhandlung, still und in sich versunken; mißtrauisch gegen die Menschen, die ihm ein Jahr lang nichts als Qual gemacht; nur hier und da brach ein dankbares Wort oder eine verstohlene Thräne wie das Aufglimmen einer erlöschenden Flamme hervor. Im November wurde Laurent noch ein ehrsamer Pariser Bürger, Gomin, beigegeben, dessen milde und zutrauliche Pflege zum ersten Male wieder das Herz des hinsiechenden Knaben gewann; am 1. April trat an Laurent's Stelle ein Hauptmann der Nationalgarde, Lasne, ein braver Soldat, voll von republikanischer Gesinnung, aber auch von Rechtschaffenheit und Menschenliebe. Leider war diesen Männern nur in sehr beschränktem Maße das jammervolle Geschick des Dauphin zu erleichtern gestattet. Die Regierungsausschüsse sprachen es nicht mehr aus wie die Hebertisten, daß der Gefangene hinsterben sollte; aber je mehr die öffentliche Meinung sich mit ihm zu beschäftigen begann, desto argwöhnischer wurde ihr Mißtrauen, desto hartnäckiger ihre Abneigung gegen jede wesentliche Verbesserung der Lage. Nur sehr mühsam errangen sich die beiden Hüter die Erlaubniß, den Knaben zuweilen auf die Plattform des Thurmes zu bringen; die Bitte um Spaziergänge im Garten wurde hartnäckig abgeschlagen; das Essen blieb die dürftige Gefangenkost, wie dringend auch die Krankheit des Prinzen mildere Luft, bequeme Bewegung, ausgesuchte Nahrung gefordert hätte. Ebenso karg wurde dem Armen Beschäftigung und Gesellschaft zugemessen. Bis zum December 1794 durfte Gomin nur während der Mahlzeiten bei dem Gefangenen sein, und wiederholte Mühe kostete es, die Vorschrift zu beseitigen, daß erst Abends um 8 Uhr die Lampe des Gefängnisses angezündet werden solle. Als in jener Zeit eine Pariser Zeitung die Regierung lobte, daß sie für Erziehung und Unterricht des Kindes sorge, beeilte sich der Sicherheitsausschuß, diese Nachricht für eine tückische Verläumdung des Royalismus zu erklären, da der Convent

es wohl verstehe, die Tyrannen zu köpfen, aber nicht die Kinder derselben zu erziehen. Unter solchen Einflüssen verschlimmerte sich der Zustand des Kranken mit jeder Woche, und Ende Februar sprachen die Hüter so dringende Besorgniß aus, daß der Sicherheitsausschuß drei seiner Mitglieder zu unmittelbarer Prüfung derselben in den Tempel sandte. Sie fanden den Prinzen in seinem Zimmer am Tische sitzend, mit Spielkarten beschäftigt, bleich und eingefallen, mit schmaler Brust und hohem Rücken, immer schweigend und unempfindlich, ohne einen Blick oder eine Antwort für seine Besucher. Sie sprachen mit großer Entrüstung über alle jene Einschränkungen und Entbehrungen, so daß die Wärter nachher die Kost des Knaben etwas zu verbessern wagten. Seitdem aber vergingen Monate, ohne daß die Regierung irgend etwas von sich vernehmen ließ: wir wissen, daß damals bei dem heftigen Kampfe zwischen Jacobinern und Gemäßigten vorwiegend die Mittelpartei der Unabhängigen die Ausschüsse besetzte, und diese Männer wollten den Tod des Prinzen nicht gerade herbeiführen, aber auch nicht hindern. Man ließ es schweigend bei der engen dürftigen Haft, und hielt damit bei Ludwig's Zustand sein Todesurtheil aufrecht: man blieb in dieser starren Unbarmherzigkeit um so fester, je lebhafter die Hoffnungen der Monarchisten sich auf den unglücklichen Gefangenen des Tempels richteten.

Am 3. Mai meldeten die Wächter, der kleine Capet sei krank. Es kam keine Antwort. Sie schrieben am 4., er sei bedenklich krank. Gleiches Schweigen. Am 5. berichteten sie, er sei in Lebensgefahr. Der Ausschuß mochte denken, daß jetzt etwas der Form wegen geschehen müsse und ohne Schaden für die Republik geschehen könne; er sandte den trefflichen Chirurgen Dessault, welcher den Prinzen vor der Revolution behandelt hatte und mit tiefer Rührung das arme Opfer wiedersah. Er verordnete einige Arznei, erklärte aber den Wärtern die völlige Hoffnungslosigkeit des Zustandes: das Einzige, was vielleicht helfen könne, sei ein Aufenthalt des Kranken in milder Landluft. Der Ausschuß gab hierauf ebenso wenig Antwort, wie auf das flehentliche Bitten der in einem andern Kerker des Tempels festgehaltenen Schwester des Dauphin, den sterbenden Bruder sehen und pflegen zu dürfen. Am 30. Mai sagte Dessault auf die Frage eines städtischen Commissars: der Knabe ist verloren, nicht wahr? — „ich fürchte es, vielleicht giebt es aber Menschen, die es hoffen." Vier Tage nachher starb der Arzt nach dreistündiger Krankheit; ein so plötzlicher Tod unter solchen Verhältnissen rief düstern Argwohn in ganz Paris hervor und trug nicht wenig zu den Gerüchten bei, welche sich später über das Ende Ludwig XVII. ver-

breiteten. Der Ausschuß ließ fünf Tage vergehen, ehe er Dessault einen Nachfolger gab; auch darin zeigte sich die Gesinnung der Machthaber, daß nach wie vor der Kranke von 8 Uhr Abends bis 9 Uhr Morgens von Niemand besucht werden durfte und in seinen Schmerzen und Leiden die Nacht hindurch völlig allein blieb. Mit lebhafter Entrüstung bewirkte der neue Arzt, Dr. Pelletan, wenigstens die Umbettung des Kindes in ein Zimmer, dessen Fenster ohne Bretterverschläge waren und dem Sonnenlichte freien Zutritt ließen: Ludwig ließ es sich gefallen wie alles Andere, fand sich ein wenig erquickt, sagte aber, als Gomin dennoch eine dicke Thräne auf seiner Wange bemerkte: ich bin immer allein, meine Mutter ist ja in dem andern Thurme geblieben. Er wußte nicht, daß sie seit fast zwei Jahren im Grabe ruhte; die Liebe zur Mutter war der letzte Funke seines einschlummernden Bewußtseins. Am 8. Juni steigerten sich alle Symptome der Auflösung. Der Knabe lag unbeweglich in seinem Bette; als Gomin ihn fragte, ob er leide, antwortete er bejahend, aber die Musik dort oben sei so schön, und plötzlich rief er laut auf: ich höre die Stimme meiner Mutter. Ob wohl die Schwester die Musik auch gehört hat? fragte er dann. Es folgte wieder eine lange Stille, noch ein froher Ausruf; „ich will dir sagen," wandte er sich an Lasne, der sich stützend und lauschend über ihn beugte. Aber Lasne vernahm nichts mehr, der Knabe hatte ausgeathmet, das Opfer war vollendet [1]).

Der Sicherheitsausschuß empfing die Nachricht mit affectirter Gleich-

---

[1]) Auch nach der neuesten Erörterung der oft discutirten Streitfrage über das Schicksal Ludwig XVII., welche L. Blanc Vol. 12, ch. 11. gegeben, finde ich mich zu keiner Aenderung der obigen Darstellung veranlaßt. Man kann es Blanc sehr wohl zugeben, daß die Schilderungen Lasne's und Gomin's, dreißig Jahre nach dem Ereignisse, nicht in allen Einzelnheiten zuverlässig sind. Weiter aber führt das von ihm beigebrachte Material nicht. Das Schweigen des Prinzen, nach der von ihm nicht geradezu behaupteten aber durchgängig betonten Ansicht ein Beweis für die Unterschiebung eines stummen Kindes an die Stelle des Dauphins, erklärt sich höchst natürlich aus den entsetzlichen Mißhandlungen desselben. Die Hauptschwierigkeit seiner Hypothese bemerkt er gar nicht. Sie besteht nicht in der Frage, weshalb der Dauphin nach seiner Errettung verborgen geblieben: dafür gäbe es ausreichende Erklärung in den Wirren der Zeit, der Zwietracht der Royalisten, dem Charakter des Grafen von Provence. Aber schlechterdings unerklärlich scheint mir, wie gegenüber der spanischen Regierung, welche Monate lang wegen der Gefangenschaft des Prinzen den Frieden versagte, gegenüber der constitutionellen Partei in Paris, welche Monate lang zu Gunsten desselben die Herstellung der Monarchie betrieb, der Wohlfahrtsausschuß, in lebhafter Sehnsucht nach Frieden und lebhafter Sorge vor der constitutionellen Agitation, Monate lang hätte zaudern sollen, wenn er im Tempel ein unbekanntes, untergeschobenes Kind aufbewahrte.

gültigkeit, befahl die Aufnahme des bürgerlichen Actes, und ließ die Leiche durch die behandelnden Aerzte seciren. Die Untersuchung ermittelte denselben Thatbestand, welchen die Prinzessin später in ihren Memoiren niederschrieb: er ist nicht vergiftet worden; das Gift, mit dem man ihn getödtet hat, war Unreinlichkeit, Mißhandlung, Grausamkeit und Härte. Am 9. Juni erstattete der Ausschuß dem Convente Bericht über den Tod des Dauphin; die Versammlung hörte ihn mit lautlosem Schweigen an und ging sofort zu anderen Gegenständen über. Der Eindruck aber war tief auf allen Seiten. Die Republikaner waren erfüllt von innerer Genugthuung und von einer erheblichen Sorge befreit. Die Monarchisten und mit ihnen die Masse der Bevölkerung waren schwer betroffen. So unsicher und unentwickelt die Hoffnungen gewesen, welche sie an den Namen des gefangenen Kindes geknüpft hatten: immer hatten sie den einzigen Weg gezeigt, um zur Vermittlung der sonst unversöhnlichen Gegensätze zu gelangen. Jetzt war der legitime König Ludwig XVIII., das Haupt der bewaffneten Emigration; jetzt gab es nur noch die Wahl zwischen der unbedingten Herstellung des alten Regime und der Fortsetzung der Republik. Auch die Entschiedensten unter den Gemäßigten und Monarchisten in Paris zweifelten hier nicht einen Augenblick. In der Commission der Eilf stimmte Lanjuinais mit seinen Freunden sofort für die Einsetzung eines republikanischen Vollziehungsraths.

Zweites Capitel.

Auswärtige Politik.

Wir erkennen die tiefe Unsicherheit der Lage. Alle Interessen und Gefühle der Bevölkerung in ihrer großen Mehrheit drängten auf Frieden, Beruhigung, Gesetzlichkeit, auf die Herstellung einer festen und bleibenden Staatsgewalt, welche dem Lande die Eintracht mit den Nachbarn und den Bewohnern die Sicherheit für Arbeit und Eigenthum gewährleisten könnte. Aber der ungeheure Umschwung der letzten Jahre hatte alle Verhältnisse durch einander geworfen, und den Ehrgeiz der Einen, den Vortheil der Anderen auf die Fortdauer des revolutionären Zustandes angewiesen. An sich war die Aufgabe unendlich schwer, auf den Trümmern der Schreckensherrschaft ein gesundes Staatswesen zu erbauen, und wie klein war unter den Machthabern die Zahl jener Uneigennützigen, welche ohne den Gedanken an die eigene Erhöhung nur das Wohl des Vaterlandes im Auge hatten! Nichts aber war gewisser, als daß nicht blos für Frankreich, sondern für ganz Europa das Heil der Zukunft von der Frage abhing, ob Recht oder Macht, ob Gesetz oder Leidenschaft, ob Verfassung oder Revolution in Paris den Sieg davontragen würde. Innere und auswärtige Politik war 1795 ebenso enge wie 1792 mit einander verbunden: dieselben Bedürfnisse, die im Innern die gemäßigte Partei erschufen, forderten dringend den äußern Frieden, und dieselben Leidenschaften, welche in der Heimath das Recht des Bürgers verachteten, stürmten begehrlich über alle Nachbargrenzen hinaus. Wie früher können wir auch jetzt diesen Zusammenhang an den ökonomischen und finanziellen Verhältnissen auf das Greiflichste erkennen.

Nicht besser als Robespierre war es den Thermidorianern gelungen, den Staatshaushalt wieder auf seine natürlichen Grundlagen zurückzu-

bringen. Man konnte die Steuern nicht erheben, aus den einfachen Gründen, weil die Behörden dazu nicht organisirt und weil die Steuerpflichtigen verarmt waren. Fand sich einmal ein Bürger, der aus irgend einer Grille seine Quote entrichten wollte, so bezahlte er natürlich in Assignaten, und diese waren jetzt so tief gesunken, daß der Staat in Wahrheit kaum ein Zwanzigstel seiner Forderung erhielt. Zur Zeit des 1. Prairial, Ende Mai 1795, war die Masse des emittirten Papiergeldes auf nahe 13,000, die des circulirenden auf 10,000 Millionen gestiegen, und im richtigen Verhältniß zu dieser ungeheuren Ziffer der Cours auf 7 Procent gesunken. Da nun der Staat für seine Ausgaben kein anderes Mittel als eben dies Papier besaß, da er dasselbe zwar seinen Beamten und Gläubigern zum Nennwerth, dem Heere dagegen, den Lieferanten und Arbeitern nur zum Marktpreise anrechnen konnte, so leuchtet ein, wie er immer höher anschwellende Massen Papier verbrauchte, wie also die Emission desselben mit jedem Monate zunahm, hiermit aber den Courswerth wieder stärker drückte, und so die Ausgabe des folgenden Monats immer höher steigerte. Ende Juni waren statt 10,000 über 11,000, Ende Juli 14,000, Ende August 16,000 Millionen im Umlauf, und der Marktpreis derselben auf 4, 3, 2½ Procent hinunter gegangen. Damals fand der Wohlfahrtsausschuß, daß man nicht mehr im Stande war, den täglichen Bedarf zu drucken, wenn man geringere Appoints als zu 10,000 L. anfertige; man hatte Tage, wo die Staatscasse anderthalb Milliarden an Assignaten schuldete, weil die Druckerei nicht im Stande war, den drängenden Ausgaben nachzukommen.

Die Finanzmänner des Convents bemühten sich vergebens, der Nation die Sicherheit ihres Papiers zu beweisen, und dadurch dem Fallen des Courses Einhalt zu thun. Ende 1794, als beiläufig 7000 Millionen Assignaten circulirten, berichtete Johannot, daß der Staat eine Gütermasse als Hypothek des Papiergeldes besitze, welche über 300 Millionen jährlicher Rente abwerfe; da nun ein Gut in der Regel für den 40fachen Betrag seiner Rente verkauft werde, so stelle sich gegen sieben Milliarden Papier die Hypothek desselben auf zwölf, und mithin die vollkommenste Sicherheit der Papierbesitzer heraus. Die Glaubwürdigkeit dieser Rechnung wurde nicht eben befestigt, als sie im Verlaufe der Zeit mit erstaunlicher Dehnbarkeit modificirt wurde: während man fort und fort Nationalgüter verkaufte, bewies Johannot im April 1795, als die Assignaten auf 9 Milliarden gestiegen waren, daß man deren 16 an Gütern besitze. Auch war es nicht schwer, die groben Fehler seiner Erörterung darzuthun. Vor der Revolution wurden in Frankreich Landgüter durchschnittlich um den 30fachen Betrag ihrer Renten verkauft; jetzt war der Werth derselben

überall gesunken, bei kleinen Gütern um zwei, bei größeren um drei bis vier Fünftel; wenn bei der Auction der Nationalgüter ein Grundstück höheres Angebot erlangte, so war dabei lediglich eine Schwindelei im Spiel, in der Regel nämlich der Plan, das Gut eine Weile auszusaugen und bei dem Herannahen des folgenden Zahlungstermins im Stiche zu lassen. Jene Hoffnung Johannot's, den 40fachen Betrag der Rente zu erzielen, war also eine reine Täuschung; man mußte sehr zufrieden sein, wenn man den zwanzigfachen, mithin ein Capital von sechs Milliarden erlangte. Es war hiernach schon am Ende 1794 nach all den colossalen Confiscationen die Hypothek des Papiergeldes überschritten.

Sie wurde vollends heruntergebracht, als der Convent sich bequemen mußte, einige der ärgsten Wunden der Schreckenszeit zu schließen. Durch Decret vom 1. Januar übernahm der Staat die Schulden der Emigranten, deren Güter er eingezogen hatte: der Betrag derselben stellte sich auf 1800 Millionen heraus, die sich auf nahe an eine Million Gläubiger vertheilten. Noch bedeutender war die Gütermasse, welche seit dem Mai den Familien der Verurtheilten herausgegeben wurde, die Einziehungen also der Robespierre'schen Zeit, die nach vollendeter Liquidation sich auf etwas mehr als die Hälfte des gesammten Domanialbesitzes herausstellten[1]). Nimmt man die beiden Posten, 1800 Millionen Emigrantenschuld und 3200 Millionen restituirte Güter zusammen, so bleiben von den oben erwähnten sechs Milliarden in runder Rechnung noch 1000 Millionen Güterwerth[2]), welche im Herbste 1795 die einzige Hypothek für eine Assignatenmasse von 16,000 Millionen darstellten.

Der Staat war also erklärter Maßen auf dem geraden abschüssigen Wege zu einem Bankerotte von beispiellosem Betrag. Man erkennt leicht, welche Zerrüttung aller Privatverhältnisse die nothwendige Folge eines solchen Zustandes sein mußte. Am schlimmsten waren die Beamten und Staatsgläubiger daran, welche ihre Gehälter und Renten von dem Staate in Papier zum Nennwerth erhielten, also im Mai einen Verlust von 93, im Juli von 97 Procent erlitten. Wie man ihre Lage beurtheilte, zeigt ein Beschluß des Wohlfahrtsausschusses im August: der Staat werde in Stadt und Weichbild Paris den Proletariern, den öffentlichen Beamten und den Inhabern von Staatspapieren Talglichter, Oel und Häringe zu einem Viertel des Marktpreises vertheilen. Sie

[1]) Lecoulteux Rath der 500, 14. April 1796: die Restitution hat die Rente der Nationalgüter auf 140 Millionen verringert.

[2]) Ich finde in den Anführungen bei Schmidt, Pariser Zustände, II, 315 keinen Grund, diese Auffassung zu ändern.

waren aber nicht die Einzigen, welche den Druck des Zustandes empfanden. So lange der Staat die Assignaten als gesetzliches Zahlungsmittel anerkannte, konnte auch sonst kein Gläubiger seinen Schuldner zu einem andern nöthigen, und die Fälle waren leider nicht häufig, wo der Schuldner ehrenhaft genug war, freiwillig auf den Vortheil des Augenblicks zu verzichten. Wer im Jahre 1790 ein Darlehn von 10,000 L. baar empfangen hatte, kaufte sich im Sommer 1795 den gleichlautenden Betrag in Papiergeld für 20 Louisdor, und der Gläubiger, welcher diese Assignaten für sein Guthaben empfing, sah sie nach vier Wochen auf den Werth von 12 oder 15 Louis zusammengeschmolzen. Die Versuchung, welche aus diesen Verhältnissen entsprang, vergiftete alle Beziehungen des Verkehrs, der Freundschaft, der Familie. Ein jüngerer Bruder beschwerte sich beim Convente am 18. Mai, daß ihm sein Vater ein Zwölftel des Vermögens vermacht, sein Bruder aber, der es bisher besessen, ihm jetzt den Betrag in Assignaten ausgezahlt, er mithin kaum ein Zweihundertstel seines Erbtheils erhalten habe. Am 13. Juli berichtete der Gesetzgebungsausschuß über einen argen und häufig vorkommenden Mißstand: viele Ehemänner benutzten die lockeren Scheidungsgesetze zur Plünderung ihrer Frauen, indem sie die Ehe auflösten, und dann der Frau ihr Eingebrachtes in werthlosen Assignaten herausbezahlten. Der Convent wußte nicht anders als durch ein Mittel höchster Gewaltsamkeit zu helfen, durch eine Verfügung, welche bis auf Weiteres die Auszahlung solcher Capitalien, so wie aller vor dem 1. Januar 1792 zugesagter Renten suspendirte. Den weitgreifendsten Vortheil der Lage zogen die Pächter, welche in Assignaten den Grundbesitzern ihren Pachtzins entrichteten, bei den hohen Kornpreisen mit einem einzigen Sacke Getreides die Pacht für ein ganzes Landgut bestritten, und, während die Eigenthümer in Noth und Elend verkamen, Tag für Tag ihr üppiges Gedeihen wachsen sahen. In den kleinsten Bauernhäusern fand man damals Mobiliare von Mahagoni und Palisander, Silbergeräth und Seidenstoffe, prunkende Mahlzeiten und wohlgefüllte Weinkeller. Es war der schneidendste Gegensatz gegen die Noth der Schreckenszeit, welche, wie wir sahen, vor Allem das platte Land mit Raub und Mißhandlung heimgesucht hatte, um die städtischen Proletarier zu mästen: nun war das Machtverhältniß umgeschlagen, die Gesinnung aber bei den jetzigen Gewinnern durch die frühere Unbill nicht geläutert, sondern vergiftet. Diese traurigen Erscheinungen wiederholten sich in allen Provinzen und bei allen Ständen. Das Geld, dem sonst Alle nachtrachten, ging jetzt wie ein glühendes Eisen aus einer Hand in die andere: ein Jeder bemühte sich, es in jeder Form Rechtens gegen einen leidlich sichern Besitz los zu werden. Der

Handel war zu reinem und wucherischem Glückspiel herabgekommen, da jeder den täglich fühlbaren Fall der Assignaten und den damit steigenden Waarenpreis vor Augen hatte: also kaufte sich, auch wer nicht an Gewinn dachte, sondern nur nicht verlieren wollte, möglichst große Vorräthe von allen denkbaren Waaren. Da das baare Geld durch die Auswanderung, die Requisitionen, die seit 1789 stets ungünstige Handelsbilanz äußerst selten geworden war, der Zinsfuß in den wohlhabendsten Departements auf zwölf, in Paris auf dreißig Procent gestiegen war, so gab es thatsächlich so gut wie kein Bankiergeschäft mehr. An die Stelle der Geldhändler waren die Trödler und Tändler getreten, welche dem Publikum, nicht wie sonst auf Faustpfänder baares Geld vorschossen, sondern umgekehrt die sinkenden Assignaten gegen Möbel und Kleider, Uhren und Ringe, Bücher und Lebensmittel eintauschten, wie sich versteht zu selbstgemachten Wucherpreisen. Man begreift bei einem solchen Zustande die verdoppelte Schwierigkeit, inmitten einer großen Theurung die Ernährung des Volkes im Gange zu halten, wenn jeder Besitzende sein Capital in Waarenvorräthen anzulegen suchte, und diese dem Umlaufe dadurch auf lange Zeit entzog. Ehe das Jahr zu Ende ging, sah man denn auch das Papiergeld fast nur in der Hand der Proletarier, Beamten und kleinen Rentner, deren Vermögen nicht groß genug war, um es in Waarenvorräthen oder Nationalgütern anzulegen.

Der Handel mit den Domänen zeigte dieselben scandalösen Erscheinungen. Daß auch jetzt, inmitten der auswärtigen Siege, Niemand ein volles Vertrauen auf den Besitz eines confiscirten Gutes hatte, verrieth sich bei jedem Anlasse. Die ehemaligen Kirchengüter wurden besser bezahlt, als jene der Emigranten; unter diesen fand wieder kein Besitzthum auch zum niedrigsten Preise einen Käufer, auf welchem aus der alten Zeit noch irgend eine Hypothekschuld haftete. Je mehr sich aber der solide Erwerber zurückzog, desto eifriger drängte sich die gewissenlose Speculation hinzu. Wahre Bacchanalien der Habsucht erlebte man, als Ende Mai der Convent aus dem sehr natürlichen Wunsche, den Absatz zu beschleunigen und eine große Masse Papiergeld aus dem Umlauf zu ziehen, den Beschluß faßte, daß jedes Nationalgut ohne Versteigerung erworben werden könne, wenn der Käufer binnen drei Monaten die Pachtrente des Gutes von 1790 in 75fachem Betrage entrichte. Nun standen damals die Assignaten, wie erwähnt, auf 7 Procent; wer baares Geld besaß, konnte also 75 L. Papier für ungefähr fünf Livres kaufen, und folglich jedes Nationalgut für den fünffachen Betrag seiner Pacht erwerben. Dazu kam, daß nach der alten Sitte sehr häufig die Hälfte des wirklichen Pachtzinses nicht in dem Contracte aufgeführt, sondern in

der Form des sogenannten pot de vin neben der Rente entrichtet wurde, mithin nach dem neuen Gesetze das Gut für etwas mehr als den doppelten Betrag des Pachtzinses erworben wurde. Eine solche Aussicht lockte freilich die Käufer. Es war vorgeschrieben, daß der im Verkaufstermin zuerst Erscheinende das Gut erhalten sollte; da meldeten denn die Beamten, daß mit dem Glockenschlage ein Gedränge an ihrer Thüre entstanden, von dreißig Bietern der eine zuerst an der Hausschwelle gewesen, der zweite ihn auf der Treppe überrannt, der dritte an beiden vorüber zum Bureau gestürzt sei. Da unter mehreren gleichzeitigen Bietern das Loos entscheiden sollte, so stellten reiche Leute zehn oder zwanzig Bediente und Handwerker auf, um sich eine große Anzahl Loose zu sichern; Andere machten schriftlich ihre Submission mit einem Male auf alle in ihrem District gelegenen Nationalgüter. Trotz alledem hätte der Convent, wenn hiermit einige Milliarden Assignaten aus dem Verkehr hinweggefegt worden wären, vielleicht ein Auge zugedrückt: so überwältigend war das Bedürfniß, die Masse des Papiers zu mindern und den Cours desselben zu heben. Allein auch nicht einmal das wurde durch die Verschleuderung erreicht: vielmehr trieb dieselbe gerade umgekehrt alle jene Käufer zu gemeinsamen Maßregeln an, den Cours zu drücken, um ihre Kaufgelder zu möglichst geringem Preise anzuschaffen. Als man hierüber klar geworden war, als man ferner eingesehen hatte, daß nach der auf solche Weise erfolgten Verschleuderung aller Nationalgüter immer noch viele Milliarden ungedeckten Papieres im Umlaufe bleiben würden: da gab es im Convente keinen Zweifel mehr. Das Gesetz wurde suspendirt, und mehr als das: mit der vollen Leichtfertigkeit der revolutionären Finanzpolitik wurden auch die bereits abgeschlossenen Verkäufe wieder aufgehoben, und damit dem Credit des Staates ein neuer gewaltiger Stoß versetzt. Dennoch kam in denselben Wochen ein ganz ähnlicher Entwurf auf's Tapet, die dem Staate gehörigen Häuser, da sie theils wegen schlechter Verwaltung, theils wegen der Kosten des Unterhaltes nichts einbrächten, für den 150fachen Betrag ihres Miethzinses von 1792 zu verkaufen. Der Erfolg ließ sich leicht vorausberechnen: seit 1788 war der Miethzins in Paris auf ein Zehntel des alten Betrages, die Assignaten aber jetzt, im Juli 1795, auf drei Procent ihres Nennwerths gesunken: man hätte also in baarem Gelde nach jenem Decrete ein Haus für die Hälfte des früheren Miethzinses gekauft. Es war denn auch von der Ausführung des Gesetzes niemals die Rede.

Nach welchen Mitteln griff man nicht in jenen Sommermonaten, um die Quelle all jenes Elendes zu stopfen und den Cours der Assignaten zu halten! Da wollte man eine große Lotterieanleihe von einer

Milliarde zu drei Procent Zinsen machen: leider hatte trotz Zinsen und Prämien kein Mensch Neigung, dieser Regierung seine Assignaten, so tief sie auch standen, anzuvertrauen. Da erörterte man, wenn die Bauern und Kaufleute kein Silbergeld hätten, so besäßen sie Getreide und Waaren, und nichts würde einfacher als die Herstellung des Staatshaushalts sein, wenn man nur statt des Geldes sich Naturalien nach den Preisen von 1790 abliefern lasse. Es wurde Wochen lang darüber gestritten, die greiflichen Schäden eines solchen Systemes nachgewiesen, endlich die Hälfte der Grundsteuer in Getreide begehrt. Das Land tönte darauf wieder von einem vernichtenden Proteste, daß man unter keiner Form ein neues Maximum auf sich nehmen wolle, und die Ausführung des Decrets blieb eine äußerst unvollständige. Mit einem Worte, jeder neue Versuch ergab mit grellerer Deutlichkeit, daß keine irdische Macht die Folgen der früheren Gewaltthaten ungeschehen machen konnte. Der Kelch, welchen Robespierre's System mit seinen Rechtsverletzungen bis zum Ueberfließen gefüllt hatte, mußte bis auf die Hefen geleert werden. Nach dem grauenvollen Gestern gab es für die Leiden des Heute kein Mittel: die einzige lösbare Aufgabe war, in einer möglichst nahen Zukunft wieder auf festen Boden zu gelangen. Man war in den Abgrund der Noth gerathen, indem man die Welt und die Freiheit mit Ueberstürzung und Rechtsbruch hatte erobern wollen: um wieder zu Gedeihen und Wohlstand zurückzugelangen, gab es nur den langsamen, arbeitsvollen Weg der Sparsamkeit, Ordnung und Gerechtigkeit.

Die Budgets der damaligen Regierung zu prüfen, verlohnt sich nicht der Mühe, da ihre einzelnen Posten nichts sind, als willkürliche Anweisungen auf eine ungefähre, in der Ziffer immer steigende, im Werthe immer sinkende Assignatenmasse. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß Verwirrung, Verschleuderung und Mangel in dem Staatshaushalte dieselben sein mußten, wie in den privaten Verhältnissen. Die Regierung war, wie wir wissen, in sich gespalten, schwankend und schlecht geordnet; man ermißt leicht, wie bei dem geschilderten Zustande des Landes ihre Agenten tausendfache Veranlassung zu Betrug und Erpressung und Unterschleif fanden. So dauerten alle Klagen gegen die Verwaltung, über Entblößung aller Dienste, Vernachlässigung der Straßen, Canäle und Brücken, Verfall der Schulen und Hospitäler, Verwüstung der Forsten und der Häfen, wie zu Robespierre's Zeiten fort. Die Truppen empfingen höchst unregelmäßigen Sold; die Waffenfabrikation stockte, die Festungen wurden schlecht unterhalten. Der vorige Feldzug hatte einen ungeheuern Menschenverbrauch gehabt, so daß die Heere an den Grenzen seit einem Jahre drei Achtel ihres

Bestandes eingebüßt hatten: aber Niemand wagte von neuer Rekrutirung zu reden, wie dringend auch alle Generale nach Verstärkung und Nachschub riefen. Denn auch in dem jetzigen Bestande verschlang die Kriegsverwaltung, während die Truppen auf Feindeskosten lebten, oder hungerten und darbten, mehr als zwei Drittel aller Staatsausgaben. Wenn man sparen und innerlich gedeihen, wenn man im Lande zu Recht und Ordnung zurückwollte, so gab es — und hier erscheint uns der unmittelbare Zusammenhang zwischen innerer und auswärtiger Politik — so gab es dazu kein wirksameres und unerläßlicheres Mittel, als den Frieden.

Es wird nach diesen Erörterungen einleuchten, warum die Masse des Volkes und von ihr getragen die gemäßigte Partei des Convents jede Politik der Eroberungen mit so heftigem und zweifellosem Nachdrucke verwarf, warum Hardenberg, wenige Wochen nachdem er dem Wohlfahrtsausschusse das linke Rheinufer so gut wie abgetreten hatte, auf einen Reichsfrieden fast ohne Einbuße am Reichsgebiete hoffen durfte.

Aber wir wissen, wie diese Richtung, obwohl höchst überwiegend bei der Bevölkerung, in den regierenden Kreisen nur einen begrenzten und unsichern Einfluß hatte. Nicht blos die Jacobiner waren ihr feindselig. Die Gruppe der Independenten, ein Theil der Thermidorianer, ja unter den Gemäßigten selbst mehrere der alten Girondisten hielten eifrig fest an der bisher verfolgten kriegerischen Tendenz. Sie fanden, daß die nationale Ehre keinen Frieden ohne stattlichen Gewinn verstatte. Sie hätten darin eine Verläugnung ihrer liebsten Grundsätze über Weltbefreiung und Thronensturz gesehen. Sie kamen durch die finanzielle Bedrängniß nur zu dem Schlusse, daß die Kriegsbeute der bequemste Ersatz für den Ausfall im Innern sei. So eben schlossen Siéyès und Rewbell, welche unter den Genossen dieser Gesinnung eine täglich mehr hervorragende Stellung einnahmen, einen Bundesvertrag mit Niederland, welcher außer der Unterstützung durch die holländische Flotte der Republik die Verpflegung von 25,000 Mann gewährte, und dieselben für's Erste als Besatzung in den holländischen Festungen zurückließ, welcher sodann dem Staatsschatze eine Kriegscontribution von 100 Millionen Gulden zuführte, entsprechend bei dem damaligen Course einem Betrage von beinahe drei Milliarden Livres Assignaten. Siéyès zuckte wegwerfend die Achseln, wenn seine friedfertigen Collegen davon redeten, Holland möglichst bald wieder selbständig zu stellen, und vielleicht mit Cleve und preußisch Geldern zu verstärken. Tallien, obwohl sonst aller Orten jenem zuwider, stimmte hier ihm eifrig bei, und erklärte bei jedem An-

lasse, man müsse Frankreich auf allen Seiten mit abhängigen Tochterrepubliken umgeben, und dadurch zur leitenden Macht des Welttheils machen. Solche Gedanken vertrugen sich schlecht mit der von Preußen angestrebten Intregrität des deutschen Reiches und der Zurückgabe des linken Rheinufers. Siéyès meinte, Preußen durch die Ueberlassung deutscher Bisthümer für die Abtretung des Rheinlandes gewinnen zu können: sollte der König aber widerspenstig bleiben, so käme es auf die Frage an, ob nicht auf entsprechende Weise ein Verständniß mit Oesterreich zu erlangen sei. Nun war es bekannt, daß Oesterreich längst nach dem Besitze Bayerns getrachtet hatte, und daß noch in den letzten Jahren sehr viel von dem bayerisch-belgischen Tausche die Rede gewesen; bisher hatte der Kaiser bei seinen Verbündeten diesen Wunsch nicht durchgesetzt; wie wenn jetzt der Gegner ihm dessen Erfüllung böte: wäre es wahrscheinlich, daß er dann der Republik die Gewährung ihres liebsten Anliegens länger weigern sollte? Je mehr der Gedanke den revolutionären Ehrgeiz reizte, da er ja die schönste Aussicht, über den nächsten Landgewinn hinaus, auf den Sturz der ganzen deutschen Reichsverfassung, und in Folge dessen auf eine grenzenlose Ausdehnung des französischen Einflusses zeigte: desto häufiger kamen Siéyès und Genossen auf solche Entwürfe zurück, desto wahrscheinlicher dünkte ihnen das Gelingen. Es heißt, der Gesandte des Großherzogs von Toscana, der Ritter Carletti, der im Februar in Paris den Frieden mit der Republik ohne Schwierigkeit zu Stande gebracht, hätte mit höchster Bestimmtheit seine Ueberzeugung dahin ausgesprochen, daß Oesterreich für die Zusicherung Bayerns den Franzosen auf der Stelle das linke Rheinufer zubilligen würde. Er hatte keinen Auftrag Thugut's vorzuweisen, aber da sein Gebieter ein Bruder des Kaisers war, so erschien es nicht zweifelhaft, daß er über die in Wien herrschenden Absichten vollkommen unterrichtet sein müßte. Allerdings war Siéyès nicht der Meinung, daß allein auf jene Abtretungen sogleich abgeschlossen werden könnte. Die Grenze Oesterreichs, sagte er, darf der unsrigen in keinem Falle näher gerückt werden; wenn der Kaiser Bayern haben will, muß er nicht blos auf Belgien, sondern auch auf Mailand und den Breisgau verzichten. Was ihn dann noch weiter schwankend machte, war die Erwägung, daß Frankreich als vorwiegende Macht in Deutschland keinen Staat gebrauchen könne, welcher mit Rußland enge verbündet sei. Eben erschien zum zweiten Male als schwedischer Gesandter Herr von Stael in Paris, und bat und flehte um französische Subsidien und französisches Bündniß; zugleich vernahm man günstige Kunde über die Stimmung der hohen Pforte, welche bei günstigen Umständen gerne den Krieg gegen die

Kaiserhöfe erneuern würde. Wenn sich Preußen entschließen würde, stark und offen diese Seite zu ergreifen, so wäre dem ehrgeizigen Abbé ein solches System zuletzt doch noch erwünschter und folgenreicher als irgend eine Verhandlung mit Oesterreich erschienen. Natürlich aber mußte Preußen dann mit dem definitiven Verzichte auf das linke Rheinufer beginnen; die uneigennützigen Gedanken der gemäßigten Partei erschienen jetzt den Independenten vollkommen lächerlich und frevelhaft. Noch wollten sie sich nicht endgültig entschließen, aber mit kaum zurückgehaltener Freude sahen sie auf alle Fälle eine Zukunft voll Bewegung, Umwälzung und Gewinn vor Augen.

Auf das Tiefste war dagegen die gemäßigte Partei betroffen. Auch sie hatten ihr Friedensprogramm noch nicht im Einzelnen festgestellt; so viel aber war ihnen deutlich, daß ein vollständiger Verzicht auf die Eroberungspolitik schwerlich durchzusetzen wäre. Ihre Ansichten schwankten: sie dachten an Erwerbung des belgischen Landes bis zur Maas, an Verbesserung der französischen Grenze durch das linksrheinische Baseler Land, durch Montbeliard, Saarbrücken und Lüttich. Worauf es ihnen ankam, war zu verhüten, was die Independenten am meisten wünschten, den Umsturz des deutschen Reiches, die Verewigung einer schrankenlosen Revolutionspolitik, und noch dringender die Fortsetzung und Erweiterung des Kriegsstandes, welchen nach ihrer Ueberzeugung die Republik bei ihren materiellen und moralischen Hülfsquellen nicht länger ertragen könne. Zu ihren Ansichten bekannte sich damals Merlin von Thionville, der seit der Vertheidigung von Mainz ein nicht überall verdientes aber unbestrittenes Ansehen in allen Angelegenheiten genoß, welche auf die Rheinlande Bezug hatten. Er war ein eifriger Thermidorianer, sehr leicht zu erregen und durch wechselnde Einflüsse bestimmbar. Mitte Mai war er als Conventscommissar in Pichegru's Hauptquartier, als ihn sein Namensvetter Merlin von Douay, damals Mitglied des Ausschusses, zu einem Gutachten aufforderte, ob er die Besitznahme der Rheinlande dem Wohle Frankreichs für nützlich halte oder nicht. Merlin von Thionville antwortete umgehend, die Entscheidung hänge von dem Standpunkte ab, den man bei der Frage nehme. Gehe man von dem Bilde der bisherigen Siege aus, so sei ohne Zweifel der beste Weg zu ihrer weiteren Ausnutzung, mit dem Kaiser eine Unterhandlung zu eröffnen, und seine Zustimmung zur Einverleibung Belgiens und der Rheinlande durch die Ueberlassung von Bayern an Oesterreich zu gewinnen. Erinnere man sich aber der Geldnoth Frankreichs, der Entblößung der Armeen, der Gefahren des inneren Parteihaders, so erscheine der möglichst rasche Friedensschluß dringend geboten, möge man dafür

von dem deutschen Reiche die Maaslinie erwerben, möge man selbst mit Frankreichs sicherer Größe innerhalb seiner alten Grenzen zufrieden sein. Was mich betrifft, schloß er, so bin ich entschieden für den letzteren Weg. Ich halte diese Meinung für die einzig heilsame: möge sie es über die riesenhaften Entwürfe der Männer davontragen, welche vergessen haben, an welche Bedingungen das Schicksal der Reiche geknüpft ist[1]).

In dieser Stimmung entschloß sich der unruhige Deputirte zu einem eigenmächtigen Schritte, von dem er sich einen hoffentlich durchgreifenden Erfolg versprach.

Hardenberg war noch in Basel, und stellte dort am 17. Mai mit Barthelemy die norddeutsche Demarcationslinie fest. Nach ihrem Vertrage lief dieselbe von Ostfriesland über Münster nach Cleve, dann den Rhein entlang bis Duisburg, hierauf an der Grenze der Grafschaft Mark her bis zur Lahn, von dort zum Main und weiter die Darmstädter Grenze entlang, dann am Neckar von Eberbach bis Wimpfen, von da südöstlich auf Nördlingen, um endlich längs der bayerischen und böhmischen Grenze die Gebiete des fränkischen und obersächsischen Kreises zu umfassen; Frankreich versprach, die Territorien hinter dieser Linie nicht zu befeinden, dafür verhieß Preußen, für die strengste Neutralität innerhalb der Linie einzustehen. Am Tage nach der Unterzeichnung speiste der preußische Minister mit Barthelemy und Bacher in Hüningen bei Merlin und Pichegru zu Mittag. Nach Tische eröffnete ihm Merlin, Hardenberg müsse auf vierzehn Tage nach Paris gehen; dort setze Carletti Alles für einen österreichisch-französischen Frieden auf der oben angeführten Grundlage in Bewegung; trotz des Widerspruches Merlin's von Douay, der sonst in diesem Augenblicke die diplomatischen Geschäfte leite, sei die Sache so weit gediehen, daß Pichegru Befehl habe, alle Feindseligkeiten gegen Oesterreich aufzuschieben, obwohl er seinerseits in jedem Augenblick zum Rheinübergang bereit sei. Barthelemy vermied, eine bestimmte Erklärung zu geben, Pichegru aber bestätigte die Mittheilung des Repräsentanten in ihrem vollen Umfange, und dieser schloß mit der Aufforderung, daß Hardenberg die deutschen Reichsstände vor Oesterreichs Ehrgeiz warnen möge. Er selbst, betheuerte Merlin, habe

[1]) J. Reynaud, vie et correspondance de Merlin de Thionville, S. 184. Merlin war nicht immer so gesinnt. Im November (ibid. S. 119) wünschte er die Rheinlinie. Dann wieder später, als Preußen nicht nach seinen Wünschen handelte, schwankte er einmal, ob man nicht doch mit Oesterreich gehen solle, kam aber bald wieder darauf zurück, das Sicherste sei die Unterhandlung mit Preußen und dem Reiche ohne Oesterreich.

nur den Wunsch, daß ein preußisch-französisches Bündniß den allgemeinen Frieden dictiren, und in diesem Frankreich das Land, nicht bis zum Rheine, sondern bis zur Maas sich aneignen möge.

Wie sich versteht, war Hardenberg durch eine so bestimmte Enthüllung nicht wenig betroffen. Daß er selbst nach Paris ging, war unmöglich; er beschloß also im Einverständniß mit Barthelemy, einen seiner Beamten, den Legationsrath Gervinus, hinzusenden, selbst aber ohne Zaudern nach Berlin zu eilen, um persönlich dem Könige Bericht zu erstatten. In Mannheim sprach er den Herzog Max Joseph von Zweibrücken, theilte diesem in fliegender Hast die schwere Neuigkeit mit, und bat ihn, seinen Vetter, den Churfürsten Carl Theodor, unter der Hand davon in Kenntniß zu setzen. Des Herzogs Geschäftsträger, Abbé Salabert, that das in einer amtlichen ministeriellen Note, welche von der bayerischen Regierung sogleich nach Regensburg an ihren Reichstagsgesandten weiter gegeben wurde. So kam sie unter die Augen des dortigen kaiserlichen Botschafters, und kaum hatte Hardenberg in Berlin seine Nachricht vorgelegt, so lief auch ein österreichisches Rundschreiben an alle deutschen Höfe ein, welches die ganze Erzählung für eine verrückte und kindische Fabel erklärte, deren weitere Verbreitung eine beleidigende Verläumdung für den Kaiser sein würde; Oesterreich habe nie an eine Unterhandlung mit Frankreich, und am wenigsten durch den Canal des sogenannten Grafen Carletti gedacht.

Diesen Vorlagen gegenüber hatte die preußische Regierung zunächst die schwere Frage zu prüfen, ob Thugut's oder Merlin's Wahrhaftigkeit für die bessere und bewährtere zu achten sei. Haugwitz war einen Augenblick der Meinung, daß Merlin's Geschichte nur bezweckt habe, durch eine kecke Lüge Preußen in ein feindliches und offensives System gegen Oesterreich hinein zu schwatzen: seine officielle Antwort auf das österreichische Rundschreiben sprach in diesem Sinne die Versicherung aus, daß Hardenberg unbestimmte Gerüchte jener Art vernommen, und lediglich als solche gegen wenige Personen wiederholt habe. Indessen gaben die Berichte, welche bald nachher Harnier aus Basel und Gervinus aus Paris erstatteten, keine vollständige Beruhigung. In den ersten Tagen des Juni, also noch im frischen Eindrucke des ersten Prairial und im vollen Aufschwung der gemäßigten Partei, theilte Barthelemy dem preußischen Beamten mit, daß seine Regierung zu der Ansicht neige, nicht auf der Rheinlinie zu bestehen, sondern sich mit einigen Grenzverbesserungen zu begnügen. Er bat also dringend, daß Preußen in diesem Sinne das deutsche Reich zu schleunigem Abschluß bestimme, und betonte, daß er diese Eröffnung nur aus der Furcht mache, Oesterreich, welches für

die Erwerbung Bayerns seine Zustimmung zur Rheinlinie geben werde, möge die ganze Friedensverhandlung in die Hand nehmen, und unter stets wachsender Verwicklung für seine besonderen Interessen ausbeuten. Gervinus hatte am 29. Mai eine Conferenz mit einer Commission des Wohlfahrtsausschusses, bei welcher er, da Siéyès hauptsächlich das Wort führte, die Stimmung der revolutionären Parteien kennen lernte. Der Abbé trat äußerst herb und schneidend auf. Woher haben Sie, fragte er vor Allem, Ihre Vorstellungen über unsere österreichisch-bayerische Unterhandlung? Als Gervinus sich auf die Antwort beschränkte, daß ganz Deutschland von dem Gerüchte darüber erfüllt sei, sagte er mit scharfem Aerger, daß wer kein Vertrauen zeige, auch kein Vertrauen erwarten dürfe. Indessen, fuhr er fort, Sie sagen, daß man zu Ihnen mit Vertrauen reden könne; nun wohl, ich will Ihnen unsere innersten Gedanken aufdecken; wir bedürfen des Friedens zu unserer Herstellung und Befestigung im Innern; aber wir müssen einen ruhmreichen Frieden haben, ein festes neues System für Deutschland, wo einige Staaten mehr, einige weniger als bis jetzt existiren müssen. Haben Sie, fragte er plötzlich, einen festen Plan für den allgemeinen Frieden, mit der Landkarte in der Hand? Als Gervinus verneinte, entgegnete er: Preußen muß einen solchen vorlegen; erst dann wird sich unterhandeln lassen; wir verstehen dieses Chaos des deutschen Reiches nicht; es hat uns nicht anerkannt, und existirt für uns nicht; wir können nur mit den einzelnen Fürsten Separatunterhandlung pflegen. Gervinus bat, ihm dafür eine bestimmtere Grundlage zu bezeichnen. Der Nationalconvent, rief Siéyès, hat schon ein Votum über unsere Grenzen abgegeben; der Rhein wird eine solche sein, davon ist nicht abzugehen. Also das ist, fragte Gervinus, der Wille der französischen Regierung, nicht blos die Ansicht einiger Deputirten? Siéyès antwortete: so habe ich es nicht gesagt, so meine ich es nicht. Zum Schlusse wurde er etwas freundlicher: man müsse die Bande zwischen Preußen und Frankreich enger ziehen, die Republik werde gerne Preußens Stärke vermehren, wenn dieses nur mit der rechten Gesinnung entgegenkomme.

Einige Tage nachher sprach Gervinus den auch ihm als tüchtig und zuverlässig bekannten Boissy d'Anglas. Dieser stellte so wenig wie Siéyès die Existenz einer österreichischen Unterhandlung mit einer Silbe in Abrede. Im Gegentheil, indem er Gervinus über die Größe der Gefahr zu beruhigen suchte, sagte er: unsere Unterhandlung mit Oesterreich hat bis jetzt sehr wenig Fortschritte gemacht. Er entwickelte, um dies zu belegen, daß er selbst und die Mehrheit des Convents auf das Dringendste den Frieden wünsche, aber nicht um solchen Preis ihn

schließen werde. Man sei entschieden abgeneigt, Bayern an Oesterreich fallen zu lassen; man werde die Macht Oesterreichs nicht vermehren, sondern zu vermindern suchen, und schließlich Belgien für Frankreich behalten. Er bestätigte, was Barthelemy über Sardinien gesagt hatte: Frankreich möge Savoyen und Nizza nicht herausgeben, wolle aber doch Sardinien nicht schwächen, und wünsche ihm deshalb Mailand zu erobern. Im Allgemeinen kam Gervinus zu der Ansicht, daß Carletti zwar ohne förmlichen Auftrag, immer aber in Thugut's Sinne gehandelt habe, daß die französische Regierung sich im Augenblicke über den Frieden noch nicht aussprechen wolle, bis sich die innere Verwirrung etwas geklärt und ihre eigene Stellung befestigt habe, daß sie selbst über die auswärtige Frage durch innere Parteiung tief gespalten sei. Die Independenten unter Siéyès, bemerkte er, sind unsere entschiedenen Gegner, und wünschen in ganz Europa junge Republiken zu stiften; die uns wohlgesinnte Partei ist ohne Zweifel die stärkere, zerfällt aber selbst wieder in zwei Fractionen, eine gemäßigte, welche das Rheinland herausgeben, und eine hitzköpfige, die es behalten, und dann Preußen inmitten einer deutschen Umwälzung glänzend entschädigen will. Trotzdem meinte er, daß man auch jetzt noch mit einiger Festigkeit das linke Rheinufer wenigstens zum größeren Theile zurückgewinnen könnte, da bei aller Unruhe und Demoralisation der Machthaber das Volk die höchste Sehnsucht nach Frieden habe, und alle Verständigen und Gebildeten gegen die Eroberungspolitik seien.

Wie stand es nun mit Oesterreich? Hatte Carletti die Meinung Thugut's richtig errathen? Oder hatte er gar, trotz Thugut's Abläugnung, Mittheilungen von ihm erhalten?

Um uns darüber eine Ansicht zu bilden, müssen wir zunächst auf die amtliche Thätigkeit des kaiserlichen Ministers für den Revolutionskrieg zurückblicken, seitdem es ihm gelungen war, Englands Zustimmung zu dem Verzicht auf weitere belgische Kämpfe zu gewinnen. Zunächst hatte es damals die Unterstützung Hollands gegolten, und wie wir schon sahen, war dabei Thugut genau so verfahren, wie ein halbes Jahr früher in Belgien. Er hatte 20,000 Mann zu Hülfe gesandt, aber jede Thätigkeit derselben an die Bedingung geknüpft, daß Holland die Truppen verpflege, England weitere Zahlungen leiste, und die alliirten Generale entsprechende Anstrengungen machten. Andern Falles sollte die Abtheilung sogleich zurückkommen und der österreichische Commandant in Mastricht gegen freien Abzug der Truppen capituliren. Clerfait klagte darauf bitterlich über die Schwäche, Uneinigkeit und Wortbrüchigkeit der Alliirten, und zog demnach seine Truppen ohne erhebliche Belästi-

gung der Franzosen wieder aus Holland hinweg. Als diese Amsterdam genommen, schrieb der Kaiser dem General, das Ereigniß sei sehr traurig, glücklicher Weise aber sei Alles geschehen, um jede Anklage gegen Oesterreichs Bundestreue unmöglich zu machen. Von weiteren Operationen in diesen Gegenden war keine Rede mehr: man hatte sich damals schon mit Preußen verständigt, daß Möllendorf vom Mittelrhein nach Westphalen, und dafür aber Clerfait vom Niederrhein an den Main marschiren und dort mit der Reichsarmee zusammen wirken sollte. Thugut's alter Wunsch, daß fernerhin kein preußischer Heertheil mehr zwischen der kaiserlichen Hauptarmee und den österreichischen Erblanden stehen möchte, war damit erfüllt.

Welch ein Plan für Clerfait's weitere Thätigkeit, und ob überhaupt ein solcher beschlossen werden würde, dies hing in Wien von vielen sonstigen Erwägungen, nur nicht von dem militärischen Bedürfniß der Reichsvertheidigung gegen die Franzosen ab.

Zunächst verhandelte Thugut fort und fort mit den Engländern über die Garantie einer großen Anleihe, über bedeutende Vorschüsse und eine deckende Allianz. Im Januar hatte man gestritten, ob der Vertrag auf 240,000 Mann österreichischer Truppen und 6 Millionen Pfund englischer Anleihe, oder auf 200,000 Mann und 4 Millionen Pfund lauten sollte. Mehr als 200,000 Mann, sagte Thugut, können wir nicht stellen, denn Preußens feindliche Umtriebe reichen bis in die Türkei, und zwingen uns, die ungarische Grenze stark zu besetzen. Als Lord Grenville in diesen Punkten nachgegeben, forderte Thugut die Anleihe zu 6 Procent Zinsen statt der bisher üblichen $7^1/_2$, unter der Erklärung, daß bei einer ungünstigen Antwort Englands die Armee den Rhein verlassen und in die Erblande zurückgehen würde. Er behandelte hier das deutsche Reich ganz so wie vorher Holland, als eine dem Kaiser eigentlich fremde Sache, die man den Bundesgenossen zu Liebe, wenn diese tüchtig zahlten, vertheidigen wollte, die man aber ihrem Schicksal überließe, sobald die Zahlungen ausblieben.

Seine zweite Bedingung für weitere Bekämpfung der Revolution war russische Truppenhülfe, nicht so sehr gegen Frankreich als gegen Preußen. Mit der kaiserlichen Ratification des Januarvertrags schickte er am 4. Februar ausführliche Erörterungen über die politische Lage an den Grafen Cobenzl nach Petersburg [1]. Sie bewegten sich überall um den Grundgedanken: Rußland muß helfen, die Preußen aus Krakau hinauswerfen, dem Könige den Friedensschluß mit Frankreich verbieten.

[1]) Vgl. historische Zeitschrift Bd. 23, S. 133 ff.

Geschähe dies nicht, schrieb Thugut, so müßten wir unsern Frieden mit Frankreich beschleunigen: denn nimmermehr können wir Krakau und Sendomir aufgeben. Ueberhaupt müsse man das rasche Ende eines Krieges wünschen, welchen Preußens Nichtswürdigkeit zu einem heil- und hoffnungslosen gemacht habe; Alles forderte den Kaiser auf, die Erschöpfung seiner Monarchie nicht auf das Aeußerste zu treiben, sondern die ihm noch übrigen Streitkräfte zu schonen, sie zurückzuberufen, und im Innern der Erblande zu pflegen und herzustellen, durch eine vielleicht kurze Ruhe, für alle Bedürfnisse der Zukunft.

Diese Erklärungen ließen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Was für Oesterreich jede andere Rücksicht überwog, war die Erwerbung von Krakau und Sendomir. Wenn Rußland ihm diese Landschaften überlieferte, so würde der Kaiser in dem Kampfe gegen Frankreich ausharren. Wenn nicht, so würde er mit Frankreich Frieden schließen, um seine Heeresmacht auf Preußen zu werfen. Man kann zweifelhaft sein, welcher der beiden Fälle Thugut's innerstem Herzenswunsche mehr entsprochen hätte: Eines aber ist thatsächlich sicher, daß für ihn die Frage, ob der deutsche Kaiser die deutsche Reichsgrenze ferner vertheidigen würde, von den guten Diensten des Auslandes in dem polnischen Streite abhängig blieb.

In Erwartung der russischen Antwort erwog man mit General Clerfait den Plan für den bevorstehenden Sommerfeldzug in vorsichtiger Bedächtigkeit[1]). Man wünschte den Entsatz der beiden großen, von den Franzosen blokirten Plätze, Luxemburg und Mainz. Clerfait erklärte die Befreiung Luxemburgs für höchst schwierig und weitaussehend, was der Kaiser ebenfalls anerkannte und bei ungünstigem Verlaufe, wie für Mastricht, eine Capitulation mit freiem Abzug der Besatzung im Voraus billigte. Der General entwickelte dann die für den Zweck erforderlichen Bewegungen näher dahin, daß er zuerst Coblenz wieder einzunehmen und von dort in drei Wochen Trier zu erreichen gedenke; zugleich sollte ein anderer Heertheil Mainz befreien, und sich dann ebenfalls auf Luxemburg in Bewegung setzen; übrigens blieb er dabei, daß das Unternehmen äußerst gefahrvoll sei; er bitte dringend, einen Andern damit zu beauftragen. In Wien hatte man unterdessen Nachricht aus Petersburg erhalten, einmal daß Rußland in Berlin vor der Stellung eines Ultimatums noch eine gütliche Verhandlung versuchen wolle, und sodann, daß Thugut's Depesche vom 4. Februar einen höchst ungünstigen Eindruck bei

---

[1]) Diese Correspondenz ist jetzt abgedruckt bei Vivenot: Thugut, Clerfait und Wurmser.

Catharina gemacht und geradezu den Argwohn eines französisch-österreichischen Einverständnisses hervorgerufen hätte. Eine solche Verstimmung des mächtigen Genossen durfte Thugut nicht aufkommen lassen; man mußte also wieder einmal auf die Franzosen losschlagen, und hatte jetzt auch bei der beabsichtigten Berliner Verhandlung für einige Wochen freie Hand dazu, ehe dem preußischen Hofe der Kriegsfall gestellt wurde. Am 10. April genehmigte also der Kaiser Clerfait's ganzen Operationsplan und forderte ihn zu möglichst rascher Eröffnung des Angriffs auf.

In diesem Augenblicke aber erfuhr man, daß Preußen am 5. April in Basel zum Abschlusse seines Separatfriedens mit Frankreich gelangt war. Die Kunde fiel wie ein Donnerschlag in das Ohr der österreichischen Machthaber, des Kaisers, Thugut's, Clerfait's. Sie Alle waren von Zorn und Schrecken erfüllt; sie meinten nicht anders, als daß die preußischen Truppen jetzt ohne Zaudern gemeinsam mit den Franzosen über die kaiserlichen Schaaren herfallen würden. Clerfait hielt auf der Stelle in seinen Bewegungen inne, meldete dem Commandanten von Luxemburg die Unmöglichkeit des Entsatzes, und fragte ein über das andere Mal in Wien an, ob er bei der Stimmung der Preußen und der anderen Reichsstände nicht auf jede Offensive verzichten und sich auf vorsichtige Vertheidigung beschränken müsse. Nun wurde er allerdings beschieden, daß er sich um politische Fragen nicht zu bekümmern, sondern dieselben seiner Regierung zu überlassen habe; er solle immerhin Mainz deblokiren, und dann das Weitere abwarten: nichts desto weniger aber war die grimmige Aufregung Thugut's nicht geringer als die peinliche Besorgniß des Generals und trieb den Minister zu einem wilden Ausbruch des lange angesammelten Hasses. Noch hatte er die amtliche Nachricht von dem Baseler Vertrage nicht erhalten, als er am 20. April eine donnernde Depesche nach Petersburg erließ. „Der offene Verrath Preußens liege jetzt zu Tage. Ohne Zweifel seien die weitesten und schwärzesten Pläne in Vorbereitung. Rußland müsse scharf auftreten, und die größten Heeresmassen in Polen ansammeln, da höchst wahrscheinlich Preußen mit Frankreich die Herstellung Polens beschlossen habe. Wäre es nun bei dieser Sachlage nicht zweckmäßig, wenn die Kaiserhöfe selbst dem Widersacher mit einer solchen Maßregel zuvorkämen? Dann würde ein jeder von ihnen in Polen für sich behalten, was ihm passend schiene; aus den preußischen Antheilen aber von 1772, 1793 und 1795 würde man ein neues Polen bilden, dessen König zu bezeichnen Oesterreich der Entscheidung Catharina's überlasse. Die Krisis sei furchtbar; es gelte, die entsprechenden Beschlüsse zu fassen.“ Man traut seinen Augen nicht, wenn man diese Sätze liest. Nicht blos die Erwerbung zweier polnischer

Provinzen ist es hier, für welche der Minister im Nothfall einen Waffengang wagen will, sondern zur Zertrümmerung des preußischen Staates ruft er auf, ganz nach der Gesinnung, in der er ein Jahr früher einen feindseligen Schritt Preußens ersehnt hat, um damit den Anlaß zur tiefen Demüthigung des verabscheuten Gegners zu gewinnen. Jetzt meint er dieses Glück in Händen zu haben, und beantragt in Petersburg, mit Preußen so zu verfahren, wie es Napoleon zwölf Jahre später in Tilsit that; er beantragt den Krieg auf Leben und Tod, und also auch den Krieg mit allen Mitteln, den Krieg, welcher nothwendig den König in die Allianz mit den Jacobinern jagen mußte, wenn anders dieselbe für Preußen noch zu haben war. Er stellt dieses Begehren inmitten des langjährigen, unglücklichen französischen Kampfes; auf allen Seiten von den Waffen der siegenden Republik bedrängt, fordert er die Eröffnung eines zweiten nicht minder schweren, nicht minder umfassenden Krieges. Es war hier nicht blos, wie bei der Vertheidigung Belgiens oder Hollands, die Weigerung eigener Anstrengung, wenn die Bundesgenossen nicht hälfen und zahlten: es war das positive Begehren einer Politik, welche dem Revolutionskriege den deutschen Bürgerkrieg im schwersten Style zugesellen mußte. Und endlich, es war nicht etwa ein augenblickliches Aufwallen zornigen Schreckens, welches ihn so handeln ließ; vielmehr wurde sein Antrag am 7. Mai in einer neuen Depesche an Cobenzl noch dringlicher wiederholt, und am 16., auf eine Nachricht von der preußischen Demarcationslinie dem Grafen erklärt, daß nach diesem Meisterstücke der Bosheit und Anmaßung dem Kaiser nichts übrig bleibe, als seine Truppen in die Erblande zurückzuziehen und active Maßregeln gegen Preußen zu ergreifen.

Wir wissen sattsam, wie gründlich Thugut bei dieser tobenden Aufregung die Wirklichkeit der Dinge verkannte. Nicht ein Wort seiner wilden Anklagen gegen Preußen hatte thatsächliche Begründung. In Berlin gab es keine schwarzen Pläne, sondern nur Friedenssehnsucht und Finanzklemme, und daneben eine schwache Hoffnung, nach dem Abschlusse des Baseler Vertrags von den Kaiserhöfen etwas weniger summarisch in der Krakauer Frage behandelt zu werden. Von einem Bunde mit Frankreich wollte der König unter keinen Umständen reden hören; dies war geradezu der höchste Grundsatz seiner Politik. An eine Herstellung Polens dachte man so wenig, daß gerade um eine darauf gerichtete Forderung der Franzosen zu vermeiden, Prinz Heinrich zur Beschleunigung des Friedensabschlusses gedrängt hatte. Thugut's Treiben beruhte also auf Voraussetzungen, welche überall das Gegentheil der Wahrheit waren, und machte seinem Scharfblick und seiner Menschenkenntniß geringe

Ehre. Wie viel besser hätte er für Deutschland gesorgt, wenn er sich damals Hardenberg's Bemühungen für die Integrität des Reiches kräftig angeschlossen hätte! Aber eine dämonische Leidenschaft drängte ihn vorwärts. Auf allen Seiten suchte er seine Stellung zu stärken, und sich die Mittel zu dem nach seiner Meinung unvermeidlichen Kampfe gegen Preußen zu verschaffen.

Vier Tage nach jener ersten Depesche an Cobenzl, den 24. April, sandte er neben einem kaiserlichen Erlaß, worin das deutsche Reich zu ferneren reichsverfassungsmäßigen Kriegsrüstungen aufgefordert wurde, ein ministerielles Rundschreiben in das Reich hinaus, des Inhalts, daß alle Gutgesinnten sich jetzt um Oesterreich schaaren und unter Vermeidung der schleppenden Reichsformalitäten ihre Kräfte dem Kaiser und der guten Sache zur Verfügung stellen müßten: geschehe dergleichen nicht, fuhr er fort, so würde jedes Interesse an dem Schicksale des Reiches bei dem Hause Oesterreich aufhören; dasselbe werde dann sich in sich selbst zurückziehen, und für seine eigene Erhaltung durch gesammelte innere Kraft und in guter Vereinigung mit anderen Mächten sorgen. Hiernach seien die einzelnen Stände um bestimmte Erklärung zu bitten, welche Partei sie von nun an ergreifen wollten. Die Stände bemerkten mit gutem Grunde, daß zwar der Kaiser eine reichsverfassungsmäßige, der Minister aber eine sonderbündnerische Sprache rede. Die Aufregung und Verwirrung darüber war gewaltig in Regensburg.

Wichtiger für Thugut als die wehmüthigen Erwägungen des heiligen römischen Reiches war, wie er es genannt hatte, „die gute Vereinigung mit den anderen Mächten". So zäh und heftig er früher mit England über den Zinsfuß der neuen Anleihe gestritten hatte, jetzt kam er erst zur Erkenntniß, daß Lord Grenville nichts Unbilliges begehre, daß dessen Forderungen, genau berechnet, in der That kaum auf mehr als sechs Procent hinausliefen, und so gelangte denn endlich nach zehnmonatlichem Feilschen der Anleihe- und Subsidienvertrag am 4. Mai zum Abschluß. Am 20. folgte ihm eine weitere Abkunft zwischen beiden Höfen auf allgemeine gegenseitige Unterstützung so wie auf Gewährleistung des jetzigen und künftigen Besitzes der Contrahenten, wie er zur Zeit des Friedensschlusses eben stehen würde; es folgte zugleich die Zusage, ihre gegenseitige Verbindung und ihre Bündnisse mit Rußland zu einer großen Triple-Allianz zu verschmelzen.

Unterdessen war die durch Thugut's Depeschen erregte Bewegung in Petersburg kaum geringer als bei jenem selbst. Wir wissen, welchen Werth Catharina auf die Fortdauer des französischen Krieges schon im Hinblick auf ihre orientalischen Pläne legte: so war sie doppelt empört,

daß Preußen, gerade um sich gegen ihren polnischen Urtheilsspruch die Hände frei zu machen, von der Bekämpfung der Revolution zurücktrat. Die nächste Wirkung war ähnlich wie in Wien: eine schleunige Verständigung mit dem Londoner Hofe. Seit der Einnahme Hollands durch die Franzosen hatte Catharina ein nachgiebiges Zurückweichen der englischen Regierung gefürchtet, und deshalb zur Ermuthigung derselben einige Bereitwilligkeit zur endlichen Sendung von Hülfstruppen erkennen lassen. Am 11. Februar war darüber ein Vertragsentwurf aufgesetzt, bisher aber in Petersburg, da man ernstlich doch zu Truppensendungen gar keine Neigung hatte, nicht ratificirt worden. Jetzt aber, auf die Nachrichten von Basel und Wien, zauderte Catharina nicht länger und gab am 5. Mai dem Bundesvertrage ihre Unterschrift. Indem sie dann Thugut's zornige Ergießungen über Preußen von Herzen erwiderte, gab sie anheim, zunächst die Urkunde vom 3. Januar über die Theilung Polens dem Berliner Hofe gemeinsam vorzulegen, und die unbedingte Unterwerfung unter ihre Bestimmungen, zunächst also die Räumung Krakaus, zu fordern. Eine Ablehnung würde man als Kriegsfall betrachten.

So fand Thugut zu seiner Freude bei der hohen Bundesgenossin ganz und gar die erwünschte Gesinnung vor. Ja was das praktische Verhalten betraf, sah er sich bei allem Eifer doch für den Augenblick veranlaßt, etwas zurückzuhalten. Nach seinen Phantasien von Preußens französischem Bündnisse und türkischer Angriffslust hielt er die Vorlage des Januarvertrags für das Signal zum sofortigen offenen Bruche. Es wäre das ihm völlig erwünschte Ergebniß gewesen. Aber allerdings in diesem Falle galt es gerüstet, und namentlich in Böhmen und Mähren gegen einen preußischen Angriff gedeckt zu sein. Davon aber war man zur Zeit noch weit entfernt. Wir hören zwar viel, schrieb er am 24. Mai an Cobenzl, von preußischer Friedensliebe: wenn aber noch irgend ein Funke von Energie im Herzen des Königs ist, so könnte bei den jetzigen Verhältnissen das preußische Heer Wien erreichen, ehe nur die Nachricht von seinem Ausmarsche nach Petersburg gelangt wäre. Er beauftragte also den Botschafter, einen solchen Aufschub für die Vorlage des Theilungsvertrages bei Catharina zu begehren, daß Oesterreich unterdessen in seinen Nordprovinzen eine ausreichende Kriegsmacht versammeln könnte. Dagegen ließ sich nichts einwenden, und Catharina sprach ihr Einverständniß zu der Zögerung aus.

So warf denn Oesterreich, als wenn kein französischer Krieg mehr in der Welt wäre, Alles, was irgend noch an Truppen, Kriegsmaterial und Geldmitteln vorhanden war, in die böhmische Rüstung hinein. In

Petersburg brodelten unterdessen die Entwürfe, welche Ziele im Falle des preußischen Krieges zu verfolgen wären. Thugut's Wort von der Herstellung eines neuen Polen auf Preußens Kosten hatte gezündet. Wenn es dazu käme, wäre der König, dessen Wahl Oesterreich der Kaiserin freigestellt hatte, sofort bereit gewesen, eben der Großfürst Konstantin, den 1792 bereits der unglückliche Stanislaus zu dieser Würde vorgeschlagen hatte [1]). Damals hatte Catharina abgelehnt, weil sie lieber die Hälfte des Landes zur russischen Provinz, als das ganze zur russischen Secundogenitur machen wollte. Jetzt aber bliebe die russische Provinz, was sie war, und die russische Secundogenitur würde allein mit preußischem Lande ausgestattet werden. Ostpreußen würde wieder wie 1466 von Deutschland abgetrennt, und die russische Grenze bis in die Nähe von Berlin vorgeschoben. Diese Gedanken, einmal angeregt, führten weiter. Wenn künftig ein russischer Großfürst in Warschau herrschen sollte, mußte sein Staat einen lebensfähigen Bestand haben: warum sollte man denselben nicht mit Ostpreußen, Schlesien und der Neumark abrunden, und auf diese Art das widerwärtige Preußen für alle Zeiten unschädlich machen? [2]) Oesterreich, welches nach den Erklärungen vom 3. Januar dann Bayern und Venetien erhielte, würde sicher keine Einwendung erheben. England würde wohl zu der Einsicht zu führen sein, daß das System des 3. Januar ihm nur Vortheil bringe, indem es ihm am Mittelmeer neben dem feindlichen Frankreich und dem eifersüchtigen Spanien in den beiden Kaiserhöfen neue kräftige Bundesgenossen gebe.

Das Alles war für's Erste der Ausdruck flüchtig emporsteigender Wünsche, deren Verdichtung zu planmäßigem Bestreben noch von vielen Umständen abhängig in unbestimmter Zukunft lag. Daß die Gesinnung, aus der sie hervorwuchsen, nicht von ganz Europa getheilt wurde, zeigte sich noch vor der Vollendung der böhmischen Rüstungen. Die deutschen Stände wagten bei Thugut's scharfem Auftreten es freilich nicht, sich unmittelbar dem Baseler Frieden anzuschließen, aber ebenso wenig gelang dem kaiserlichen Minister die Bildung einer österreichischen Liga. Vielmehr kam Ende Juli der Reichstag zu einem Beschlusse, welcher den Kaiser um Vermittlung des Friedens und Preußen um Förderung des heilsamen Werkes bat, mithin für eine Unterstützung Oesterreichs gegen Preußen nicht die geringste Aussicht gab. Die Entrüstung wuchs darauf in Wien; der

[1]) Aus den Depeschen Lord Whitworth's und Tauenzien's.

[2]) Solche Pläne meldet der amerikanische Gesandte Governor Morris 5. August dem Lord Grenville. Aus wie guten Quellen Morris schöpfte, zeigt der Umstand, daß er zugleich den Inhalt der zweiten Declaration vom 3. Januar mittheilt, die sonst für damals und fünfzig Jahre weiter für alle Welt geheim blieb.

Fürst Colloredo erklärte öffentlich, daß der Kaiser im Stande wirklichen Krieges mit Preußen sich befinde, daß dieses alle Bande des Bündnisses und der Reichspflichten zerrissen habe[1]): leider hatte man nicht die Mittel, den vernichtenden Angriffskrieg zu führen, und rüstete nur mit höchster Anstrengung in Böhmen und Mähren weiter. Keinen besseren Erfolg hatte gleichzeitig Catharina bei dem englischen Hofe, wo sie für die gegen Preußen nöthige Heeresaufstellung eine Subsidie begehrt hatte. Das Geld wäre ihr bei der Erschöpfung ihre Cassen sehr erwünscht gewesen, und noch dazu hätte die Bewilligung England in offene Feindschaft gegen Preußen verwickelt. Aber eben deshalb wollte Lord Grenville davon nicht hören. Die englische Regierung machte damals eine ehrenvolle und erfolgreiche Politik, weil sie einen einfachen und großen Zweck mit kräftiger Ausdauer verfolgte. Sie wollte die Ueberwältigung des revolutionären Frankreich, dies und nichts Anderes. Sie hatte genug und übergenug an den rheinischen und maritimen Kämpfen; sie wünschte so wenig an der Weichsel wie der Elbe neue Wirren. Lord Grenville mahnte also ab: wenn man Preußen auf das Aeußerste treibe, könne wirklich werden, was Thugut so oft besorgt habe, ein preußischer Angriff auf Böhmen: dann würde Preußen seinen Einfluß mit dem französischen auch in Constantinopel vereinigen, ein neuer Türkenkrieg die Folge sein, Oesterreich nicht einen Mann am Rheine noch verwenden können. Er bat also dringend, in Wien wie in Petersburg, daß Rußland sich gegen Preußen auf ungefährliche Demonstrationen beschränken möge, und so die Kraft der Coalition für den französischen Krieg gesammelt bleibe. Diese Anschauungen contrastirten denn allerdings so scharf wie möglich mit dem Systeme des 3. Januar und den Gefühlen des österreichischen Ministers. Thugut, dem es zur Zeit viel mehr auf den preußischen als auf den französischen Krieg ankam, erklärte dem englischen Gesandten unumwunden, daß Clerfait am Rheine keinen Schritt thun könne, ehe befriedigende Nachricht aus Petersburg über den polnischen Streit angelangt sei.

Wenn man dies Alles erwägt, Thugut's seit einem Jahre wiederholte Erklärung, daß er, falls ihm Krakau nicht gesichert werde, Frieden mit Frankreich suchen müsse um jeden Preis, sein jetziges Drängen auf einen offenen Krieg der Kaiserhöfe zur Vernichtung der preußischen Großmacht, seine bestimmte Aeußerung, daß der Kaiser seine Heere vom Rheine in die Erblande zurückziehen müsse: so drängt sich unabweislich die Frage auf, ob es denkbar sei, daß er solche Möglichkeiten vor Augen sich der französischen Gefahr gegenüber fort und fort vollkommen

[1]) Lucchesini an Hardenberg 5. August.

stumpf und unthätig verhalten, daß er schlechterdings gar nichts gethan, um sich einen Weg zur Sicherung auf dieser Seite im Falle eines preußischen Krieges anzubahnen. Daß sein Friedensprogramm so wenig wie jenes des Wohlfahrtsausschusses mit Bayern und Rheinland erschöpft gewesen wäre, versteht sich von selbst, und ebenso sicher ist es, daß er zu jener Zeit in Paris sich nicht binden wollte, daß im Gegentheil die russisch-englische Allianz ihm einstweilen noch den größeren Gewinn zu bieten schien. So ist es denn von französischer Seite her urkundlich bezeugt, daß er schlechterdings keinen amtlichen Schritt in Paris gethan hat. Offenbar ist es aber mit alle dem sehr wohl verträglich, daß er durch dritte Hand in Paris sondiren ließ, unter welchen Bedingungen der Kaiser den Frieden mit der Republik erlangen könnte. Nicht blos in Paris war man, wie wir bemerkten, von der Richtigkeit der Angaben Carletti's durchdrungen; nicht blos in Berlin hatte man nach Berichten aus Wien und aus Florenz die Ueberzeugung, daß Carletti im Sinne Oesterreichs wirke: auch in Petersburg sagte Markoff dem Grafen Cobenzl geradezu, daß Thugut in Unterhandlung mit dem Wohlfahrtsausschusse stehe, was ihm freilich übel genug bekommen werde. Anderwärts wurden andere Agenten als Thugut's Pariser Mittelsmänner bezeichnet, ein Ehepaar Neuville dem Grafen Haugwitz im November 1794, Mirabeau's früherer Secretär Pellenc ein halbes Jahr später dem englischen Gesandten Wickham in der Schweiz. Gegen Merlin's Aussagen über Carletti ist eingewandt worden, daß Thugut sich damals und später mit Zorn und Verachtung gegen die jacobinische Politik der Florentiner Staatsmänner ausgesprochen und im November 1794 einen Besuch des Generals Manfredini sehr nachdrücklich verbeten habe: wie sollte er, hat man dann gefolgert, sich diese Männer zu einer Thätigkeit des intimsten Vertrauens auserlesen haben? Indessen zu Zwecken der angegebenen Art wählt man die Personen nicht nach persönlicher Liebe und Hochachtung, sondern nach ihrer muthmaßlichen Brauchbarkeit, und diese wurde durch Carletti's französische Gesinnung wahrlich nicht verringert. Ueber Manfredini aber schreibt Thugut an Colloredo, der General dürfe schlechterdings nicht nach Wien kommen; sein Erscheinen daselbst, „möge sich nun der Kaiser zur Fortsetzung des Krieges oder zu anderen Maßregeln irgend welcher Art entschließen", würde Aufsehen und Verdacht erregen und dadurch großen Schaden thun. Wie man sieht, liegt hier der Accent durchaus auf dem Skandal, dem Argwohn der verbündeten Mächte, bei einem Besuche des französisch-gesinnten Manfredini: daß sich hiermit eine Benutzung der Florentiner bei „Maßregeln anderer Art" sehr wohl verträgt, liegt auf der Hand. Man hat ferner auf den Umstand hingewiesen, daß Merlin von Thionville in seinem Be-

richte an den Wohlfahrtsausschuß über das Hüninger Gespräch Carletti gar nicht erwähnt, sondern das angebliche Programm des Letzteren als einen Gedanken Hardenberg's einführt. Allein auch darauf ist nicht viel zu geben, da Merlin zu jenen diplomatischen Eröffnungen überhaupt keine Vollmacht besaß, mithin großen Anlaß hatte, dem Ausschusse gegenüber die Initiative dazu den Preußen zuzuschieben. Endlich hat man es unglaublich gefunden, daß der kaiserliche Minister so kurzweg bereit gewesen, gegen die Zusicherung Bayerns den Franzosen das linke Rheinufer anzubieten. Wir werden später sehen, daß er, als die Zeit gekommen war, in seiner amtlichen Unterhandlung genau nach dieser Gesinnung verfahren ist, und schon an dieser Stelle dürfen wir bemerken, daß wer seine Truppen von der Vertheidigung der Reichsgrenze abrufen will, wenn die fremden Mächte ihm nicht ein Stück polnischen Landes gewährleisten, ganz und gar die gleiche Gesinnung zeigt, wie wer ein Stück Reichsland dem Feinde abzutreten bereit ist, wenn dieser ihm dafür deutsche oder fremde Provinzen zusichert. Vor Allem aber, nachdem jetzt die Thatsache bekannt geworden, daß Thugut damals seine Verbündeten zum Vernichtungskriege gegen Preußen aufgerufen hat, wem wird es möglich erscheinen, daß er, diese neue Gefahr vor Augen, eine vortheilhafte Ausgleichung mit Frankreich auf Kosten des von ihm so tief verachteten deutschen Reiches für unstatthaft gehalten, daß er nicht im Gegentheil jeden Eifer angewandt hätte, um mit dem bisherigen Widersacher eine vorläufige Fühlung zu suchen? Gerade umgekehrt, dünkt uns, müßte es befremdlich im höchsten Grade sein, wenn er es unterlassen hätte, wenn er in den preußischen Krieg hätte eintreten wollen, ohne irgendwie die Mittel aufzusuchen, daß er nicht gleichzeitig von den republikanischen Heeren im Rücken gefaßt, nicht durch ein französisch-preußisches Bündniß erdrückt würde. Mit einem Worte, so wenig Merlin's und Siéyès' Reden einen festen Beweis für Thugut's und Carletti's Einverständniß geben, so viele thatsächliche Gründe reden dafür, daß der Italiener damals die Stimmung Thugut's vollkommen richtig bezeichnet hat.

Sei dem nun, wie ihm wolle, auf dem rheinischen Kriegsschauplatze verliefen sich im Sommer 1795 die Ereignisse nicht anders, als wenn zwischen Oesterreich und der Republik der förmliche Friede längst geschlossen worden wäre. Nicht etwa, daß hier gegenseitig das Schwert des Einen die Waffe des Andern in der Scheide gehalten hätte: es waren vielmehr bei jeder der beiden Parteien die geschilderten politischen Momente, welche die Heere zu träger Unthätigkeit verurtheilten. Thugut, welcher den Engländern für ihre Subsidien die kräftigste Bekämpfung der Franzosen zugesagt hatte, war statt dessen durch die böhmischen und

mährischen Rüstungen ganz ausschließlich in Anspruch genommen: dort wurden die Festungen bewaffnet, Vorräthe aller Art aufgehäuft, die Truppenmasse allmählich auf 80,000 Mann gebracht. Lange nicht so gründlich und so eilfertig würde für die rheinischen Heertheile gesorgt: was aber die Hauptsache war, es ließ sich für diese, so lange die preußische Frage noch unentschieden schwebte, unmöglich ein bestimmter Operationsplan feststellen, und am wenigsten konnte von weitgreifenden Angriffsbewegungen dort die Rede sein. Zwar versicherte Thugut dem englischen Gesandten, daß auf das neue Zaudern Clerfait's am 10. Juni ein höchst ungnädiger Schelt- und Mahnbrief an denselben abgegangen sei, und dieser Brief beginnt denn auch mit kräftigen Worten über die Verkehrtheit und Schädlichkeit der bisherigen Zögerungen: er endigt aber mit dem Befehle, nicht etwa, jetzt auf der Stelle vorzugehen, sondern die genauesten Berichte über den Stand des Heeres einzusenden, worauf der Kaiser ihm unverzüglich die weiteren Entschließungen über den Feldzugsplan zuschicken würde. Da diese Entschließungen aber in jedem neuen Briefe als demnächst bevorstehend angekündigt wurden, so blieb die Armee mehr als drei Monate lang in vollständiger Unbeweglichkeit. Einige Verlegenheit brachte dieser Zustand dem kaiserlichen Minister gegenüber seinem englischen Bundesgenossen, der, wie gesagt, von preußischen Händeln nichts wissen wollte, sein Gold für die Besiegung der Franzosen ausgab, und unaufhörlich an die verheißene rasche und starke Action des Rheinheeres mahnte, richte sie sich nun auf Luxemburg oder Landau, auf Belgien oder die Franchecomté, wohin man wolle, nur daß endlich geschlagen werde. Man begriff es in London nicht, wie nach allen schönen Verheißungen die beste Zeit des Jahres so ganz und gar verloren wurde, und drängte Thugut und Clerfait um die Wette vorwärts. Der Minister suchte sich mit Ausreden aller Art zu helfen. Bald war die schwere Artillerie noch nicht angelangt, oder der Bestand der Magazine für die Verpflegung noch nicht ausreichend: bald war man im Zweifel, ob die Armee nach Norden oder nach Süden ihre Stöße richten sollte, und immer wenn England dem einen Plane eben zustimmte, entdeckte man in Wien, daß nur der andere ausführbar sei. Darauf schalt wieder Thugut über Clerfait's unverbesserliche Langsamkeit, erwartete weiterhin aber als Bedingung jedes Entschlusses eine günstige russische Depesche, oder einen angenehmen Reichstagsschluß, und flocht nicht selten bittere Klagen über Preußens Unzuverlässigkeit und Feindseligkeit ein. Er mußte es dann schweigend hinnehmen, daß Clerfait einem englischen Commissar der Wahrheit gemäß im Juli erklärte, er habe wohl Hoffnung auf kaiserliche Befehle, empfangen aber habe er

dieselben zur Zeit noch nicht. Thugut sah in ungerührter Haltung zu, wie durch alle diese Dinge das Vertrauen Englands auf die Ehrlichkeit und Wirksamkeit der österreichischen Politik in der nachhaltigsten Weise erschüttert wurde: den Franzosen gegenüber aber blieb es bei der ungestörten Waffenruhe, obgleich schon im Juli die Streitkräfte am Rheine, Oesterreicher und Reichstruppen, auf mehr als 160,000 Mann gebracht, völlig ausgeruht und streitlustig, den Gegnern an militärischer Tüchtigkeit wenigstens gleich, an Mannschaftszahl entschieden überlegen waren[1]).

So auf der deutschen Seite. Auf der französischen riefen andere Ursachen dieselbe Wirkung hervor. Zunächst bewährte sich Carnot's Voraussicht im Frühling 1794: die Anstrengungen, welche Frankreich damals gemacht, hatten das Land von Grund aus erschöpft, so daß im folgenden Jahre trotz aller belgischen, holländischen und rheinischen Beute, alle Heere der Republik sich in einem trostlosen Zustande der Schwäche und Entblößung befanden. Die Verluste an Mannschaft, welche der vorige Feldzug, wir wissen in wie großem Maße, herbeigeführt, wurden nur in ungenügender Weise ersetzt. Es fehlte an Nahrung, Kleidung, Schuhwerk; die Artillerie hatte keine Pferde, die Reiterei keine Fourage, die Truppen keinen Sold. So zeigten sich erschreckende Lücken bei allen Truppentheilen im Mannschaftsstande; die Leute desertirten haufenweise; die Hospitäler waren von Kranken überfüllt und hatten kein Mittel auch nur zur nothdürftigsten Pflege. Wir müssen Alles aus dem Nichts erschaffen, klagte Merlin von Thionville. Er bestürmte die Regierung um verstärkte Geldmittel, und erhielt schwere Massen von Assignaten, die er kaum zu sechs Procent verwerthen konnte. Er zog auf die Staatscasse und erhielt umgehend ein Verbot, keine Ausgabe weiter ohne Genehmigung des Wohlfahrtsausschusses anzuweisen. Die eroberten Landschaften wurden unter solchen Verhältnissen von den französischen Behörden mit unbarmherziger Erpressung heimgesucht, und daneben von den im Hunger verwilderten Soldaten schonungslos ausgeplündert. Mehr als einmal richtete sich die Zuchtlosigkeit der Truppen auch gegen die eigenen Vorgesetzten selbst. Ganze Bataillone erklärten ihren Commandanten in offenen Tumulten, sie würden nach Hause gehen, wenn sie nicht Brod und Geld erhielten. Im Februar war der Effectivstand des Rheinheeres im Elsaß auf 40,000, die ausrückende Stärke unter 30,000 Mann gesunken. An große kriegerische Operationen war mit

[1]) Alles nach der Correspondenz der englischen Gesandtschaft in Wien, so wie nach den von Vivenot (Thugut, Clerfait, Wurmser) herausgegebenen österreichischen Depeschen.

solchen Streitkräften nicht zu denken: man mußte im Gegentheil dem Himmel dankbar sein, wenn der Feind nicht seinerseits durch kräftige Offensive die gährenden Massen auseinander sprengte. Der Wohlfahrtsausschuß schrieb an Jourdan und an Pichegru, welcher letzterer jetzt die Führung des Rhein- und Moselheeres übernommen hatte, ebenso oft, wie Kaiser Franz an Clerfait, daß er große Thaten und rasche Erfolge von ihnen erwarte. Dann aber blieb ein Brückenzug aus, der für den Uebergang über den Rhein unerläßlich erachtet wurde, oder man stritt über die Wahl zwischen zwei besonders empfohlenen Uebergangspunkten, um endlich keinen von beiden zweckmäßig zu finden. Im Juli griff dann auch hier die hohe Politik in die militärischen Erwägungen ein. Bis dahin hatten im Wohlfahrtsausschusse die Independenten die Mehrheit gehabt, und demnach der Ausschuß fort und fort auf beschleunigte Eröffnung des Feldzugs gedrängt, in der Hoffnung, nach einigen Siegen auf dem rechten Rheinufer aus Wien die amtliche Wiederholung von Carletti's Auslassungen zu erhalten. Jetzt aber gab die monatliche Erneuerung dieser Behörde der gemäßigten Partei darin das Uebergewicht, der Partei, welche bereits von ihren Gegnern als die Partei der alten Grenzen verhöhnt wurde, und ihr militärischer Vertreter im Ausschusse, Aubry, setzte hier nach hitzigen Verhandlungen einen Beschluß durch, welcher nicht wie die früheren die beiden commandirenden Generale zum sofortigen Rheinübergange aufforderte, sondern ihnen zunächst eine Reihe von Fragen über die Beschaffenheit ihrer Truppenkörper vorlegte, nach deren genauer Beantwortung der Ausschuß dann seine weiteren Befehle erlassen würde. Dies war gleichbedeutend mit einem Aufschub aller Operationen von etwa vier Wochen. So standen sich im August die beiden Heere, durch den Strom getrennt, in ununterbrochener Ruhe gegenüber. Das Schicksal des ganzen Krieges hätte hier sich wenden lassen, wenn Oesterreich, ohne Rücksicht auf die eingebildete Kriegslust Preußens, seine jetzt schlagfertigen Heere mit entschlossenem und massivem Angriff auf die geschwächten Haufen der Republikaner geworfen hätte!

Was den zweiten Kriegsschauplatz, auf welchem damals Franzosen und Oesterreicher ihre Kräfte maßen, den italienischen, betraf, so war hier wenigstens innerhalb der Pariser Regierungskreise kein Zwiespalt der Meinungen. Dort wünschten ihre beiden Parteien Savoyen zu behalten und Mailand den Oesterreichern zu entreißen. Die Independenten betrieben es um so lebhafter, als sie, wie wir sahen, unter dieser Voraussetzung bereit waren, dem Kaiser gegen Abtretung des linken Rheinufers Bayern zu überlassen, und demnach die Eroberung Mailands als die letzte Anstrengung betrachteten, mit der sie einen ruhm- und

zukunftreichen Friedensvertrag für die Republik erringen wollten. Sie mahnten also ihre Heere der Alpen und Italiens unaufhörlich zu entscheidenden Schlägen. Indessen war dort die militärische Zerrüttung nicht geringer als am Rheine, und trotz der innern Zwietracht, welche fort und fort die Operationen der Austrosarden lähmte, wurde es einleuchtend, daß die republikanischen Generale nicht ohne eine ganz erhebliche Verstärkung das Ziel erreichen würden. An große Rekrutirungen aber im Innern war damals nicht zu denken, und so entschied sich der Wohlfahrtsausschuß zu einem neuen Friedensvertrage, welcher die bisher in den Pyrenäen kämpfenden Schaaren für den Krieg im Apennin verfügbar machte, zu dem Frieden mit Spanien[1]).

Wie wir früher schon beobachtet haben, war bei dem Madrider Hofe die Lust an dem heil- und endlosen Kriege längst verraucht. Eine Zeit lang hatten die Königin und der Minister Godoi, Herzog von Alcudia, für den Kampf geschwärmt, weil derselbe im Gegensatze zu Aranda's Friedensliebe eine Lebensfrage für das Regiment des Günstlings zu sein schien. Seit dem Sommer 1794 aber hatte das Glück der Waffen sich gewandt; sowohl in den östlichen, als in den westlichen Pyrenäen hatten die Spanier das feindliche Gebiet räumen müssen, ja im Osten hatte General Dugommier französischer Seits die Grenze überschritten und mit seinem rechten Flügel im Hochgebirge die Thäler der Cerdagne, mit seinem linken die schirmenden Forts der catalonischen Küste überwältigt. Diese Unglücksfälle machten auf den jämmerlichen Hof in Madrid den tiefsten Eindruck; die Königin sah alle ihre Hoffnungen getäuscht, und Alcudia schwankte rath- und planlos zwischen thörichter Hoffahrt und zitternder Furcht. Im September that er den ersten Schritt zu einer directen Unterhandlung, indem er einem gewissen Simonin, der von dem Wohlfahrtsausschusse zur Verpflegung der französischen Kriegsgefangenen nach Barcelona geschickt war, seinen Wunsch auf Frieden aussprechen ließ. Kaum war es geschehen, so erfuhr er von den Plänen einer royalistischen Schilderhebung in Paris und dem französischen Süden, und wiegte sich sogleich in eitlen Hoffnungen auf glänzende Ueberwältigung der Revolution. Dagegen antwortete ihm der Wohlfahrtsausschuß im Tone herrischer Siegessicherheit, und im October warf das Westheer die Spanier mit scharfen Schlägen bis hart vor Pampeluna zurück. Unter diesen wechselnden Eindrücken erklärte

---

[1]) Vgl. über das Folgende: Mémoires du roi Joseph, Vol. I, Correspondenz von 1795, und vor Allem Baumgarten's Geschichte Spaniens zur Zeit der französischen Revolution.

Godoi dem Staatsrathe in tiefer Verzweiflung, daß keine menschliche Kraft die Fortschritte der Franzosen hemmen könne, schlug dann wieder England die Anerkennung des Grafen von Provence als Regenten Frankreichs vor, und erließ Mitte November an Simonin ein Ultimatum, worin er die Bereitwilligkeit aussprach, mit der französischen Republik abzuschließen, wenn diese die Kinder Ludwig XVI. freigebe, und dem Sohne die an Spanien grenzenden französischen Provinzen als selbständiges Königreich überlasse. Ueber einen solchen Vorschlag sprach natürlich der Ausschuß seine höchste Entrüstung aus, rief Simonin auf der Stelle aus Barcelona ab, und forderte seine Generale auf, dem spanischen Hofe mit Kanonenkugeln die Antwort auf seine Frechheit zu geben.

Bereits hatte General Dugommier in diesem Sinne gehandelt. Sein unfähiger Gegner, Graf de la Union, hatte sich bei Figueras in eine Menge planlos angelegter Schanzen vergraben; am 17. November umging General Augereau den beherrschenden linken Flügel dieser Position; zwar kam die Bewegung in Stocken, als Dugommier, im Begriffe, den Kampf im Centrum zu eröffnen, durch einen Kanonenschuß getödtet wurde; Union aber ließ die kostbaren Stunden ohne irgend eine Vorkehrung nutzlos verstreichen, und als dann endlich am 20. Dugommier's Nachfolger Perignon den Angriff auf allen Punkten fortsetzte, so war die Niederlage der Spanier nach kurzem Streite vollständig. Immer von der Linken her aufgerollt, verloren sie eine Stellung nach der andern, Union selbst fiel im Getümmel, an 9000 Officiere und Soldaten wurden niedergemacht, 80 Schanzen mit 200 Geschützen genommen. Die Auflösung des geschlagenen Heeres war so gründlich, die Bestürzung der Spanier so tief, daß schon nach acht Tagen General Torres das furchtbar befestigte Figueras mit einer Besatzung von 9000 Mann, 170 Geschützen und colossalen Munitions- und Speisevorräthen, ohne daß ein Schuß gefallen wäre, den Siegern überlieferte.

Diese große Katastrophe rief zunächst in der bedrohten Grenzprovinz, in Catalonien, einen mächtigen patriotischen Aufschwung hervor. Weiter rückwärts im Binnenlande überwog die Unzufriedenheit mit der eigenen Regierung, die finanzielle Noth, die politische Demoralisation; die Steuern gingen schwierig ein, die Rekruten suchten sich der Aushebung zu entziehen, das Volk begehrte unter bitteren Verwünschungen den Frieden. An den Grenzen aber hatten die Einwohner keinen andern Trieb als den der Selbsterhaltung und des Hasses gegen die Franzosen. Während diese geglaubt hatten, daß das Erscheinen ihrer Tricolore überall die Spanier zum Aufstande gegen das Madrider Unwesen be-

stimmen würde, erfüllten sich diese mit glühendem Abscheu gegen die Mörder Ludwig XVI., die Verfolger der Kirche, die Schänder des Christenthums. Dazu kam die Rohheit der Conventscommissare, die Verwilderung der Soldaten, die Mißhandlung der besetzten Landschaften: überall, in Catalonien, wie in Navarra und Biscaya, forderte das Volk seine Bewaffnung zum Kampfe gegen den gottlosen Feind. Auf die Madrider Regierung setzte allerdings kein Mensch das mindeste Vertrauen; nach dem Fall von Figueras wollte vielmehr Catalonien sich den Befehlen des Hofes völlig entziehen, dann aber gegen den Landesfeind 150,000 bewaffnete Männer aufstellen. Indessen wurde noch einmal ein offener Bruch verhütet; es kam endlich zu einer populären Rüstung von 24,000 Mann, in festem Zusammenwirken mit dem glücklicher Weise höchst talentvollen und kräftigen Nachfolger Union's, dem General Urrutia. Es traf sich günstig, daß Perignon, anstatt die bei Figueras besiegten Heerestrümmer das Schwert im Nacken zu verfolgen, sich mit der Belagerung der Küstenfestung Rosas aufhielt, welche zum ersten Male in diesem Feldzug das Beispiel kräftigen Widerstandes gab und erst Anfang Februar capitulirte, so daß Urrutia unterdessen seine zerrütteten Regimenter hinter dem Flusse Fluvia zu neuer Ordnung herstellen und die catalonische Volksbewaffnung in großem Umfang organisiren konnte.

Während hier Nation und Heer in Opferbereitschaft und Thätigkeit wetteiferten, bot der Madrider Hof stets dasselbe Schauspiel bodenloser Frivolität und empörender Unfähigkeit. Den Schrecken über die Niederlage von Figueras vergaß Alcudia in einem Wirbel unwürdiger Vergnügen und Ausschweifungen, und wenn der Marineminister Valdes mit höchster Energie auf Frieden drang, so war das für die Königin nur ein Grund mehr für die Fortsetzung des Krieges, weil vor allen anderen Rücksichten ihr die eine ging, daß kein einheimischer Widersacher gegen Alcudia Recht behalte. Als im December Tallien unter der Hand eine Eröffnung aus Paris sandte, daß man Spanien den Frieden ohne Gebietsabtretung bewilligen werde, wenn es sich von England trenne, lehnte Alcudia den Vorschlag ab, dieses Mal nicht aus Stolz oder Siegeshoffnung, denn im innersten Herzensgrunde wäre man froh gewesen, dem lästigen Kriegsgetümmel zu entrinnen; nur vermochte man, wie Graf de la Caneda sagte, die Anstrengung nicht zu machen, welche zur Erlangung des Friedens und einer sichern Neutralität erforderlich war. Die Königin, schrieb damals der preußische Gesandte, will den Frieden, der König will nichts, Godoi, jung und unerfahren, glaubt, man mache mit denselben Mitteln Krieg und Frieden, und erwartet die

Entscheidung, ich weiß nicht woher. Unter diesen Umständen konnte Graf Cabarrus, Tallien's Schwiegervater, den Faden der geheimen Unterhandlungen im Stillen fortspinnen, und einen entscheidenden Anstoß gaben dann im Februar die Nachrichten von der Eroberung Hollands und dem Abgang des Grafen Goltz nach Basel. Jetzt kam auch Alcudia wieder auf die alte Eifersucht gegen England zurück; er versöhnte sich mit Valdes, und in einem großen Ministerrathe wurde am 22. März in Gegenwart des Königs und der Königin der Antrag förmlich zur Erörterung gebracht, den Frieden mit Frankreich, auf die einzige Bedingung der Freiheit der beiden königlichen Kinder, zum Abschluß zu bringen. Alle Anwesenden gaben ihren lebhaften Beifall zu erkennen, nur König Carl, welchem man früher niemals eine Sylbe von friedfertigen Tendenzen geäußert hatte, war entrüstet über die Zumuthung eines Vertrages mit den abscheulichen Königsmördern; indessen ließ auch er sich beschwichtigen, als seine Gemahlin ihm auseinandersetzte, wie viele heilige Capellen während des Krieges zerstört würden, und die Kirche selbst also das höchste Bedürfniß nach Frieden hätte. Don Domingo Yriarte, früher wegen seiner jacobinischen Sympathien aus Madrid verwiesen und als Gesandter nach Polen entfernt, ein gewandter, aber leichtsinniger Geschäftsmann, wurde ausersehen, hinüber nach Basel zu gehen, und dort mit Barthelemy die Friedensverhandlungen zu eröffnen. Bei jeder andern Regierung als der spanischen wäre hiermit eine feste Linie gewonnen, ein bestimmtes System entschieden gewesen. Kaum aber war der Befehl an Yriarte abgegangen, so schlug in Madrid die Stimmung auf das Neue um. Der Eindruck der holländischen Eroberung wurde aufgewogen durch eine vorläufige Kunde von der Triple-Allianz zwischen England, Oesterreich und Rußland; das Beispiel des preußischen Friedens verlor sein Gewicht durch eine ziemlich unumwundene Erklärung Englands, daß dieses den Krieg gegen Spanien beginnen würde, sobald Alcudia mit Frankreich Frieden schließe. Der Herzog kam unter diesen sich kreuzenden Antrieben zu dem, ihn völlig bezeichnenden Ergebnisse, Yriarte einstweilen unterhandeln zu lassen, aber keine rasche Nachgiebigkeit zu zeigen, darüber werde eine lange Zeit vergehen, während deren Urrutia hoffentlich die Grenzen decken und England seinerseits zu größerer Geschmeidigkeit einlenken werde.

Indessen hatte in Paris der Wohlfahrtsausschuß die Nachricht von Yriarte's Sendung Anfangs mit einigem Mißtrauen, zuletzt aber ohne Unterschied der Parteien mit großer Genugthuung aufgenommen. Seine friedlich gesinnten Mitglieder begrüßten jeden Schritt solcher Art mit unbedingter Freude, und die Independenten sahen in dem Ende des

spanischen Krieges eine Erleichterung für ihre größeren Zwecke. Barthelemy wurde also beschieden, in die Unterhandlung einzutreten. Allerdings nahmen sich die ihm demnach zukommenden Weisungen im Einzelnen nicht weniger kategorisch als bei der preußischen Unterhandlung aus: er solle auf alle Weise auf raschen Abschluß drängen, eben deshalb kurz und imponirend auftreten, keinen Waffenstillstand zulassen, jede Erwähnung innerer französischer Angelegenheiten, der Kinder Ludwig XVI., der Emigranten, der Kirche, abschneiden, bei allen übrigen Fragen, Entschädigung, Grenzen, Kriegskosten, Neutralität, so viel wie möglich begehren, so viel wie nöthig einräumen. Es zeigte sich sogleich, wie weit entfernt die beiderseitigen Standpunkte waren. Barthelemy eröffnete dem spanischen Gesandten, daß die Republik bereit sei, die von ihren Truppen besetzten Grenzstriche an den Pyrenäen herauszugeben, dafür aber in Amerika die Abtretung von Louisiana und dem spanischen Antheil an der Insel San Domingo fordere. Yriarte entgegnete hierauf mit einer lebhaften Verneinung, indem er ausführte, daß seine Regierung dem spanischen Volke nimmermehr ein so erniedrigendes Abkommen bieten dürfe. Seinerseits beantragte er dann die Bewilligung einer Pension für die ausgewanderten Prinzen, freie Rückkehr für die übrigen Emigranten, Anerkennung der katholischen Kirche in Frankreich. Darauf aber belehrte ihn Barthelemy, daß er über die Gebietsfrage ein Mehr oder Weniger zu unterhandeln bereit sei, allein jedes fernere Berühren innerer französischer Zustände als einen Bruch der Verhandlung betrachten werde. Yriarte mußte, gerne oder ungerne, sich überzeugen, daß es Ernst war, und ließ jene Begehren fallen. Aber um so lebhafter und eindringlicher kam er auf den Punkt zurück, der, wie er sagte, für seinen Hof eine Sache der Ehre, der Religion und, wenn man wolle, des Fanatismus sei: das Schicksal der gefangenen Kinder im Tempel. Wochen lang gingen diese Gespräche fort. Vergebens erörterte ihm Barthelemy die Unmöglichkeit, daß die Republik einen so gefährlichen Prätendenten der Hand einer fremden Regierung anvertrauen könne: Yriarte erklärte es mit gleichem Nachdruck für unmöglich, daß sein König über das Schicksal seines nächsten, vornehmsten Blutsverwandten theilnahmslos und schweigend hinweggehe. Zwischen diesen Gegensätzen gab es keine Versöhnung.

So war der Tod des unglücklichen Knaben von nicht geringerer Erheblichkeit für die auswärtige Stellung als für die innere Entwicklung Frankreichs. Der Ausschuß gab Barthelemy Nachricht, daß in der Sitzung vom 9. Juni der Convent mit großer Gleichgültigkeit den Tod des jungen Capet, und mit lebhafter Begeisterung die Einnahme

Luxemburgs erfahren habe. Yriarte sprach darauf seinen tiefen Kummer aus, es war aber deutlich, daß die wahre Friedensverhandlung jetzt erst begonnen hatte. Noch gab es erhebliche Differenzen zwischen beiden Mächten, allein keine derselben versagte sich bei gutem Willen einer Ausgleichung. Yriarte's erstes Wort richtete sich jetzt, nachdem der Bruder durch den Tod dem Hader der Menschen entrückt war, auf die Befreiung der Schwester, der letzten Ueberlebenden der königlichen Familie. Der Ausschuß hatte hier allerdings kein politisches Bedenken hinsichtlich der Sicherheit der republikanischen Verfassung; da aber sein nationaler Stolz sich sträubte, eine solche Bewilligung dem Andringen einer fremden Regierung zu machen, so kam er dem spanischen Begehren durch einen Antrag beim Convente zuvor, dem Kaiser Franz den Austausch der Prinzessin gegen die einst von Dumouriez den Oesterreichern überlieferten Deputirten anzubieten. Daß das Wiener Cabinet hierauf eingehen würde, konnte von Niemand bezweifelt werden — wie denn auch einige Monate später der Tausch ohne besondere Mühe zu Stande kam —; Barthelemy konnte also dem spanischen Gesandten die Erklärung abgeben, daß die Freiheit der Prinzessin kein Gegenstand mehr für ihre Erwägung sei, da der Convent darüber bereits mit Oesterreich in Unterhandlung stehe. Diesen Punkt erledigt, kam man zu dem eigentlich politischen Theile des Friedenswerkes. Auch hier gab es mehr als eine Schwierigkeit. Frankreich beharrte auf der Abtretung von Louisiana und San Domingo, wovon der spanische Bevollmächtigte nicht reden hören wollte. Spanien begehrte als Vermittler zwischen der Republik und den italienischen Staaten, vor Allem dem Papste, anerkannt zu werden, während Barthelemy gemessenen Befehl hatte, keine Erwähnung Italiens zuzulassen. Vielleicht hätte, da das Uebergewicht der französischen Waffen in den Pyrenäen sich mit jedem Tage deutlicher herausstellte, der Wohlfahrtsausschuß unter solchen Umständen die Verhandlung abgebrochen: an diesem Punkte aber griffen die vorher erwähnten Rücksichten auf Oesterreich und Italien ein, und der Ausschuß blieb bei dem Beschlusse stehen, das Mögliche zur Erlangung des spanischen Friedens und damit zur Verstärkung des italienischen Heeres zu thun.

Insbesondere sollte jetzt der Versuch gemacht werden, nicht wie bisher auf den östlichen, sondern auf den westlichen Theil des spanischen Kriegsschauplatzes das größte Gewicht zu legen, und hier durch einen kräftigen Vorstoß in der unmittelbaren Richtung auf Madrid eine rasche Entscheidung herbeizuführen.

General Moncey, welcher damals das Heer der Westpyrenäen be-

fehligte, erhielt in diesem Sinne Anweisung und Verstärkung. Er hatte etwa 40,000 Mann unter seinem Befehle, und kaum 30,000 Spanier unter dem Prinzen Castelfranco sich gegenüber, welche auf der einen Seite Navarra, auf der andern Biscaya gegen die Franzosen zu decken hatten, und also in dünner Aufstellung weit zersplittert waren. Moncey griff nun Ende Juni zuerst das feindliche Corps von Biscaya unter General Crespo mit Nachdruck an, indem er den Uebergang über den Grenzfluß Deba erzwang, warf dann einen ansehnlichen Theil seiner Streitkräfte auf die spanische Abtheilung von Navarra, drängte sie tief in das Innere des Landes zurück, und zerriß dadurch die Verbindung derselben mit ihren Waffengenossen in Biscaya völlig. Seitdem war Crespo außer Stande, dem andringenden Gegner noch einen erheblichen Widerstand zu leisten: die Franzosen erreichten auf der einen Seite Vittoria und bald auch am Ebro die castilianische Grenze, und besetzten auf der andern die Hauptstadt Biscayas, Bilbao. Der Schrecken in Madrid war gewaltig und entscheidend. Obwohl in Catalonien General Urrutia dem neuen Befehlshaber des französischen Ostheeres, General Scherer, in einem blutigen Treffen mit Tapferkeit und Erfolg entgegengetreten war, obwohl General Cuesta in der Cerdagne erhebliche Fortschritte gegen die Republikaner gemacht hatte, bequemte sich der Madrider Hof nach Moncey's Siegen sogleich zu milderen Instructionen für die Baseler Unterhandlung.

Dort zeichneten denn Barthelemy und Yriarte den Frieden am 22. Juli. Frankreich verzichtete darin auf den gegen Louisiana erhobenen Anspruch, Spanien trat dagegen seinen Antheil an San Domingo ab. Frankreich genehmigte die spanische Vermittlung bei einer mit Neapel, Parma und Portugal zu eröffnenden Friedensverhandlung; in Bezug auf die übrigen italienischen Staaten — darunter war nach einem geheimen Artikel wesentlich der Papst verstanden — ließ es sich spanische Verwendung gefallen. Die Stimmung in Madrid war übrigens, nachdem man das erste Opfer einmal gebracht, so gründlich umgeschlagen, daß Yriarte sofort nach der Unterzeichnung des Friedens den Wunsch seines Hofes aussprach, die alte bourbonische Allianz zwischen beiden Staaten zu erneuern, damit man, sagte er, mit vereinter Kraft das Uebergewicht Englands im Mittelmeer und jenes der Oesterreicher in Italien brechen könne.

In Paris war man mit diesem Ergebniß in hohem Grade zufrieden. Die Bevölkerung und die gemäßigte Partei freute sich des unmittelbaren Thatbestandes, daß wieder ein großes Kriegstheater geschlossen sei; die Independenten blickten mit Genugthuung auf die wei-

teren Folgen, die sich für ihr System aus der Verwendung des Pyrenäen=heeres entwickeln sollten. Man hat, schrieb General Bonaparte, welcher damals im Bureau des Wohlfahrtsausschusses arbeitete, meine Offensiv=pläne genehmigt; wir werden bald ernsthafte Dinge in der Lombardei erleben; Sardinien wird ohne Zweifel auf Frieden denken, und nur von uns hinge es ab, den Frieden auf der Stelle auch mit dem Kaiser zu schließen. Aber, fügte er hinzu, wir fordern von ihm sehr vortheil=hafte Bedingungen, die wir mit der Gewalt der Waffen durchsetzen werden.

Wenn somit der spanische Vertrag in seinen mittelbaren Wirkungen ohne Zweifel ein Gewinn für die revolutionäre und eroberungslustige Partei war, so hatten sich gleichzeitig im Innern Ereignisse vollzogen, welche auch hier den Einfluß der Gemäßigten schwächten und für die Politik des Convents die schließliche Entscheidung gaben.

Drittes Capitel.

Die Royalisten.

Während die Republik in ihren auswärtigen Beziehungen durch die Uneinigkeit und Muthlosigkeit ihrer Gegner einen Triumph nach dem andern errang, war die Regierung nicht mehr im Stande, irgend einer der Parteien im Innern zu imponiren und zum Heile des Landes eine feste und unabhängige Stellung zu gewinnen. Wer eine Revolution zu machen sucht, wird stets auf gründliche Vernichtung jedes Gegners ausgehen; wer sie schließen will, muß vor Allem auf Versöhnung der Parteien bedacht sein. Damals, im Sommer 1795, klangen noch aller Welt, den Freunden wie den Feinden der Revolution, die furchtbaren Worte der Schreckenszeit im Ohre: die Halbheit ist in revolutionären Zeiten der Tod — ein Schritt rückwärts ist Verderben — nur die Todten kehren nicht zurück. Wer gerade das Uebergewicht im Momente besaß, meinte also den Vortheil für immer durch die völlige Vernichtung des Gegners sichern zu müssen: jeder Erfolg rief wachsende Gewaltthat, wildere Leidenschaft, verzweifelteren Widerstand hervor. Bei einer solchen Stimmung der Gemüther mußte die Lage immer ungünstiger für die mittleren und gemäßigten Parteien werden; die extremen Factionen von Rechts und Links erfüllten immer ausschließlicher den Schauplatz.

Der Tag des 1. Prairial hatte in ganz Frankreich die Strömung gegen die Jacobiner in neuen Schwung gesetzt. Nicht überall begnügte man sich wie im Convente mit der Bekämpfung jacobinischer Gesetze oder der Verhaftung jacobinischer Führer. Wir wissen, wie grimmig in den Departements des Südens der Durst nach Rache und Vergeltung war, und unmittelbar nach dem Touloner Aufstande entlud sich

dieses Gefühl in grauenvollen Verbrechen. Einige hundert Männer der Schreckenszeit waren zu Marseille in dem Fort St. Jean eingesperrt; die Stadt war während der Toulоner Bewegung von der Sorge erfüllt gewesen, daß bei dem Eintreffen der Toulоner diese Gefangenen mit ihnen gemeinsame Sache machen würden, und gleich nach der Einnahme Toulons beschlossen die Führer der Sonnencompagnie, sich durch einen blutigen Schlag für immer von solchen Gefahren zu befreien. Am 5. Juni überfiel ein Schwarm Bewaffneter das Fort; die wenig zahlreiche Wache des Eingangsthors wurde sofort überwältigt, der befehligende Officier ergriffen und eingesperrt, und dann ein Gefängniß nach dem andern erbrochen und die Verhafteten niedergemacht. Die Metzelei dauerte beinahe den Tag hindurch: es kam vor, daß die festen Kerkerthüren den Axtschlägen der Eindringenden Widerstand leisteten, dann schleppten sie ein Geschütz herbei, zerschossen die Thür und vernichteten die Gefangenen mit Kartätschensalven. Gegen Abend waren die Mörder ermüdet und zum Theil berauscht: um sich ihr gräßliches Handwerk zu erleichtern, warfen sie durch die zertrümmerten Kerkerfenster große Haufen von Stroh, zündeten es an und ließen die Gefangenen lebendig verbrennen. Erst als die Nacht hereingebrochen war, erschienen aus der Stadt, von Fackelträgern und Nationalgarden begleitet, die Conventscommissare. Sie machten den Mördern Vorstellungen über ihr Vergehen, mahnten zur Ruhe und Gesetzlichkeit [1]), und brachten den Haufen endlich zum Abzug, nachdem einige Führer desselben verhaftet und die Wache des Forts wieder bewaffnet worden war. Die Zahl der Erschlagenen wird in der officiellen Liste auf 86, in anderen Berichten auf mehr als 200 angegeben; zur Pflege der Verwundeten kam ein Arzt erst nach mehreren Tagen hinaus, als die meisten schon erlegen waren; die verhafteten Mordgesellen wurden nach wenigen Tagen ohne Untersuchung entlassen.

Schlimmer noch als die entsetzliche Unthat selbst war die Befriedigung, mit welcher die Bevölkerung weit und breit im Lande die Nachricht davon aufnahm. Durch die langen Gräuel der Schreckenszeit waren alle sittlichen Vorstellungen verwildert und alle Rechtsbegriffe aufgelöst. Wie zu Marseille erging es im Süden aller Orten. In Avignon ereilte jetzt die Mörder der Eisgrube die Hand des Bluträchers; in Sisteron, in Digne wurden die Beamten der jacobinischen Verwal-

---

[1]) So nach der Erzählung des anwesenden Herzogs von Montpensier, Bruder Louis Philipp's, der ohne Zweifel mehr Glauben verdient, als der spätere, parteiisch übertreibende Bericht Fréron's.

tung, die Mitglieder der alten Revolutionsausschüsse niedergemacht. In Tarrascon warf man die Opfer von einem hohen Thurme herab auf die spitzen Felsklippen des Rhoneufers; drei Monate lang wiederholten sich dort wie in Lyon diese Abscheulichkeiten. Ursprünglich lag keine politische Tendenz den Mordthaten zu Grunde, sondern ausschließlich der racheschnaubende Zorn gegen die Frevler der Schreckenszeit. Als aber diese Scenen sich vervielfältigten und bald den ganzen Boden in zwanzig Departements bedeckten, knüpften auch die politischen Parteien an die wilde Erregung ihre Hoffnungen an. An verschiedenen Stellen rührten sich die Royalisten alten Schlages; zahlreiche Mitglieder der ersten adligen Emigration kamen nach Lyon oder Marseille zurück; die eidweigernden Priester hatten immer, wie wir wissen, in diesen Gegenden einen höchst bedeutenden Einfluß gehabt. In Lyon machten sich diese Bestrebungen so rückhaltlos geltend, daß dort der Convent, der sonst nach dem 1. Prairial zur Strenge gegen die Feinde der Jacobiner wenig geneigt war, doch endlich einschritt, die Beamten zur Verantwortung vor seine Schranke lud, die Polizeiverwaltung den Militärbehörden übertrug, und die Bürgergarde entwaffnete. Diese Maßregeln vollzogen sich ohne Widerstand, die Umtriebe der Royalisten aber und die Verfolgung der Jacobiner wurden damit nicht beseitigt.

Auch in Paris bildete sich in der weiten monarchisch-constitutionellen Opposition, die wir früher geschildert haben, eine immer schärfer hervortretende bourbonisch-royalistische Gruppe. Sie setzte sich aus zahlreichen und unter einander wieder sehr abweichenden Elementen zusammen. Da war ein ansehnlicher Theil der goldenen Jugend, ehemalige Mitglieder der ersten Reichsstände, eine Anzahl ruhiger und liberaler Bürger, welche die Meinung hegten, da Frankreich einmal der Monarchie bedürfe, so müsse es sich vor einer Handvoll Emigranten nicht fürchten, sondern jetzt nach dem Tode des Dauphin den nächsten Erben, den ältesten Bruder des Königs, den in Verona residirenden Ludwig XVIII. anerkennen. Sie dachten übrigens nicht an schnelle Restauration auf gewaltthätigem Wege; sie wollten die neue Verfassung und die künftigen Wahlen abwarten, und hofften dann ohne Waffen durch einen Beschluß des gesetzgebenden Körpers die Bourbonen zurückzurufen. Neben ihnen aber gab es andere heißere Köpfe, welche bei dem allgemeinen Abscheu gegen die Jacobiner eigentlich jeden Tag einen Aufstand zu Gunsten des legitimen Königs erwarteten, und dabei eine möglichst reine Herstellung des alten Regime im Sinne trugen. Es war allerdings unmöglich, den wahren Zustand des Landes und die wirklichen Wünsche des Volkes gründlicher zu verkennen, aber wie immer that der Mangel an Einsicht

bei jenen Männern dem unruhigen Eifer keinen Eintrag. Sie warben und wühlten, correspondirten und conspirirten, hatten Beziehungen zu Tallien und anderen Thermidorianern, waren thätig in den Sectionsversammlungen, schickten Briefe nach Verona an Ludwig XVIII., nach Basel an die Emigranten beim österreichischen Heere, in den Westen an Charette und Cormatin. Seit dem November 1794 hatte der Hof von Verona aus ihnen eine königliche Agentur gebildet, bestehend aus dem Abbé Brottier, dem Abbé Lemaitre, und dem Ritter Despomelles; der Betriebsamste von ihnen war der Abbé Brottier, von dem sein College Maury zu sagen pflegte: wollt ihr eine Sache unauflöslich verwirren, so gebt sie dem Abbé Brottier, der ist im Stande, die Engel vor Gottes Thron in Aufruhr zu bringen. Wie alle Politiker dieses Schlages, war er, wie insbesondere die meisten Mitglieder der adligen Emigration, von engem Fanatismus und weiter Leichtgläubigkeit erfüllt. Er meinte ein Viertel der Conventsdeputirten für die gute Sache zur Verfügung zu haben, hielt die Constitutionellen des Todes beinahe würdiger als den blutigsten Jacobiner, erklärte nach dem Frieden von La Jaunais Charette für einen ebenso unbedeutenden wie unzuverlässigen Menschen. Allerdings erfuhr er in denselben Wochen, daß Ludwig XVIII. dem General der Vendeer einen Brief voll von bewundernder Anerkennung geschrieben hatte, und da sich zugleich in der Vendee der Friedenszustand nicht eben sicher zeigte, so war sein Plan auf der Stelle fertig, daß unter der Führung des unübertrefflichen Charette der Westen sich auf's Neue erheben, im Süden der Vertheidiger Lyons, Précy, zu gleicher Zeit das königliche Banner entfalten, der Prinz von Condé mit seiner Schaar durch die Schweiz in die Dauphiné einbrechen und dann die Gutgesinnten in Paris mit einer kräftigen Bewegung dem Convente ein Ende mit Schrecken machen müßten. Was die fremden Mächte betraf, so haßte er die Engländer als die kalten und selbstsüchtigen Erbfeinde Frankreichs, und verkündete noch im Juni 1795 Ludwig XVIII., daß der einzigen zuverlässige Monarch, dessen Beistand die Emigranten mit Ehre und Nutzen in Anspruch nehmen könnten, der König von Spanien sei.

So windig diese Anschauungen und Entwürfe waren, so ernsthaft gestalteten sich in der Bretagne wie in der Vendee die Angelegenheiten sehr bald nach dem Friedensschlusse. Vom ersten Tage an gab es Klagen auf beiden Seiten über vertragswidrige Schritte des Gegners. Geht man die zahlreichen darüber vorhandenen Documente durch [1]), so wird

[1]) Am vollständigsten findet man die republikanischen in den Guerres des Vendéens Vol. V, die royalistischen bei Crétineau Jolly, Vendée militaire Vol. II

man auf eine juristische Feststellung von Schuld und Unschuld verzichten, über folgende Punkte aber des Thatbestandes nicht im Zweifel bleiben. Die republikanischen Häupter, der Wohlfahrtsausschuß und die verhandelnden Conventscommissare, hatte den Wunsch, den Frieden zu halten. Als Verwaltungsbeamte setzten sie durchgängig Genossen ihrer Gesinnung, aber nach besten Kräften gemäßigte und rechtschaffene Männer ein. Sie boten alle Anstrengung auf, ihre Officiere und Soldaten zu Ordnung und Zucht, zu besonnener und friedfertiger Haltung zurückzubringen. Wenn die Generale über die Widerspenstigkeit der Vendeer Klage führten, so antworteten sie ihrerseits ein über das andere Mal mit der Warnung, sich nie und nirgend mit Terroristen zu befassen. Was von den republikanischen, galt wenigstens für den Anfang auch von den royalistischen Führern. Charette und Stofflet in der Vendee, Cormatin in der Bretagne hatten durchaus keine Sehnsucht, den grauenvollen Bürgerkrieg auf's Neue emporlodern zu sehen; sie trauten ihren Gegnern nach den früheren Erfahrungen keinen Tag, aber sie hofften auf einen allgemeinen Umschwung der Dinge, der sie auch ohne eigenen Kampf von dem Convente befreien würde. Aber trotz dieser Stimmung der Lenker hatte die Durchführung des Friedens auf die Dauer unendliche Schwierigkeit. Bei dem militärischen Uebergewicht der Aufständischen hatten die Conventscommissare nicht daran denken können, eine allgemeine Entwaffnung der Bauern zu fordern. Im Gegentheil, nachdem man vereinbart hatte, daß in der Vendee 2000 Mann Landwehren im Solde der Republik unter den Waffen bleiben sollten, hatten sie selbst mündlich dem General Charette erklärt, dort könne er seine besten Leute unterbringen und wie bisher befehligen. Blieben aber die Bauern bewaffnet, und Charette in befehlender Stellung, so war damit die royalistische Armee thatsächlich ohne Veränderung beibehalten, da ja auch während des Krieges die Bauern niemals als stehendes Heer vereinigt, sondern nur immer auf Charette's Wink in Bereitschaft gewesen waren. Nach wie vor gab es im Lande zwei von einander unabhängige, durch lange erbarmungslose Bekämpfung erbitterte Truppenmassen. Beide waren im höchsten Grade fanatisirt, beide in dem rasenden Bürgerkriege verwildert, beide nur eine schlaffe und regellose Zucht gewöhnt. Die republikanischen Officiere waren entrüstet, daß die Führer der

---

und III. Auszuscheiden sind natürlich die untergeschobenen Actenstücke, vor Allem das angebliche Manifest der Vendeer Führer vom 22. Juni, welches Cretineau gläubig mittheilt, so grell die Unächtheit desselben auch durch die Unterschrift Stofflet's und Bernier's zu Tage liegt.

Bauern nach der Anerkennung der Republik noch fortfuhren, sich Generale, Obersten, Majore zu nennen, daß es inmitten des Staates noch Truppenkörper außer jenen des Staates gab. Auf der andern Seite waren zunächst in der Bretagne mehrere gefürchtete Bandenführer dem Frieden von La Mabilais niemals beigetreten, und setzten trotz desselben das alte Treiben, die Verfolgung der Beamten, die Plünderung der Postwagen, die Anfälle auf kleine Heerestheile fort. In der Vendee verhütete Charette's und Stofflet's durchgreifendes Ansehen eine Weile solche Vorfälle: aber schon im Mai griff hier die Pariser Agentur ein, und Abbé Brottier erließ an eine Anzahl royalistischer Führer im Namen des Königs die Weisung, die Feindseligkeiten zu erneuern. So erfüllte sich das Land allmählich mit kleinen, immer heranwachsenden Reibungen, Beschwerden und Gegenbeschwerden. Republikanische Soldaten mißhandelten einzelne Bauern; diese nahmen bei erster Gelegenheit ihre Rache und schossen die Republikaner nieder. Die Dörfer weigerten sich, gegen Assignaten ihre Lebensmittel in die Städte zu bringen; die Generale, die ihre Soldaten mit dem Hunger ringen sahen, drohten, das Korn mit Gewalt zu holen. Dann schafften die Bauern ihre Vorräthe zu den alten Schlupfwinkeln in die Wälder und lagerten sich in Waffen umher, und Bericht kam an den Wohlfahrtsausschuß, daß die Royalisten Magazine anlegten, Rottirungen machten und die Republikaner auszuhungern suchten. Einen Gegenstand besonderer Verwicklung bildeten die demokratisch gesinnten Einwohner, welche während des Krieges aus dem Lande hatten flüchten und bei den republikanischen Heeren Beschirmung suchen müssen. Als sie jetzt auf den Frieden bauend zurückkamen, fanden sie Haus und Hof von den Royalisten eingenommen, sich selbst als Schreckensmänner und Robespierristen zurückgestoßen, und wenn sie bei den Behörden um Herstellung in ihr Eigenthum nachsuchten, so war nichts sicherer, als daß der neue Besitzer gegen sie zum Gewehre griff.

Ein solcher Zustand konnte nicht fortdauern. Entweder mußte es zu einer Entwaffnung der Bauern kommen, oder die Republikaner mußten das Land vollständig räumen. Es wäre das unvermeidlich gewesen bei der aufrichtigsten Gesinnung, bei der friedlichsten Weltlage. Um wie viel rascher entwickelte es sich jetzt, da auf beiden Seiten die Fülle des Hasses und Mißtrauens vorhanden war, und von Außen höchst nachdrückliche Aufforderungen zu neuem Kampfe erfolgten. Graf Puisaye war seit acht Monaten in England thätig, um die dortige Regierung zu einer kräftigen Unterstützung der Royalisten zu bestimmen. Anfangs hatte er nicht geringe Schwierigkeiten zu überwinden, da die

Emigranten sich durch ihr prahlerisches Auftreten und den schmählichen Bankerott ihrer Verheißungen in ganz Europa um alles Zutrauen gebracht, und die englische Regierung mehr noch als jede andere durch ihren fanatischen Abscheu gegen liberales und constitutionelles Wesen abgestoßen hatten. Puisaye, selbst Mitglied der constituirenden Versammlung und später Genosse der Girondisten, war jedoch der geeignete Mann, um in Bezug auf die politischen Fragen den englischen Ministern eine günstigere Meinung beizubringen; es gelang ihm, Pitt und den Kriegsminister Windham vollständig für seine Pläne zu gewinnen. Die Vorträge von La Jaunais und La Mabilais machten ihn nicht irre; er versicherte, daß mit dem Erscheinen der englischen Expedition an der bretonischen Küste das Land sofort auf's Neue die Waffen ergreifen würde, und wir wissen jetzt, wie guten Grund diese Betheuerung hatte. Sein erstes und letztes Wort war, daß das Unternehmen einen durchaus nationalen Charakter haben, daß England also sich auf die Unterstützung durch seine Flotte, durch Geld- und Waffenlieferung beschränken, die Landungstruppen aber ausschließlich aus französischen Ausgewanderten bestehen müßten. Pitt genehmigte Alles. Colossale Vorräthe von Uniformen, Gewehren, Munition wurden zusammengebracht, und durch ganz Europa erging Puisaye's Aufruf an die Emigranten, sich zu dem beabsichtigten Unternehmen in den englischen Häfen zu vereinen. Sie kamen aus allen Landen herbei. In Cowes an der Küste des Canals sammelte Graf d'Hervilly etwa 1500, und eine ebenso starke Abtheilung warb auf deutschem Boden in Bremen und Stade der englische Oberst Nesbitt. Es war ein unglücklicher Gedanke der englischen Minister, zur Verstärkung dieser Schaaren Rekruten unter den französischen Kriegsgefangenen in England aufzubieten; d'Hervilly, ein alter Soldat und strammer Royalist, warnte dringend, die Expedition mit so unzuverlässigen Elementen nicht zu belasten, Pitt glaubte aber, daß man es im Gefechte nicht so genau zu nehmen brauchte, und mehr als 1600 jener Gefangenen wurden in die Landungstruppen eingereiht. Diese Rüstungen vollzogen sich seit dem April mit stets wachsender Thätigkeit.

Unterdessen erhitzten sich in der Bretagne und der Vendee die Streitigkeiten mit jedem Tage. Die royalistischen Bandenführer hielten ihre Leute immer fester zusammen; im Monat Mai hatten die Meisten ihren Bezirken den förmlichen Befehl gegeben, bei harter Strafe keine Assignaten anzunehmen und keine Lebensmittel in die republikanischen Garnisonen zu bringen. Diese waren dadurch gezwungen, ihren Unterhalt mit gewaffneter Hand zu suchen; es gab zahlreiche Gefechte, mehrere

royalistische Führer wurden erschossen oder verhaftet: die Generale Hoche und Aubert berichteten wiederholt nach Paris, daß der Friede eine verderbliche Täuschung und höchst energische Maßregeln zur Rettung der Republik erforderlich seien. In der Vendee stand es nicht besser. General Canclaux, welcher dort befehligte, redete nicht so ganz unumwunden wie seine bretonischen Gefährten, sprach aber ebenfalls sehr nachdrückliche Befürchtungen aus. Im Laufe des Mai wechselte in der Bretagne das Personal der Conventscommissare; an die Stelle der Friedensstifter kamen einige alte Montagnards, die sich selbst zu der Fraction der Unabhängigen hielten, und bei diesen brachte Hoche mehr als einmal die Nothwendigkeit zur Sprache, einen entscheidenden Schritt zu thun und sich der wichtigsten Häupter, vor Allem Cormatin's, durch plötzliche Verhaftung zu versichern. Cormatin that er hierbei Unrecht. Zu derselben Zeit, wo ihn der republikanische General für einen Ausbund der schwärzesten Niederträchtigkeit erklärte, galt er den Seinigen, die er unaufhörlich zu mäßigen und zurückzuhalten suchte, beinahe für einen Verräther. Während die Chouans von Lisieux die Einwohner aufforderten, unter den Waffen zu bleiben, und nöthigenfalls für König, Kirche und Vaterland zu sterben, stellte Cormatin dem royalistischen Landrath von Morbihan vor, man dürfe keinen voreiligen Schritt thun, welcher die gute Sache rettungslos verderben werde, da sie nicht mehr eine vereinzelte Partei seien, sondern mit allen Royalisten in Frankreich zusammenhingen, und ihr Thun einer allgemeinen Entscheidung unterwerfen müßten. Eben diese Briefe wurden aber am 24. Mai von republikanischen Streifpatrouillen aufgefangen, und dienten dem General Hoche als deutliche Beweise eines wohlerwogenen empörerischen Anschlages. Auf sein Drängen berichteten die Conventscommissare dem Wohlfahrtsausschusse, daß man nach ihrer Ansicht die Verhaftung der Führer nicht länger aufschieben dürfe. Der Ausschuß erhielt diese Depesche am 30. Mai, eine Woche also nach dem 1. Prairial, unter Verhältnissen, welche ihm den Kampf gegen die Jacobiner ungleich dringlicher als den Bruch mit den Royalisten erscheinen ließen. Er antwortete in sehr unbestimmten Wendungen, er fühle die Nothwendigkeit starker Maßregeln, doch sei vor Allem die Aechtheit der aufgefangenen Briefe festzustellen, und müsse man die ausreichende Macht haben, ehe man handele.

Aber General Hoche hatte den Bescheid seiner Regierung nicht mehr abgewartet. Schon am 25. Mai hatte er den Commissaren einen Befehl auf Verhaftung aller Bandenführer entrissen, welche die Armee erreichen könne. Ihrer acht, darunter Cormatin, wurden darauf über-

rascht und ergriffen, und gleich in den nächsten Tagen mehrere Abtheilungen der Chouans zersprengt. Eine Proclamation des Generals verkündete allen Bewaffneten sicheres Verderben, allen ruhigen Einwohnern Schutz, Sicherheit, freien Gottesdienst. Zweiunddreißig mobile Colonnen begannen das Land zu durchziehen, der Kampf entbrannte durch die ganze Bretagne mit neuer Wuth. Es war charakteristisch für die Lage des Reiches, daß alle diese entscheidenden Dinge ohne Vorwissen der Regierung von der Militärgewalt vollzogen wurden: erst am 16. Juni erstattete der Ausschuß dem Convente einen Bericht, der fast nur eine Wiederholung der Proclamation Hoche's war, und dem Convente die einfache Bestätigung des Geschehenen vorschlug.

Die Nachricht von diesem Bruche wurde natürlich in London und Cowes mit lebhafter Freude aufgenommen. Es gab ja für die beabsichtigte Expedition keine wichtigere Bedingung, als die kräftige Theilnahme der Royalisten im Innern; schon seit Wochen befand sich der Marquis von Rivière bei Charette, um diesen zu einer neuen Schilderhebung zu bestimmen; jetzt konnte man hoffen, daß ganz von selbst das in der Bretagne glühende Feuer auch die Vendee ergreifen würde. Charette hatte dem Marquis Anfangs nur eine kühle Aufnahme gegönnt und eine ärgerliche Eifersucht gezeigt, als der Gesandte ihm den Grafen Puisaye als den Führer der Expedition genannt hatte. Der General meinte, daß nach seinen Diensten kein Dritter ihm selbst die erste Stelle streitig machen könne, und am wenigsten ein Mann von so lauen und verdächtigen Grundsätzen, wie jener liberale Exconstituant und Freund der Girondisten. Indessen wurde er nach dem Ausbruch in der Bretagne geschmeidiger, und versprach neuen Aufstand gegen die Republik, sobald die Expedition an den Küsten Frankreichs sichtbar werde. So entschloß man sich in London vorwärts zu gehen. Das Landungsgeschwader bestand aus acht Fregatten und zehn kleineren Fahrzeugen unter dem Befehle Sir John Warren's; es trug die erste Division der Emigranten, 3500 Mann unter Graf d'Hervilly, sodann 22,000 Uniformen, 30,000 Flinten, 19 Geschütze, 600 Centner Pulver [1]); die Fahrt

[1]) Lebensmittel, sagt Puisaye, für 6000 Mann auf drei Monate. L. Blanc, der hier wie überall Pitt's „Macchiavellismus" betont, wundert sich, daß bald nachher Puisaye dem englischen Ministerium meldet, es sei großer Mangel an allem Nöthigen. Man hatte damals außer den 3500 Emigranten etwa 14,000 Chouans zu ernähren, und wünschte den Aufstand weiter auszudehnen; kein Wunder also, daß sich Bedürfnisse von allen Seiten meldeten, zumal, wieder Puisaye's Aussage, die vornehmen Emigranten unersättlich waren und bei dem Mangel jeder regelmäßigen Verwaltung die mitgebrachten Vorräthe kläglich verschleudert wurden.

wurde durch Admiral Bridport mit einer Flotte von 15 Linienschiffen geleitet. Zu gleicher Zeit alarmirte, um die Aufmerksamkeit und die Kräfte des Gegners zu theilen, Sir Sidney Smith die Küsten der Normandie und Sir Robert Strachan die Nordküste der Bretagne, während Bridport und Warren, am 10. Juni von Cowes auslaufend, ihre Richtung an das Südufer dieser Provinz, nach der Bai von Quiberon nahmen. Auf hoher See eröffnete Puisaye die letzten Instructionen, die er von dem englischen Kriegsminister Windham erhalten hatte; sie übertrugen ihm die Leitung der ganzen Expedition und wiesen die englischen Admirale an, ihn überall nach seinen Wünschen zu unterstützen. Leider hatte Windham es versäumt, eine gleich ausdrückliche Weisung für den Grafen d'Hervilly hinzuzufügen, und dieser, beschränkt und eigenwillig wie die meisten Mitglieder der adligen Emigration, erklärte sofort, daß auch er eine Instruction vom Ministerium habe, die ihn anweise, seine Regimenter nicht durch leichtsinniges Vordringen in das Innere, ehe ein sicherer Rückzugspunkt vorhanden sei, auf das Spiel zu setzen. Trotz aller Erörterungen blieb er fest dabei, daß er persönlich für die Befolgung dieser Befehle einstehe, sich also überall sein freies Ermessen vorbehalte, und sich als den Gefährten, nicht aber als den Untergebenen Puisaye's betrachten müsse.

Ein solcher Zwiespalt unter den Häuptern war nicht glückverheißend für den Ausgang des Unternehmens. Es gab aber in der royalistischen Partei noch viel schlimmere Erzeugnisse desselben engen und hitzigen Fanatismus, wodurch allen ihren Entwürfen von vorn herein das Siegel der Vernichtung aufgedrückt wurde.

Bei der politischen Abspannung der Volksmassen, in der kein anderes Gefühl als jenes des Abscheus gegen die Jacobiner und der Sehnsucht nach bürgerlicher Ordnung lebendig war, hätten in diesem Augenblick die bourbonischen Prinzen die besten Aussichten gehabt. Wenn sie sich entschlossen, eine wahrhaft königliche Stellung über den Parteien einzunehmen, einen Jeden als ihren Freund zu begrüßen, der nicht ihr Gegner war, und die positiven Errungenschaften der Revolution dem Lande zu gewährleisten, so hatten sie neun Zehntel der Bevölkerung auf ihrer Seite. Die Zusage einer liberalen Verfassung, die unbedingte Amnestie für alle politischen Ereignisse der Revolutionszeit, die Sicherung der neuerwachsenen Besitzverhältnisse gegen Entschädigung der Emigranten, mit diesen Worten hätte Ludwig XVIII. die rasche Zustimmung der französischen Nation erobert. Statt dessen aber, was geschah?

In dem Augenblicke, in welchem die Expedition nach Quiberon

unter Segel ging, erschien in Paris eine Denkschrift des Grafen d'Entraigues, eines der nächsten Vertrauten Ludwig XVIII., worin alle Constitutionellen für ärgere, weit verstecktere Sünder als die Jacobiner, des Rades und des Galgens würdig erklärt wurden. In den Reihen der Emigration selbst wurden alle Vertreter liberaler Zugeständnisse mit Hohn und Mißachtung überschüttet; Graf Montlosier schrieb, daß die constitutionellen Genossen seines Exils mit mehr Verbrechen behaftet seien, als Marat und Robespierre, und ein Pamphlet nach dem andern verkündete den Franzosen, daß jetzt das große Strafgericht für alle Anhänger und Beförderer revolutionären Wesens ohne Unterschied hereinbreche. Die Monarchisten in Paris waren tief betroffen. Während die Thermidorianer mit allen Mitteln ihre Gunst umwarben und sie mit den wärmsten Zusicherungen überhäuften, sahen sie sich von den Freunden und Rathgebern der Bourbonen mit jedem ersinnlichen Schimpf und Schaden bedroht. In ganz Paris war nur Eine Stimme unter den Massen, daß man vor Allem dieses vom Auslande herandrohende Unheil abwenden, und dann erst mit eigener Kraft die Revolution schließen müsse. Ehe Puisaye die französische Küste betreten hatte, war ihm die öffentliche Meinung des Landes auf den Tod verfeindet.

Es war noch nicht das Schlimmste. Ueber Puisaye dachte wie Charette auch die Agentur des Abbé Brottier. Sie war über ihn und seine Pläne von vorne herein verstimmt, weil er dieselben auf den Schutz der verhaßten Engländer gebaut hatte. Im Mai war dann Lemaitre selbst nach England gegangen, und hatte sich überzeugt, daß Puisaye in der That noch immer dieselben verruchten liberalen Gesinnungen hege, wie früher. Brottier schrieb auf der Stelle an den Grafen von Artois, um ihn vor Puisaye zu warnen. Er meldete dem Prinzen, daß Puisaye kein geringeres Verbrechen im Sinne habe, als statt Ludwig XVIII. den Herzog von York auf den französischen Thron zu bringen. Als diese Verläumdung zwar den Prinzen zu dem Ausspruch brachte, daß ihm Puisaye so verhaßt sei wie Robespierre, die englische Regierung aber fortfuhr, Puisaye zu fördern, wandte sich der Abbé an Charette, welcher am 24. Juni die Waffen ergriffen hatte, und gab ihm im Namen des Königs die Meldung, daß der Angriff auf Quiberon nur eine leere Demonstration zur Täuschung des Feindes sei, und die wahre Landung an der Küste der Vendee erfolgen werde; Charette habe also diese abzuwarten und die Grenze seiner Provinz nicht zu verlassen. Je mehr diese Aussicht dem persönlichen Ehrgeize des Generals schmeichelte, desto sicherer war Brottier seines Erfolges: er

hatte somit Puisaye's unglücklichen Genossen die vielleicht entscheidende Mitwirkung der Vendee entzogen. Der zweite Führer der Vendee, Stofflet, war auf Charette eifersüchtig, wie dieser auf Puisaye. Er schwankte, ob er dem Beispiele Charette's folgen oder den Friedensstand aufrecht halten sollte: in dieser Stimmung wurde er von einer andern Intrigue umschlichen und zu ihrer Aller Verderben ergriffen. Neben Brottier und dessen Freunden gab es in Paris noch eine zweite royalistische Agentur, bei welcher Ludwig XVIII. selbst im Geruche liberaler Hinneigungen stand, die also alle Hoffnungen auf den einzig fleckenlosen Carl von Artois setzte, und diesem statt seines Bruders die französische Krone zudachte. Eben hatte Ludwig XVIII. Charette unter einem höchst schmeichelhaften Handschreiben zum Generallieutenant ernannt; Stofflet war im innersten Herzen verdrießlich über diese Auszeichnung seines Nebenbuhlers, und ließ sich in dieser Stimmung durch die Pariser Agenten leicht entscheiden, seine Sache von jener Ludwig's und des neuen Generallieutenants zu trennen, und zwischen den Kämpfern neutral zu bleiben. Unterdessen setzte Brottier diese jammervollen Umtriebe auch auf bretonischem Boden fort. Er schickte an alle Führer der Chouans angebliche Weisungen Ludwig XVIII., bis auf weitern Befehl sich ruhig zu halten, ihre Schaaren nicht zu vereinen und jedem Zusammenstoße mit den Republikanern auszuweichen. Er fand nicht bei allen, aber doch bei einem großen Theile der Führer Gehorsam: so entwaffnete ein royalistischer Fanatiker, während die englische Flotte die Emigrantenschaar dem Ufer Frankreichs entgegen trug, den Arm der Royalisten, deren Hülfe allein dem Unternehmen das Gelingen hätte bereiten können.

Am 22. Juni hatte Sir John Warren die französische Küste bei Lorient, und zugleich die republikanische Flotte von 14 Linienschiffen unter Admiral Villaret-Joyeuse in Sicht. Er beeilte sich, dem durch widrigen Wind etwas entfernten Bridport die Meldung zu machen, welcher dann auch mit möglichster Schnelligkeit herbeieilte, und den 23. mit großem Ungestüm den Kampf gegen Villaret-Joyeuse eröffnete. Nach einer kurzen heftigen Kanonade gelang es ihm, das Centrum der französischen Linie zu durchbrechen, worauf die Mehrzahl der feindlichen Fahrzeuge in eiliger Flucht den Hafen suchte, drei Linienschiffe aber von den Engländern umringt und nach sehr tapferem Widerstande genommen wurden. So war die Bahn für die Expedition geöffnet, und am 25. warf Sir John Warren bei Carnac zwischen dem Golf von Morbihan und der Halbinsel Quiberon die Anker. Man empfing sogleich die günstigsten Nachrichten über die Stimmung des Landes, welche durch die

Niederlage der republikanischen Flotte neu gehoben war; dennoch war d'Hervilly nicht zu bewegen, ohne vorgängige Recognoscirung zu landen, und so verzögerte sich die Ausschiffung bis zum 27. Juni. Die Chouans von Morbihan, mehr als 10,000 Mann, von Georges Cadoudal, Bois-Berthelot und dem Ritter Tinteniac geführt, waren in voller Bewegung, und drängten, während die Emigranten die Küste betraten, die nächsten republikanischen Posten nach Auray und Landevan zurück. Puisaye ordnete sie auf der Stelle in drei Divisionen, und ließ sie am 28. auf die genannten Ortschaften nachdringen; die Bewegung hatte den besten Erfolg; die Chouans besetzten Auray und schoben ihren Vortrab bis Vannes vor; diese ersten Fortschritte wirkten gewaltig auf die Stimmung des Landes, und warfen die republikanischen Behörden und Bürgergarden der Nachbarschaft in große Bestürzung. Die Truppen der Republikaner waren, wie wir sahen, in kleinen Colonnen weit durch die Provinz zerstreut; ein entschlossenes Vorgehen der Royalisten in großer Masse hätte den Aufstand durch die ganze Bretagne zu voller Entwicklung bringen können.

General Hoche bewährte in dieser Krisis dieselbe Sicherheit, Klarheit und Kühnheit, mit welcher er 1793 das Schicksal des Rheinfeldzuges bestimmt hatte. Alles kam darauf an, dem Gegner nicht den Vortheil des moralischen Uebergewichtes zu lassen, und um jeden Preis die weitere Ausdehnung des Brandes zu verhüten. Er schrieb an Canclaux und Aubert-Dubayet um schleunige Verstärkung; er beschied die Commandanten in Lorient und Brest, diese Plätze bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen; er befahl seinen Officieren von allen Colonnen die irgend entbehrliche Mannschaft schleunigst nach Auray zu ihm zu entsenden. Vor Allem aber raffte er selbst zusammen, was von Streitkräften in der Nähe war, etwas über 2000 Mann, und stürzte sich damit, ohne das Mißverhältniß der Zahl zu beachten, am Abend des 28. auf die Chouans in Vannes. Er trieb sie aus der Stadt hinaus und verfolgte sie nach Auray, war aber zu schwach, um dort die Schaar des Bois-Berthelot zu überwältigen. Puisaye forderte seinerseits den Grafen d'Hervilly dringend auf, alle Kräfte zur Erdrückung des gefährlichsten Gegners zu vereinigen: d'Hervilly aber blieb mit seinem Satze, daß man einen sichern Rückzugspunkt haben müsse, ehe die Emigranten einen Schritt vorwärts in das Innere thäten. Er hielt also seine Regimenter an der Küste zusammen, und begann am 29., durch die englischen Kanonierschaluppen unterstützt, einen Angriff auf die nahe Halbinsel von Quiberon. Es ist das eine drei Stunden lange, eine halbe Stunde breite Landzunge, sandig und unfruchtbar, ohne

Bäume und Brunnen, nur von einigen Fischern bewohnt. Ihre schmalste Stelle hat sie gerade an dem Punkte, wo sie mit dem Continent zusammenhängt; dort lag, den Boden beinahe deckend, das Fort Penthièvre, mit einer Besatzung von 700 Mann, die nach schwachem Widerstande am 3. Juli die Waffen streckten und sich größten Theils in die Bataillone der Emigranten selbst einreihen ließen. Aber während dieser Tage hatte Hoche sich auf 5000 Mann verstärkt, und überwältigte in denselben Stunden, in welchen d'Hervilly die Halbinsel einnahm, die Stellungen der Chouans in Auray und Landevan. Die Bauern waren wüthend, daß d'Hervilly sie ohne Unterstützung ließ, und klagten bei Puisaye geradezu über Verrätherei; d'Hervilly dagegen hatte eben dringende Depeschen von Abbé Brottier empfangen, worin er ermahnt wurde, zu zögern und hinzuhalten, bis man über Puisaye's höchst verdächtige Pläne klar sähe. Als nun dieser mit lebhaften Aufforderungen in ihn drang, am 4. mit aller Macht den Truppen Hoche's zu Leibe zu gehen, blieb er eine Weile verschlossen und stumm, und entschied endlich, ohne irgend eine Erörterung zuzulassen, daß Alles sich auf die Landzunge unter die Deckung des Forts Penthièvre und der englischen Kanonierschaluppen zurückziehen solle, um dort neue Instructionen aus London abzuwarten.

Das war das sichere Verderben. Es hieß auf den einzigen Umstand, welcher zum Siege führen konnte, die Vereinigung aller Schaaren der Bretons, verzichten. Es hieß, den Republikanern die Zeit zur Heranziehung einer Uebermacht lassen, mit der sie das Häuflein der Emigranten nach ihrem Belieben erdrücken mochten. Die Chouans bei dem Heere erkannten es wohl: während eine Menge derselben sich in ihre Heimath zerstreute, rückten die Anderen in dumpfer Niedergeschlagenheit, von klagenden Weibern und Kindern aus allen benachbarten Ortschaften umringt, in die Halbinsel ein, wo nun an 20,000 Köpfe zusammengedrängt waren, ohne eine Möglichkeit, sie unter Dach zu bringen oder zu ernähren. Puisaye und d'Hervilly haderten drei Tage hindurch; am 7. brachten endlich die Officiere der Chouans mühsam eine Annäherung zu Stande. Es wurde nun auf d'Hervilly's Betreiben ein Schlachtplan verabredet, nach dem zwei Abtheilungen der Chouans, die man so eben auf englischen Fahrzeugen nach verschiedenen Küstenpunkten hinübergeführt hatte, sich im Innern des Landes vereinigen und am 16. dem republikanischen Lager in den Rücken fallen sollten, während ein dritter Haufen der Bauern es in der Flanke und die Emigranten in der Fronte angriffen. Es war eine besondere Feldherrnkunst, welche ihre Streitkräfte so in das Ungewisse zerbröckelte, und ihre Vereinigung

auf einen Zeitpunkt hinausschob, in welchem der Gegner einer großen Ueberzahl sicher war. Denn drüben bei den Republikanern war Alles Eifer, Rührigkeit, Einheit. Der Convent sandte zwei Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, Tallien und Blad, mit unbeschränkter Vollmacht; Dubayet und Canclaux schickten Truppen und Munition; um die Mitte des Monats hatte Hoche in seinem Lager von St. Barbe, welches die Mündung der Landzunge absperrte, über 15,000 Mann vereinigt, und seine Stellung durch große Erdwerke und wohlbewaffnete Redouten gesichert. An seiner Festigkeit zerschellten alle Anstrengungen der Royalisten wie Staub. Die beiden Schaaren, die am 17. Juli Quiberon verlassen hatten, unter Tinteniac und Jean-Jean, jede ungefähr 3500 Mann stark, zogen im Lande umher, wurden in kleine Gefechte verwickelt und durch täuschende Weisungen der Pariser Agentur aufgehalten; endlich fiel Tinteniac in einem unbedeutenden Scharmützel, und die Bauern verliefen sich in die Wälder. Die dritte Schaar unter Graf Vauban, die in der Nacht auf den 16. bei Carnac landen sollte, richtete nicht mehr aus, und so fand sich an dem entscheidenden Morgen d'Hervilly allein mit seinen 3500 Emigranten dem vierfach übermächtigen Feinde gegenüber. Seine Regimenter stürzten zum Angriff mit ritterlicher Todesverachtung vor, aber das Feuer der feindlichen Batterien reichte aus, um ihre schmalen Reihen niederzuschmettern und auf der Stelle jede Hoffnung zu vernichten. D'Hervilly selbst wurde auf den Tod verwundet; der Rückzug war unvermeidlich, und nur die vollen Lagen der englischen Schiffe, welche über den ganzen Rücken der Halbinsel hinüberfegten, hielten die Republikaner ab, vermischt mit den Besiegten in das Fort Penthievre einzudringen. Inmitten dieses Getümmels landete, von England herüber anlangend, die zweite Division der Emigranten, 1500 Mann unter dem jungen Grafen Sombreuil. Sie war außer Stande, in das Geschick des Tages einzugreifen; sie war bestimmt, thatlos ein furchtbares Opfer zu vergrößern.

Das Fort Penthievre, das einzige Hinderniß, welches die Republikaner noch von Quiberon abhielt, hätte einer regelrechten Belagerung nicht lange widerstehen können. Es kam aber nicht einmal so weit. Jene kriegsgefangenen Republikaner, welche man in England in die Regimenter der Emigranten eingesteckt hatte, desertirten jetzt haufenweise zu ihrer alten Fahne hinüber, einer von ihnen, ein Sergeant Goujon, ein verständiger und erprobter Soldat, meldete sich bei Hoche am 19. und legte ihm einen Plan vor, das Fort durch nächtlichen Ueberfall zu nehmen. Hiernach setzten sich die Colonnen der Republikaner am 20. kurz vor Mitternacht in Bewegung. Das Fort wurde auf beiden Seiten

zur Fluthzeit von den Meereswellen bespült; die Ebbe aber ließ rechts und links eine schmale Uferstrecke frei, und hier sollten im Dunkel der Nacht die Truppen sich zwischen den Batterien des Forts und den heranrauschenden Wogen hindurchschleichen, und dann die Festung von der schlecht bewachten Rückseite erklimmen. Hoche selbst, von Tallien und Blad begleitet, näherte sich mit einer dritten Abtheilung der Fronte des Forts, um zur Unterstützung seiner Genossen bereit zu sein. Der Himmel war schwer bewölkt, und die Nacht so finster, wie die Angreifer zur Verhüllung ihrer Absichten es wünschen mochten. Aber als sie eben die Küste erreichten, brach ein gewaltiges Unwetter mit strömendem Regen und furchtbarem Sturme los, so daß man eine volle Stunde lang keinen Schritt vorwärts zu thun wagte. Der Wind peitschte die Wellen des Oceans vor sich her, daß sie mit dröhnendem Brausen an das Ufer schlugen und, als die Truppen endlich aufbrachen, der Küstenpfad überall vom Wasser bedeckt war. Die Colonne der Linken unter General Humbert kam in's Stocken; rechts aber blieb Goujon dabei, er kenne den Ort genau und werde die Straße finden, und General Menage führte seine Leute unter allem Toben des Donners und Regens durch die finstere Nacht in die Wellen hinein. Das Wasser ging ihnen bis zum Gürtel, bei jedem Schritt hatten sie gegen Wind und Strom zu kämpfen, mit lautloser Anstrengung wanden sie sich, Einer dem Andern folgend, durch die Gefahr hindurch. Endlich war man vorüber und stand im Rücken des Forts auf trockenem Boden am Fuße der Böschung. Jene Ueberläufer hatten von ihren zurückgebliebenen Kameraden das Losungswort der Besatzung empfangen; so erreichte man ohne Schwierigkeit die Plattform des Walles. Dann aber gab es Lärmen, einige Schüsse fielen, die ganze Besatzung kam in Bewegung Auf der Vorderseite des Forts bemerkten die Kanoniere im Morgengrauen das Heranrücken des feindlichen Hauptcorps, und eröffneten ein so rasches und mörderisches Feuer auf dasselbe, daß die Glieder sich löften, und Hoche, Verrath besorgend, den Rückzug befahl. Plötzlich aber verstummte die Kanonade, und als Hoche zurückblickte, sah er mit freudiger Ueberraschung auf der Höhe des Forts die dreifarbige Fahne. Menage hatte niedergemacht, was sich ihm in den Weg stellte; einige hundert Ueberläufer gesellten sich seinen Leuten bei; die royalistischen Kanoniere wurden auf ihren Geschützen erschlagen, und Penthievre war in der Gewalt der Republikaner.

Die Expedition war damit unrettbar verloren. Auf der Landzunge gab es schlechterdings keine Stellung mehr, wo man dem dreifach überzähligen, siegesgewissen Feinde noch hätte widerstehen können. Die

Emigranten zogen sich, hoffnungslos und ungeordnet, auf die äußerste Spitze der Halbinsel zurück, nur von dem einen Gedanken erfüllt, daß die englischen Schiffe das Unheil wahrnehmen und die Boote zur Rettung senden möchten. Aber mehrere Stunden vergingen, ehe man Sir John Warren von dem Verluste des Forts in Kenntniß setzen konnte [1]), und wie war es möglich, dann die Tausende sämmtlich so schnell, wie es hier nöthig gewesen, zu den Schiffen hinüberzuführen. General Hoche hatte, wie es scheint, aus Menschlichkeit eine geraume Weile seine Truppen in dem eingenommenen Fort unter verschiedenen Vorwänden zurückgehalten; Vormittags aber konnte er nicht länger zaudern, und ließ eine Colonne in das Innere der Halbinsel vorwärts gehen. Bald erreichten ihre Kugeln den Ort, wo die hastige Einschiffung Statt fand, und eine jammervolle, unermeßliche Verwirrung griff um sich. Weiber und Kinder drängten sich zwischen den Soldaten zu den Booten durch, verwundete Officiere wurden von treuen Dienern herangeschleppt, die Menge stürzte mit so verzweifelndem Treiben heran, daß die englischen Matrosen oft genug mit Säbelhieben die völlige Ueberfüllung hindern mußten. Alle Ordnung hatte sich gelöst; Puisaye war der Meinung, daß er seiner Sache in England besser als auf dem Blutgerüste dienen würde, und hatte sich frühzeitig zu dem Admiral hinübergerettet; das scharfe Feuer einer englischen Corvette, welches die Breite der Landzunge bestrich, mußte zur Hemmung der Republikaner das Beste thun. Denn Sombreuil hielt nur noch eine kleine Schaar zusammen, mit welcher er der feindlichen Tirailleurlinie einen heldenmüthigen aber hoffnungslosen Widerstand leistete. Der junge stattliche Mann war entschlossen, der letzte unter den Fliehenden zu sein, und wo möglich durch seinen Tod die unglücklichen Genossen zu retten. Er war der Sohn des letzten Gouverneurs des Pariser Invalidenhauses, eines würdigen Greises, welchen aus den bluttriefenden Händen der Septembermörder die Hingebung seiner Tochter errettet hatte, um dann ein Jahr später den Vater unter Robespierre's Henkerbeil sterben zu sehen [2]). Der Sohn war geflohen, allgemein wegen seiner Schönheit, Tapferkeit, Rechtlichkeit geachtet, und im Begriffe, sich mit einer geliebten Braut zu vermählen, als Puisaye's Werber ihn nach Quiberon riefen. Er zauderte damals nicht eine Minute und hatte auch jetzt keinen Augenblick des Zweifels. Die feindlichen Truppen kamen immer

---

[1]) Puisaye berichtet, das Signal des Admirals, die Schaluppen zur Küste zu senden, sei Anfangs von den Schiffen nicht verstanden worden.

[2]) Ternaux, terreur III, 288.

näher, ihre Officiere riefen durch das Feuer hinüber: streckt die Waffen, es soll euch kein Leid geschehen. Die Generale Humbert und Menage erschienen und wiederholten die Verheißung [1]); zugleich brachten die Republikaner Artillerie heran und bedeckten die Einschiffung mit einem verderblichen Kartätschenhagel; was noch von Londoner Kriegsgefangenen unter den Emigranten gewesen, verließ jetzt die Reihen — Alles war vorüber. Sombreuil befahl, die Waffen niederzulegen. Hoche empfing ihn mit lebhafter Achtung; auf seine Frage aber, ob es eine Capitulation gebe, und, wenn nicht, ob er allein für seine Gefährten büßen könnte, antwortete der General nur, daß er die Einschiffung derselben nicht verstatten könne.

Ungefähr 1800 Flüchtige waren durch die englischen Boote gerettet worden. Gefangen waren 6200 Mann, darunter an 1000 Emigranten, 3600 Chouans, 1600 ehemalige republikanische Soldaten. Die Letzteren wurden ebenso wie die Frauen und Kinder entlassen; immer blieben noch über tausend Menschen, welche nach der Strenge der republikanischen Gesetze den sofortigen Tod verwirkt hatten. Hoche nahm von neuen Gefechten der Chouans im Innern Veranlassung, die glorreiche und traurige Stätte gleich am 23. Juli zu verlassen, und den beiden Repräsentanten das Schicksal der Gefangenen ausschließlich anheim zu geben. Tallien und Blad neigten beide nach der damaligen Stellung ihrer Partei und des Convents zur Milde, wagten aber ohne höhern Rückhalt keine Begnadigung für Emigranten auszusprechen, und eilten nach Paris zu Berichterstattung an den Convent. Aber der düstere Unstern, welcher auf allen Theilen des Unternehmens geruht hatte, verfolgte auch nach der Katastrophe die unglücklichen Trümmer desselben. Als Tallien am 26. Juli in seiner Wohnung anlangte, empfing ihn seine Frau mit der Nachricht, daß Tags zuvor Lanjuinais eilig bei ihr eingetreten sei mit der Kunde, der Wohlfahrtsausschuß habe Anzeige und Beweise von Tallien's heimlichem Verkehr mit den Royalisten erhalten; Siéyès habe dieselben aus Holland mitgebracht; Tallien möge nach jeder Seite sich vorsehen. Da war der erste und einzige Gedanke des charakterlosen Menschen, daß er unter solchen Umständen durch einen Antrag auf Gnade sich selbst verderben würde. Er betrat also am 27., dem Jahres-

[1]) Es waren persönliche Aeußerungen, mitten im Getümmel. Von einer eigentlichen Capitulation ist nicht zu reden. Granier de Cassagnac (hist. du Directoire III, 88) behauptet das Gegentheil nach den Angaben bei Villeneuve-Barnaud, mémoires sur l'expédition de Quiberon. Dieses Buch habe ich nicht einsehen können; was Granier daraus mittheilt, weiß ich mit den sonst feststehenden Thatsachen nicht zu vereinigen.

tage des 9. Thermidor, dem Jahrestage seiner großen revolutionären That, die Rednerbühne des Convents, um die Besiegten mit bombastisch angeschwellten Schmähungen zu überhäufen. Weit wies er die Verläumdung hinweg, daß mit solchen feigen und niederträchtigen Verräthern eine Capitulation denkbar gewesen wäre; er zeigte einen Dolch vor, den man bei einem Gefangenen gefunden und dessen Spitze vergiftet gewesen; er schloß mit der Erklärung, daß Alles vorgekehrt sei, um die Verbrecher in höchster Schnelligkeit von dem Erdboden zu vertilgen. So bezeichnete der Convent den Schluß seiner Laufbahn mit einem großen Blutbade, wie ein ähnliches seine Entstehung begleitet hatte. Das Kriegsgericht von Auray verurtheilte, nachdem Anfangs eine große Zahl von Officieren die Theilnahme an dem Henkerdienste verweigert hatte, in Wochen langer Sitzung zuerst Sombreuil, dann über 600 seiner Begleiter zum Tode; noch heute heißt der Anger, auf welchem dort die Erschießungen Statt fanden, die Opferwiese. Charette ließ darauf eine gleiche Anzahl republikanischer Gefangenen niedermachen: es war, als sollten die Gräuel der Schreckenszeit von Neuem diesen Bürgerkrieg erfüllen.

Die Bestürzung und der Jammer war ebenso groß in London wie in Verona. Die englische Opposition und die Emigranten klagten das Ministerium Pitt an, daß es die Expedition nicht ausreichend unterstützt habe: wir wissen, wie wenig Grund diese Beschwerden hatten, und wie kein anderer Mensch als die Partei der Royalisten selbst an dem Verderben der Opfer die Schuld trug. Während man sich dort in grund- und nutzlosen Recriminationen erging, während in Paris die monarchistische Partei niedergeschlagen und zurückgestoßen, die revolutionäre in sicherem Fortschritte begriffen war, übernahmen die Bauern der westlichen Provinzen das Amt der Vergeltung für die Grausamkeit, mit welcher der Convent seinen Sieg von Quiberon befleckt hatte. Die aus der Niederlage entflohenen Chouans riefen in allen Bezirken der Bretagne die Landleute zur Rache auf, und binnen Kurzem waren die republikanischen Colonnen heftiger als je von ihren Ueberfällen heimgesucht. Der Grimm der Bauern galt zunächst vier Bataillonen, welche dem Kriegsgerichte von Auray die Beisitzer und Vollstrecker geliefert hatten: und der Monat August war noch nicht zu Ende, als dieselben in einer Reihe von Gefechten bis auf den letzten Mann aufgerieben waren. Wo sie sich zeigten, waren sie verfehmt und geächtet; der Bitte um Pardon des Einzelnen antwortete mit dem Todesstreiche der Ruf nach Rache für Quiberon; einer umzingelten Compagnie gewährten die Bauern eine Capitulation, und hieben sie dann zusammen zur

Strafe für Quiberon. Cadoudal, Guillot, Jambe d'Argent waren die Führer, welche hier den besten General der Republik und 50,000 Soldaten in Athem hielten, und den Aufstand im Norden in die Grenzlandschaften der Normandie ausdehnten, im Süden aber die Republikaner zum Heranziehen von Verstärkungen, fast 8000 Mann, aus der Vendee nöthigten.

Dadurch wurde es dem General Canclaux völlig unmöglich, etwas Ernstliches gegen Charette zu unternehmen. Er hatte nur 25,000 Mann, mußte die Städte mit festen Garnisonen besetzt und eine starke Abtheilung zur Beobachtung Stofflet's verfügbar halten; er meldete dem Wohlfahrtsausschusse wiederholt, daß er zu irgend einer Offensivbewegung gegen Charette, welcher 15,000 Mann unter den Waffen hatte, unfähig sei. Dieser empfing im August aus England eine starke Zusendung von Waffen, Uniformen und Munition, und bald nachher die Nachricht, daß der Graf von Artois sich entschlossen habe, von einer großen englischen Flotte geleitet, mit einigen hundert bewährten französischen Offizieren in der Vendee zu erscheinen. In der That ging die Expedition am 25. August von Portsmouth aus unter Segel, und ihre Annäherung erregte bei den Vendeern wie bei den Chouans noch einmal die höchste Begeisterung. Die Bauern schworen darauf, es werde, sobald der königliche Prinz den französischen Boden berühre, alles Land bis unter die Mauern von Paris sich erheben. Aber so energisch ihre Hingebung, so elend waren auch dieses Mal die Elemente, welche ihnen die adlige Emigration entgegenbrachte, so kraftlos der lenkende Einfluß, insoweit er von englischen Händen geübt wurde. Die Flotte lag zwölf Tage unthätig in der heillosen Bai von Quiberon, unter unendlichen Erwägungen über den in der Vendee zu wählenden Landungspunkt. Dann hielt man sich weiter auf in unnützen Verhandlungen mit der französischen Besatzung der Insel Noirmoutiers; so wurde es Ende September, bis man schließlich auf der kleinen Felseninsel d'Yeu französische Erde berührte. Damals aber hatte General Hoche seit vier Wochen den Befehl auch in der Vendee über die Westarmee übernommen; 6000 Mann vom Nordheer, 20,000 von den Westpyrenäen waren in vollem Marsche zu seiner Unterstützung; er schrieb dem Wohlfahrtsausschusse, daß er hier wie bei Quiberon für die Sicherheit der Republik einstehen könne. Es sollten jedoch der Republik an dieser Stelle keine blutigen Lorbeeren reifen: nicht eine erschütternde, sondern eine schimpfliche Niederlage waren die Royalisten sich zu erwirken im Begriffe. Die Nähe des Prinzen hatte die Bauern unendlich elektrisirt, Charette's Bataillone waren vollzähliger als in irgend einer früheren Zeit, und als am 5. October der Marquis Rivière in seinem Lager erschien, mit einer

Botschaft des Prinzen, ihm an irgend einem Punkt der Küste die Truppen entgegen zu führen: da brach Alles, einige vorgeschobene Posten der Republikaner unwiderstehlich aus dem Wege drängend, mit brausendem Jubel zum Strande auf, und selbst aus Stofflet's Quartieren kam die Nachricht, daß der General, durch das Erscheinen eines Bourbonen emporgerissen, seine Eifersucht gegen Charette vergesse, und sich selbst und die Seinen dem Prinzen zur Verfügung stelle. Am 10. October war Charette's Armee in vollem Marsche eine kleine Stunde von der Küste entfernt; da meldete sich bei dem General ein anderer Adjutant des Prinzen, um anzuzeigen, daß dieser die Landung auf eine günstigere Zeit verschoben habe. Zugleich überreichte er, die Botschaft zu versüßen, dem General einen Ehrendegen mit der Inschrift: ich weiche nie. Charette faßte die Waffe mit krampfhaft zuckender Faust, zornbleich im Gesichte, und brach dann nach kurzem Schweigen in die Worte aus: „Sagen Sie dem Prinzen, daß er mir mein Todesurtheil zuschickt; heute stehen 15,000 Mann um mich her, morgen habe ich nicht mehr dreihundert; ich habe nur noch die Wahl zu fliehen oder zu sterben; ich werde sterben." Er kannte sein Land und seine Leute, die nach einer solchen Enttäuschung nicht mehr beisammen zu halten waren; er sah den Untergang vor Augen und hat den bittern Zorn im Herzen sein Wort gehalten. „Die Feigheit Ihres Bruders," schrieb er an Ludwig XVIII., „hat Alles zu Grunde gerichtet." Artois blieb dann noch einige Wochen in muthloser Unentschlossenheit auf der Insel; er fand, daß die Aussichten zum Kampfe gegen Hoche doch gar zu unsicher seien, daß er dort einen Krieg führen müsse, nicht wie ein Fürst, sondern wie ein Abenteurer, und seine Adjutanten stimmten ein, es sei unanständig und unmöglich, daß ein königlicher Prinz gemeine Chouannerie treibe. Als es November und das Wetter mißlich wurde, segelte der Graf wieder nach England zurück; sein königlicher Bruder aber tröstete sich über das entehrende Mißlingen mit dem Gedanken, daß ein Sieg desselben ihn selbst und seinen Königsruhm in Schatten gestellt haben würde; das Volk hätte dann wieder einmal gesungen: Saul hat tausend besiegt, David aber zehntausend.

So waren die Gegner beschaffen, welche das Schicksal den Fortschritten der französischen Revolution in den Weg stellte. Wie man die auswärtigen Siege Robespierre's inmitten aller Auflösung, Verschleuderung und Zwistigkeit begreift, sobald man den innern Hader und die stumpfe Trägheit der Coalition in das Auge faßt: so lehrt nichts eindringlicher als der Blick auf die Machthaber des alten Regime, mit welcher Nothwendigkeit die französische Gesellschaft, trotz alles Abscheues gegen Convent und Jacobiner, durch und durch demokratisch

wurde. Die herrschenden Stände des alten Staates waren, eine kleine Anzahl wackerer Männer abgerechnet, in sich verkommen; bei der Partei der Royalisten selbst lag alle wirksame Kraft und alle Hoffnung auf Erfolg nicht in den fürstlichen und vornehmen Lenkern, sondern in den Bauern des Westens, den Priestern des Südens, den Bürgern von Paris. Die Chouans waren täglich bereit, für den König zu sterben, weil sie in ihm den Hort und den Schmuck des Vaterlandes sahen: dem Grafen von Artois aber wäre der Tod für das Vaterland aberwitzig erschienen, denn ihm war das Vaterland immer nur der Schemel seines prinzlichen Daseins gewesen.

Viertes Capitel.

Schluß des Convents.

Der Convent gelangte Ende Juni zu der schließenden Aufgabe seiner Wirksamkeit, zu der Ausarbeitung der neuen Verfassung. Als Berichterstatter der Commission der Eilf erschien am 23. Juni Boissy d'Anglas, um den Antrag derselben vorzulegen und in ausführlichem Berichte zu begründen. Die Spannung war nicht gering, in der Versammlung und außerhalb. Freilich ließ die Erfahrung der letzten Jahre an keiner Stelle eine so berauschte Hoffnung aufkommen, wie sie einst das Werk der constituirenden Versammlung 1791 begrüßt hatte: man wußte jetzt, daß eine Reihe der trefflichsten Paragraphen nicht ausreicht, um eine goldene Zeit unbemessener Glückseligkeit heraufzuführen. Aber der jetzige Zustand wurde mit jeder Woche unhaltbarer für die Einen, unerträglicher für die Anderen. Die Bevölkerung sehnte sich nach irgend einem Halt- und Ruhepunkte. Die Parteien des Convents stimmten wenigstens in dem einen Wunsche überein, ihr Regiment der Masse des Volkes durch die neue Verfassung annehmbar zu machen.

Boissy begann mit einem ausführlichen Rückblicke auf die bisherigen Stadien der Revolution. Indem er die Verfassung von 1791 besprach, erörterte er die Unmöglichkeit, daß Monarchie und Freiheit neben einander in Frankreich bestehen könnten. Schärfer aber und eingehender entwickelte er die Mängel der Verfassung von 1793, die Frevel der Schreckenszeit, die Quellen derselben in den vorausgegangenen Einrichtungen. Wohl war es hier deutlich, daß die furchtbaren Erlebnisse, durch welche man hindurchgegangen, nicht fruchtlos geblieben waren. Er beklagte die Zügellosigkeit der populären Bewegung, welche in jedem Augenblicke die Mittel gehabt hatte, die Nationalvertretung durch einen

Pöbelauflauf zu knechten. Er schilderte das Unheil, daß der gesetzgebende Körper nur aus einer einzigen Masse bestanden hatte, so daß jede Aufwallung, jede Tyrannei der Mehrheit auf der Stelle die Regierung und die Nation beherrschte. Er betonte die Nothwendigkeit, die Gesetzgebungs- und Vollziehungsgewalt eine jede in festgegrenztem Kreise selbständig zu stellen, um nicht abwechselnd den Kampf zwischen beiden oder die Unterwerfung der einen zu erleben. Jeder dieser Sätze wäre drei Jahre früher eine Ketzerei gewesen: jetzt hätte ein Jeder, der ihnen widersprochen, für einen frevelsüchtigen Anarchisten gegolten.

Die Verhandlung des Grundgesetzes, welches er auf solche Art einführte, wurde, trotz der täglichen Unterbrechungen durch die laufenden Geschäfte und Decrete, in kaum sechs Wochen vollendet. Principielle Gegensätze machten sich nur äußerst selten fühlbar. Die Gemäßigten hatten für jetzt keine Hoffnung, weitere Zugeständnisse im conservativen oder monarchischen Sinne zu erringen; die Independenten meinten die künftige Regierung selbst zu führen, und hatten mithin keine Interesse, sie zu Gunsten der Einzelnfreiheit, der Clubs oder der Volksversammlungen zu schwächen. Auch sie zollten, im Gedanken an die bevorstehenden Wahlen, der unzweifelhaften Volksstimmung Rücksicht. Um des Himmels willen, rief einmal einer ihrer Führer, Larevellière-Lépeaux, verschont uns mit den abstracten Grundsätzen und pomphaften Redeblumen, welche uns Jahre lang unglücklich gemacht haben; laßt uns eine Verfassung erschaffen, im Sinne und Interesse der Bürger, die etwas haben.

In diesem Sinne beantragte nun die Commission — da die thatsächliche Gleichheit ein gefährliches Hirngespinnst, und nur die bürgerliche erreichbar und wünschenswerth, die Regierung der Nichteigenthümer der Naturzustand, und erst jene der Eigenthümer ein Staatszustand sei — daß nur ein Eigenthümer Mitglied des gesetzgebenden Körpers sein könne. Allerdings die Theilnahme an den Wahlen erklärte auch sie noch für ein Menschenrecht und nicht für ein Staatsamt, immer aber schloß der Gesetzentwurf die völlig Besitzlosen aus, indem er einen seit einem Jahre festen Wohnort, und die Zahlung irgend einer Steuer forderte. Als entsprechende Schranke der Wählbarkeit enthielt er dann jenen einst durch Mirabeau gemachten Vorschlag, daß Niemand zu irgend einer Stellung berufen werden sollte, ohne eine andere niedern Ranges durchgemacht zu haben. Alle Wahlen würden nach der Meinung der Eilf unmittelbar sein; sie hielten die mit den Wahlmännern gemachten Erfahrungen für keine Empfehlung im Sinne der Ordnung. In der Landesverwaltung ließen sie die Departements bestehen, beseitigten aber die sehr überflüssigen Bezirke, und stellten die Gemeinden unmittelbar

unter die Departementsbehörden, indem sie nur die kleineren ländlichen Ortschaften zu Cantonen zusammenfaßten. Die Verwaltungsbehörden wurden vereinfacht, die Zahl der Beamten verringert, der Einfluß der Staatsgewalt erheblich verstärkt. Der gesetzgebende Körper sollte aus zwei Räthen bestehen, deren Mitglieder aus den Wahlen der Bevölkerung hervorgehen würden, der eine, der Rath der Alten, bestände aus 250 Deputirten, während die doppelte Anzahl den andern, den Rath der Fünfhundert bildete. Jedes Mitglied des ersteren sollte vierzig, jedes der letzteren dreißig Jahre alt sein; sonst war keine Verschiedenheit gefordert, jeder Anklang einer solchen wäre immer noch als die Rückkehr zu geächteten aristokratischen Einrichtungen erschienen. Jede Sitzungsperiode dauerte vier Jahre; alle zwei Jahre würde die Hälfte der Mitglieder austreten und durch neue Wahlen ersetzt werden. Von selbst verstand sich bei den damaligen Anschauungen, daß zwischen den Sitzungen kein Zwischenraum liegen, daß die Regierung schlechterdings kein Recht der Auflösung haben durfte. Der Gesetzvorschlag war durchaus den Fünfhundert vorbehalten; der Rath der Alten befreite im Fall der Verwerfung eines Gesetzes die Regierung von der Gehässigkeit des Veto. Gegen Aufläufe des hauptstädtischen Pöbels sollte die Befugniß des Raths der Alten, die Sitzungen an einen andern Ort zu verlegen, so wie die Schöpfung einer kleinen Garde des gesetzgebenden Körpers schützen. Damit die Regierung nicht die Freiheit der Berathung antaste, war vorgeschrieben, daß auf die Entfernung mehrerer Meilen kein Truppenkörper sich dem Orte der Sitzungen nähern dürfe — wobei der Einwand nahe genug lag, aber nicht erwogen wurde, daß eine Regierung, welche Kraft und Willen zur Vergewaltigung der Räthe in sich fühlte, vor jenem Umkreise nicht größere Furcht, als vor den Räthen selbst haben würde.

Ueber die Bildung der vollziehenden Gewalt hatten die Meinungen der Commission lange geschwankt. Die monarchistisch gesinnten Mitglieder begehrten einen Präsidenten. Der sehr geachtete und einflußreiche Daunou schlug zwei Consuln vor, deren jeder ein Jahr lang regieren sollte. Andere wollten drei, noch andere fünf Regenten, und auf diese letzte Zahl stellte sich endlich die Mehrheit fest. Die Commission beantragte also ein Directorium von fünf Mitgliedern, von denen jährlich eins ausschiede und durch Neuwahl ersetzt würde. Die Ernennung derselben sollte aber nicht vom Volke ausgehen, weil ein solcher Erwählter der ganzen Nation ein zu hohes Ansehen gegenüber dem Abgeordneten haben würde, deren jeder nur von einem Departement ernannt wäre. Vielmehr sollten die Fünfhundert eine Candidatenliste bilden, aus welcher der Rath der Alten die Directoren auszuwählen hätte: man hoffte, daß

hiermit von selbst ein sicheres Einverständniß zwischen der Regierung und der Mehrheit des gesetzgebenden Körpers erzielt sein würde. Das Directorium hätte, durch seine Minister berathen, die Leitung der Diplomatie, des Kriegs- und Justizwesens, der Verwaltung und der Finanzen zu führen. Dagegen war die Verwaltung des Schatzes von ihm unabhängig; kein Director sollte ein Heer selbst befehligen, und vor Allem die Regierung nicht den mindesten Antheil an der Gesetzgebung und Steuerbewilligung erhalten. Die Volksvertretung könnte einen Director zwar nicht aus der Regierung verdrängen, wohl aber bei nachweisbaren Vergehungen vor einem dazu gebildeten Staatsgerichtshof in Anklagestand setzen.

Endlich stellte der Entwurf das Verhältniß der so constituirten Staatsgewalt zu den Rechten der Bürger fest. Es giebt, erklärte er, unter den Bürgern keine Ueberordnung außer jener der Beamten, so weit die Wirksamkeit des Amtes reicht. Für den Staat giebt es keine religiösen Gelübde. Jeder ist befugt, seinen Cultus zu üben; Niemand kann zu einer Zahlung für einen Cultus genöthigt werden; der Staat besoldet keinen Cultus. Die Presse ist frei. Die Arbeit des Handwerks, der Industrie und des Handels ist jeder Schranke entledigt. Das Eigenthum ist gesichert, nur im Fall der Nothwendigkeit kann gegen Entschädigung expropriirt werden. Das Haus jedes Bürgers ist unverletzlich; Niemand darf in der Nacht in dasselbe eindringen. Keine Bürgerversammlung darf sich Club nennen; besondere Gesellschaften, die sich mit politischen Fragen beschäftigen, dürfen keine öffentlichen Sitzungen halten oder mit einander in Verbindung stehen. Bittschriften dürfen nur von einzelnen Personen oder Behörden, nicht aber von Gesellschaften und Vereinen ausgehen. Jede bewaffnete Rottirung ist verboten. Die französische Nation verwehrt unwiderruflich den Emigranten die Rückkehr und gewährleistet den Käufern der Nationalgüter ihren Besitz. —

Wenn man diese Anträge zusammenfaßt, so hat man die Geschichte und die damalige Stellung der Machthaber deutlich vor Augen. Der Convent findet sich hier durch die Jacobiner, dort durch die Royalisten bedroht: so verbietet das Grundgesetz hier die Bildung der Clubs, dort die Herstellung der Emigranten. Er hat die Erinnerung an den 31. Mai, wie an den Kampf der Vendee im Sinne: die Verfassung verwehrt also Massenpetition und Rottirung, und weist jedes Verhältniß zwischen Staat und Kirche zurück. So ist diese neue Constitution ein Ausdruck desselben Lavirens zwischen zwei unversöhnlichen Parteien, mit welchen der Convent seit dem 9. Thermidor seine freundlose Herrschaft behauptet

hat. Sie ist ein Verzeichniß von Uebelständen, die man vermeiden, von Gegnern, die man niederhalten will: leider bleibt die Antwort aus, wenn man weiter nach den Anhängern des neuen Werkes, nach den Stützen und Schirmern die Verfassung fragt. Vielmehr versetzte die Aechtung der Emigranten und die Lossagung von der Kirche viele Millionen in nothwendigen permanenten Kriegsstand gegen die Republik: grundsätzlich damit einverstanden konnten nur die Reste der jacobinisch Gesinnten sein, welche die Verfassung dann wieder durch die Vorschriften über Vereins- und Petitionswesen abstieß. Wie ganz anders verstand es fünf Jahre später der erste Consul die Nation um seinen Thron zu sammeln! „Ich gehöre keiner Partei, sondern Frankreich an; wer Frankreich liebt und der Regierung gehorcht, ist von meiner Partei."

Es hätte eine idealisch treffliche Einrichtung der politischen Gewalten dazu gehört, um eine Verfassung aufrecht zu erhalten, welche auf einem so zerrissenen Boden wie die von 1795 gebaut war. Und wie viel fehlte hier, einer hohen Trefflichkeit zu geschweigen, an dem Ersten, Elementarsten, Nothwendigsten! Im parlamentarischen Staate beruht Alles auf der gesunden Wechselwirkung zwischen der Regierung und der gesetzgebenden Versammlung: Alles kommt auf die Lösung der Grundaufgabe an, daß beide im Einzelnen selbständig, im Großen sich unaufhörlich beeinflussen und bedingen. Der Natur der Sache nach ist diese Aufgabe eine flüssige; sie fordert bei verschiedenen Völkern und Zeiten verschiedene gesetzliche Bestimmungen, und überall neben dem formalen Gesetze praktischen Takt und guten Willen der Betheiligten. In Frankreich hatte man damals die Erfahrung von der Uebermacht des Parlaments gehabt, welches zuletzt die Regierung völlig in sich aufgesogen hatte. Man meinte zu helfen durch gänzliche Scheidung der beiden Wirkungskreise. Das Directorium mochte Briefe und Aufforderungen an die Räthe erlassen: irgend einen gesetzlichen Einfluß aber auf die Entschließung derselben räumte ihm die Verfassung nicht ein. Die Räthe mochten einen Director, der thöricht genug war, sich auf peinlichen Verbrechen ertappen zu lassen, vor Gericht laden: sonst aber stand ihnen nicht zu, über Verwaltung, Polizei, Diplomatie mitzureden. Das Directorium hatte alle thatsächliche Gewalt über die Truppen und Beamten und damit über die Bürger und das Land: die Theorie aber der Verfassung stempelte es zum bloßen Vollziehungsorgan des gesetzgebenden Willens in den beiden Räthen. Wenn man dies System mit dem aller anderen constitutionellen Staaten vergleicht, so erkennt man sofort den wesentlichen Fehler desselben: die Regierung, ohne das Recht des Gesetzvorschlages, der Vertagung und der Auf-

lösung, war, obgleich bedeutend stärker als die von 1789, doch immer noch den Räthen gegenüber zu schwach. Der Rath der Fünfhundert konnte sie auch ohne gerichtliche Anklage durch Gesetzgebung und Steuerverweigerung jeden Tag auf Schach und Matt setzen. Daß der Rath der Alten jemals eine wesentlich andere Richtung als jener der Fünfhundert einschlagen, und damit den Zusammenstoß brechen oder mildern sollte, war bei der völligen Gleichartigkeit der beiden Räthe nicht zu erwarten. Sobald also einmal ein Bruch zwischen Parlament und Regierung erfolgte, mußte man entweder die Wiederholung der parlamentarischen Allgewalt, oder neue Gewaltstreiche von Seiten der Regierung, mithin in jedem Falle den Bruch der Verfassung erleben.

Der Convent pflog jedoch keine Erwägung dieser Art. Die Berathung war bedächtig und gemessen, in den Formen meistens würdig, in der Sache aber selten tief. Zuerst kam die Forderung, daß die neue Verfassung nothwendig von einer Erklärung der Menschenrechte begleitet werden müsse: einige Verständige mahnten ab, sich wieder in allgemeine Sittensprüche zu verlieren, aber der Strom war nicht aufzuhalten, und man meinte noch einen gewissen Fortschritt zu machen, indem man mit der Erklärung der Rechte eine solche der Pflichten verband. Im Einzelnen zeigte dann allerdings die Mehrheit, wie sehr sie nach den Erfahrungen von 1793 dem Geiste von 1791 entfremdet war. Als Jemand von dem Rechte auf Arbeit redete, erklärte Lanjuinais, es sei eine Pflicht der Gesellschaft, für ihre Mitglieder zu sorgen, aber deshalb habe der Einzelne noch keinen bestimmten Rechtsanspruch auf eine bestimmte Leistung; einen solchen anerkennen, heiße Verwirrung und Bürgerkrieg verewigen. Thomas Payne machte einen Versuch, das allgemeine Stimmrecht aufrecht zu erhalten, fand aber nur eine unterstützende Stimme, und wurde durch Larevellière-Lépeaux energisch zurückgewiesen. Die Aenderungen, welche der Convent sonst an dem Entwurfe der Commission vornahm, waren überall nicht von grundsätzlicher Erheblichkeit. Er stellte das System der mittelbaren Wahlen wieder her, beschränkte die Dauer der Sitzungsperiode auf drei Jahre, und verfügte, daß jährlich ein Drittel der Abgeordneten neu gewählt werden sollte. Ein einziger Deputirte brachte einmal die Nothwendigkeit zur Sprache, dem Directorium einen Einfluß auf die Entstehung der Gesetze zu geben; aber obgleich Lanjuinais ihn unterstützte, fiel sein Antrag unaufhaltsam unter dem Rufe: das ist das Veto, das ist das Königthum. Im Wesentlichen blieb es überall bei den Anträgen der Commission.

Die einzige Debatte von gewisser Erheblichkeit und von bestimmter

Wirkung für die Zukunft wurde durch ein Zwischenspiel gebildet, welches der Abbé Siéyès veranlaßte. Seit den ersten Zeiten der constituirenden Versammlung hatte er sich den Ruf des eigentlichen Fachgelehrten in Constitutionssachen erhalten. Von den positiven Tugenden des praktischen Staatsmannes hatte er allerdings nie eine Probe abgelegt, aber er galt für den ersten Theoretiker und Philosophen der Politik, und in einer Zeit, die wie diese mit der Neigung zu radicaler und abstracter Staatskunst gesättigt war, mußte ein solcher Ruf den Mann empfehlen, selbst wenn er nicht mit so verschlossener Selbstgewißheit und dem Scheine der Unergründlichkeit wie Siéyès aufgetreten wäre. Die Mitglieder der Commission hatten ihn dann vielfach um seine Rathschläge und Belehrungen ersucht, er aber sich mit der Andeutung begnügt, daß er freilich Vieles zu sagen habe, aber nicht wisse, ob man ihn verstehen werde. Die Commission mußte eben ohne seine Beihülfe ihre Arbeit abschließen. Er redete über dieselbe mit abschätzigem Spotte, nannte sie, weil Boissy mit einem leichten Stottern behaftet war, die Ba-Be-Bi-Bo-Bu-Verfassung, und trat plötzlich inmitten der Verhandlung mit einer Skizze seines vielfach begehrten Systems hervor. Er fand nicht mit Unrecht, daß bei der Commissionsarbeit sehr wichtige Gesichtspunkte übersehen worden seien; er fand die Regierung ihrer wesentlichsten Eigenschaften beraubt, und die Theilung des Parlaments in zwei Räthe überflüssig. Seinerseits ging er dann, wie er es nannte, auf die Principien zurück. Er fand es thöricht, von einer Theilung und einem Gleich- oder Gegengewichte der Gewalten zu reden; allerdings müsse das politische Leben einer Nation nicht eine einzige Kraft, wohl aber eine Einheit der Kraft sein. Er unterschied sodann vier Hauptrichtungen des Nationalwillens, die verfassunggebende, welche die Grundformen des Staatswesens erbaue, die petitionirende, vermöge deren die Einzelnen ihre Bedürfnisse zu erkennen geben, die regierende, welche die Bedürfnisse des Staates und der Gesammtheit im Auge habe und befriedige, und die gesetzgebende, welche die für beide Zwecke erforderlichen Einrichtungen verfüge. Für jede dieser Richtung begehrte er eine Versammlung von Repräsentanten, ein Tribunat, um die Interessen der Bürger, eine Regierung, um jene des Staates zu vertreten, eine Legislatur, um über die Anträge der beiden ersteren zu entscheiden, und endlich eine „Constitutionsjury", um über die Reinheit der Verfassung und der Gerichte zu wachen.

Sein langer Vortrag wurde mit einer Mischung von Ehrfurcht, Befremden und leisem Spott, endlich aber mit erklärter Ungunst aufgenommen. Man war sogleich entschieden, daß sein Tribunat, welches

nur Anträge stellen, aber nie Beschlüsse fassen könne, eine leere Sprechmaschine sein, daß seine Legislatur, die nicht selbst anzuregen, sondern lediglich auf die Begehren Anderer zu warten habe, jeder wesentlichen Macht entbehren müsse. Es war kaum mehr als Höflichkeit gegen seinen Ruhm, daß die Commission seiner Constitutionsjury eine eingehende Betrachtung schenkte; aber auch sie kam dann zu dem Schlusse, daß eine solche Behörde, wenn sie überhaupt Bedeutung erlange, alle andern in Schatten stellen, und als höchster Richter über jeden Act der Regierung und der Legislatur allmählich die Fülle der Gewalt in sich vereinigen werde. Der Convent wies den Plan einstimmig ab. Siéyès fand darauf, daß er von der Beschränktheit seiner Genossen nichts Besseres habe erwarten können, und wartete der Zeit, wo ein weitergebildetes Geschlecht auf seine Höhe sich emporschwingen werde. Er sollte dies schon nach wenigen Jahren erleben, denn sein Entwurf wurde 1799 die Grundlage der Consularverfassung; allerdings mußte er dann mit bitterem Verdrusse die Erfahrung machen, daß seine demokratische Philosophie nur dazu gedient habe, einer schrankenlosen Militärherrschaft die Wege zu bereiten.

Am 17. August schloß der Convent das Verfassungswerk in zweiter Lesung ab, und die Commission der Eilf kündigte sofort weitere Anträge an, wann und wie der neue Zustand in das Leben zu führen sei. Hier griffen dann, während man bei der Verfassung nach besten Kräften für die Zukunft gesorgt hatte, vor allen Dingen die Stimmungen und Leidenschaften des Augenblickes ein.

Gleichzeitig mit den letzten Berathungen über die Constitution hatte der Convent die Sorge wegen Quiberon und der Emigranten durchgemacht. Wir haben die Wirkungen derselben schon erwähnt: die Masse der Pariser Bevölkerung wandte sich für einen Augenblick von den Royalisten hinweg, und alle mittleren Parteien des Convents wurden unwillkürlich der Linken angenähert. Denn Alle fanden sich plötzlich durch einen Gegner der äußersten Rechten angegriffen, dessen Sieg ihnen Allen gleiches Verderben bereitet hätte. Die Regierung, die seit dem 1. Prairial aus Furcht vor den Terroristen die monarchisch gesinnten Bürger begünstigt hatte, begann im Kampfe mit den Royalisten wieder die Reste der Jacobiner heranzuziehen. Wenn früher die Polizei in den Theatern Jeden verhaftet hatte, welcher den Gesang vom Erwachen des Volkes störte, so schritt sie jetzt ein, wenn das Publikum das Anstimmen der Marseillaise verhindern wollte, und endlich verbot ein Decret des Convents dem Parterre alle Lieder, welche nicht zu dem Texte des Schauspiels gehörten. Ueblere Wirkung machte es in Paris,

daß der Sicherheitsausschuß keine weiteren Verhaftungen jacobinisch gesinnter Bürger zuließ; die Sectionen meldeten sich mit zornigen Adressen, und wie eifrig auch die Redner des Convents die Versicherung wiederholten, daß Niemand an eine Erneuerung des Schreckens denke, so blieb der einmal geweckte Argwohn in den Sectionen der Hauptstadt, und verwischte dort die Sorge vor den Emigranten vollständig. Am 24. Juli kam es im Convent zu einer lebhaften Debatte über die verhafteten Terroristen: auf, allen Seiten war man einig, daß die polizeiliche Einsperrung ohne richterliche Untersuchung nicht fortdauern dürfe; als aber der Gesetzgebungsausschuß beantragte, sie vor die gewöhnlichen Gerichte zu verweisen, erhob die Linke nachdrücklichen Widerspruch, weil alle Gerichte von Mitgliedern reactionärer Gesinnung, also von tödtlichen Feinden der Verhafteten, erfüllt seien. Der Beschluß ging durch, eine Conventscommission von zwölf Mitgliedern zur Untersuchung jener Processe niederzusetzen. Die Bürger von Paris sahen aber darin eine Bestätigung ihrer Furcht, daß der Convent jene Blutmenschen von der gerechten Strafe erretten, und dann zu neuer Unterdrückung des Landes benutzen wolle, und verdoppelten ihre Anstrengungen. Am 29. erschien eine Section an der Schranke mit dem Begehren, daß der Convent die noch in seiner Mitte befindlichen Verbrecher ausstoßen, am 31. eine andere mit der Forderung, daß er die Verhafteten unter Aufhebung des letzten Decretes vor ein Kriegsgericht zu schleuniger Aburtheilung stellen solle. Sonst hatte bei solchen Aeußerungen nur die Bergpartei gemurrt; jetzt erhob sich aus der Mitte der Gironde der stets erregbare und rasch entschlossene Louvet, um die Erklärung abzugeben, daß nicht allein die Helfer Robespierre's zu überwachen, sondern daß die Chouans und deren Freunde nicht minder grausame Feinde der Freiheit seien. Die Thermidorianer stimmten mit lautem Beifall ein: wir wollen, rief Legendre, keinen neuen Schrecken, aber, wie die Terroristen, werden wir auch die Emigranten und die Könige bändigen. Am Schluß der Sitzung trat Dubois-Crancé zu den Bittstellern heran, um sie mit den plumpsten Schmähungen zu überhäufen, so daß ein Officier der Nationalgarde laut ausrief, das sei ein schlechter Beweis von Achtung vor dem Petitionsrechte, und im Convente selbst ein langer streitender Tumult entstand. Der Eindruck war so peinlich und die Aufregung unter den Bürgern so groß, daß Dubois nach drei Tagen sich zu der Entschuldigung getrieben fand: er sei im Ardenner Walde geboren, und habe dort eine gewisse Rauhigkeit mit der Muttermilch eingesogen; dann aber ließ er neue Anklagen gegen die Reaction und die übelgesinnte Presse folgen, so wie das Begehren, daß die Commission der Zwölf die

verhafteten Patrioten noch vor dem Beginn der Wahlen in Freiheit setzte, damit die Royalisten nicht freies Feld in den Urversammlungen hätten. Gerade hiermit aber bewirkte er eine Umstimmung der Mehrheit. Je näher die Zeit der Wahlen heranrückte, desto wünschenswerther war es den Abgeordneten, mit der öffentlichen Meinung wenigstens auf leidlichem Fuße zu stehen, und so fand Henry Larivière laute Zustimmung, als er jede Begünstigung der Terroristen mit kräftiger Beredtsamkeit abwies, und Gerechtigkeit, strafende Gerechtigkeit gegen alle Verbrecher der Schreckenszeit begehrte. Einige Tage nachher setzte er in der That die Zurücknahme des Decrets durch, welches die Conventscommission der Zwölf angeordnet hatte, und am 9. August wurde auf einen Bericht der Regierungsausschüsse die Verhaftung von neun Mitgliedern der Bergpartei verfügt, welche unter Robespierre die Provinzen mit Blut und Jammer erfüllt hatten. Niemand hatte übrigens die Absicht, ein Strafverfahren gegen die Letzteren eintreten zu lassen: die Meinung des Convents ging lediglich auf einen Versöhnungsschritt gegen die Pariser Sectionen. Um dabei gegen die Linke im Gleichgewicht zu bleiben, bewilligte er dieser eine Woche nachher einen Befehl, daß alle Emigranten, welche damals beim Gesetzgebungsausschuß ihre Streichung von der Liste betrieben, unnachsichtlich die Hauptstadt verlassen sollten.

An demselben Tage, den 18. August, legte Baudin von den Ardennen für die Commission der Eilf den Bericht über die Einführung der Constitution, oder, wie er es nannte, über die Mittel die Revolution zu schließen, vor. Er wurde mit großer und gerechter Spannung vernommen. Denn in der That, wer die Lage Frankreichs erwog, mußte sich sagen, daß die Auffindung der Mittel, um aus dem bisherigen Despotismus den Uebergang zu einem gesetzlich geregelten Zustande gesetzmäßig zu vollziehen, eine schwerere und mißlichere Aufgabe bildete, als die Entwerfung der Verfassungsurkunde selbst. Mehr als auf den innern Werth der letzteren kam für den Convent und das Land auf die Frage an, welchen Händen die künftige Gewalt anvertraut werden würde. Vor Allem bei einer völlig neuen Ordnung, welche keine Wurzeln in der Zeit, der Ueberlieferung und den Zuständen hatte, mußte der alte Satz gelten, daß das Gesetz genau so viel werth ist wie die Menschen, die es anwenden. Wer wird die Herrschaft unter der neuen Verfassung führen, das war die Sorge, welche alle Gemüther innerhalb des Convents beschäftigte, und den Inhalt des neuen Commissionsberichtes bildete.

Baudin erörterte zunächst, daß die Verfassung ihre endgültige Be-

kräftigung durch die Masse des französischen Volkes selbst, durch einen Beschluß der Nation in ihren Urversammlungen erhalten müsse. Daß hier eine ungünstige Entscheidung fallen konnte, daran dachte allerdings kein Mensch. Das Land hatte keine Wahl als Annehmen der Verfassung oder Fortdauer des Convents, und zu gut wußten Baudin und seine Collegen, daß Frankreich eher alles Andere, als die Verlängerung des jetzigen Zustandes wünschen würde. Aber eben hierin lag in den Augen der Machthaber auch die Alles überragende Gefahr. Da das Land den Convent nicht wollte, so war es wenig wahrscheinlich, daß die Wähler die bisherigen Mitglieder des Convents wollen würden. Und wenn sie dann eine revolutionäre Mehrheit in die Räthe sandten, wenn diese ein Directorium ihres Sinnes erwählte: wo war dann noch eine Gewähr für die persönliche Sicherheit der revolutionären Machthaber, zu geschweigen des Verlustes der bisherigen Macht mit ihren Thaten und Genüssen; wo war auch nur Sicherheit gegen einen Beschluß aller bestehenden Gewalten unter dem Jubel der Nation auf glänzende Herstellung des Königthums?

Baudin erinnerte, wie die constituirende Versammlung die Wiederwahl ihrer Mitglieder verboten, und damit dem Bestande ihres Werkes einen Todesstreich versetzt habe. Er fand, daß die neue Verfassung selbst den Ausweg aus einer Wiederholung dieser Gefahr darbiete. Sie bestimmte, daß in Zukunft stets ein Drittel des gesetzgebenden Körpers ausscheiden, und durch Neuwahlen ersetzt werden sollte: wenn man denselben Grundsatz auf den jetzigen Augenblick anwandte, und demnach zwei Drittel des Convents in den gesetzgebenden Körper hinübertreten ließ, so blieb den jetzigen Machthabern eine starke Mehrheit gesichert. Nichts zeigte deutlicher, als dieser Antrag, wie weit der Eindruck der royalistischen Angriffe die Mehrheit des Convents nach links geschoben hatte. Auch in der gemäßigten Partei fand sich keine Stimme mehr, welche für die Nation die volle Freiheit der Wahl hätte begehren mögen. Alle Fractionen ohne Unterschied waren einig über den Grundsatz, daß zwei Drittel der Mitglieder in die neue Legislatur übertreten müßten; der Streit zwischen ihnen betraf schlechterdings nur die Art der Ermittlung derselben. Die Linke, welche in der Versammlung selbst geringe Aussicht hatte, ihre Männer gewählt zu sehen, forderte das Loos; außer den Resten des Berges waren dafür die Independenten und einige Thermidorianer, unter Anderen Tallien, welcher seit der Entdeckung seiner royalistischen Verbindungen immer eifriger die Freundschaft und Gönnerschaft des bisher so verhaßten Siéyès aufsuchte. Die gemäßigte Partei hätte gewünscht, dem Volke, welchem man den Convent als künftigen

Herrscher aufnöthigte, wenigstens die Auswahl unter den Mitgliedern zu überlassen; sie fühlte sich sicher, in diesem Falle mit großer Mehrheit in die Räthe einzutreten. Allein bei der zweifelhaften Haltung der Thermidorianer fragte es sich sehr, ob sie allein das Decret durchsetzen würden, und um wenigstens einen Theil ihrer bisherigen Verbündeten festzuhalten, entschlossen sie sich, den Mittelweg zu nehmen, und die Ernennung durch den Convent in Vorschlag zu bringen. Verbunden mit den Thermidorianern konnten sie dann den Erfolg mit voller Gewißheit beherrschen, und die Eilf beantragten demnach, daß eine besondere Commission, eine Vertrauensjury des Convents, die Auswahl der zwei Drittel vollziehen sollte.

Baudin's Erörterung rief eine äußerst lebhafte Verhandlung hervor. Anfangs gelang es der Linken, in Folge einer unvorsichtigen Aeußerung Lanjuinais', das Uebergewicht zu gewinnen, und nachdem Chénier mit Energie auf die Feindseligkeit der Pariser Sectionen hingewiesen hatte, wurde zunächst ein Antrag auf Wahl der zwei Drittel durch das Volk fast einstimmig beseitigt. Ebenso fiel der Antrag der Eilf, die Bezeichnung derselben durch die Conventscommission, und die Eilf erhielten den Auftrag, über das System des Looses Bericht zu erstatten. Allein jetzt wandte sich die Stimmung. Als die unerläßliche Voraussetzung des Looses, die Annahme gleicher Würdigkeit aller Mitglieder, von dem Montagnard Charlier mit dürren Worten behauptet wurde: wir sind Alle vom Volke erwählt, wir verdienen Alle gleichmäßig das öffentliche Vertrauen — da antwortete Bailleul mit gleichem Nachdruck: ja, wir sind Alle vom Volke gewählt, aber wir haben nicht Alle seit unserer Wahl dasselbe Benehmen eingehalten: sagt noch so laut, daß wir Alle des gleichen Vertrauens genießen, aus allen Theilen des Landes wird Euch ein gewaltiges Nein entgegentönen. Die Commission schlug jetzt Ernennung der zwei Drittel durch Beschluß des gesammten Convents vor; die rechte Seite aber kam immer nachdrücklicher auf die Wahl durch das Volk zurück, und machte nicht geringe Wirkung, als einer ihrer Redner geradezu erklärte, daß er seine Vollmacht vom Volke habe, und sie nur in die Hände des Volkes wieder zurückgeben werde. Tallien und Louvet sträubten sich heftig: wer wird, riefen sie, die Republikaner in den Urversammlungen beschützen? Es war unmöglich, offener einzugestehen, daß der Convent, der keinen höheren Grundsatz als die Freiheit und die Souveränität des Volkes zur Schau trug, nur durch Gewalt und Zwang sich vor dem souveränen Volke schützen konnte. Unter der Partei der Unabhängigen selbst wurde die Schmach einer solchen Haltung empfunden; die Bezeichnung durch das Loos fiel mit starker Mehr=

heit, und am vierten Tage der Verhandlung verfügte endlich der Convent die Auswahl der zwei Drittel durch das Volk. Das Decret, dessen Redaction am 22. August oder 5. Fructidor vollendet wurde, enthielt außerdem noch die Bestimmung, daß die neue Verfassung auch den Heeren zur Annahme vorgelegt werden sollte, eine Cärimonie, deren einzige unverhohlene Bedeutung eine Drohung gegen den feindlichen Sinn der Bürgerschaften war. Acht Tage später, am 13. Fructidor, brachten die Eilf ein zweites Decret zur Annahme, welches die näheren Vorschriften für jene Wahlen gab: jedes Departement sollte zuerst zwei Drittel seiner Abgeordneten aus den Mitgliedern des Convents, dann ein Drittel in freier Auswahl ernennen; es sollte außerdem unter den jetzigen Abgeordneten eine gewisse Anzahl als Ersatzmänner bezeichnen, aus welchen dann der Convent die etwa durch Doppelwahlen entstehenden Lücken auszufüllen hätte. Es war dies noch ein letztes Zugeständniß, welches die rechte Seite ihren revolutionären Verbündeten machte, wie es scheint, ohne die künftige Wichtigkeit desselben vorauszusehen. Man war im Convente höchst zufrieden, auf solche Weise in der wichtigsten Frage eine an Einstimmigkeit grenzende Einigkeit erzielt zu haben. Man that gleichzeitig verschiedene Schritte, um die Parteien draußen theils zu beschwichtigen, theils zu zügeln; man nahm einem vielbesprochenen revolutionären Gesetze, welches die Testamente verbot und Gleichheit der Erbtheile verfügte, die früher decretirte bis 1789 rückwirkende Kraft; man schaffte die Scheine über patriotische Gesinnung ab, mit deren Verweigerung früher die Behörde jeden Bürger als verdächtig in den Kerker weisen konnte; man verbot mit einem Federstrich das einstige Palladium der revolutionären Freiheit, die politischen Gesellschaften und Clubs. Man hoffte somit ohne besondere Erschütterung in und durch die Wahlen hindurchzukommen, sah sich aber doch auch für den Nothfall vor, und zog einige tausend Mann Linientruppen in einem Lager bei Paris zusammen. So war der Convent bei denselben Maßregeln angelangt, durch welche einst das Ministerium Broglie den Sturm der Bastille heraufbeschworen hatte: er suchte der populären Verhandlung den Mund zu schließen, und bot die Schaaren der besoldeten Truppe gegen die freien Bürger auf.

Es zeigte sich bald, daß er Ursache dazu hatte. Die Bürger in Paris wütheten über die beiden Decrete. Seit einem Jahre hatten sie auf das Ende des Convents gehofft; die neue Verfassung rückte die Erfüllung dieses heißesten aller Wünsche bereits in dichte Nähe; da mit einem Male erfuhren sie, daß sie wenigstens noch ein volles Jahr die Herrschaft einer conventionellen Mehrheit erdulden sollten, und das

Herzblut von Tausenden wallte in heftiger Entrüstung auf. Bei ruhiger Erwägung hätten sie leicht berechnen können, daß ihr Eifer wenig thatsächlichen Grund hatte. Da ihre Gesinnung — der Haß gegen die Gesammtheit des Convents neben einer entschiedenen Anerkennung der gemäßigten Führer wie Thibaudeau, Boissy d'Anglas, Lanjuinais, dazu eine tiefe Gleichgültigkeit gegen jede Verfassungsform, vorausgesetzt nur daß ehrenhafte Männer zur Macht gelangten — da diese Gesinnung in der unendlichen Mehrheit des ganzen Volkes herrschte, so war sicher vorauszusehen, daß das neue Drittel fast ausschließlich aus Abgeordneten dieser Farbe bestehen würde. Warf man dann allen Eifer und alle Kraft auf eine große Verständigung unter den Departements für die Wahl der beiden Drittel des Convents, so sprach alle Wahrscheinlichkeit für die Erzielung einer gemäßigten und conservativen Mehrheit in beiden Räthen, und damit, was unter allen Umständen das Wesentliche war, für die Bildung einer rechtlichen und friedliebenden Regierung. Alle Verhältnisse wiesen auf diesen Weg, mithin auf einfache Annahme und gründliche Benutzung der Wahldecrete, auf Vertagung aller weiteren Schritte bis zur Herrschaft der neuen Verfassung. Allein die Parteien und die Massen pflegen nicht so ruhig zu berechnen. Seit den letzten Wochen war der Argwohn gegen jacobinische Neigungen des Convents erfrischt; das Mißtrauen wurde durch das Heranziehen von Truppen doppelt gereizt; die Bürger von Paris erklärten es für eine Ehrensache, sich den beiden Decreten nicht zu unterwerfen, sondern der Nation die volle Freiheit der Wahl zu behaupten.

Schon am 28. August erschien die Abordnung einer Section an der Schranke, um sich über die Annäherung der Truppen zu beschweren. Die Armeen, antwortete der Präsident Chénier, sind auch ein Theil des Volkes und, nur die Feinde der Freiheit können den ächten Vorkämpfern derselben mißtrauen. Eine andere Section folgte mit dem Begehren freier Deputirtenwahl; ihr Redner erlaubte sich die kecke Mahnung, die jetzigen Abgeordneten möchten das Zutrauen sich verdienen, aber nicht befehlen. Es ist die letzte Hülfsquelle des königlichen Despotismus, sagte darauf Chénier, die Gründer der Republik und die vierzehn Armeen derselben zu verläumden: Tallien aber erwirkte den Beschluß, daß die Antwort des Präsidenten gedruckt und den Truppen zugeschickt werden sollte. Während so der Convent die Linienheere immer deutlicher als seinen wahren Rückhalt bezeichnete, schwoll der Unwille der Bürger immer höher an. Die Section Lepelletier wiederholte vier Tage nachher die Forderungen der beiden anderen; es war der frühere Bezirk der Filles St. Thomas, die großen Straßen Vivienne

und Richelieu, die nach dem Reichthum ihrer Bewohner stets den Demokraten feindlich gewesen, und auch jetzt in die erste Reihe des Widerstandes traten. Die Urversammlungen zur Abstimmung über die Verfassung und die Wahldecrete[1]) waren auf den 6. September anberaumt; in der Section Lepelletier eröffnete man den Act mit einer feierlichen Erklärung, daß jeder Bürger das Recht habe, vollkommen frei über die Verfassung, die Decrete und jede Maßregel des öffentlichen Wohles sich zu äußern, weil gegenüber den Urversammlungen des souveränen Volkes jede Gewalt einer andern Behörde zurücktrete, daß zu diesem Ende alle Bürger unter den allgemeinen Schutz ihrer eigenen und aller übrigen Sectionen gestellt seien. Der Convent fand diesen Beschluß so gefährlich, daß einige Stimmen Permanenz der Sitzung forderten; indeß begnügte man sich einstweilen mit einem scharfen Decrete, welches die von den Sectionen gewünschte Einsetzung eines städtischen Centralausschusses mit harten Strafen verbot. Man verfügte zugleich die Absetzung aller Beamten, welche unbeeidigte Priester, Officiere der Nationalgarde oder Verwandte eines Ausgewanderten wären, und stärkte sich vor Allem an den Ergebenheitsadressen der Regimenter, welche auf einen Wink der Ausschüsse mit leichter Mühe zu erlangen waren. Die Soldaten hatten freilich geringe Liebe zu dem Convente, welcher sie hungern und verkommen ließ, aber sie hingen an der Fahne der Republik, unter welcher sie so glänzende Siege erfochten und die Verbündeten der Emigranten bekämpft hatten; die Umtriebe aber allein der Emigranten, sagte man ihnen, riefen jenen Lärmen in Paris hervor.

Wie wenig begründet diese letzte Behauptung war, brauchen wir nicht mehr zu erörtern. Hätte es keinen Bourbon und keinen Emigranten auf der Welt gegeben, so würden die Pariser Sectionen dem Convente und dessen Wahlgesetzen nicht weniger abgeneigt gewesen sein. Allerdings lag es in der Natur der Verhältnisse, daß die Royalisten die neue Bewegung mit Jubel begrüßten, und alles Ersinnliche aufboten, um sie auszudehnen und zu beschleunigen: leider aber muß man sogleich hinzusetzen, daß sie durch ihre Hast und Unbesonnenheit die Bürger auf die gefährlichsten Wege drängten, und endlich eine verhängnißvolle Katastrophe herbeiführten. Sie wollten von keinem Abwarten

---

[1]) Es ist ohne Grund, wenn Wachsmuth diese von der Abstimmung eigentlich ausgeschlossen erachtet. In den Debatten vom 3. und 4. Fructidor erklären die Redner wiederholt, daß sie selbstverständlich als ergänzende Stücke der Verfassung dem Volke zur Annahme vorgelegt werden sollten; der acte de garantie der Section Lepelletier hat nicht den Zweck, das unbestrittene Recht zur Abstimmung zu vindiciren, sondern die Verwerfenden vor jeder Verfolgung sicher zu stellen.

wissen; sie sahen die Möglichkeit, den Convent durch eine überwältigende Insurrection zu erdrücken, und für die Sache der Monarchie durch die Stadt Paris einen Streich zu führen, wie einst für die Demokratie die Jacobiner am 31. Mai. Die royalistische Agentur setzte alle ihre Vertrauten in eine krampfhafte Bewegung; mehrere Mitglieder von der rechten Seite der früheren Nationalversammlungen vereinten damit ihre Anstrengungen; eine Anzahl jüngerer Literaten und Journalisten erfüllten die Presse mit hitzigem Geplänkel; Fréron's goldene Jugend wüthete über den bisherigen Meister, der ihnen mit schändlicher Treulosigkeit jetzt das Lied vom Erwachen des Volkes und die Prügeleien mit den Jacobinern verboten hatte. Obgleich die Masse der ruhigen Bürger bei allem Zorne gegen den revolutionären Convent sehr schwachen Trieb zu einer Revolution gegen den Convent hatte, kam in den Sectionen Niemand mehr zum Worte, der nicht den Aufstand als die letzte heilige Pflicht der Patrioten im Fall der Unterdrückung anerkannt hätte: die bedächtigeren Gesinnungsgenossen wurden überschrieen, die Gegner mit bündiger Drohung aus der Versammlung hinweggewiesen. Aus den Provinzen kam die Nachricht ähnlicher Gährung. In Chartres hatten die Weiber wohlfeiles Brod begehrt, den dort anwesenden Conventscommissar zur Unterzeichnung eines niedrigen Tarifs genöthigt, und ihn dann auf einem Esel reitend in der Stadt herumgeführt unter stetem Lebehoch auf den König, so daß der unglückliche Mann sich in seiner Verzweiflung nachher eine Kugel durch den Kopf jagte. In Nonancourt war es zwischen den Bürgern und der Truppe zum Gefecht gekommen; aus Versailles, Dreux und Straßburg vernahm man von allgemeinem Zorne gegen die Wahldecrete. Die Eingeweihten unter den Royalisten aber flüsterten sich eine Neuigkeit von noch ganz anderem Belange zu: im Laufe des August hatte der Prinz von Condé, welcher das kleine Emigrantenheer am Oberrhein befehligte, durch einen Buchhändler aus Neuenburg, Fauche-Borel, das Ohr des General Pichegru gewonnen, und von diesem die besten Zusagen für die Herstellung der Bourbons erhalten. Die Nachricht war ebenso begründet wie unglaublich. Welcher besondere Beweggrund den ehemaligen Schützling St. Just's bestimmte, ob patriotischer oder neidischer Zorn, ob Begeisterung für das allgemeine Beste oder für sein persönliches Interesse, ist, da der General fortdauernd in verschlossener Schweigsamkeit verharrt hat, nicht zu entscheiden: sicher aber ist, daß er sich gegen den Prinzen von Condé bereit erklärte, sein Heer auf das rechte Rheinufer hinüberzuführen, sich dort mit den Emigranten zu vereinigen, und dann gemeinsam mit ihnen auf Paris zu ziehen. Die Truppen des Rheinheeres hatten große Anhäng-

lichkeit an ihren General und bittern Zorn auf den Convent[1]): das Unternehmen wäre also äußerst mißlich aber nicht unmöglich gewesen. Indeß vermochte sich Condé mit den Oesterreichern nicht zu verständigen, welche dem republikanischen Feldherrn den Uebergang auf das rechte Ufer nicht verstatten wollten, während Pichegru dabei blieb, daß er seiner Leute nur inmitten einer siegreichen Angriffsbewegung sicher sei. So wurde der Plan hinausgeschoben, der heimliche Briefwechsel aber fortgesetzt, und die royalistische Agentur in Paris drängte, einen solchen Genossen im Hinterhalt, um so lebhafter zum Losschlagen auf den Straßen der Hauptstadt.

Die revolutionären Politiker im Convente sahen diese Umtriebe mit innerer Genugthuung sich entwickeln. Sie zweifelten nicht daran, mit ihren Linientruppen jede Insurrection des friedfertigen Bürgerstandes auf der Stelle zu zermalmen, und einen Sieg dann zur höchsten Ungunst der gemäßigten Partei für sich selbst auszubeuten. Nichts Erwünschteres konnte ihnen begegnen, um trotz des neuen Drittels die Mehrheit in den Räthen und dem Directorium zu gewinnen, während dieselbe bei einer festen und gesetzlichen Haltung der Sectionen den Gemäßigten sonst gar nicht entgehen konnte. Je heftiger die Royalisten in Paris sich rührten, desto mehr wandten sich die Thermidorianer und Unentschlossenen auf die Seite der Independenten, und inmitten der Wahlverhandlungen erlebte man davon eine grelle Probe, indem es der Linken gelang, eine starke Mehrheit für die Beseitigung der vor wenigen Monaten bewilligten Freiheit des öffentlichen Gottesdienstes durchzusetzen.

Die Sectionen aber ließen sich dadurch nicht beirren. Eine nach der andern meldete mit lärmender Schadenfreude dem Convente, daß ihre Urversammlung die Verfassung angenommen, die Decrete aber verworfen habe. Indessen gelang es ihnen schon bei diesem ersten Schritte nicht, die Provinzen mit sich fortzureißen; die allmählich einlaufenden Stimmregister ergaben vielmehr eine sehr bedeutende Mehrheit auch für die Wahlgesetze. Die Masse der Bevölkerung hatte sich bei der herrschenden Abspannung überhaupt nicht betheiligt: für die Verfassung gab es etwas über 900,000 bejahende auf 40,000 verneinende, für die De-

---

[1]) Abgesehen von Fauche-Borel's Aussagen wird dies auf das Bündigste durch Gouvion St. Cyr bestätigt, und insbesondere die Annahme der neuen Verfassung durch die Armee als leeres Spectakelstück geschildert. Im Uebrigen wird der oft angezweifelte Bericht Fauche-Borel's jetzt ebenso wie Montgaillard's Lügenhaftigkeit und Verrätherei durch die vertrauliche Correspondenz des englischen Gesandten Wickham, des Vertrauten und Helfers bei diesen royalistischen Bestrebungen, überall bestätigt.

crete nahe an 170,000 bejahende auf 93,000 verneinende Stimmen. Die Heere hatten ohne eine abweichende Meinung bestätigende Adressen eingesandt. Der Convent erklärte darauf am 23. September die Verfassung und die Decrete als endgültig sanctionirte Gesetze, befahl die Ernennung der Wahlmänner spätestens bis zum 2. October zu vollenden, beraumte den Beginn der Abgeordnetenwahlen auf den 12. October und die Eröffnung des neuen gesetzgebenden Körpers auf den 6. November an.

Die Verkündigung dieser Decrete wurde in den Pariser Sectionen das Signal zur offenen Gewalt. Im Palais Royal kam es am 25. September zu Tumult und Flintenschüssen; große Schaaren junger Männer durchzogen die Straßen unter dem Rufe: hinweg mit den beiden Dritteln; die Stadt war erfüllt mit düsterer Niedergeschlagenheit und wild durch einander wirbelnden Gerüchten. Der Convent machte die Stadt Paris verantwortlich für die Sicherheit der Nationalvertretung, und wies die Generale an, bewegliche Colonnen zum Marsche auf Paris bereit zu halten: alle Parteien der Versammlung waren den Drohungen des Aufstandes gegenüber noch so einmüthig, daß Thibaudeau die Pariser an Isnard's Drohungen von 1793 gegen den jacobinischen Stadtrath erinnerte, daß Boissy d'Anglas und Lanjuinais, wie sehr sie auch im Herzen die Wünsche der Pariser theilten, keine Sylbe zu ihrer Rechtfertigung wagten. Ein vorbeugendes und drohendes Decret folgte also dem andern: wer sich irgendwie bei einer Zusammenrottung betreffen ließe, sollte demnach als überwiesener Hochverräther behandelt werden; jeder städtischen Behörde wurde das Aufgebot der bewaffneten Macht auf das Strengste untersagt, jeder Officier, welcher auf einen Befehl der Sectionen marschiren ließe, wurde kriegsgerichtlicher Verfolgung unterworfen. Auch das berufene Gesetz über die Verdächtigen, das Lieblingserzeugniß der Terroristen, fiel jetzt beim Kampfe gegen die Feinde des Terrorismus, weil es das unbeschränkte Recht zur Verhaftung eben den städtischen Behörden übertrug. So kam man auf beiden Seiten von Schritt zu Schritt dem bewaffneten Zusammenstoße näher: wie sehr es die Besonneneren unter den Bürgern und die gemäßigte Partei im Convente beklagen mochten, die Independenten hier und die Royalisten dort rissen ihre friedfertigen Genossen unwiderstehlich mit sich fort. Tallien, obwohl immer noch zur rechten Seite zählend, erging sich in den hitzigsten Ergüssen gegen den Schwarm der Banditen und Chouans, welcher in den Sectionen sein Wesen treibe; Barras erhob lebhafte Klagen gegen die Schwäche der Regierung, womit sie den Freiheitsfeinden das Feld offen lasse. Am 3. October feierte der Convent ein

Trauerfest zum Andenken der von Robespierre zum Tode gebrachten Girondisten, als die Anzeige einlief, daß vier Sectionen die Wahlmänner von ganz Paris nicht auf den gesetzlichen Tag, den 12., sondern auf heute zusammenberufen und die Deckung derselben durch Aufstellung einer bewaffneten Macht angeordnet hätten. Es war der erste Schritt formeller Widersetzlichkeit, und der Convent trat ihm auf der Stelle mit Nachdruck entgegen. Er decretirte das sofortige Auseinandergehen aller Urversammlungen, verbot jedes Zusammentreten der Wahlmänner vor dem 12., und erklärte, um in jedem Augenblicke seinerseits schlagfertig zu sein, die Permanenz seiner Sitzung. Als das Decret Abends bei Fackelschein verkündet wurde, nahm das Volk die Vorlesung mit Hohngeschrei und Pfeifen auf; die Fackeln wurden ausgelöscht und die Commissare in die Flucht getrieben. Erst als General Menou mit ansehnlicher Truppenmacht heranzog, zerstreute sich der Auflauf und wich die Versammlung der Wahlmänner der Gewalt. Indessen hatten die Regierungsausschüsse eine Commission von fünf Mitgliedern zum Schutz der öffentlichen Ordnung niedergesetzt; Barras war darunter, und veranlaßte sofort die Bildung eines heiligen Bataillons von Patrioten, einer Schaar, in welche man die Trümmer der harten Fäuste, des Revolutionsheeres, den Abschaum der Vorstädte vereinigte. Was noch von Jacobinern des alten Schlages in Paris existirte, war bei dem Anblicke von Jubel erfüllt: in den Sectionen aber war jetzt nur eine Stimme, daß man auf Tod und Leben kämpfen müsse, nachdem der Convent die Mörderbanden der Schreckenszeit wieder unter die Waffen gerufen habe.

Von den 48 Sectionen der Hauptstadt befanden sich 44 am Morgen des 4. October in voller Erhebung. Sie hatten in der Section Lepelletier eine leitende Behörde gebildet, verfügten über nahe 30,000 Mann Bürgergarden, welche allerdings seit dem Prairial keine Geschütze mehr besaßen, und kündigten in aller Form dem Convente den Gehorsam auf. Der Generalmarsch ging durch sämmtliche Quartiere: zahlreiche Schaaren Nationalgarden eilten in die Section Lepelletier; ihre Proclamation erklärte, daß sie Weib und Kind gegen die Henker des Convents schützen wollten. Die Regierung zog unterdessen neue Regimenter in die Stadt, jedoch zeigten die Officiere geringen Eifer zum Bürgerkrieg, und der befehligende General Menou weigerte sich, die Führung des Patriotenbataillons, weil er nicht Banditen commandiren wolle, zu übernehmen. Erst nach langem Zaudern rückte er in die Section Lepelletier ein, verwickelte seine Colonne äußerst ungünstig in den von den Insurgenten besetzten Straßen, und kehrte endlich um, als die Section seiner Auf-

forderung auseinander zu gehen mit einer kräftigen Verwahrung antwortete. Er war kein Verräther, wie ihn die Linke des Convents bezichtigte, sondern lediglich von dem, unter solchen Umständen hoffnungslosen Wunsche beseelt, durch gütliche Vorstellungen zu siegen. Er verlor den Oberbefehl auf der Stelle.

In der That hätte sein Benehmen eine volle und schleunige Katastrophe des Convents herbeiführen können. Denn am Abend des 4. gab es zur Vertheidigung der Tuilerien neben den 1500 Patrioten kaum 4000 Mann Linientruppen, ohne Geschütze, ohne Verbindung mit den in der Stadt zerstreuten Magazinen, ohne eine energische und einsichtige Leitung. Unter jenen fünf Commissaren hatte Barras nach seinem militärischen Range — er war ursprünglich Officier, und während der Conventszeit vermöge seines Dienstalters zum Brigadegeneral aufgerückt — die kriegerischen Geschäfte sofort in die Hand genommen: er klirrte mit Sporn und Säbel und dröhnenden Worten einher, verhieß die Royalisten ebenso vernichtend wie am 9. Thermidor die Terroristen zu zermalmen, kam jedoch über den brausenden Worten zu keiner festen und planmäßigen Vorkehrung. Ein massives Nachdringen hinter Menou's weichenden Colonnen her würde den Bürgergarden ohne Zweifel den sofortigen Sieg verschafft haben. Allein auch bei ihnen war die kriegerische Begabung gering. Sie jubelten die ganze Nacht hindurch über die Tapferkeit, mit welcher die Section Lepelletier dem General Menou heimgeleuchtet habe, und erst gegen Morgen gelangten sie dazu, einen Oberbefehlshaber ihrer Schaaren zu ernennen, einen General Danican, der einst gegen die Vendeer commandirt hatte und wegen seiner Menschlichkeit, wie die Einen, seiner Unfähigkeit, wie die Anderen sagen, von den Conventscommissaren abgesetzt worden war. Nach seiner politischen Gesinnung nahm er den Antrag der Sectionen an, hatte aber von vorn herein geringes Zutrauen zu ihrer Streitfähigkeit, und war auch, wie es scheint, in sich selbst über die zu ergreifenden Maßregeln nicht entschlossen. Dieses Zaudern der Gegner gab dem Convente die Möglichkeit zur Rettung.

In der ersten Morgenfrühe des 5. October oder 13. Vendemiaire wurde Barras förmlich zum Oberbefehlshaber der conventionellen Streitmacht ernannt, und erinnerte sich jetzt eines Mannes, der seit zwei Monaten der militärische Rathgeber des Wohlfahrtsausschusses gewesen war, des Generals Bonaparte. Wir sind demselben zuletzt in dem Feldzuge von 1794 bei dem italienischen Heere begegnet, wo die Conventscommissare wesentlich nach seinen Angaben den Operationsplan entwarfen. Er war eifriger Republikaner, weil er in den revolutionären Stürmen

für seine Kraft die Bahn zum Vorwärtskommen vor Augen hatte; er war aber keineswegs Jacobiner oder Robespierrist, er schützte vielmehr in seinem Truppentheile jeden adligen Officier, der sich tüchtig oder zuverlässig zeigte, und war ganz zufrieden, daß der 9. Thermidor auch bei den Heeren dem demagogischen Treiben ein Ende machte. Allerdings wurde er von den neuen Machthabern einen Augenblick beargwohnt, weil er unter den früheren Commissaren besonders an dem jüngeren Robespierre einen entschiedenen Gönner gehabt hatte: es wurde eine Untersuchung über ihn verhängt, sogleich aber die Grundlosigkeit der Anklagen erkannt, und ihm amtlich bescheinigt, daß „die militärischen und örtlichen Kenntnisse des besagten Bonaparte dem Staate nützlich sein könnten". Bald nachher fand sich der Wohlfahrtsausschuß zu großen Reformen in dem Officiercorps veranlaßt, da durch die willkürlichen und regellosen Ernennungen der Conventscommissare die Zahl der Generale und Obersten unglaublich angeschwellt worden war; so kam es, daß auch Bonaparte sein Commando verlor, und unter Belassung seines Gehaltes zur Verfügung gestellt wurde. Er ging darauf nach Paris, um dort persönlich die nöthigen Schritte zur Herstellung zu thun. Ohne Schutz und Empfehlung mußte er lange genug auf den Erfolg harren; bei der Entwerthung der Assignaten reichte sein Gehalt nicht immer aus, ihn vor drückendem Mangel zu schützen; was ihn aber mehr als die äußere Noth quälte, war das Bewußtsein, trotz der Fülle der Gedanken und Entwürfe zu unthätigem und fruchtlosem Dahinkümmern verurtheilt zu sein. Er belagerte die Mitglieder der Ausschüsse, erzählte jedem Abgeordneten, dessen er einen Augenblick habhaft wurde, seine untrüglichen Mittel zu Krieg und Sieg, erhitzte sich im Vortrag, nahm einen hohen Ton der Sicherheit und Autorität an. Er zählte damals erst 26 Jahre, sein Name war den Meisten unbekannt, und seine Erscheinung auffallend aber nicht einnehmend. Eine kleine, schmächtige Figur, ein gelbes, mageres, von scharfen Zügen durchfurchtes Gesicht, mit lang herunterhängenden, tief über die Stirn gezogenen Haaren, ein eckiges und schweigsames Wesen, aus welchem dann jene Ergüsse um so überraschender hervorbrachen: man begreift, daß ihn die Einen für eine wunderlichen Sonderling, die Anderen für einen windigen Projectenmacher hielten. Wer aber selbst Verständniß von den Dingen hatte und sich näher mit ihm einließ, wurde durch seine immer treffenden, immer durchgreifenden Erörterungen unwiderstehlich gefesselt: nur daß leider der damals für ihn wichtigste Mann, Aubry, das mit den militärischen Angelegenheiten betraute Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, keinen Sinn für die in so besonderen Formen sich ankündigende Größe hatte, und alle Bitten und

Vorschläge des jungen Officiers mit taubem Ohre zurückwies. Er rede große Dinge, sagte er ihm, für die jedoch seine Jugend keine hinreichende Garantie biete. Man altert schnell auf dem Schlachtfelde, antworte Bonaparte, und ich komme daher. Aber Aubry blieb in seiner ablehnenden Haltung; er bot dem drängenden Officier das Commando einer Infanteriebrigade in der Vendee, und Bonaparte, der weder zum Bürgerkriege, noch zum Austritt aus seiner bisherigen Waffe, der Artillerie, Neigung hatte, blieb einstweilen wartend und unthätig in Paris. Tag für Tag entwarf er neue Feldzugspläne für das Heer von Italien; kaum war der Friede mit Spanien geschlossen, so entwickelte er sich sofort die Möglichkeit, mit den bisher an den Pyrenäen verwendeten Truppen weltbewegende Schläge in den Apenninen zu führen [1]); wenige Wochen nachher trat die Wendung für sein und Frankreichs Schicksal ein. Am 15. Thermidor wurde das Personal des Wohlfahrtsausschusses erneuert, und die Leitung der Kriegssachen kam in die Hände Doulcet-Pontécoulant's, der selbst ein Mann des Faches, aber um so mehr geneigt war, nach einer tüchtigen Hülfe bei der unermeßlichen Verantwortlichkeit auszuschauen. Da machte ihn Boissy d'Anglas auf den geistreichen corsischen Officier aufmerksam, und gleich das erste Gespräch am 23. August entschied das Verhältniß. Doulcet erkannte das seltene Genie des jungen Mannes auf der Stelle, nach zwei Tagen ging ein von Bonaparte seit lange durchdachter Feldzugsplan in das Hauptquartier der Armee von Italien ab [2]). So fand sich durch ein Zusammentreffen sehr einfacher Umstände Bonaparte plötzlich ohne Amt noch Auftrag als thatsächlichen Nachfolger Carnot's, als den eigentlichen Lenker des europäischen Krieges. Mit brennendem Eifer, rastlosem Fleiße, allseitiger Thätigkeit ergriff er die Geschäfte. Während er unermüdlich die Zeit des Handelns bis auf die letzte Secunde ausnutzte, studirte, rechnete, die Bücher verschlang, einen jeden Stoff zu praktischer Klarheit und Anwendbarkeit verarbeitete, trieb er daneben in dem Wirbel der Pariser Gesellschaft umher, hatte mit mehreren schönen Frauen zu thun, die er durch sein heftiges einsylbiges Wesen bald reizte bald abstieß, und speculirte mit gleichem Eifer in Assignaten und Nationalgütern. Ich sehe nichts um mich her, schrieb er damals seinem Bruder, als Angenehmes und Hoffnungsreiches. In-

---

[1]) Correspondance de Napoléon I, vol. I. p. 75.

[2]) Correspondance de Napoléon I, 20. und 23. August, Mémoires de Doulcet de Pontécoulant I, 331. Die letzteren sind nicht authentisch, doch werden an dieser Stelle ihre Angaben durch die Correspondenz bestätigt. Die Darstellung bei Barante histoire de la Convention vol. V. letzte Seiten, der ich früher folgte, erweist sich als völlig ungenau.

dessen genügte es seinem Drange auf selbständiges Handeln nicht lange, auf dem Papiere Entwürfe aufzuzeichnen, welche Andere ausführen sollten: er kam auf einen Gedanken zurück, den er in den Tagen der neulichen Bedrängniß gefaßt hatte, einen Plan, im Auftrage der französischen Regierung nach Constantinopel zu gehen und dort die türkischen Armeen zu einem kühnen Angriff auf die Kaiserhöfe zu organisiren. Allein der Ausschuß, vor Allem Doulcet, wollte sein Talent im nächsten Wirkungskreise nicht missen, und stellte ihm, wenn er bliebe, rasche Beförderung in Aussicht. Seine Phantasie blieb trotzdem mit dem Bilde orientalischer Thaten beschäftigt; die unbestimmbaren, eben deshalb aber grenzenlosen Umrisse desselben reizten seinen ebenso grenzenlosen Ehrgeiz, und mehr als einmal griff er bei dem Ausschusse auf den Vorschlag zurück. Unterdessen kam es zur Verkündigung der neuen Verfassung, und damit zu der täglich wachsenden Aufregung in den Pariser Sectionen: unter diesen drohenden Umständen war vollends an die Entlassung des genialen Officiers nicht zu denken [1]). Als am 13. Vendemiaire der Ausbruch erfolgte, und Barras, der wohl mit dem Säbel zu rasseln, aber nicht besonders ihn zu führen verstand, mit dem Oberbefehl betraut war, ließ er eiligst den General Bonaparte herbeirufen, bewirkte seine Ernennung zum zweiten Befehlshaber und überließ ihm von Stunde an die Anordnung aller Maßregeln. Da kam mit einem Schlage Leben und Leitung und Gedanke in die Dinge. Der junge Officier wandte sich sofort an General Menou, um von ihm, wie heftig auch die Redner der Linken auf denselben einfahren mochten, die Lage und die Kräfte der Gegner zu erfragen; dann war der eigene Entschluß in einem Momente mit festem und scharfem Blicke gefaßt, und ohne eine Minute zu verlieren, folgten sich die Befehle nach allen Seiten, um die Tuilerien binnen wenigen Stunden in ein unangreifbares Heerlager zu verwandeln. Die Kanonen der Nationalgarde standen in einem großen Park vereinigt zu Meudon: es war die erste Sorge des Generals, ein Reitergeschwader in scharfem Trabe dorthin zu senden, und die Geschütze eiligst zur Deckung der Tuilerien heranzuführen. Dann vertheilte er seine 6000 Mann hinter die Batterien an die einzelnen Zugänge zum Schlosse, ließ den 700 Abgeordneten als einer Reserveschaar Flinten und Munition austheilen, und wartete nun, die Stadt einstweilen sich selbst überlassend, des Angriffs. Drüben beurtheilte General Danican die Lage nicht anders als Bonaparte: er erörterte seinen Genossen, daß man den günstigen Augenblick am vorigen Abend versäumt, daß jeder Angriff auf die jetzt ge-

---

[1]) Dies Alles ausschließlich nach Bonaparte's Correspondenz.

ordnete Kriegsmacht des Convents bei der Lockerheit der bürgerlichen Streitkräfte höchst geringe Aussicht habe, daß man statt dessen alle Straßen zu den Tuilerien barrikadiren, und dadurch den Feind entweder zu nachtheiligen Einzelngefechten nöthigen oder durch Hunger zu rascher Unterwerfung zwingen müsse. Aber der Erfolg des letzten Abends in der Section Lepelletier hatte die Eifrigen unter den Führern verblendet; sie meinten mit einem kurzen Angriff zum Ziele zu kommen, und drängten auf mehreren Punkten mit ihren Schaaren vorwärts, bis dicht an die republikanischen Vorposten heran. Die Ruhigeren aber scheuten noch immer vor einem Bürgerkriege zurück, und setzten in der That einen letzten Versuch zur Unterhandlung durch, indem sie dem Convente Versöhnung anboten, wenn er das Terroristenbataillon entwaffnen wolle. Einige der Gemäßigten im Convente mahnten, darauf einzugehen, wurden aber von den mit bewaffneten Patrioten erfüllten Galerien ausgezischt, und von der Mehrheit der Abgeordneten mit großem Zorne zurückgewiesen. Der Convent, hieß es, könnte nicht unterhandeln, ehe die Rebellen die Waffen niedergelegt hätten. Barras, Tallien, Louvet drängten mit lebhafter Ungeduld zur Entscheidung; Bonaparte sah draußen nicht ohne Sorge, wie sich freundschaftliche Gespräche zwischen den Bürgern und den Soldaten entspannen: plötzlich fielen irgendwo durch irgendwen Flintenschüsse, der Ruf: Verrath, Verrath! flog durch beide Parteien, und das Gefecht entspann sich in einem Augenblick auf der ganzen Linie. Ob Barras oder Bonaparte oder royalistische Agenten den Befehl zum ersten Feuer gegeben, ist nicht mehr zu ermitteln: gewiß ist das Eine, daß bei richtigem Verständniß der Lage jene, und jene allein, dringenden Grund dazu hatten.

Die lange Fronte der Tuilerien erstreckt sich von dem Ufer des Flusses nach Norden hin. Wo sie hier endigt, und sich jetzt die stattliche Rue Rivoli ausdehnt, lag damals eine Menge hoher Häuser in engen Gassen, welche dann auf die dem Flusse parallele, lang gestreckte Rue St. Honoré ausmündeten. Die Bürger griffen das Schloß sowohl von dieser Seite, als von den Ufern des Flusses her an; ihre besten Kämpfer hatten in der Straße St. Honoré auf der Treppe der Kirche des heiligen Rochus Posten gefaßt, von wo aus sie durch eine jener Quergassen hindurch mit dem Patriotenbataillon ihr Feuer wechselten, die Kanoniere von den Stücken wegschossen, und mehrere Versuche der Republikaner, aus der engen Straße hervorzubrechen, blutig abwiesen. Am Flusse aber geriethen die Bürger in ein mörderisches Kreuzfeuer der Batterien, mit welchen Bonaparte die Ufer der ganzen Länge nach bestrich, und wurden, dadurch mürbe gemacht, von den Linienbataillonen

rasch in die Flucht geschlagen. Dieser Ausgang hob den Muth der Patrioten und schwächte das Vertrauen der Bürger auch in St. Honoré: Bonaparte ließ durch einen kräftigen Anfall den Posten an der Rochuskirche überwältigen, darauf seine Batterie in die Rue St. Honoré vorgehen und nun nach rechts und links durch ein rasches Kartätschenfeuer die zurückweichenden Bürger aus der Straße hinausfegen. Das war die Entscheidung. Binnen wenigen Minuten waren die Nationalgarden in aufgelöster blutiger Zerrüttung; Bonaparte, der bis dahin eine schonungslose Energie gezeigt hatte, begnügte sich jetzt, durch eine Anzahl blinder Schüsse die Flucht der Gegner zu vervollständigen, und besetzte dann bis zum folgenden Morgen ohne ferneren Widerstand alle erheblichen Punkte der Stadt. Der Sieg des Convents, erkauft mit einigen hundert Todten auf beiden Seiten, war vollendet.

Die revolutionären Führer hatten so viel gelernt, um ihn nicht mit großen Blutgerichten zu besudeln. Es kam ihnen nicht mehr, wie einst Billaud und Robespierre, darauf an, eine ganze Bevölkerung umzumodeln, sondern in der bestehenden Gesellschaft die Macht zu behaupten. So wurden die Anträge einiger heißen Jacobiner beseitigt, und nur die Häupter des Aufstandes vor ein Kriegsgericht gewiesen, welches eine Anzahl Todesurtheile aussprach, den meisten Angeklagten aber Raum zu entwischen, und schließlich nur zwei Personen wirklich erschießen ließ. So ging in der Stadt der Eindruck der erlittenen Niederlage äußerst rasch vorüber. Daran freilich war kein Gedanke mehr, die Wahl der zwei Drittel zu verweigern; aber als die Wahlsitzung am 12. begann, ernannten die Wahlmänner aus dem Convente nur solche Abgeordnete, welche von ihren Neigungen zum Königthum kaum ein Geheimniß machten, und für das neue Drittel schlechterdings nur anerkannte und zum Theil sehr eifrige Monarchisten und Aristokraten. Anderwärts aber war die Wirkung des 13. Vendemiaire um so erheblicher. Im Lande zerschnitt sie mit einem Schlage die Organisation der besiegten Partei, und machte insbesondere jedes planmäßige Zusammenwirken für die Wahlen unmöglich. Vor Allem aber im Convente gab sie der revolutionären Gesinnung einen Aufschwung, dessen gleichen sie seit dem 9. Thermidor nicht erlebt hatte, und dessen Folgen für Frankreich und Europa gleich verhängnißvoll werden sollten. Die Galerien waren, wie früher von der goldenen Jugend, so jetzt von den Terroristen des Patriotenbataillons besetzt. Die Menge der nichtigen und willenlosen Abgeordneten, jene Masse des Centrums, welche Anfang 1793 girondistisch und dann eine Weile dantonistisch gewesen, welche hierauf den Rufen Hebert's und weiter den Winken Robespierre's gefolgt war, welche seit

Thermidor auf Tallien, seit Germinal auf Lanjuinais geblickt hatte — diese Masse drängte sich jetzt in gleich scheuer Abhängigkeit um Barras, Siéyès und Chénier, die mit heftigen Worten jede Mäßigung als verruchten Royalismus niederdonnerten. Von Links her folgten sich die Anträge auf Befreiung aller noch eingesperrten Patrioten, auf Herstellung der verhafteten Deputirten, auf Ausweisung der zurückgekehrten Emigranten und unbeeideten Priester. Es war Rede davon, die früher ernannten Wahlmänner von Paris abzusetzen und neue Ernennungen vornehmen zu lassen; in den Ausschüssen erwog man sogar, ob nicht vor dem Eintritt des neuen Drittels der Convent die Einsetzung des Directoriums vollziehen sollte. Eine Weile leisteten die Gemäßigten einen immer schüchternen, aber zähen Widerstand, der mehrere Erfolge hauptsächlich deshalb errang, weil Tallien, Fréron und deren Freunde, so revolutionär sie auch auftraten, noch nicht geradezu mit den früheren Genossen brechen wollten. In eine neue Phase aber trat die Bewegung, als seit dem 12. October allmählich das Ergebniß der Wahlen für den neuen gesetzgebenden Körper bekannt wurde. In drei Vierteln des Landes bezeichneten die Wähler für das neue Drittel entschiedene Aristokraten, Constitutionelle, Monarchisten. Was die beiden Drittel des Conventes betraf, so verwarf die große Mehrheit von den namhaften Mitgliedern nicht blos die Jacobiner und Independenten, sondern auch die Thermidorianer, und ernannte neben einer Anzahl farbloser Männer des Centrums fast nur Gemäßigte und Girondisten. Deren Häupter fanden sich von einer solchen Gunst der Meinung umgeben, daß Lanjuinais in 73, Boissy d'Anglas in 72, Pelet in 71, Doulcet-Pontécoulant in 33, Thibaudeau in 32 Departements gewählt wurden. Nach dem Decret des Fructidor hätten sich daraus an dreihundert durch den Convent vorzunehmende Ersatzwahlen ergeben; indeß war es den meisten jener Deputirten möglich, ihre Erklärung über die Annahme des Auftrags noch während der Dauer des Wahlacts auszusprechen, und damit eine neue Wahl durch die Wahlmänner zu veranlassen, so daß zuletzt für die Nachwahl im Convente selbst noch 105 Stellen leer blieben. Sobald nun diese Wendung der Wahlen sich in ihren ersten Symptomen ankündigte, so forderten die Thermidorianer von ihren gemäßigten Verbündeten eine Zusage, ihre Wiederwahl zu unterstützen, und als diese, durch Tallien's unstetes Wesen längst abgeschreckt, ein bindendes Wort verweigerten, kam es zwischen beiden Fractionen zum erklärten, erbitterten Zerwürfniß.

Bei den Processen in Folge des 13. Vendemiaire war es der Polizei gelungen, eines Mitgliedes der royalistischen Agentur, des Abbé

Lemaitre, habhaft zu werden, und auf dessen Papiere Beschlag zu legen. Dort fanden sich Noten über die muthmaßliche Gesinnung mehrerer Deputirten; in denselben waren Lanjuinais, Boissy d'Anglas, Lesage, Larivière als Freunde der Monarchie bezeichnet; von Tallien aber hieß es, daß man ihm seit Quiberon nicht mehr trauen könne; Saladin, früher Girondist, Rovere, früher Terrorist, jetzt beide in Paris gewählt, erschienen geradezu als heimliche Lenker der Sectionen; sonst aber kamen bestimmte Aeußerungen oder beweisende Thatsachen schlechterdings nicht vor. Der Sicherheitsausschuß nahm davon Anlaß, am 15. October einen Bericht nach Amar's und S. Just's Muster über die große Verschwörung der Fremdenpartei, jedoch ohne Nennung der erwähnten Abgeordneten zu erstatten. Lemaitre wurde in Folge dessen vor das Kriegsgericht verwiesen; dann begehrten einige Stimmen zur Belehrung der Nation den Druck des Berichtes. Tallien, der seit zwei Tagen seinen Sitz auf der Rechten verlassen, und wieder den alten Platz auf der Höhe des Berges eingenommen hatte, erhob sich, um diesen Antrag zu unterstützen. Er hatte so eben mit Siéyès und Barras seinen festen Frieden gemacht: nachdem er jenen seine Mitwirkung zum Sturze der Gemäßigten zugesagt, hatte ihm dafür der Abbé aus den Acten des Wohlfahrtsausschusses die Beweisstücke über seine royalistischen Umtriebe ausgeliefert. Er begann jetzt seine Rede mit der Erklärung, daß der Druck des Berichtes nothwendig, und der Convent dem Lande die ganze Wahrheit schuldig sei; somit bedürfe aber der Bericht noch einer Vervollständigung: man müsse die Häupter der Verschwörung nennen, und dem Lande verkünden, wer die Bekämpfung der Pariser Wähler so lange verhindert und gelähmt habe. Die Galerien klatschten ihm rasenden Beifall. Er fuhr fort mit einer Anklage gegen sich selbst, daß er so lange geschwiegen, und als die Linke ihm zurief: die Namen, die Namen, erklärte er sich bereit, wenn man die Sitzung in eine geheime verwandele. Als die Galerien unter dem Rufe: es lebe die Republik, rettet das Vaterland, geräumt waren, hatte er die Stirne, des royalistischen Verrathes jene vier in Lemaitre's Papieren erwähnten Abgeordneten zu zeihen, darunter denselben Lanjuinais, der ihn selbst wegen der Entdeckung seines Briefwechsels mit Verona gewarnt, mit dessen Partei er die festen vertraulichen Zusammenkünfte bis in die letzten Tage fortgesetzt, und nach einem Streite über den 13. Vendemiaire feierlich Versöhnung angenommen hatte. Beweise für seine Anklage hatte er nicht: die Mehrheit des Convents zeigte sich kalt, entrüstet, angewidert; der gemeine Streich fiel völlig platt zu Boden.

Am folgenden Tage erzählte Louvet auf's Neue die Geschichte der

Fremdenconspiration, um die Verhaftung Rovere's und Saladin's zu begehren. Die Beiden waren in der That in die Bewegung der Sectionen verflochten, und Niemand wagte, sie zu vertheidigen; Thibaudeau machte nur die Bemerkung, daß Saladin so eben zum Abgeordneten für Paris ernannt worden sei. Der Zorn der Linken regte sich um so heftiger; jede Nachricht über die Wahlen zeigte ihnen eine gefährdete Zukunft; trotz der Decrete des Fructidor, trotz des Sieges des Vendemiaire mußten sie das Aufkommen einer ihnen feindlichen Regierung befürchten. Um diese Frage aber bewegte sich ihr einziges Denken und Trachten; in ihr lag für sie Alles beschlossen, Vaterland und Recht und Freiheit. Bentabolle erklärte, die Revolution sei verloren, wenn der Convent nicht sofort das Directorium aus seiner Mitte ernenne. Dubois-Crancé sprach lebhafte Besorgnisse über die künftige Zusammensetzung des Rathes der Alten aus. Die Partei kam zu dem umfassenden Plane, die Wahlen, als Erzeugnisse eines verrätherischen Royalismus überhaupt, für ungültig zu erklären, damit die Dauer der conventionellen Herrschaft in das Unbestimmte zu verlängern, und dann zur Einrichtung jacobinischer Wahlen das Nöthige vorzukehren. Wenn aber noch etwas erreicht werden sollte, so war es die höchste Zeit, denn der nach den bisherigen Gesetzen festgestellte Schluß des Convents nahte heran, und schon am 27. October sollte die erste Sitzung der beiden Räthe Statt finden. So begann Barras, der als Führer der bewaffneten Macht in diesem Augenblicke den höchsten Einfluß hatte, am 22. die Ausführung des Entwurfs mit einer tobenden Rede gegen die fremden Mächte, die Royalisten und Emigranten, gegen den verrätherischen General Menou, die abscheulichen Gesinnungen der Pariser Sectionen und der französischen Wahlmänner überhaupt. Wenn ihr die Zügel der Revolution, sagte er, in verdächtigen Händen laßt, so ist Niemand seiner Zukunft sicher. Das Heil der Republik, rief Garnier, ist gefährdet, wenn wir in den vier Tagen, die uns noch bleiben, nicht endlich den Sieg zu benutzen verstehen. Draußen campirte im Schloßgarten ein Reiterregiment; alle Zugänge des Palastes waren mit Geschützen besetzt; auf den Galerien drängte sich der jacobinische Pöbelhaufen unter jubelndem Geschrei bei jeder Rede des Berges und heftigen Drohungen gegen die rechte Seite. Die Masse des Convents schien eingeschüchtert wie einst am 2. Juni, und Tallien bestieg die Rednerbühne, um den entscheidenden Antrag zu stellen. Er schilderte, wie in den nächsten Tagen die Sitze der Nationalvertretung von den verurtheilten Royalisten erfüllt sein und diese binnen drei Monaten den Verfassungssturz in verfassungsmäßiger Weise vollenden würden. Dem müsse aber auf alle Weise vorgebaut werden, er

forderte also die Bildung einer Commission von Mitgliedern, welche morgen über die Mittel zur Rettung der Republik Bericht erstatte. Jeder sah darin den Ursprung einer neuen jacobinischen Dictatur, aber die Versammlung war so weit unterjocht, daß sie fast ohne Widerspruch den Antrag genehmigte, und mit namentlicher Abstimmung Tallien und vier andere heftige Montagnards zu Mitgliedern der Commission ernannte. Zugleich wurden zwei royalistisch gesinnte Abgeordnete, Aubry und Lhomont, verhaftet, und General Menou vor das Kriegsgericht gestellt.

Am 23. October erwartete man den Bericht der Fünf, und darin, mit einem Worte, die Suspension der neuen Verfassung. Die Gemüther waren gespannt und bewegt, die große Mehrzahl den Plänen Tallien's abgeneigt, und von heimlichem Unwillen gegen den doppelten Renegaten erfüllt. Aber Niemand hatte einen Plan, dem Unheil zu begegnen; in dumpfem Schweigen hörte man einen Vortrag über ein neues Strafgesetzbuch, als Cavaignac, von der Linken, denselben durch die Anmeldung einer Bittschrift gegen das Wahlcolleg von Cahors unterbrach. Da ergriff in heftiger, concentrirter Bewegung Thibaudeau das Wort. „Was soll es heißen," rief er, „daß jeder Erste Beste hier erscheint, unsere Arbeiten zu stören. Darf der Convent die Thätigkeit der Wahlcollegien richten? Es wäre ein offener Bruch der Verfassung. Ich weiß, es wäre nicht der erste, aber ich erkläre, ich will lieber sterben, als sie unthätig zerstören lassen." Es war endlich ein muthiges Wort, wie es seit Vendemiaire von der Rechten nicht mehr gekommen; die Herzen erhoben sich; unter lautem Beifall seiner Partei, unter heftigem Toben des Berges fuhr Thibaudeau mit gesteigertem Tone fort: „ja, ich werde dem Lande die neue Tyrannei enthüllen, die man ihm bereitet. Vergeblich erschafft man ihm Dictatoren; ich trotze ihren Dolchen, ich werde der eiserne Wall sein, an dem ihre Verschwörung zerschellen soll." Er schilderte die Umtriebe der Linken, die Auflehnung gegen den Volkswillen der Wahlversammlungen, die Frechheit der Galerien, die Verächtlichkeit der politischen Ueberläufer — und als ihn hier ein tiefes Murren des Berges unterbrach: es ist Tallien, rief er, es ist Tallien, von dem ich rede. Der Sturm brach nun gewaltig von allen Seiten aus; Thibaudeau aber blieb unerschüttert, zeichnete die sittliche Niedrigkeit und politische Haltlosigkeit des Gegners mit einschneidenden Strichen, und erklärte, daß keine menschliche Gewalt ihn zwingen werde, länger als bis zum 27. noch Mitglied des Convents zu sein. Von allen Seiten her antwortete ihm ein Ruf der Zustimmung; er hatte den Plan der Linken vernichtet, indem er ihn unumwunden aussprach; er hatte den

Convent von der ihn erdrückenden Sorge entladen, und an Tallien ein Strafgericht vollzogen, welches diesen zur Nichtigkeit auf immer verurtheilte. Ein Antrag der Fünf auf Permanenz der Sitzung bis zum 27. fiel auf der Stelle; am folgenden Tage sprach Tallien mit verhaltenem Zorne von der Nothwendigkeit, die Wahlen zu cassiren, aber, setzte er hinzu, diese heilsame Maßregel ist durch die gestrige Sitzung unmöglich geworden. Die Commission der Fünf begnügte sich mit dem Antrage, die Emigranten und deren Verwandte, sowie diejenigen, welche in den Ur- und Wahlversammlungen gesetzwidrige Maßregeln vorgeschlagen hätten, von allen öffentlichen Aemtern auszuschließen, die mit der Republik unzufriedenen Bürger zur Auswanderung aufzufordern, die Gesetze gegen die unbeeidigten Priester unzögerlich auszuführen. Der Convent war zufrieden, so wohlfeilen Kaufes aus dieser letzten Krisis zu entkommen, und genehmigte das Decret. Einen Versuch der Linken aber, das Maximum wieder herzustellen, wies er mit vollem Nachdruck zurück, und löste dann die Commission der Fünf ohne Zögern auf.

Es war der letzte Parteikampf in der langen Reihe innerer Erschütterungen, welche den Convent während seiner dreijährigen Herrschaft bewegt hatten. Er wies die Ansprüche der Jacobiner auf eine neue Knechtung Frankreichs zurück und bekräftigte das Gesetz, welches mit dem 27. October den Beginn der constitutionellen Regierung verkündigte. Weiter aber ging seine Wirkung nicht. Die revolutionären Gesinnungen behaupteten das Uebergewicht, welches sie durch den Schlag des 13. Vendemiaire errungen hatten, innerhalb und außerhalb der Versammlung. In Paris herrschte die von Barras geleitete Militärgewalt mit unbedingter Macht; die Zeit der Bürgerversammlungen und der goldenen Jugend war auf lange vorüber. General Bonaparte, seit dem 13. als zweiter Commandirender der Armee des Innern bestätigt, trat allen Aufwallungen mit schneidendem Ernste entgegen, und setzte sich in einen solchen Ruf vernichtender Strenge, daß die Furcht vor derselben ihm jede thätliche Anwendung ersparte. Als Vertreter der Regierung nahm er einen Ton gemessener Ueberlegenheit an, wie er seit zehn Jahren in Paris nicht vernommen worden war: nach Oben pflegte er selbst jedoch nicht viel nachzufragen, sondern wahrte sich den eigenen Willen, wobei ihn Barras für's Erste gerne gewähren ließ. Dafür kam denn aus Paris kein Laut populärer Stimmung an das Ohr des Convents, der nicht zu den Wünschen der Machthaber gepaßt hätte. Die Linke war gestärkt durch den umfassenden Uebertritt der Thermidorianer, und noch mehr durch die Abhängigkeit dessen, was man den Sumpf oder den Bauch der Versammlung nannte, der zahlreichen Mitglieder, deren

Meinung nicht wog, deren Stimmen aber zählten. So waren im Wesentlichen die Independenten die Herren der Lage geworden; sie waren es nicht ausschließlich und nicht in dem ganzen Umfang ihrer Wünsche: aber sie konnten ziemlich sicher auf die Mehrheit bauen, wenn sie sich nur von den alten Jacobinern fern hielten, und den Führern der Gemäßigten hier und da einige billige Rücksicht schenkten. Unter solchen Umständen kam der Convent zum Abschluß seiner Tage. In seiner letzten Sitzung, den 26. October, beantragte Baudin von den Ardennen eine allgemeine Amnestie für die politischen Vergehungen seit 1791: im Allgemeinen waren sämmtliche Parteien damit einverstanden, aber von beiden Seiten her wurde eine Ausnahme von der Begnadigung begehrt, von Rechts der Verbrecher des 1. Prairial, von Links der Rebellen des 13. Vendemiaire. Es blieb auch hier kein Zweifel über das Machtverhältniß der Parteien: es war die Linke, welche mit großer Mehrheit ihre Forderung durchsetzte. Darauf erklärte der Präsident Genissieux die Arbeiten des Convents beendet und seine Sitzung geschlossen.

Am 27. traten die 379 vom Volke wieder erwählten Abgeordneten, so wie die Vertreter der Colonien zusammen, um die Neuwahl der noch fehlenden 105 Mitglieder zu vollziehen. Die Liste war von dem Wohlfahrtsausschusse im Voraus berathen worden: man hatte den Gemäßigten einige Zugeständnisse gemacht, dafür aber mehrere entschiedene Montagnards durchgesetzt, und im Uebrigen unbedeutende und dienstwillige Männer gewählt. Ebenso förderlich wie dieser Zuwachs war den Independenten ferner der Umstand, daß von dem neuen Drittel mehr als hundert Mitglieder noch nicht in Paris angelangt waren. Die nächste Operation war nun die Theilung der anwesenden Mitglieder in die beiden Räthe, welche dem Gesetze gemäß durch das Loos geschah: aus den vierzigjährigen verheiratheten oder verwittweten Abgeordneten wurden somit vom neuen Drittel 83, vom Convente 167 für den Rath der Alten ausgeschieden; der Rest der Anwesenden und alle später eintreffenden sollten dann den Rath der Fünfhundert bilden. Einstweilen überwogen hiernach in dem letzteren die alten Mitglieder des Convents den neuen Zuwachs um das Fünf- oder Sechsfache, und die Machthaber benutzten diesen Vortheil für die Alles entscheidende Wahl des Directoriums auf die rücksichtsloseste Weise. Sie hatten unter sich schon längst beschlossen, daß Niemand in das Directorium treten dürfe, der nicht für den Tod Ludwig XVI. gestimmt hätte, und waren nach vielfachen Erwägungen ihrerseits über die Namen Siéyès, Rewbell, Barras, La Révellière und Letourneur übereingekommen. Sie hatten Aussicht, diese Liste in dem unvollzähligen Rathe der Fünfhundert durchzusetzen; desto zweifelhafter

aber waren sie über den Rath der Alten, dessen Mehrheit an die eigentlichen Erwählten der öffentlichen Meinung, Lanjuinais, Boissy, Thibaudeau, Cambaceres, dachte. Da indeß die Verfassung bestimmte, daß der Rath der Alten die Directoren aus einer Candidatenliste zu wählen hatte, auf welcher die Fünfhundert je zehn Namen für eine Stelle aufzeichneten, so beschloß man, an die Spitze der Liste jene fünf Independenten zu setzen, und ihnen 45 völlig unmögliche Namen hinzuzufügen. Dieser wenig ehrenhafte Plan wurde Punkt für Punkt ausgeführt. Die fünf ernsthaft gemeinten Bewerber erhielten jeder 317 bis 207 Stimmen; dann folgten 44 Friedensrichter, Oekonomen, Bürgermeister, niedere Verwaltungsbeamte, Officiere der Nationalgarde oder der Gensdarmerie, ein Jeder mit 170 bis 140 Stimmen, an letzter Stelle endlich Cambaceres, als früherer Anhänger der Linken, der aber durch seine zurückgezogene Haltung und enge Beziehungen zu Lanjuinais neuerlich der Partei verdächtig geworden war. Mochte nun auch der Rath der Alten einen solchen Zwang mit lebhaftem Aerger aufnehmen, so hatte er doch kein Mittel, ihm zu begegnen, und die fünf Candidaten der Linken wurden als die künftigen Regenten Frankreichs ausgerufen. Als dann Siéyès die ihm übertragene Würde, aus gelehrter Bequemlichkeit oder aus Mißtrauen gegen die von ihm nicht angefertigte Verfassung ablehnte, wurde mit ganz ähnlichen Vorrichtungen an seine Stelle Carnot ernannt.

So viel Mühe kostete es dem Convent, nach dreijähriger Allmacht die Fortsetzung seines Regiments dem französischen Volke aufzunöthigen. Die ärgsten Fehlgriffe der Royalisten, ein blutiger Straßenkampf in Paris, die Anwendung aller Taschenspielereien eines verwickelten Wahlverfahrens mußten zusammenwirken, ehe die bisherigen Machthaber der ferneren Herrschaft, und damit der Straflosigkeit für sich selbst und der Dauer der revolutionären Interessen versichert waren. Die Aussicht in die Zukunft war auf keiner Seite erfreulich: um sich hier zur Bürde des Regierens heranzudrängen, mußte man, wie Barras, alles Andere über dem großen Gehalte eines Directors vergessen, oder, wie die Independenten sämmtlich, mit dem Verluste der Macht die Sicherheit des Lebens gefährdet sehen. Der Staatsbankerott war so gut wie erklärt; die Assignaten waren in der Masse auf 27 Milliarden gestiegen und im Course auf $^1/_2$ Procent gefallen, so daß das Zwanzigfrankenstück in Gold nicht weniger als 4200 L. in Papier kostete. Die Verwaltung lag überall in bodenloser Unordnung; die Conventscommissare hatten die alten Behörden nirgends zu reiner Wirksamkeit gelangen lassen; die neuen fingen eben an sich zu organisiren, und bis wann der Mechanismus derselben

wirksam werden würde, ließ sich noch nicht absehen. Die Masse der Bürger aber übertrug alle Abneigung gegen den Convent auf dessen Fortsetzer, und durch die Gesetze über Priester und Emigranten befanden sich fortdauernd Hunderttausende von Familien in erklärtem Kriegsstande gegen die Regierung. Diese besaß als einzige wirksame Unterlage ihrer Macht die Armee, und wenn man damals oft von dem Ende der Revolution redete, so hatte in Wahrheit der Ausdruck nur den Sinn, daß an die Stelle der populären die Militärherrschaft zu treten im Begriffe war.

So stellte sich im Innern Frankreichs die schließliche Abrechnung des Nationalconvents. Ein nicht weniger düsteres Bild erscheint uns, wenn wir unsern Blick auf die europäischen Verhältnisse richten.

Im Grunde war seit Quiberon und dem spanischen Friedensschluß das System der französischen Politik entschieden — entschieden in dem Sinne, wie wir ihn aus den früheren Aeußerungen des Abbé Siéyès kennen gelernt haben. Man wollte nicht, um im Innern Ruhe und Gesetzlichkeit zu gewinnen, sich nach Außen mit einem ehrenhaften und uneigennützigen Frieden begnügen. Wie man in der ersten Hälfte der Revolution einem unerhörten Ideal populärer Freiheit nachgetrachtet hatte, so strebte man jetzt nach einem überströmenden Maße europäischer Macht und Glorie. Der preußische Einfluß, der auf allgemeinen Frieden und Erhaltung der bisherigen Lage Europa's wirkte, sank in Paris auf Null: Siéyès, der immer entschiedener die Leitung der französischen Diplomatie gewann, überzeugte sich bald genug, daß Preußen niemals jenes französisch-schwedisch-polnische Bündniß zur Umgestaltung des Welttheils annehmen würde, und trat mit allen Gedanken auf allseitige Eroberungspolitik ein. Um die Kräfte dafür zu sammeln, schloß man den spanischen Frieden, und ertheilte, sobald die Ratification desselben ausgetauscht war, Ende August, dem Heere der Ostpyrenäen Befehl, so schnell wie möglich nach den Alpen aufzubrechen, und dem Kriege in Italien die entscheidende Wendung zu geben. Zugleich empfingen Jourdan am Nieder- und Pichegru am Oberrhein die Weisung, mit höchstem Nachdruck über den Strom vorzugehen, ihre Heere auf feindlichem Gebiete zu erfrischen, und die deutschen Staaten zum Frieden auf Gnade und Ungnade zu zwingen.

Unter diesen gab es wenige, welche nicht mit Freuden die Waffen aus der Hand gelegt hätten. Die Norddeutschen erklärten sich sämmtlich mit der sie beschützenden Demarcationslinie einverstanden, und der Landgraf von Hessen-Cassel schloß selbst im August seinen Separatfrieden zu Basel nach dem Vorbilde des preußischen ab. Die süddeutschen Stände

wären von Herzen gern dem Beispiel gefolgt, wenn sie nur ein Mittel gehabt hätten, die kaiserlichen Heere von ihrem Boden zu entfernen. Um so mehr bestürmten sie den Wiener Hof, endlich Ernst mit der Unterhandlung des Reichsfriedens zu machen, und Franz II., um doch etwas für die Form zu thun, schickte Ende August eine Eröffnung nach Kopenhagen, damit diese neutrale Regierung seine Bereitwilligkeit zum Frieden in Paris anmelden möge. Allein von positiven Anträgen und Vorschlägen war keine Rede, und so legte der Wohlfahrtsausschuß die inhaltleere Notiz zu den Acten, deren künftige Behandlung er dem Directorium vorbereitete. In Oesterreich hatte man nichts Anderes erwartet; ehe die Entscheidung in der preußisch-polnischen Sache gefallen war, wollte man sich Frankreich gegenüber in keiner Weise binden, und eben in jener wichtigsten Angelegenheit gelangte man jetzt an den kritischen Punkt. In der zweiten Hälfte des Juli empfing Thugut eine Depesche des Grafen Cobenzl vom 9., über umfassende Erklärungen des Petersburger Hofes, welche den Wünschen Oesterreichs in allen wesentlichen Punkten entsprachen. Zur Zeit ihrer Ankunft in Wien war die böhmische Rüstung so gut wie vollendet, und so erließ denn Thugut die inhaltschwere Weisung an den Fürsten Reuß in Berlin, gemeinsam mit seinem russischen Collegen zur Vorlage des Theilungsvertrags vom 3. Januar an die preußische Regierung zu schreiten. Thugut meldete dies Alles dem Grafen Cobenzl am 8. August: „Man hat," fügte er hinzu, „vielfache Klagen über unsere militärische Unthätigkeit erhoben. In Deutschland galt es zuerst, das von Basel bis zur Zuydersee zerstreute Heer zu sammeln; dann gab es Aufenthalt, weil uns England, nicht die Anleihe, aber einen Vorschuß von 700,000 Pfund weigerte; dann kam der Baseler Friede, die Demarcationslinie, preußische Umtriebe bei allen Reichsständen. Jetzt hat der Kaiser die 170,000 Mann starke Masse seiner Truppen in zwei Heere getheilt, und eins derselben dem glänzenden und tapfern General Wurmser anvertraut; jetzt werden die Operationen beginnen". Um die volle Wahrheit zu sagen, hätte er hinzusetzen müssen: sie werden beginnen, so weit es die zu erwartenden Berliner Beschlüsse verstatten.

Indessen hatten am 8. August die beiden Gesandten der Kaiserhöfe eine Zusammenkunft mit dem Ministerium erbeten, weil sie zu einer gemeinsamen officiellen Eröffnung beauftragt wären. Die Conferenz fand am 9. Statt, und die Gesandten legten den auf's Höchste erstaunten Ministern die auf Polen bezügliche gegenseitige Declaration der Kaiserhöfe vom 3. Januar vor. Der Eindruck war um so heftiger, als die Gesandten jede Erörterung darüber ablehnten, und statt dessen im

Namen ihrer Höfe die Unterhandlung, wie bisher, in Petersburg fortzuführen baten. In athemloser Eile, erzürnt über die Hinterhaltigkeit ihrer hohen Verbündeten, bestürzt über die Bündigkeit des kaiserlichen Verfahrens, rathlos für den ersten Augenblick, erstatteten sie dem Könige Bericht. Alvensleben, stets durchdrungen von der Erschöpfung seines Staates, und jetzt gegenüber der östlichen Gefahr ebenso kleinmüthig, wie sechs Monate früher bei der westlichen, rieth, unbedingt und unzögerlich die Forderung der Kaiserhöfe zu erfüllen. Haugwitz, im Grunde derselben Ansicht, bewahrte äußerlich etwas größere Ruhe, und mahnte, wenigstens in den Formen einen Schein des selbständigen Entschlusses zu wahren. So wurde am 15. August ein Brief des Königs an die Kaiserin aufgesetzt, worin er sich über den Separatvertrag der Kaiserhöfe inmitten einer gemeinsamen Unterhandlung beschwerte, im Interesse aber des allgemeinen Friedens seinen Beitritt in Aussicht stellte, wenn man ihm den westlichen Theil des Palatinates Krakau, der zur Deckung der schlesischen Grenze unerläßlich sei, und eine kleine Spitze Landes zwischen Bug und Weichsel überlasse, damit die österreichischen Grenzpfähle nicht in die Thore Warschaus hineinsähen.

Alles, was die preußische Regierung damals über die Weltlage erfuhr, mußte sie in dem Entschlusse zur Nachgiebigkeit bestärken. Ostermann erklärte dem Grafen Tauenzien, man müsse zum Abschluß der polnischen Sache kommen; wenn ihr Oesterreich angreift, sagte er, so werden wir es mit aller Macht unterstützen, der Kaiser aber wird das deutsche Reich aufgeben, seinen Frieden mit Frankreich machen, und seine Kräfte einzig gegen euch wenden. In Paris gelang es bald nachher einem Agenten Hardenberg's, einer Denkschrift des Abbé Siéyès habhaft zu werden, worin das System der Abtretung Bayerns für Mailand und Belgien entwickelt, und zugleich ein tiefer Aerger gegen Preußen ausgesprochen war, welches den Baseler Frieden nicht als Brücke zu einem französischen Bündniß, sondern lediglich als Uebergang zur Neutralität benutzt habe [1]). Jene Worte Ostermann's waren also keine leere Drohung: dem Kaiser stand der Weg zum französischen Frieden an jedem Tage offen. Auch kam von Tauenzien eine Meldung über die andere von ernstlichen, umfassenden Rüstungen Catharina's. Eine Rekrutirung von 10 Mann auf je 1000 Seelen wurde in dem

[1]) Was Barante, Convention VI, 438, über Rewbell's Conferenzen mit Hardenberg mittheilt, wird durch die Depeschen des letzteren nicht bestätigt. Hardenberg vermochte nicht zu erfahren, was Rewbell in Basel wollte; dieser äußerte gegen ihn nur, daß Frankreich kein Vertrauen zu Preußens unentschiedener Haltung haben könne.

ganzen Umfange des weiten Reiches angeordnet; große Vorräthe an Munition und Lebensmitteln wurden angehäuft, und nach allen Seiten vorbereitende Truppenaufstellungen gemacht. Der alte Rumanzoff deckte mit einem starken Heerestheile am Dniester die Grenze gegen etwaige Unruhen der Türken; ansehnliche Infanteriemassen waren auf dem Marsche nach Polen, und schon war es ausgesprochen, daß im Falle eines preußischen Krieges Suworow und Repnin dort befehligen, und mit möglichster Energie in Schlesien und Ostpreußen vorgehen sollten.

Unter so drohenden Verhältnissen hatte Tauenzien am 3. September die erste gemeinsame Conferenz mit Markoff und Cobenzl. Kaum aber hatte er die letzten bescheidenen Anträge seines Monarchen vorgelegt, so brach Cobenzl ohne Weiteres ab und verließ den Saal. Die Russen bedauerten den Vorgang, erklärten aber zugleich, sie seien gebunden; es sei die letzte Berathung, Preußen müsse nachgeben. Tauenzien antwortete, um die Friedensliebe Preußens zu bethätigen, wolle er über seine Instruction hinaus auf die Stadt Krakau verzichten, und in Erwartung der nachträglichen Genehmigung seines Königs hierauf zeichnen. Markoff verhieß, diesen Vorschlag dem Grafen Cobenzl zu empfehlen, eröffnete aber zwei Tage nachher, daß Oesterreich einfach auf der Erklärung vom dritten Januar beharre. Am 11. meldete darauf Ostermann nach Berlin, daß er bei Oesterreich die Ueberlassung der Landspitze zwischen Bug und Weichsel an Preußen durchgesetzt, auf der Krakauer Seite aber nichts erreicht habe, und dringend um die preußische Zustimmung bitten müsse. Dann ziehen wir uns lieber, rief Alvensleben, auf unsere Grenzen von 1793 zurück, protestiren gegen jede Theilung, warten die in Polen gährenden Ereignisse ab, und decken uns durch ein Bündniß mit Frankreich. Der alte Finkenstein aber meinte, eine solche Verflechtung mit den Franzosen sei gerade das größte Unheil, und der König pflichtete ihm bei. Er ließ Tauenzien anweisen, sich mit einer kleinen Grenzverbesserung für Schlesien zu begnügen, und die im Januarvertrag bedungene wechselseitige Garantie der polnischen Besitzungen für Preußen dahin zu erläutern, daß letzteres sonst zu derselben bereit sei, auf keinen Fall aber damit eine Verpflichtung zum Bruche des Baseler Friedens übernehmen wolle.

Gleichzeitig kam den 28. September die Triplealliianz zwischen Rußland, England und Oesterreich in Petersburg zu Stande, eine Vereinigung der verschiedenen Verträge zwischen den drei Mächten, mit dem bestimmten russischen Versprechen, ein Truppencorps zu dem französischen Kriege zu stellen, welchen Oesterreich mit aller Macht fortsetzen würde. Das Bündniß war ganz allgemein, ohne irgend einen Gegner auszu-

nehmen, der sich gegen einen der abschließenden Höfe erheben könnte. Es stellte keine Zeitgrenze für seine Dauer fest, und sprach den Verzicht auf alle Separatunterhandlungen aus. Auf eine solche Urkunde gestützt, wollten Markoff und Cobenzl um so weniger von Zugeständnissen an Preußen hören. Am 19. October hatte Tauenzien die letzte Verhandlung. Als er von der schlesischen Grenzverbesserung redete, bewilligten ihm die Russen endlich eine gemischte Commission zur Regulirung der streitigen Linie, dafür mußte er sich in Bezug auf die Garantie mit einer mündlichen Verheißung begnügen, daß dieselbe den preußisch-französischen Friedensstand in keinem Falle stören sollte. Er entschloß sich mit schwerem Herzen zur Unterschrift, wohl wissend, daß der König die Ratification ertheilen, ihn aber, den unglücklichen Unterhändler, mit der allerhöchsten Ungnade darüber treffen würde. Die polnische Frage war beendigt, nachdem sie Deutschland auf das Tiefste gespalten und Frankreich eine breite Siegesbahn eröffnet hatte. — Während dieser Verhandlungen hatte dann der Herbstfeldzug sowohl in den Alpen als am Rheine begonnen, ganz in der Weise, wie sie der innern Lage bei jeder der großen kämpfenden Parteien entsprach.

Schon am 30. Juli hatte Kaiser Franz dem General Clerfait von der Theilung des Heeres und von der Ernennung Wurmser's zur Führung der am Oberrheine stehenden Oesterreicher und Reichstruppen Nachricht gegeben, den so häufig verheißenen Operationsplan aber auch jetzt keineswegs hinzugefügt. Es war Wurmser, welcher mit demselben beauftragt werden sollte; dieser kam jedoch erst am 22. August in seinem Hauptquartiere Freiburg an, fand hier vielfache Lücken und Mängel, und meldete am 26. nach Wien seine Absicht, möglichst bald sich einen Uebergangspunkt über den Rhein auszusuchen. Am 7. September schrieb darauf der Kaiser über seine Intentionen: wenn einige Wahrscheinlichkeit vorliege, daß man durch den Uebergang über den Rhein Vortheile erringen, oder daß man bei geringerem Glücke wenigstens Hüningen nehmen und, während die Armee auf dem rechten Ufer überwintere, den Platz behaupten, oder endlich, daß im Falle des Mißlingens das Heer in leidlicher Weise über den Rhein zurückkommen könne: in diesen drei Fällen wünsche er, daß Wurmser thunlichst schnell die Hand an's Werk lege; jedenfalls solle der General Nachricht geben, wie weit die Vorbereitungen gediehen seien, ohne deshalb die Ausführung aufzuschieben.

Wie man sieht, war der Eifer zum Kampfe am Rheine damals in Wien noch einiger Maßen bedächtig. Offenbar hat dort Niemand vorausgesetzt, daß der Uebergang vor der Mitte des September Statt finden könne oder solle; sonst würde man den feurigen Wurmser, welcher da-

mals bekanntlich ohne active Verwendung war, schon vier oder sechs Wochen früher zum Heere gesandt haben. Es scheint klar, daß der Kaiser bei der Abfassung seines Schreibens vom 7. die Unterwerfung Preußens unter die Petersburger Bedingungen zwar für wahrscheinlich hielt, vor der thatsächlichen Gewißheit aber nicht mit lebhafter Eile zu französischen Schlachten drängte. So geschah es denn, daß der Gegner, obgleich schwächer an Zahl und Ausrüstung, den Oesterreichern in der Offensive zuvorkam. An demselben 7. September, an welchem Kaiser Franz seinem Feldherrn den Befehl zur Vorbereitung des Ueberganges gab, hatten die französischen Heerhaufen ihrerseits den Strom schon überschritten.

Es waren drei Divisionen von Jourdan's Sambreheer, welche einige Stunden unterhalb Düsseldorf auf das rechte Ufer gelangten. Deutscher Seits hatte man den Punkt für gedeckt durch die preußische Demarcation gehalten; die Franzosen schritten jedoch über die Proteste des preußischen Postencommandanten mit der Erklärung weg, daß der Ort zu dem nicht neutralen Herzogthum Berg gehöre, und Preußen ließ es dabei bewenden, um so mehr, als die kaiserlichen Generale die bestimmte Anweisung hatten, ihrerseits sich nirgends an die Demarcationslinie zu kehren. So fand sich Clerfait, dessen Commando damals von Düsseldorf bis Philippsburg reichte, in seiner rechten Flanke überflügelt, zumal der pfälzische Minister Hompesch in trauriger Feigheit Düsseldorf überlieferte, das französische Centrum aber bei Cöln auf das rechte Ufer hinüberging und die Oesterreicher zum weiteren Rückzug hinter die Lahn nöthigte. Nun passirten auch die letzten Divisionen des Feindes den Fluß bei Neuwied, und Jourdan, der über 70,000 Mann gegen die Lahn heranführte, überwältigte durch scharfes Gefecht bei Diez auch die neue Stellung der Oesterreicher hinter jenem Flusse, so daß Clerfait mit allen Colonnen in eiligem Rückzug zum Main zurückwich. Er beschleunigte seinen Marsch um so mehr, als in diesen Tagen auch General Pichegru mit drei Divisionen über den Rhein bei Mannheim gegangen war, und der Minister Oberndorf, auf eine geheime Vollmacht seiner schwachen Regierung [1]), die Festung mit gleicher Schnelligkeit, wie sein College vierzehn Tage früher Düsseldorf, dem Feinde überlieferte. Drei Meilen davon entfernt hatten in Heidelberg die Oesterreicher ihr Hauptmagazin und ihre wichtigsten Depots, die

---

[1]) Die Existenz derselben wurde später abgeleugnet, ist aber eine nur zu wahre Thatsache. Oberndorf sollte durch die Capitulation freundliche Behandlung des Landes erkaufen.

nach dem Falle Mannheims nur noch durch einen schwachen Heerestheil, neun Bataillone unter General Quosdanovich, gedeckt waren. Wenn Pichegru den wichtigen Punkt ohne Zögern besetzte, so gab es fortan im Rheinthal zwischen Wurmser's Heer bei Freiburg und Clerfait's Schaaren am Main keine Verbindung mehr. Um dies zu hindern, eilte Clerfait mit höchster Anstrengung über den Main zurück, nahm Stellung bei Arheiligen, Babenhausen und Aschaffenburg, und sandte schleunigst einige Verstärkung nach Heidelberg. In der That gelang es dem General Quosdanovich am 29. zwei französische Divisionen unter Dufour in einem glänzenden Treffen aus der Umgebung Heidelbergs zurückzuweisen, und damit auch dem General Wurmser die Möglichkeit zu schneller Annäherung und Unterstützung des bedrohten Punktes zu geben. Man wird dabei vermuthen dürfen, daß einen wesentlichen Antheil an dieser für die Oesterreicher rettenden Wendung der Widerwille des Generals Pichegru gegen seine republikanischen Regenten hatte. Wenigstens waren seine Bewegungen langsam, seine Truppen weit auseinander gelegt, und sowohl Merlin von Thionville als Bacher begannen damals, ernstlichen Verdacht gegen seine Zuverlässigkeit zu fassen. Er selbst, nachdem ihm jener Plan, durch scheinbar unwiderstehliches Vorgehen seine Truppen sich unbedingt zu verbinden, an der Ablehnung der Oesterreicher gescheitert war, sprach einige Monate später dem englischen Gesandten Wickham wiederholt die Ueberzeugung aus, das einzige aber völlig sichere Mittel zum Sturze der republikanischen Regierung bestehe darin, daß man die republikanischen Heere gründlichst schlage. Man wird ihm also schwerlich Unrecht mit der Annahme thun, daß er, so lange er selbst die Bewegungen leitete, wenn nicht gerade seine Soldaten in das Verderben geführt, doch keinenfalls mehr geleistet hat, als zur Deckung seiner Verantwortlichkeit schlechterdings unerläßlich war.

Immer waren die Vortheile der Franzosen in diesen ersten Wochen nicht unerheblich. Sie hatten zwei bedeutende Festungen des rechten Ufers eingenommen, und den ganzen Landstrich zwischen Rhein und Main und der preußischen Demarcation besetzt. Der Triumph und die Hoffahrt war groß in Paris. Der Wohlfahrtsausschuß sandte am 24. September an Jourdan und Pichegru einen Operationsplan, dessen Ergebniß die Umzingelung beider österreichischer Heere zwischen Rhein, Main und Neckar, und ihre gänzliche Vernichtung sein sollte. An demselben Tage legte er dem Convente den Antrag vor, das politische System der Republik vor ganz Europa festzustellen, daß man Belgien und Lüttich entsprechend dem allgemeinen Wunsche ihrer Bewohner dem französischen Gebiete einverleibe. Es war die Zeit, wo durch den Streit

mit den Pariser Sectionen der Convent täglich in stärkere Abhängigkeit von der Linken kam: es war vergebens, daß von der gemäßigten Partei Lanjuinais, Lesage, Harmand vor einer solchen Vergrößerung warnten, welche den ewigen Krieg gegen ganz Europa bedeute: nach langer Discussion, wo die Linke jedes Wort für Frieden als Vaterlandsverrath zu brandmarken suchte, wurde die Einverleibung am 1. October, mitten unter den Waffenrüstungen zum 13. Vendemiaire, verfügt. Um das System zu vollenden, hatten Boissy d'Anglas und Siéyès wenige Tage vor dem Beschlusse einen früher in preußischen, damals in französischen Diensten stehenden Beamten, Namens Theremin, nach Basel an einen dort sich aufhaltenden österreichischen Diplomaten, den Baron Degelmann, abgeschickt, um durch diesen dem Minister Thugut die Bereitwilligkeit der Republik zu erklären, Bayern dem Kaiser zu überlassen, wenn er in die Abtretung Belgiens und des linken Rheinufers an Frankreich willige [1]. Siéyès mochte denken, daß er damit der Politik der Gemäßigten einen großen Schritt entgegen thue.

Dieses Mal aber folgte die Strafe der Ueberhebung auf dem Fuße. Nachdem Wurmser nach Heidelberg herangekommen war, wandte sich Clerfait wieder gegen Jourdan zurück, der sich indessen den Main entlang von der Mündung bei Castel bis an die Nidda aufgestellt hatte. Clerfait beschloß, diese feindliche Linie von ihrer linken Flanke her aufzurollen; er ließ zu diesem Zwecke mehrere seiner Abtheilungen bei Aschaffenburg und Offenbach auf das nördliche Ufer des Mains hinübergehen, und dort die äußerste Linke der Franzosen von der Seite und bald auch durch Vordringen im Taunus vom Rücken her bedrohen. Jourdan fand seitdem seine Lage so mißlich, daß er, nachdem ein Angriff auf die Kaiserlichen an der Nidda mißlungen war, den Rückzug nach der Lahn in drei Colonnen antrat. Die Oesterreicher verfolgten dieselben nur mit schwachen Avantgarden, nichts desto weniger erlitten die Feinde sehr bedeutenden Verlust, und kamen endlich im schlimmsten Zustande auf das linke Rheinufer zurück. Ihre Truppen, vor dem Beginn des Feldzuges halb verhungert und abgerissen, hatten nämlich gleich nach Betretung des rechten Ufers mit der wildesten Gier sich auf das unglückliche Land gestürzt, allen Leidenschaften gefröhnt, und die Einwohner durch jegliche Art von Missethat auf das Aeußerste, die eigene Disciplin aber um Halt und Festigkeit gebracht. So hielten die Regimenter nur zusammen, so lange der Sieg auf ihrer Seite blieb: bei dem ersten Schritte rückwärts aber brach Alles auseinander, ganze Compagnien verließen die Glieder,

---

[1]) Theremin's Bericht im Archiv des auswärtigen Ministeriums, Paris.

um rascher zu flüchten und im Vorübereilen zu rauben und zu brennen. Allein die Geduld des Volkes war jetzt zu Ende; überall erhoben sich im Taunus wie im Westerwalde die Bauern, und nahmen mit Axt und Sense an ihren Peinigern blutige Rache. Eine Menge der französischen Marodeure wurden erschlagen oder als Gefangene den österreichischen Abtheilungen zugeführt. Bis zum Ende des Monats October hatten die Oesterreicher den ganzen Landstrich den Rhein entlang bis zur Sieg wieder besetzt.

Clerfait hatte unterdessen mit seiner Hauptmacht bei Zeiten Halt gemacht, und sich in der Ueberzeugung, daß Jourdan auf eine geraume Weile ungefährlich sei, mit raschem Entschluß zu einem andern Gegner hinübergewandt. Nachdem Pichegru mit drei seiner Divisionen Mannheim besetzt hatte, war der Rest des französischen Rheinheeres in zwei beinahe gleich starken Massen, vier Divisionen zwischen Straßburg und Hüningen, vier andere zur Beobachtung und Berennung von Mainz aufgestellt. Um diese Festung zunächst auf dem linken Rheinufer gründlich zu blokiren, hatten die Franzosen einen Ring von Feldbefestigungen in weitem Bogen um sie her gelegt, und deren Redouten mit mehr als 150 Geschützen und 31,000 Mann besetzt. Clerfait faßte nun den Gedanken, durch einige seiner Abtheilungen die Besatzung zu verstärken, und dann mit einem unerwarteten, energischen Ausfalle die Kette jener feindlichen Bollwerke zu sprengen. Das kecke Unternehmen wurde mit ebenso viel Nachdruck wie Erfolg ausgeführt. Am 28. October defilirten die österreichischen Colonnen über die Rheinbrücke in die Stadt, ohne daß die Franzosen eine Ahnung von ihrem Heranrücken hatten; in der Frühe des folgenden Morgens gingen sie in tiefer Stille, durch einen starken Westwind begünstigt, welcher dem Feinde das Geräusch des nächtlichen Marsches verbarg, zum Angriff vor. Sie machten zuerst einen falschen Alarm gegen den linken Flügel der feindlichen Linie, unmittelbar nachher brach der Hauptsturm auf die äußerste Rechte derselben herein, und Schlag auf Schlag wurde eine Position nach der andern überwältigt. Bis zum Mittag war Alles vorbei; 138 Geschütze waren genommen und 1700 Gefangene gemacht; der Feind war vollkommen zersprengt und seine Divisionen in wilder Flucht nach allen vier Winden. Erst als Pichegru selbst mit ansehnlicher Verstärkung vom Oberrhein heraneilte, brachten die Franzosen wieder eine feste Aufstellung hinter der Pfriem, auf einer Linie von Worms und Pfeddersheim zum Donnersberg, zu Stande.

Während hier Clerfait mit so frischen Schlägen die deutschen Waffen wieder zu Ehren brachte, und weit und breit im Reiche die Stimmung erquickte und aufrichtete, war weiter stromaufwärts auch

Wurmser nicht müßig gewesen. Am 17. und 18. October fiel er auf die französischen Schaaren bei Mannheim, und trieb sie mit einem glücklichen Gefechte in die Festung zurück. Das ganze südliche Neckarufer wurde damit von dem Feinde gesäubert. Am 29., demselben Tage, an welchem Clerfait die Mainzer Schanzen eroberte, bemeisterte sich Wurmser des Galgenberges, der letzten französischen Position vor Mannheim, auf dem rechten Ufer des Neckar. Um jedoch die Belagerung der Stadt mit Erfolg beginnen zu können, mußte die Einschließung auch auf der linksrheinischen Seite vollendet, und zu diesem Behufe Pichegru aus seiner Stellung an der Pfriem verdrängt werden. Deshalb ging Clerfait, durch 19 Bataillone von Wurmser's Heer verstärkt, am 10. November gegen die Pfriem vorwärts; und obgleich er etwas Bedächtigkeit und Aengstlichkeit zeigte, so wurde doch nach viertägigem Kampfe ein vollständiger Erfolg erreicht, und die Franzosen zum Rückzug hinter die Queich und die Wälle von Landau genöthigt. Dadurch war die Besatzung von Mannheim vollständig isolirt; Wurmser begann von allen Seiten die Beschießung, und am 22. November mußte die Festung capituliren. Vergebens hatte Jourdan mit seinen zerrütteten Regimentern zweimal den Versuch gemacht, durch den Hundsrück hindurch über Kreuznach in die Pfalz einzudringen; er war beide Male auf Clerfait's Anordnung durch General Wartensleben zurückgetrieben worden. Als dann nach Mannheims Fall Wurmser für sich allein das französische Rheinheer in Schach halten konnte, und damit Clerfait's gesammte Macht gegen Jourdan verfügbar wurde, mußte dieser den Hundsrück völlig räumen, und dieser wie der größte Theil der Pfalz blieb auf dem linken Rheinufer in deutschen Händen. Der Doppelangriff, mit welchem der Convent seine kriegerische Ueberlegenheit auf deutschem Boden hatte besiegeln wollen, war vollständig gescheitert, und jetzt kam auch aus Wien eine ebenso höfliche wie gemessene Antwort auf Theremin's Eröffnungen, daß die kaiserliche Regierung die Verhältnisse nicht für angemessen zur Erörterung derselben halte [1]).

Für Italien hatte der Wohlfahrtsausschuß am 31. August die Trennung des sogenannten italienischen Heeres in der genuesischen Riviera, und des Heeres der Alpen in Savoyen angeordnet, und dieses unter den Befehl des Generals Kellermann, jenes unter die Leitung des Generals Scherer, des bisherigen Führers in den Ostpyrenäen gestellt. Anfang September langten die ersten Verstärkungen vom spanischen Kriegsschauplatz an; allein auch hier fehlte es an Allem, an Geld und

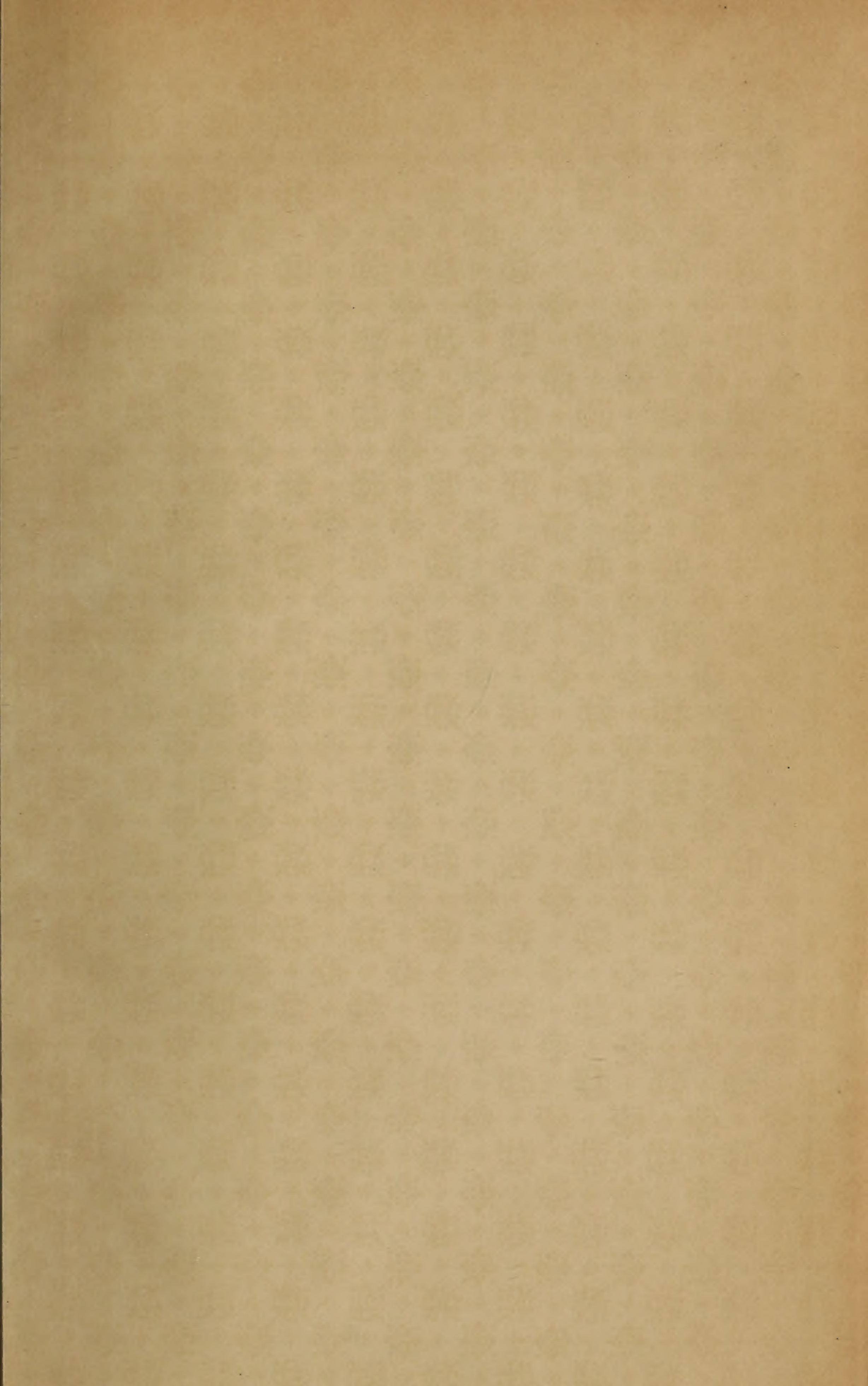
[1]) Archiv des auswärtigen Ministeriums, Paris.

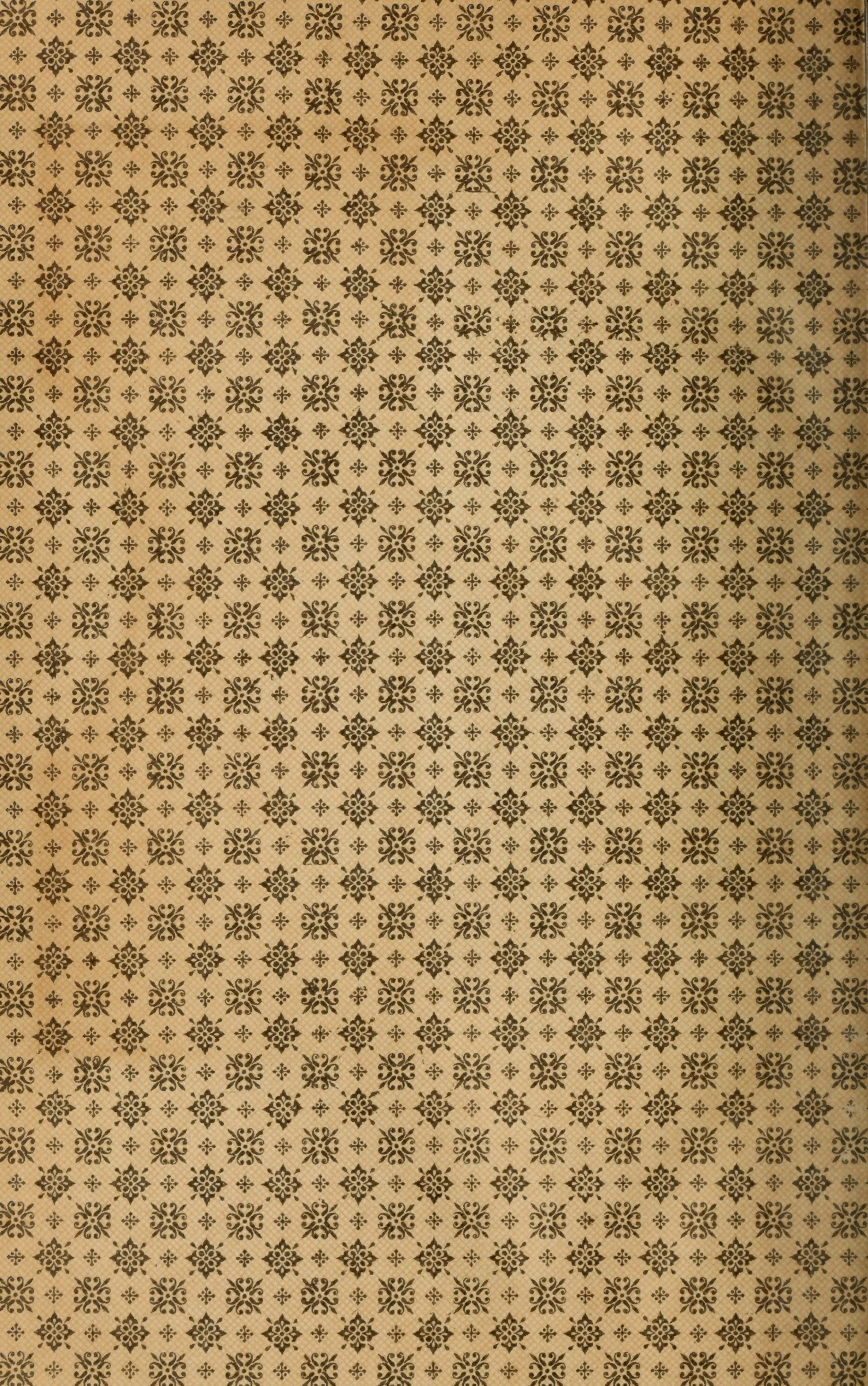
Bekleidung, an Verpflegung und an Munition. Es kam dazu, daß die Gährung in den südlichen französischen Departements starke Truppenabtheilungen im Lande zurückhielt, und daß Scherer zwar erfüllt von republikanischem Patriotismus, aber arm an militärischer Begabung war. Der Ausschuß verfügte deshalb noch die Entsendung von 10,000 Mann vom Rheinheere nach Italien; es wurde aber November, ehe diese Verstärkungen in der Riviera eingetroffen waren, und Scherer, jetzt auf 50,000 Mann herangewachsen, sich zur Eröffnung der Operationen entschloß. Die verbündeten Austrosarden, von Graf Wallis und General Colli angeführt, lagen indeß auf den Höhen des Apennin, ebenso unthätig wie der Feind, ohne gehöriges Lagergeräth und ausreichende Verpflegung den Einflüssen einer wechselnden und zuletzt rauhen Witterung Preis gegeben, so daß sie in physischer wie moralischer Beziehung litten, und des erfolglosen Krieges gründlich müde wurden. Am 23. November griffen die Franzosen ihre Stellung auf allen Punkten an. Die Piemontesen, welche die Linke des verbündeten Heeres bildeten, behaupteten sich gegen alle Versuche Serrurier's; dagegen warf Massena die Oesterreicher im Centrum aus Bardinetto, und gelang es Augereau, die österreichische Rechte bei Loano gänzlich zu schlagen. Nach einem Verlust von mehr als 4000 Mann räumte darauf Wallis am 24. den Kamm des Gebirgs, um am nördlichen Abhang desselben bei Acqui, Dego, Millesimo eine neue Stellung zu nehmen. Die Franzosen waren die Herren der Riviera und der nach Piemont hinüberführenden Pässe, und somit in der Verfassung, nach Bonaparte's Entwürfen den nächsten Feldzug mit einer großen Offensive in Oberitalien zu eröffnen.

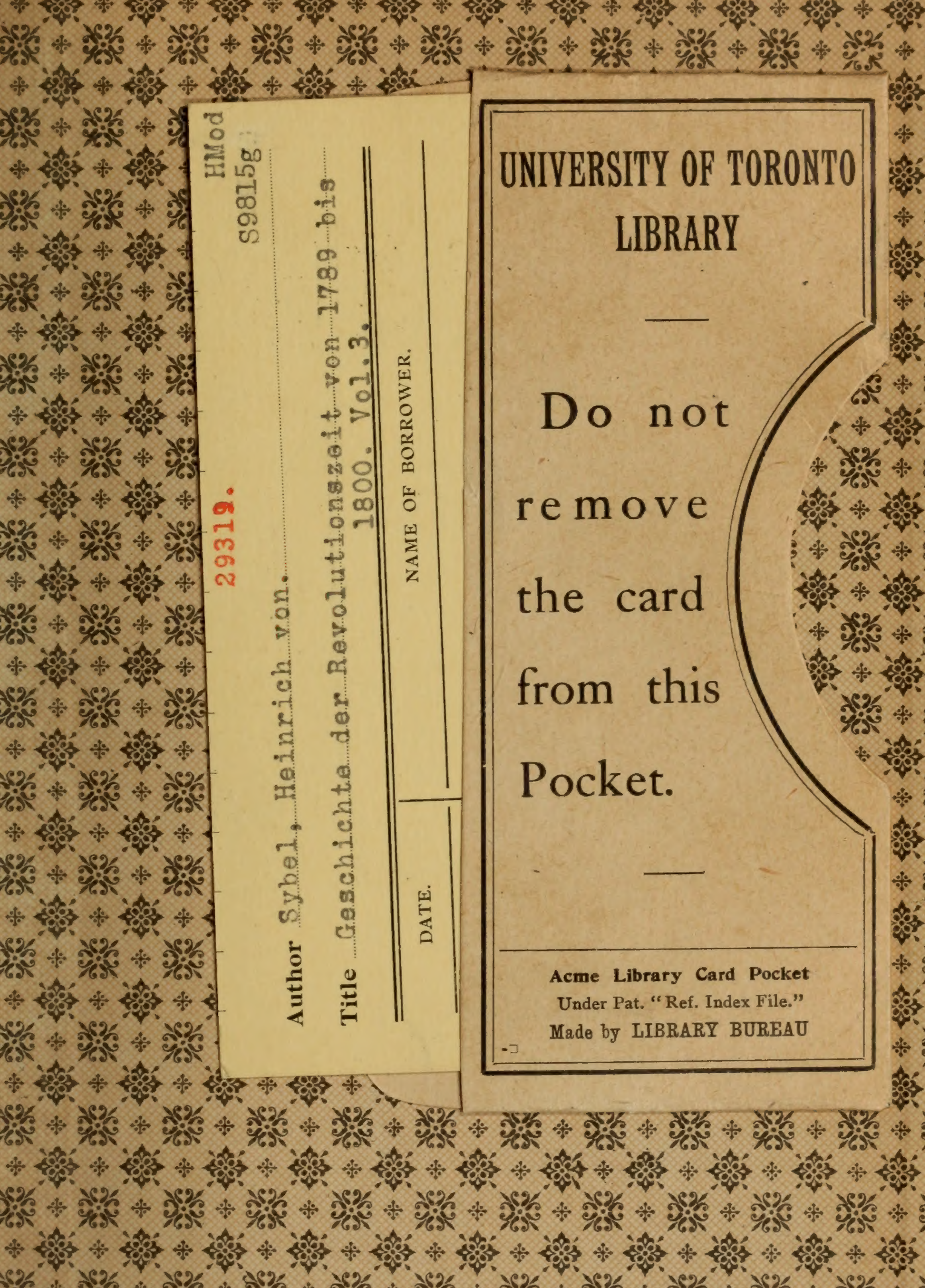
So war das Ergebniß des Krieges, dessen Vollendung der Convent der neuen constitutionellen Regierung hinterließ. An der deutschen Grenze war man nicht weiter als ein Jahr zuvor, ja man hatte am Oberrhein sogar einen bedeutenden Landstrich wieder eingebüßt, während man in Italien durch den Sieg von Loano gerade so weit gekommen war, um den eigentlichen Kampf demnächst beginnen zu können. Trotz dieser Wechselfälle aber war der Charakter und das Ergebniß des Krieges keinem Zweifel mehr unterworfen. Nach der Niederlage der gemäßigten Partei in Frankreich, und nach der diplomatischen Demüthigung Preußens in Deutschland war es gewiß, daß der Gesammtzustand Europas einer militärisch-revolutionären Umgestaltung entgegen ging. Die Regierungen in Paris, Wien und Petersburg waren, wie verschieden sie sich nach Form und Ursprung auch ausnahmen, in dieser Gesinnung völlig gleichen Werthes. Zwischen Oesterreich und Frankreich handelte es sich durchaus nicht mehr um altes Recht oder neue Umwälzung; die Kämpfe von

1796 wurden lediglich über die Frage geführt, ob in Mitteleuropa Oesterreich oder Frankreich durch große Gebietserweiterung die leitende Macht werden sollte. Daß die Verfassung des heiligen römischen Reiches solchen Stürmen nicht gewachsen war, darüber konnte schon damals kein klarsehender Beobachter einen Zweifel haben. Nur von der Lebensdauer, welche das Geschick der Kaiserin Catharina noch vergönnte, schien es dann weiter abzuhängen, ob der wilde Wirbel auch die türkischen Provinzen ergreifen, ob alles europäische Land im Osten der Weichsel den Russen, im Westen des Rheines den Franzosen dienen, ob vielleicht mit einer gänzlichen Zertrümmerung Preußens der Rest Deutschlands eine Provinz des Hauses Lothringen werden würde. So waren die Verhältnisse und die Aussichten zu Ende des Jahres 1795; Niemand ahnte, welch eine gewaltige Kraft binnen wenigen Monaten die Leitung der Ereignisse an sich reißen, alle Einzelnheiten der bisherigen Pläne verwandeln, die Gesammtentwicklung der militärischen Revolution unermeßlich beschleunigen würde.

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.






UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY
Do not
remove
the card
from this
Pocket.
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU
HMod
S9815g
29319.
Author Sybel, Heinrich von.
Title Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis
1800. Vol.3.
NAME OF BORROWER.
DATE.

